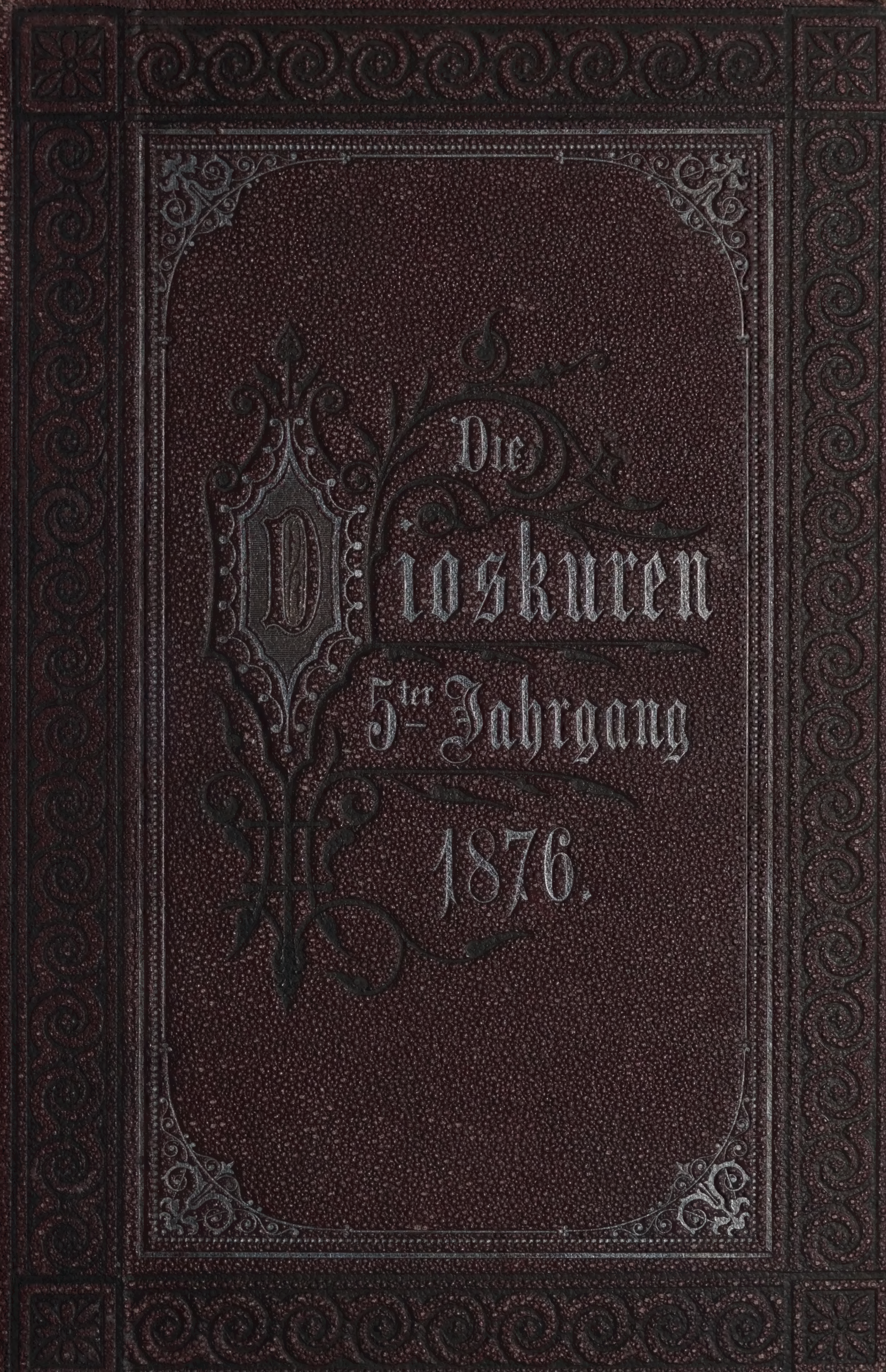
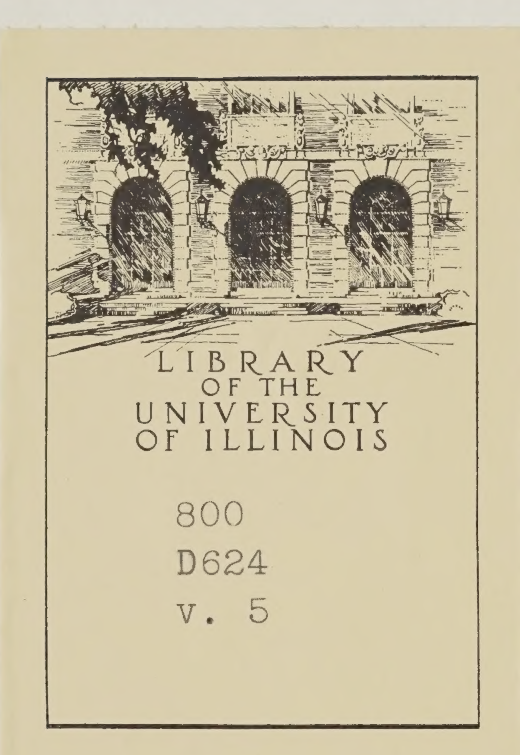

Die
Dioskuren
5ter Jahrgang
1876.



LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF ILLINOIS



Die Dioskuren.

Literarisches Jahrbuch

des

ersten allgemeinen Beamtenvereines der österreichisch-ungarischen Monarchie.

Fünfter Jahrgang.

Zweite Auflage.







Wien, 1876.

In Commission der k. k. Hof- und Staatsdruckerei (Stadt, Singerstraße 26).

Selbstverlag des Vereines.

Der Reinertrag

ist dem Fonde zur Errichtung einer **höheren Töchterschule** gewidmet.

Aus der kaiserlich-königlichen Hof- und Staatsdruckerei.

Inhalts-Verzeichniß.

Die Dioskuren.

Aus der Kräfte schön vereintem Streben
Hebt sich, wirkend erst, das wahre Leben.
Schiller.

Mitgetheiltes aufzunehmen, wie es gegeben wird,
ist Bildung.
Goethe.

Till Aftonstjernan. *

(An den Abendſtern.)

Von

Oscar II.,
König von Schweden und Norwegen.

Var helſad ſtilla ſommarqväll,
Som öfver ſlott och öfver tjäll
Din roſenſlöja ſänkt;
Var helſad helga ſabbatsfrid,
Som efter dagens larm och ſtrid
En huld natur oſs ſkänkt.

Nyſs bortom furukrönta ſund
Sjönk ſolen ned i dunkel lund,
I ſkogen blef ſå tyſt;
Ej minſta flägt deſs kronor rör,
Den ſiſta böljans ſvallning dör
Vid ſtranden ſom hon kyſt.

Än dröjer der vid Veſterns bryn
Den lätta purpurſtänkta ſkyn,
I milda ſtrålars brand;
Men qvällens ſtjerna ſitter blyg
Och blickar fram, likſom i ſmyg,
Från molnets öfre rand.

---

* Das Gedicht, womit wir den diesjährigen Band der „Dioskuren" einleiten, verdanken wir der huldreichen Theilnahme des doppelt gekrönten Verfaſſers an unſerem literariſchen Unternehmen. Für uns iſt der Werth des königlichen Autographen dadurch noch erhöht, daß er von einem lorberbekränzten Dichter ſtammt. Lange bevor das Schickſal den Herzog von Oſt-Gothland auf den Thron der vereinigten ſkandinaviſchen Königreiche erhob, hatte Derſelbe in ſeinem ſagenreichen Vaterlande die höchſte Stufe des Skalden-Ruhmes erreicht als er, ein ungenannter Mitbewerber, mit 19 Jahren den akademiſchen Dichterpreis errang.

Am 21. Jänner 1829 zu Stockholm und noch bei Lebzeiten ſeines Großvaters, Königs Carl XIV. geboren, theilte Prinz Oscar mit ſeinen beiden älteren Brüdern eine ſeltene Begabung für Poeſie und Muſik. Ihre Eltern, der nachmalige König Oscar I. und die Königin Joſephine, begünſtigten die Entwicklung dieſer ſchönen Anlagen durch

Hvad tyder du, min stjerna, på?
O kunde jag ditt språk förstå
I fången tolka det!
Men fåfängt jag min lyra slår,
Dig nalkas tanken blott, som går
I dina tysta fjät!

Det är så långt dit upp till dig,
Och skummare blir vandrarns stig;
Din ledning dock han har;
Ju mera natten faller på,
Du tyckes mindre fjerran stå,
Och tindrar mera klar.

Uti din strålblick hoppet ler
Och hviskar: „Tvifla icke mer,
Du skall mig nå en gång;
Ditt öga blott för mig ej slut,
Jag lyssnar troget natten ut,
Så blir den dig ej lång!“

Hvi skulle jag ej vaka då,
Ej hjertats bästa toner gå
Från mina strängars guld!
Om stjernan min jag sjunga vill,
Allt mera hänryckt lyssna till
Dess maning ljuf och huld!

---

eine vielseitig sorgsame Erziehung. Der, später unter dem Namen Carl XV. zur Regierung gelangte Kronprinz, that sich als Dichter, Prinz Gustav, der zweitgeborene, als Musiker hervor; Prinz Oscar aber widmete sich in früher Jugend dem Seewesen, erwarb auf weiten Reisen mehrfache Sprachkenntnisse und gab sich zuletzt, an der Universität zu Upsala, der Pflege der ernstesten Wissenschaften hin. In einer „Svenska flottans minnen“ betitelten, von der schwedischen Akademie gekrönten Gedichten-Sammlung, besang er die Thaten nationaler Seehelden. Daneben bereicherte er, in Schrift und Vortrag, die strategische Literatur seiner Heimath durch Abhandlungen über Carl XII. Feldzüge, sowie über die Kriegsereignisse in den Jahren 1711 bis 1713. Seine volksthümlich gewordene Leier ließ er öfter erklingen. Unter der Aufschrift: „Nytt och Gammalt“ (Neues und Altes) erschienen in rascher Aufeinanderfolge mehrere Hefte im Lande beliebter und auch in der Fremde durch Uebersetzungen bekannt gemachter Dichtungen. Der Prinz selbst übertrug

An den Abendstern.

Aus dem Schwedischen.

Von

Carl Graf Zaluski.

Gegrüßt sei, Sommerabendfeier,
Die still du deinen Rosenschleier
  Auf Schloß und Hütte senkst!
Gegrüßt, der hehre Feierabend,
Den, nach des Tages Mühsal, labend
  Und milde du uns schenkst!

An jener föhrendunklen Küste
Die Sonne eben gieng zur Rüste;
  Im Forste herrschet Ruh'.
Nicht regen sich die Wipfel mehr,
Der Wellen letzte wirft das Meer
  Dem Strande kosend zu.

Noch glänzt des Westens farb'ge Pracht,
Zur Purpurlohe angefacht
  Im sanften Strahlenbrand;
Und schon manch' Sternlein schüchtern blinket
Und heimlich zu uns niederwinket
  Vom hohen Wolkenrand.

---

in wohllautende schwedische Verse Horaz'sche Oden, Herder's „Cid" und Goethe's „Tasso". Unter seinen vielen nicht herausgegebenen Schriften zeichnet sich, durch besonderen Ideen- und Farbenglanz, ein größeres, den Titel „Dreiklang" führendes Gedicht aus, welches, in drei Abtheilungen, Licht, Ton und Gedanken verherrlichet und schließlich miteinander harmonisch vereint.

Die vorliegende, vom König autorisirte Uebersetzung seines Liedes „An den Abendstern", ist auf unseren Wunsch von befreundeter Seite als eine wortgetreue und im Versmaße des Originals gehaltene Verdeutschung versucht worden, mit deren Hilfe, bei ohnehin großer Aehnlichkeit der beiden Sprachen, das Verständniß des unnachahmlich sangbaren Textes, wohl jedem Leser ermöglicht wird.

Die Redaction.

Was kündest du mir wohl, mein Stern?
Wie wollt' ich deine Deutung gern
Zum Wort und Sang empfah'n!
Vergebens greif ich in die Saiten;
Gedanken nur, in stummen Weiten,
Verfolgen deine Bahn.

Es führt zu dir ein langer Weg
Und finster wird des Wand'rers Steg
Der Dir vertraut allein.
Doch traun! je düsterer die Nacht,
Je heller ihm entgegenlacht
Und lockender dein Schein.

Die Hoffnung strahlt in deinem Licht
Und traulich lispelt: „Zweifle nicht,
Du kommst dereinst zu mir.
Nur wehr' den Schlaf dem Augenlide,
Die Nacht ich widme deinem Liede,
Das mag sie kürzen dir!"

Wie sollt' ich wachend da nicht lauschen
Wo meines Herzens Töne rauschen
Im reinsten Saitengold!
Von meinem Sterne will ich singen
Und seine Mahnung soll erklingen
Im Liede treu und hold.

In der Veranda.

Von

Anastasius Grün.

Ille ego, qui quondam ....

Der ich einst spazieren ging,
Raste nun in grünen Lauben;
In dem wechselvollen Ring
Blieb mir Eines doch: mein Glauben;

Glauben an die Sonnenkraft,
Die im Menschengeiste lodert;
Glauben an den Lenz in Haft,
Der sein Recht des Freien fodert;

Glauben an das Vaterland,
An das alte, große, Eine,
Ob auf ein gerissnes Band
Heute noch manch Auge weine.

Vor mir liegt, wie sonst, das Feld,
Doch kein Halm ist mehr der alte;
Andre Saat ist ihm bestellt,
Daß es andre Ernten halte.

Hier noch rauscht im Thal der Fluß,
Noch derselb' und doch ein andrer,
Der stets fliehn, stets bleiben muß,
Jede Well' ein flücht'ger Wandrer!

Von Granit der Alpen Wand
Dort am Thalsaum, wie seit Jahren;
Doch wie oft ihr Laubgewand
Tauschten die Unwandelbaren!

Ueber mir in festem Fug
Die gewölbte Himmelshalle;
Sternenzug und Wolkenflug
Wechseln all' und wandern alle!

Ihr Gesetz übt die Natur
Unerbittlich und gewaltsam;
Durch mein Herz auch zieht die Spur
Ew'gen Wandels unaufhaltsam.

An dem Ast im Laubgewind'
Ließ ich meine Harfe hängen;
Dämm'rung wird's; der Abendwind
Streift und weckt sie noch zu Klängen.

Klang von Bechern, längst geleert,
Fernen Donners harmlos Rollen,
Klang der Zeit, die nimmer kehrt,
Altes Lieben, altes Grollen.

Wenn der Ton als Pfeil sich schwingt,
Trifft er nimmer Ziel und Feinde;
Wenn er mild als Glocke klingt,
Fehlt dem Rufe die Gemeinde.

Dort und da vielleicht von fern
Kommt ein Graukopf halbverdrossen;
Einst, wie lauschten mir so gern
Meines Morgenlied's Genossen!

Nimmer hören sie den Ton,
Das Gebraus der Lebenswogen;
Haben Schlummerdecken schon
Ueber Haupt und Brust gezogen.

An den Dom zur Leidenszeit
Mahnt in Wehmut mich dieß Wandern,
Wenn sie Kerzen lichtgereiht
Eine löschen nach der andern.

Flackernd tropft die letzte ab,
Wie von Thränenfall befeuchtet;
Ach, so löschte mir das Grab
Die mein Leben einst umleuchtet! — —

Doch sieh da, ein Lockenhaupt
Naht zu lauschen meinen Saiten;
Freundlich, wie ich kaum geglaubt,
Nickt es Beifall gar zu Zeiten.

Jetzt entlockt des Frühlings Sohn
Selbst den Saiten neue Lieder;
Fremd nicht klingt's; bekannter Ton
Weckt den eignen Lenz mir wieder.

Neue Flut im alten Strom,
Neue Saat auf altem Grunde,
Neu Gestirn am Himmelsdom,
Neues Grün dem Alpenrunde!

Unauslöschbar quillt das Licht,
Ob die Kerzen auch zerbrochen;
Wort der Wahrheit modert nicht
Gleich den Lippen, die's gesprochen.

Der durch's Weltall bebt, der Hauch
Wird die Aeolsharfen finden,
In den flieh'nden Klängen auch
Lebt unsterbliches Empfinden.

Wechsle was da ist und war,
Eins blieb ewig ohne Wanken;
Aufrecht steht noch mein Altar,
Nur umblüht von andern Ranken.

Schon im Alten blüht das Neu
Und im Neu'n fortlebt das Alte,
Jung verbleibt ein Herz, das treu
Jener Glut, die nie erkalte.

Was da strebt, blüht und gedeih
Spiegle klar und treu mein Auge
Das die junge, neue Zeit
Voll und freudig in sich sauge.

Und ihr Bild, noch halt' ich's fest
Mit den frischen Farben allen,
Wann die müde Wimper läßt
Drüber ihren Vorhang fallen.

Gutmann.

Novelle.

Von

Friedrich Uhl.

Wien besitzt in der inneren, der alten Stadt mehrere prachtvolle Gebäude im Barockstyle. Ueberreich und überladen, sind sie jedoch ganz, als was sie erscheinen wollen: Paläste, von großen pracht- und kunstliebenden Herren erbaut, bestimmt zu Wintersitzen, zu Stätten von großen Empfängen und glänzenden Festen. Diese Paläste stammen aus der Bauperiode des Prinzen Eugen, des Meisters der Schlacht und der Pracht. Schmuck und Zier derselben gaben manches Ornament ab, an welches Wiens neugeborne Bauten anknüpften, mit dem sie sich verschönten. Heute befinden sich diese Paläste im Besitze des Staates, der die Bureaux einiger Ministerien in ihnen untergebracht hat.

Aus dem großen, reichen Thore eines dieser Paläste schritten zwei Männer. Es war Nachmittagszeit, bald nach der zweiten Stunde. Man sah es den sich Entfernenden, ihrer einfachen Art, Haltung und Kleidung an, daß sie nicht in dem Palaste wohnten, daß sie nur zeitweise in demselben verweilten. Es waren Beamte; nach der freundlichen, aber etwas leichthin erfolgenden Begrüßung von Seite des Portiers zu schließen, Beamte wenig hohen Ranges. Wie sie sich zu einander stellten, wie sie neben einander gingen, wies überdies auf einen Rangunterschied zwischen ihnen selbst. Der Aeltere schritt, in sich gefestigt, geradeaus vorwärts, sah ruhig und heiter vor sich hin und gab seiner freundlichen Rede nur hie und da mit einem Blicke Nachdruck, der den Begleiter wohlwollend streifte; dieser, ein jüngerer Mann, ging fortwährend in halber Wendung dem Sprechenden zugekehrt. Er hing an Auge und Mund seines Vorgesetzten und begleitete die Worte desselben nur während einiger Pausen mit vollkommener Zustimmung oder er erlaubte sich einige Fragen. So schritten die Beiden bis zu einem mehrere Stockwerke hohen, völlig schmucklosen Hause in der Vorstadt, an dessen niederem Thore sie Abschied nahmen. Der Aeltere dankte freundlich für die Begleitung, der Jüngere empfahl sich voll Artigkeit und Ergebenheit.

Gutmann, so hieß der in das Haus Eintretende, durchschritt den weißgetünchten Flur, stieg das schmale, helle Treppenhaus langsam empor

und machte, im zweiten Stockwerke angelangt, Luft schöpfend Halt. Er war klein und beleibt. Rechts und links mündeten graue Thüren, mit Zahlen versehen, nach dem Gange. Alles war kahl und nüchtern, wie es in Wiener Häusern, in denen nur Miether wohnen, üblich ist. Gutmann sagte oft lächelnd, er müsse sich täglich, aus dem Minister-Palais zurückgekehrt, an die Kahlheit des Zinshauses erst wieder gewöhnen; übrigens seien diese Augenblicke der Sammlung recht heilsam gegen allfällige hochfahrende Regung, sie machten ihm seine Stellung recht klar, machten recht nüchtern, erinnerten daran: woher man gekommen und wohin man zurückkehre! Im Palaste, im Bureau nähme man nämlich etwas von dem Stolze des Gebäudes in sich auf und habe Anwandlungen von Herrschergelüsten! Dieser Scherz, so oft er auch vorgebracht wurde, erweckte in Gutmanns Familie immer einige Heiterkeit. Er, Gutmann, ein Tyrann! Er, der immer Leutselige, Willfährige, sowohl im Hause als in seinem Bureau! Alles lachte da halblaut. Halblaut, denn Gleichmäßigkeit, Ruhe, Mäßigung und Stille herrschten mit Gutmann in dessen Umgebung. Sie waren ihm angeboren, er hatte sie gefestigt im Amte und diese Grundbestimmung und dieses Maß seiner Familie unwillkürlich mitgetheilt. — Liebevoll und schüchtern kam ihm, ruhig auf ihn zuschreitend, täglich, wenn er heimkehrte, seine Tochter Leopoldine entgegen und reichte ihm den Mund zum Kusse. Dann schritten Beide der Wohnung zu, Hand in Hand: Leopoldine brachte geräuschlos Schlafrock, Hausschuhe und Käppchen, half dem Vater beim Umkleiden und dieser setzte sich zum gedeckten Tische; in diesem Momente trat Tante Caroline mit der dampfenden Suppenschüssel ein und das Mittagessen begann, zu welchem stets verspätet der in einem Cabinette emsig studirende junge Neffe Joseph erschien, der wiederholt gerufen, ja oft an der Hand herbeigezogen werden mußte. Er war der Sohn einer jung verstorbenen Schwester Gutmanns und auch vaterlos! Man besprach bei Tische ruhig, was während des Vormittags sich ereignet, im Bureau und im Hause; man aß geräuschlos, Tante Caroline ging und kam auf leichter Sohle; man lächelte, wenn Gutmann in seiner scherzenden Weise kleine Erlebnisse schilderte, und lachte halb unterdrückt, wenn er den Studenten Joseph, der mit größter Beschleunigung aß, um dessen Ansicht über das Erzählte befragte: den dieser blickte stets verwundert auf, da er, dem eben Gelernten nachsinnend, kein Wort vernommen hatte. Auch Joseph lächelte in solchen Momenten, erkaufte aber damit die Erlaubniß, die letzte Speise verschmähen und schleunigst sich in das Cabinet zur Fortsetzung seiner Studien zurückziehen zu dürfen. Gutmann blickte ihm schmunzelnd, mit Stolz und Befriedigung nach und sagte, ohne daß es der Student hören konnte: der wird es weiter bringen als ich! Dann wurde das Gespräch noch leiser als bisher fortgesetzt, damit Joseph nicht gestört werde, und wenn Leopoldinens Canarienvogel, der an der Fensterwand hing, durch das Gespräch ermuntert und angeregt, helllaut seine Stimme erhob, mußte Leopoldine, von einem Blicke Gutmanns auf-

gefordert, den Vogel, dessen Gesange sie eben verklärt und voll Stolz zu lauschen begann, mit einem Tuche den Käfig deckend, zum Schweigen bringen.

Der Käfig des Canarienvogels war einer der wenigen Gegenstände, welche das Wohnzimmer Gutmanns schmückten. Außer demselben blickten nur noch zwei Bildnisse von der Wand herab: Gutmann und dessen jung gestorbene Frau darstellend. Leopoldine hatte große Aehnlichkeit mit ihrer Mutter. Sie war klein und volle, runde Formen gaben ihr das Aussehen von größerer Stärke und Kraft des Körpers, als sie wirklich besaß; der irre Glanz des hervortretenden blauen Auges, die scharf begrenzte, rasch einschießende und sich verflüchtigende Röthe der Wangen deuteten auf zarte Blüthe hin, die während der Frühzeit schonende Sorgfalt erforderte, und ein hie und da einfallendes Hüsteln rief dringend zu ernster Vorsicht auf. Allein die große, stets Hoffnung zaubernde Kraft der Elternliebe führt oft zur Selbstbeschwichtigung. Man hält den geliebten Gegenstand der Ausnahme für würdig und deßhalb für fähig und täuscht sich über die Gefahr hinweg, die man mit unbefangenem Auge klar erblicken würde. Und doch liegt auch in diesem Herzenstrug der große Segen des Liebelebens, welcher den Abgrund mit Hoffnungsblüthen überdeckt und überbrückt.

Mit dieser spärlichen Zier der Wohnung Gutmanns stimmte die ganze Einrichtung. Sie bot in wenigen Stücken von dürftig einfachen Formen die mäßigste Bequemlichkeit. Der alte, gedrängte Hausrath jedes Bauernhauses befriedigt mehr das Auge, füllt mit seiner Massenhaftigkeit und dem Ton seines altdunkeln Gebälkes reicher die Phantasie und erweckt das Gefühl der Seßhaftigkeit und des Behagens in höherem Grade als die Miethwohnungen kleiner Leute in großen Städten. Das Heim läßt sich da nicht sehen und fühlen, das Heimgefühl wird nicht erweckt, und wo es früher Wurzel gehabt, wird es ausgerottet. Flugsand der Menschheit! Gutmann, der vom Lande stammte, aus der niederösterreichischen Weingegend, wurzelte deßhalb auch noch immer in dem Boden seiner Heimat und alljährlich wanderte er mit seiner Familie auf einige Tage zur Zeit der Weinlese dorthin, wo er sich als Erdgeborener fühlte. Er hatte jahrüber Heimweh, wenn der Mensch in ihm zu Gehör kam; Leopoldine hingegen war bereits vom Boden weggehoben, wie durch den Frost die junge Saat. Sie liebte nur Menschen, den Vater über Alles, dann die Tante, eine Schwester der Mutter, dann Joseph, und ihren Vogel gar sehr. Solch ein Vogel ist für junge Mädchen aber kein gewöhnlicher Vogel, er ist auch eine Art Mensch, er nimmt die Liebe in Empfang für den Unbekannten, das Wesen der Zukunft, den Gegenstand der zukünftigen Liebe. Das Plätzchen, wo die Liebe für den Vogel wohnt, wird für ihn warm gehalten! Nicht nur die Furcht hat die ersten Götter geschaffen, auch die Liebe hat seit jeher personificirt.

Gutmann war nach dem Essen auf dem Sofa eingeschlummert. Stille herrschte im Zimmer. Leopoldine und die Tante saßen in der Fensternische und arbeiteten. Sie wechselten kein Wort und verständigten sich nur mit

Blicken, wenn Leopoldine, von Zeit zu Zeit nach der Straße hinabsehend, etwas Auffälliges wahrnahm, die Tante aufmerksam machte und diese, sich leicht erhebend, dem Blicke Leopoldinens gefolgt war. Die Tante hatte keinen verwandten Zug mit Gutmanns Tochter. Sie war größer, schärfer ausgeprägt in den Zügen, hager, eckig und spitzig. Auch um ihren feinen Mund und im Auge lag die Güte, aber unstät gleichsam, wie die zitternden Lichtblumen, welche die Sonne durch das Fenster auf den Fußboden wirft. Die Grundgüte ihres Wesens schien in steter Bewegung und Fluctuirung zu sein, seitdem sie einmal ins Schwanken gekommen; die Tante wollte nicht gut sein, war es aber, weil sie es sein mußte. Sie sagte sich tief innerst, sie habe das Recht, nicht zu lieben, weil sie wahrhaft von Niemand geliebt worden war; wenn sie sich aber aufopferte — und Aufopferung war ihr ganzes Leben — so that sie dies, wie sie sich vor sich selbst erklärte, aus Pflichtgefühl und nur aus diesem. Sie konnte manchmal mit aller Freundlichkeit recht spitz sein im Worte so nebenhin; je schärfer sie aber das Gewünschte ablehnte, desto rascher beeilte sie sich, das Verlangte zu thun. Sie sagte fast noch nein, wenn sie schon dem Ansinnen willfahrte. All das geschah mit Ruhe, halblaut im Worte und man konnte sagen: in halblautem Thun. Die Tante hatte Gutmann geliebt, ohne daß es Jemand geahnt, ohne daß es jetzt noch Jemand ahnte; sie hatte geglaubt, er sei ihretwegen in das Haus der Eltern gekommen und als sie endlich sah, daß seine Bewerbung ihrer Schwester gelte, da war ihr Herz stillgestanden, da war in die Quelle ihres Seins der Tropfen gefallen, der dem ganzen Lebenslaufe die Farbe gibt. Allein sie fand rasch die Umkehr. Sie spann sich in den Gedanken ein: Gutmann wähle die Schwester aus Güte, aus Mitleid, weil sie die Schwächere sei, die Hilfsbedürftige. Sie brachte in sich selbst alles Opfer und sprang in das aufopferndste Thun und Schaffen, um ihrer Schwester in Allem und Jedem zur Hand zu sein, zur Hilfe. Sie fühlte Befriedigung im Werke, Ersatz für das unbefriedigte Gefühl im Opfermuthe. Sie schritt mit stillem Stolze durch das Leben, im Bewußtsein ihres entsagungsvollen Herzens; fast sah sie auf die Genußsüchtigen des Gefühles ein wenig von oben herab. Sie glaubte, nie wieder einen Mann lieben zu können; ihr Herz hatte den Schleier genommen in dem Momente, als sie sich dem guten Werke, für ihre Familie zu leben, geweiht. Dieses Werk übte sie stetig. Sie war der Schwester zur Seite gestanden mit dem thatkräftigen Willen eines Mannes und der warmen, weichen Hand der Frau. Leopoldinens Mutter welkte bald nach der Geburt des Kindes ab, als hätte sie nichts weiter auf der Welt zu thun und nur die Kraft, einem Kinde das Leben zu geben, dann aber abzufallen vom Lebensbaume. Als sie bald darauf starb, da wurde die Tante Leopoldinens zweite Mutter; sie war jedoch nicht frei von einem kleinen Zuge stiefmütterlichen Gefühles.

Gutmann erwachte. Er streckte die Hände aus, rieb sich die Augen und lächelte. Er lächelte wie ein kleines Kind; das Lächeln, stückweise vor-

rückend, verbreitete sich über das ganze breite, runde Gesicht, als würde sich eine leichte Wolke von der Sonne wegschieben. Er lächelte, der erste Blick war auf Leopoldine gefallen. Sein ganzes Antlitz schien im Sonnenschein der Kindesliebe gebadet. Die Güte lag um den Mund, den sie fast schwellte, als würden sich fortwährend Küsse für die ganze Welt und vor Allen für sein Kind von demselben abheben und in die Luft schwingen; die Güte lag in dem Blicke des Auges, der das geliebte Wesen wie mit ausgreifender, unsichtbarer Hand zu erfassen und an sich heranzuziehen schien. Leopoldine, wahrnehmend, daß der Vater erwacht sei, erhob sich leicht, schritt auf ihn zu und küßte ihn, rasch erröthend, fast verschämt.

Die Tante brachte den Kaffee, Gutmann zündete die Pfeife an, machte es sich behaglich, stand dann auf, trat an Leopoldine heran, streichelte deren Haar und steckte ein Stück Zucker zwischen die Drähte des Canarienvogelhauses. Er pfiff dem Vogel ein Lied vor und blickte verstohlen nach Leopoldinen, die voll Glückseligkeit in ihrer Arbeit innegehalten und der Freude ihres Vogels und dem Thun des Vaters zusah. Dieser, sich abwendend, lächelte mit gutmüthiger Schlauheit, befriedigt, daß ihm diese kleine, täglich sich wiederholende Liebeslist, sein Kind zu beglücken, auch heute wieder so wohl gelungen. Und er hatte doch selbst die größte Freude daran! Nichts schützt so sehr gegen das große Weh des Daseins und macht allein es vergessen: als die kleinen Freuden des Lebens und dessen kleine Leiden.

— Heute war ich nicht allein auf dem Heimwege, begann Gutmann. Ich hatte einen Begleiter. Wie das wohlthut, nicht allein den tausend Mal beschrittenen Weg wandeln zu müssen! Die Zeit, sonst so lang während, fliegt wie die Wolken. Ihr würdet es nicht errathen, wer mich begleitete; das wäre ganz unmöglich. Ein Beamter, der gestern bei uns eingetreten ist. Jung, kräftig und voll Talent ist er. Ich werde an ihm einen tüchtigen Gehilfen bekommen. Und wie rasch er auffaßt, wie sicher er Hand anlegt, wie viel er weiß! Uns mußte Monate lang von unseren Vorgesetzten Alles erklärt und gezeigt werden, bis wir einigermaßen sicher wurden; ihm dauerten fast meine Erklärungen zu lange. Und so artig ist er! Wenn ich ihm etwas zwei Mal sagen wollte, bat er: ich möge mir nicht so viel Arbeit seinetwegen schaffen; ich merkte es, er hatte Alles begriffen mit dem ersten Worte. Heute griff er zu wie Einer, der Jahre lang im Amte ist. Er hat mehr gelernt als unsereins; mußte aber die Studien aufgeben, weil ihm die Eltern starben. Der wird es rasch weiter bringen. Und ein schöner Mann ist er. Der wird seine Frau glücklich machen. Es würde ihn Jede gerne nehmen, wo er anklopfte. Ich habe ihn eingeladen, am nächsten Sonntag wird er bei uns zu Mittag essen. Nun, Tante Caroline, was sagst du? Da wirst du dich einmal unterhalten; Du mußt aber auch für einen guten Tisch sorgen. Mir ist er sehr zugethan; er bat, mich heute begleiten zu dürfen. Wenn er es nur täglich thäte! Ich wäre sehr froh, wenn er oft zu uns käme. Was meinst du, Tante Caroline?

Die Tante saß, Gutmann zugekehrt, über ihre Arbeit gebückt. Warum wandte sich Gutmann so direct an sie? fragte sie sich. Was hatte das zu bedeuten? Das Blut stieg ihr zum Kopfe. Sie erhob sich und fragte: wie heißt der neue Beamte?

Franz Stark, anwortete Gutmann.

Caroline hörte den Namen, als sie sich bereits auf der Thürschwelle befand; sie verließ rasch das Zimmer, Leopoldine hatte den Kopf zur Arbeit hinabgesenkt, ihre Wangen brannten, ihre Finger zitterten. Sie erhob sich und legte die Stirne an die kühle Fensterscheibe. Sie wollte den Vater glauben machen, daß sie nach der Straße blicke. Sie wußte nicht, was mit ihr vorging; allein dem Vater zu sagen: daß sie ungewöhnlich erregt sei, wäre ihr nicht in den Sinn gekommen.

Franz Stark erschien am nächsten Sonntage in Gutmanns Hause, um vorgestellt zu werden und an dem Mittagessen Theil zu nehmen. Es war dies ehedem fast allgemein Brauch in Wien und ist es heute noch hie und da in einzelnen Kreisen, in welchen sich altwienerisches Wesen erhalten hat. Man machte rasch Bekanntschaft, die noch rascher in Freundschaft überging. Mit dem neuen Freunde Herz und Tisch zu theilen, war fast untrennbar von einander. Liebe und Wein reichte man mit offenem Herzen, mit offener Hand. Ein offenes Haus war das Wiener Haus, Vertrauensseligkeit das Wiener Wahrzeichen. Besonders den Fremden, den Strebenden, den Schutzsuchenden kam man mit offenen Armen entgegen. Der Wiener war ein Kind in seiner Abgeschlossenheit. Er wuchs in der Empfindungs-, nicht in der Geistes-Atmosphäre auf, fühlte sich etwas unsicher und schloß sich gerne an; er hatte das Bedürfniß nach der Stärke, der Kraft, welche die Gesellschaft dem Einzelnen gibt; aber auch nach der Anregung und dem Vergnügen, welche die Geselligkeit bietet. Sie allein mußte ja für den Abgang des öffentlichen Lebens entschädigen. Der Drang des Wohlthuns und der Hilfeleistung in dem Wiener lag ebenso in seinem Naturell als in einer Art oft unbewußter Dankbarkeit. Wien, die oft verwüstete und vom Todesengel verödete Stadt, wurde stets von Einwanderern wieder bevölkert, belebt; und so boten die zu Wohlstand und Lebensfreudigkeit in der Fremde Gelangten frischen Zuzüglern, deren die große Stadt in dem gesegneten Lande nie genug besaß, die weltberühmte Gastfreundschaft. Unzählige haben in Wien ihr Glück selbst gemacht, wie man heute sagt; in Wien machte es aber ehedem Keiner, der nicht von den Wienern auf Händen zu seinem Glücke emporgetragen worden wäre!

Franz Stark war das Kind wenig bemittelter Eltern. Er stammte aus einer nördlichen Provinz. Durch eigene Anstrengung und große Opfer des Vaters war es ihm gelungen, Schulen besuchen zu können und durch einige Jahre in Wien seine Studien fortzusetzen. Da starb sein Vater, eine größere Familie zurücklassend; Stark mußte eine Stellung annehmen und trat in den Staatsdienst. Er war von Jugend an gehärtet, gestählt durch Entbehrung und Noth, er war auf sich selbst gestellt worden. Artig, fast überartig — denn

er befand sich bei Gutmann im Hause seines Vorgesetzten, von dessen Wohlmeinung seine Zukunft abhing — flößte seine kühle Ruhe, seine knappe Ausdrucksweise und geistige Ueberlegenheit Scheu ein den beiden, ohnehin voreingenommenen Mädchen, und Bewunderung dem Studenten Joseph, der an Starks Lippen hing. Aber Gutmann wußte bald den kühlen Luftzug, der in die warme Stube gedrungen war, auszugleichen durch seine überströmende Rede und Zuthunlichkeit. Er machte Stark mit der Geschichte seines Lebens und den Verhältnissen seiner Angehörigen bekannt, so daß der jüngere Freund, als welchen ihn Gutmann von Stunde an behandelte, dieser Familie bis auf den Grund des Herzens zu sehen glaubte. Gutmann bot Stark wenig Gelegenheit zu sprechen, hingegen nöthigte er ihn zum Essen, wobei er von Tante Caroline durch rasches und öfteres Hinreichen der Schüsseln unterstützt wurde, ja auch Leopoldine, welche die ganze Dauer der Mahlzeit hindurch kein Wort hervorzubringen im Stande gewesen, trotzdem ihr Vater wiederholt sich an sie gewendet, machte zum Schlusse des Mittagessens den schüchternen Versuch, den Obstkorb zu ergreifen, um ihn dem Gaste darzubieten, aber die Tante war ihr zuvorgekommen und das junge Mädchen zog übergossen von Röthe die Hand zurück, als ob sie eine feurige Kohle berührt hätte. Nach dem Essen ließ sich Stark von dem Studenten Joseph in dessen Studien einweihen und erbot sich, demselben an Sonntagen Wiederholungsunterricht zu ertheilen; was ihn in Gutmanns Achtung noch höher setzte und die beiden Mädchen, die Joseph zärtlich liebten, entzückte. Von diesem Tage an begleitete Stark seinen Chef täglich bis zum Hausthore, speiste jeden Sonntag bei Gutmann und beschäftigte sich später mit Joseph, der ihn des Abends, nur um keinen Augenblick von der Gesellschaft Starks zu verlieren, nach Hause geleitete.

Monate verflossen in diesem stillen, Alle im Hause beglückenden Verkehre. Gutmann behandelte Stark als Freund, und dieser, der inzwischen im Amte um eine Stufe vorgerückt war, ging neben seinem Chef, wenn er ihn nach Hause begleitete, nicht mehr ihm halb zugewendet, sondern in gleicher Linie. Vor der Heimkehrstunde Gutmanns machte sich Leopoldine täglich am Fenster zu schaffen und sah verstohlen hinab, während die Tante von dem Cabinette aus rasch einen Blick nach der Straße warf.

Eines Sonntags blieb Stark, durch das unruhige Hin- und Herflattern des Canarienvogels aufmerksam geworden, bei Leopoldinens Arbeitstischchen stehen und fragte sie: was dem Vogel fehle. Leopoldine wußte keine Auskunft zu geben; der Vogel sei seit einigen Tagen so unruhig, sagte sie, er müsse krank sein. Stark sah dem Vogel zu, dann sprach er zu dem Mädchen: wenn Ihr Herr Vater es erlaubt, werde ich morgen einen zweiten Vogel bringen, das arme Thier langweilt sich offenbar.

— Aber ich beschäftige mich ja so viel mit ihm! meinte Leopoldine.

— Recht gerne erlaube ich es, Herr Stark, rief Gutmann, recht gerne! Bringen Sie nur das Weibchen, da wird Leopoldine eine große Freude

erleben. Stark war inzwischen bereits in das Zimmer Josephs getreten, als Gutmann, bei Leopoldinen stehend, an diese gewendet hinzufügte: Und du mußt den lieben kleinen Thieren ein Nest machen. Leopoldine sah den Vater verwundert an, der inzwischen in ein vergnügtes Lachen eingefallen war, und wollte sich eben bei der Tante mit einem Blicke Erklärung holen, als diese eilig das Zimmer verließ.

Stark und Joseph waren geschieden. Leopoldine saß am Clavier und spielte eines der leichten Stücke, die zu bewältigen sie vermochte — denn nur kurze Zeit hindurch war es ihr vergönnt gewesen, zu lernen — als Gutmann sich nach der Küche begab, um Tante Caroline aufzusuchen. Er fand sie nicht dort, sondern in einem kleinen anstoßenden Gemache. Hätte er sie genauer betrachtet, so würde er Erregtheit in dem sonst so ruhigen Antlitze wahrgenommen haben; allein er war nicht gewohnt, sie zu beobachten, und begann: Höre, Caroline, glaubst du wohl, daß Stark in Leopoldine verliebt ist?

Caroline setzte sich rasch nieder und sah Gutmann mit weit geöffneten Augen an.

— Leopoldine, das Kind? brachte sie hervor.

— Nun, mit siebzehn Jahren kann ein Kind einem Manne schon gefallen! Besonders wenn das Kind so hübsch ist wie mein Kind. Und gar, wenn auch noch der Vortheil dabei winkt. Ich habe bereits Stark geholfen, daß er vorwärts kam, in einiger Zeit muß er wieder avanciren, denn unser Adjunct wird bald seine Dienstzeit vollendet haben und in den Ruhestand treten, und dann ist Stark so gestellt, daß er heiraten und eine Frau ernähren kann! Ich will es dir nur gestehen, daß ich an diese Verbindung bereits gedacht habe, als ich Stark zu uns in das Haus brachte.

— Leopoldinens halber brachtest du ihn zu uns?

— Natürlich! Du könntest wohl Leopoldine ausforschen, ob sie Stark liebe. Ich bin fast davon überzeugt.

Als Gutmann Caroline verlassen hatte, saß diese einige Zeit hindurch regungslos da! Es gibt Momente, in denen man eine fast wirre Gedankenreihe mit einem Blicke klar übersieht. Caroline war beschämt, verletzt, gedemüthigt, empört, besänftigt, ergriffen, gerührt. Also nicht ihretwegen? Diese schlaue Berechnung Gutmanns! Und sie hatte geglaubt, Stark könne sie lieben? Wenn er sie aber liebe, daran denke, sie zu heiraten, was verlange Gutmann von ihr? Allein sie sei älter und Leopoldine ihrer Schwester Kind! Gutmann sei betagt, was sollte aus dem guten, lieben Kinde werden? Sich zu opfern, scheine ja ihre Bestimmung zu sein! Sie wolle sich opfern, sie werde es! So schloß denn Caroline ihre zweite Neigung zu den Reliquien der ersten und die Liebesglut eines Menschenherzens loderte ungeahnt und ungekannt still für sich dahin! Wie viel Liebe vergeht auf der Welt, ohne daß ein anderes Herz sich an derselben entzündet!

Ueber sich selbst kam Caroline zur Klarheit; nicht so rasch vermochte sie hingegen sich mit Gutmanns Vorgehen zu befreunden. Wenn sie auch alle

Bedenken mit der sorgenden Liebe des Vaters entschuldigte und dieselben allmälig niederkämpfte, der Angstgedanke, Leopoldine, welche der Mutter so sehr gleiche, könne wie diese das Opfer der Ehe werden, beschäftigte sie unaufhörlich und sie sprach, nach langem Kampfe mit ihrer Zurückhaltung, Gutmann gegenüber ihre Besorgniß scheu und andeutend aus. Gutmann erschrak und Thränen traten in sein Auge; allein die nächste Blutwelle warf die Befürchtung zur Seite und er sagte: Ich weiß, daß ihr, du und deine Familie, stets die Ursache des Todes meiner armen guten Frau in der Geburt Leopoldinens gesucht habt! Aber sieh dich um im Kreise unserer Bekannten; findest du da nicht viele Frauen, die weit schwächer waren als meine Frau, zahlreiche Kinder hatten und doch alt geworden sind? Betrachte übrigens Leopoldine, wie sie jetzt blüht! Sieht sie nicht aus wie die Gesundheit selbst? Hat sie nicht volle, rothe Backen? Und wie voll sie sonst ist! Und wie schön, seit Stark zu uns kommt! Hast du es nicht auch bemerkt? Warum soll sie nicht heiraten? Soll ich sie dahinwelken lassen, sie hindern zu heiraten, wenn sie liebt und wieder geliebt wird! Dem Kinde wird nichts Uebles zustoßen; es wird ohne Sorge und Kummer sein, das erhält am besten beim Leben, bei frischem, gesundem Leben!

Nicht die Worte Gutmanns waren es, die Caroline beschwichtigten und überredeten; der Anblick der Nichte, die Liebe zu Leopoldine bewirkten, daß sie sich selbst ihre Angst ausredete. Von dieser Zeit an ließ sie Gutmann ohne Einwendung seinem Plane nachgehen; sie förderte denselben nicht, sie trat aber auch nicht dazwischen, wenn Stark sich mit Leopoldine in ein Gespräch einließ, was jedoch selten geschah, und entfernte sich in solchen Augenblicken, damit die Beiden einander verstehen lernten. Sie brachte es jedoch nie über das Herz, nach Leopoldinens Empfindung für Stark zu forschen, da diese mit bebender Scheu ihr Geheimniß wahrte und Caroline für solche Regung tiefinnerstes Verständniß besaß.

Man verbirgt die junge Liebe vor Niemand ängstlicher als vor seinen Nächsten; aber sie in die Luft hinauszurufen, die Blume, einen Vogel, die bebenden Blätter eines Waldes, die uns zuzumurmeln scheinen: sprich, erzähle, zu unseren Vertrauten zu machen, dazu drängt das gepreßte Herz. Die Nächsten, mit denen ist man gewöhnt über die nüchternen Begebenheiten des täglichen Lebens sich zu besprechen, da fehlt die eigene Stimmung, da setzt man erhöhte Stimmung nicht voraus, und da Vogel, Blume und Baum doch nicht antworten, so vergräbt man das kleine Geheimniß in dem Busen eines Fremden! Er wird es nicht verrathen, hat er doch nicht einmal, wie man meint, Gelegenheit dazu.

Zu Leopoldinens Obliegenheiten gehörte es, täglich des Morgens nach dem Markte zu gehen und die Erfordernisse des Hauses einzukaufen Auf dem Rückwege, der an einer Kirche vorbeiführte, war sie auch früher, aber nur hie und da, in das Gotteshaus getreten, um in einer Seitencapelle, vor einem Marienbilde, niederzuknieen und zu beten. Nun verging kein Tag,

wo sie nicht dort ihr stilles Gebet sprach und ihr reines Auge flehend empor-hob. Sie kam auch nicht mit leeren Händen, sie brachte ein Blumenopfer dar. Die alte Frau, bei welcher Leopoldine ihren Bedarf an Gemüse kaufte und den Wegerich und die Fülle kleiner grüner Blätter für den Canarien-vogel — jetzt für zwei Vögel! — hatte auch Blumen feil. Sie gab Leopol-dinen stets die schönsten, frischesten Blüthen. Eines Sonntags kaufte diese zwei Sträuße. Die Frau, welche darnach gefragt hatte — man frägt viel in Wien! — wußte, wem die eine Blüthengabe bestimmt sei, sie erkundigte sich deßhalb, ob heute ein Fest im Hause gefeiert werde, daß sie zwei Sträuße nehme? Leopoldine antwortete erröthend: wir haben des Sonntags stets einen Gast und da muß ich den Tisch zieren! Die Frau lächelte sie freundlich an, schwieg aber. Nachdem mehrere blumenvolle Sonntage verstrichen waren, gab die Frau einmal Leopoldinen eine schöne rothe Nelke mit den Worten: Da, Fräulein, haben sie eine Darangabe, die Herren tragen jetzt Nelken im Knopfloche, geben Sie die Blume dem Gaste, der des Sonntags bei Ihnen speist. Sie werden ihm ja gewiß eine Blume schuldig sein, er bringt Ihnen wohl auch immer Blumen! Ich kenne das, es kaufen recht viel Herren Blumen bei mir. — Ach nein, antwortete Leopoldine, er hat mir noch nie eine Blume gegeben! Aber er ist so ernst, er hat so viel zu thun, ich kann ihn mir mit einer Blume in der Hand gar nicht vorstellen. — Nun, dafür sehen Sie mit dem Strauß um so besser aus, liebes Fräulein! — Leopoldine eilte erschreckt und betroffen von dannen. Sie hatte, das fühlte sie, ihre Liebe eingestanden. Sie schalt sich aus ob solcher Leichtfertigkeit, und doch war ihr zugleich so wohl um das Herz. Der Stein war abgesprungen von dem Geheimniß, das wie ein Grab in ihr geruht, und es schien ihr, als ob ihre Liebe geflügelt demselben entschlüpft sei und gleichsam körperlich, sicht-bar, fühlbar sie umschwebe! Ihr Wonnegefühl war so groß, daß es den im ersten Augenblicke peinigenden Gedanken, Stark habe ihr nie eine Blume geschenkt! gar nicht zu Worte kommen ließ. Sie eilte, die Nelke am Busen tragend, nach Hause, that sie in ein Glas und dachte hin und her, in welchem Augenblicke, wie und mit welchen Worten sie Stark die Nelke geben solle! Sie kam zu keinem Entschlusse, der Muth verließ sie, je näher die Stunde heranrückte, in der Stark zu erscheinen pflegte. Wenn sie Joseph fragen würde, überlegte sie, ob Stark Blumen liebe? Der verkehrte ja so viel mit ihm, vielleicht werde er es wissen! Da erscholl, erschreckend grell, die Glocke! Leopoldine ergriff die Nelke und barg sie an dem Herzen, das den Muth nicht gefunden!

Der Tag sollte noch eine Aufregung bringen. Stark klagte bei Tisch über ein leichtes Unwohlsein. Gutmann meinte: es sei die Folge des überstürzten Eilens. Stark gehe nur langsam und bedächtig, wenn er ihn nach Hause begleite. Da müsse er Schritt halten mit dem alten Manne und man sehe es ihm an, daß ihm dies schwer genug werde. Eines verstehe ich bei alledem nicht, schloß Gutmann, wie Sie, ein

so bedächtiger, ruhiger Mann in Allem, beim Gehen allein so dahinschießen mögen.

— Ich bin daran gewöhnt. Sie wissen, ich erhielt mich lange Zeit hindurch durch Ertheilen von Unterricht. Um die Stunden einhalten zu können, muß man Minuten zu gewinnen lernen!

— Und noch etwas ist mir seit einiger Zeit bei Ihnen aufgefallen, lieber Stark. Sie verzeihen, daß ich davon spreche, aber Sie wissen, daß mich Alles, was Sie betrifft, interessirt! Sagen Sie mir doch, warum sind Sie so, wie soll ich sagen, so geradeaus in ihrem Gange, so unbekümmert um Alles, was Ihnen begegnet?

— Ich habe nur mein Ziel im Auge!

— Sehr lobenswerth, wir gehen Alle unserem Ziele nach! Aber mit gewissen Unterschieden. Sie gehen, als ob Sie allein wären auf der Welt. Sie scheinen keinen Menschen zu sehen, und wenn sie ihn sehen müssen, wenn Sie auf ihn stoßen, keinen dulden zu wollen. Sie theilen den Menschenstrom wie ein Schwimmer die Wogen. Sie schieben die Begegnenden rechts und links zur Seite, Sie gehen mitten durch.

— Ich folge meinem Wege; nur wenn ich Ungeschickten begegne, die nicht wissen, ob sie rechts oder links sollen, da springe ich nicht mit ihnen rechts oder links mit, sondern weise mit der Hand vor mich nach meiner Richtung.

— Das heißt, Sie geben dem, der Ihnen im Wege steht, einen gelinden Stoß! versetzte Gutmann lachend. Das ist schon vorgekommen. Warum machen Sie es nicht wie ich? Ich weiche rechts und links aus und gleite so anstandslos mitten durch die Menge. Sie dulden kein Hinderniß, ich vermeide es! Und ich versichere, daß ich keine Zeit dabei verliere, daß ich täglich zur selben Minute nach Hause komme.

— Gewiß, theurer Herr Gutmann, weil Sie sich, wenn ich so kühn sein darf, es auszusprechen, eine ganz gehörige Zeitdauer festgesetzt haben, um nach Hause zu gelangen. Ich kann das Schlendern unserer Wiener nicht vertragen, die immer aussehen, als ob sie nicht wüßten, nach welcher Richtung sie ihre Schritte lenken, die immer in Knäuel gerathen. Stoße ich auf eine solche Wirrniß, da breche ich mir Bahn. Man thut überdies den Leuten einen Dienst, wenn man sie zur Klarheit über sich selbst bringt: auf der Straße beim Vorwärtsgehen, wie im Leben beim Vorwärtsschreiten.

— Dahin wollte ich das Gespräch nicht bringen, lieber Freund; aber da Sie es so auslegen, so muß ich Ihnen bemerken, daß ich mit meiner Schmiegsamkeit und meinem Ausweichen manchmal früher an das Ziel gelange als Sie. Ich gleite mitten durch, weil ich den freien Raum suche und benütze, und Sie werden aufgehalten beim Kampfe.

— Also Freundlichkeit, Liebenswürdigkeit und dazu ein klein wenig List! sagte Stark scherzend.

— Ja, antwortete Gutmann lachend, die ist alleweil ein wenig dabei bei uns alten Wienern. Das junge Geschlecht muß schon Nachsicht mit uns haben; eure Waffe, ihr Kräftigen, ist die Gewalt, die Waffe des Schwachen ist die List! Habt Geduld, es sind unser nicht mehr Viele! Ihr werdet euer Ziel erreichen: Wien ohne Wiener! Was meinst du dazu, Studiosus Joseph? Bist du auch schon ein Individualist?

Joseph erwiederte: Lieber Onkel, bevor ich eine Meinung haben darf, muß ich mir Wissen erringen.

Der Ernst, mit welchem der junge Student, der kaum noch Jüngling war, diese Sentenz vorbrachte, riß zur allgemeinen Heiterkeit fort. Stark suchte die Gesellschaft in derselben zu erhalten, denn er fühlte, daß er vorher dem Gespräche eine Wendung gegeben hatte, die ihm Schaden bringen konnte. Um keinen Preis wollte er Gutmann verletzen, seine Gunst einbüßen! Allein Gutmann war weit entfernt davon, Stark zu zürnen. Er war immer bereit, an die Ueberlegenheit Anderer zu glauben und deren Ansichten beizupflichten. Um wie viel mehr schätzte er Kraft und Willen bei dem Manne, den er zum Schutz und Schirme seines Kindes, zu seinem Schwiegersohne ausersehen hatte! Was aber Stark nicht ahnte, war die Empfindung, welche das Gespräch auf Leopoldine hervorbrachte. Sie hatte im Beginne desselben ruhig, wie es ihre Art war, vor sich hingelächelt, später aber beim Doppelsinne der Reden stutzte sie, wurde verwirrt und verstand kaum, was gesprochen wurde; sie empfand nur tief und schmerzlich, daß sie voll und ganz an der Seite ihres Vaters stehe, und ganz und gar nicht bei dem Manne, den sie liebte. Alles in ihr drängte nach dem Vater hin, von dem ein Strom von Wärme zu ihr herüberzuziehen schien, Alles drängte sie ab von Stark. Sie wagte nicht, letzteren anzublicken, während ihr Auge sich nicht genug öffnen konnte, um das Bild des geliebten Vaters in sich aufzunehmen. Sie fühlte, daß sie an dieses Herz gehöre, daß sie dieses Herz verstehe und verstanden werde von ihm. Als sie sich des Abends entkleidete, fiel die Nelke zu Boden, die sie Mittags geborgen hatte. Sie nahm dieselbe auf und legte sie in ihr Gebetbuch, ein kleines schwarzes Buch mit einem Silberkreuze auf dem Deckel.

Die Liebe ist indessen wie die Jugend, sie heilt alle Wunden schnell. Stark war nicht mehr aus seiner besonnenen Ruhe herauszubringen, und Lobreden des Vaters, der nicht müde wurde, die Vorzüge seines Schützlings anzupreisen, Alles, was er sagte und that, in das schönste Licht zu setzen, fachten die etwas in sich zusammengesunkene Liebesglut Leopoldinens von Neuem an. Ein kleiner Schmerz nur trübte um diese Zeit des Mädchens Herz: das schlimme Verhalten ihres Canarienvogels. Sie hatte ein Nest gemacht, weich mit weicher Hand, und war des Jubels voll, als sie ein kleines Ei in demselben erblickte! Aber, o Entsetzen, das Ei war am nächsten Tage aufgepickt, das Männchen war der Thäter! Und es war unverbesserlich! Sie taugen nicht zusammen, meinte Stark, ich werde ein anderes

Weibchen bringen. Davon wollte Leopoldine aber nichts hören; war ja der Vogel doch von ihm! Sie gab endlich zu dem von Stark vorgeschlagenen Auskunftsmittel ihre Zustimmung, daß man die Vögel trenne und jeden in einem anderen Zimmer halte.

Caroline hatte die ganze Zeit hindurch nicht in die Fäden der Empfindungen eingegriffen, die sich nach Gutmanns Meinung zwischen seiner Tochter und Stark spannen. Sie fürchtete weniger ihre Hand als ihr Wort. Sie war wohl ihrer selbst sicher beim Handeln, allein ihre Zunge nahm oft einen eigenen Lauf. Je mehr Zeit aber verfloß, ohne daß irgend ein Zeichen der Empfindung Starks hervortrat, desto größer wurde die Unruhe, welche sich Carolinens bemächtigte. Sollte Gutmann ein Gebäude ohne Grund aufgerichtet haben? Sie erschrak, sie bangte. Es drängte sie, mit dem Schwager zu sprechen, und sie that es resolut. Gutmann aber wußte alle Einwendungen zu widerlegen. Caroline kenne, sagte er, Naturen wie jene Starks nicht. Das seien neue, seien ganz eigenthümliche Menschen. Die hätten ihr Herz fest in der Hand. Sie sprächen nicht ein überflüssiges Wort, sie sprächen nie zur Unzeit. Zur rechten Stunde komme die That, im rechten Augenblicke trete die Empfindung ein. — Wenn sie eine besitzen, warf Caroline ein.— Menschen ohne Herz würden auch heute nicht geboren, antwortete Gutmann; allerdings seien die Herzen kräftiger, sie ließen sich nicht so leicht hinreißen. — Aber Liebe verrathe sich doch immer, meinte Caroline. — Nicht immer, sagte Gutmann, und Caroline mußte ihm in ihrem Innern beistimmen. Wenn auch, fuhr er fort, Stark mein Kind nicht überschwänglich, schwärmerisch, leidenschaftlich lieben sollte, nicht so innig wie Leopoldine ihn, nun so wäre das auch noch kein Unglück. Ist sie seine Frau, wird er das reine, gute Herz des Kindes nach Verdienst würdigen und es hochhalten. — Aber bist du denn überhaupt sicher, Schwager, daß Stark Leopoldine zur Frau begehren will, begehren wird? — Gutmann sah Caroline mit mitleidsvoller Güte an. Dessen bin ich sicher, sagte er, das ist ja so Amtsgebrauch, möchte ich sagen, in unsern Kreisen. Ich reiche dir die Hand, du reichst sie meiner Tochter. Man spricht nicht davon, man sagt es nicht, weil es fast selbstverständlich ist. Ich unterstütze und fördere ihn, er macht seinen Weg und wird, am Ziele angelangt, der Mann meiner Tochter. Ich schaffe ihm die Stellung und er nimmt mir die Sorge ab um die Zukunft meines Kindes! — Wenn du wenigstens sein Wort hättest? — Sein Wort? Das verlangt man nicht! Kann man denn derlei besprechen! Daran hindert ja schon das Zartgefühl! — Besitzen das Alle? — Wie kannst du nur so mißtrauisch sein! Und endlich: ist denn nicht das Gefühl der Dankbarkeit da? Das müßte laut genug sprechen, das müßte allein hinreichen, um Starks Handlungsweise zu bestimmen. Sei ganz ruhig, ich bin es!

Der Spätherbst war angebrochen, die Zeit der Weinlese. Zu dieser Zeit sieht man in den Vorstädten Wiens reich mit Blumen geschmückte Fässer vom Lande hereinführen. Das Spundloch ist durch einen Blumenstrauß

geschlossen, an dem fortwährend das süße Naß des Mostes emporspritzt. Der Himmel ist grau, die Luft feucht, die Straße naß, über die baumbestandenen Plätze ist ein Teppich von gelben Blättern gebreitet; in diesem traurigen Herbstbild, das an die Vergänglichkeit der Blüthezeit mahnt, bildet der Fruchtsegen den trostreich entschädigenden Mittelpunkt. Der Anblick stimmt auch nüchterne Seelen höher, oft ohne daß sie sich Rechenschaft über die Ursache geben können. Diesen Segen des Weinlandes bewirkt der Einzug des alljährlich wiedergeborenen Bachuskindes. Es herrschte ehedem unbeschränkt über die Wiener Geister, heute gebietet es noch immer mit starker, Frohsinn weckender Macht. Wien ist die nördlichst gelegene, die reichste Weinstadt Oesterreichs. Die Höhen, welche das Wiener Becken schließen, umfangen ihr Haupt wie ein Weinlaubkranz. Ein solcher drückt nicht hart, das Antlitz verzieht sich wohl, aber nur zu lebensvollem Lächeln.

Gutmann, der mit seiner Familie um diese Zeit gewöhnlich nach seinem Geburtsorte im Weinlande hinauswanderte, um dort die Zeit der Weinlese hindurch zu verweilen, war diesmal daran verhindert. Er wollte jedoch das Jahr nicht ohne Herbstfest vorübergehen lassen und kündigte seiner Familie an, daß er beschlossen habe, die Weinlese im Hause zu feiern. Die Trauben sollten von den Rebenhügeln der Heimat kommen und der reiche Traubensegen von einer künstlich aufgebauten Rebenlaube herabhängen. Die Mädchen hatten viel zu schaffen und vorzubereiten, Gutmann alle Hände voll zu thun, auch Stark half emsig mit; nur der Student Joseph blickte auf das Unruhe und Hemmniß aller Art herbeiführende Gebahren mit einiger Geringschätzung herab. War doch sein kleines Zimmer zum Standplatze der Rebenlaube bestimmt und mußte er wie ein scheues Reh von einem freien Winkel zum anderen flüchten, um seinen Studien obliegen zu können. Endlich nahte der dem Feste gewidmete Sonntag. Die sonst so kahlen Zimmer waren mit Laub, Blumen und Trauben bedeckt. Der Segen der Weinberge war eingezogen und die Räume sahen aus, als ob der Gott des Weines selbst in ihnen sein Lager aufgeschlagen hätte. Blätterschmuck umrahmte Bilder und Spiegel; um die Thüren schlangen sich Guirlanden; Kränze hingen an der Wand, Riesentrauben, die aus vielen einzelnen zusammengestellt waren, einfassend; auf den Tischen und Kästen dufteten Blumen und Fruchtkörbe; vom Plafond hing eine mit Trauben gefüllte Blumenkrone und in dem Rebenzimmer, dessen Oeffnung ein Weinblättervorhang deckte, prangte die Laube hoch und geräumig. Sitze in derselben luden zu frohem Niederlassen ein. Gutmann ging freudeberauscht, glückselig umher in den fruchtduftenden Räumen. Er fand kein Ende, sein Werk zu bewundern. Und wenn ihr erst wüßtet, welch' eine Ueberraschung euch zum Schlusse bevorsteht! ließ er sich, als die Freude zu stark an sein Herz griff, vernehmen, trotzdem er sich oft und ernstlich gelobt hatte, nichts zu verrathen! Leopoldine erröthete und wagte, voll ahnungsvoller Freude, nicht zu fragen; Caroline ward blaß, ihr wurde bange um das Herz.

Endlich erschien Stark, man speiste in der Laube, knapp an einander gerückt. Gutmann war die frohe Laune selbst. Er wurde nicht müde, zu plaudern, zu scherzen, zu essen und zu trinken. Leopoldine erbat sich in kaum zusammenhängender Rede die Erlaubniß, die Canarienvögel an dem Feste theilnehmen zu lassen. Sie öffnete die Käfige und die gelben Sänger, nachdem sie scheu hin und her gehüpft, flatterten heraus und setzten sich auf eine Traube, von der sie pickten, um jedoch bald Krieg zu beginnen und zeternd einander mit den Schnäbeln zu befehden, so daß sie wieder verwahrt werden mußten. Dieser kleine Vorfall trübte jedoch Gutmanns Stimmung nicht. Gegen Ende der Mahlzeit erhob er sich und sprach, das Glas in der Hand, Stark zugewendet: Ich sollte es Ihnen zwar heute noch nicht sagen, denn es ist eigentlich noch Amtsgeheimniß, allein unsere Freundschaft, die, wie ich hoffe, dauern wird, so lange wir leben, muß das Vergehen entschuldigen! Ich habe Ihren Eifer, Ihre Talente, Ihr Betragen warm gerühmt; Sie werden die Stelle, die bei uns im Amte frei geworden, erhalten. Ich wünsche Ihnen vom Herzen Glück, Sie sollen leben! — Stark erhob sich bewegt und dankte, nachdem man das Wohl des Freundes getrunken. Und noch ein Wohl, rief Gutmann schmunzelnd und beseligt, lassen Sie mich ausbringen — und dabei sah er von Stark rasch hinüber zu Leopoldine — Sie werden wohl bald einen eigenen Hausstand gründen, ich trinke auf das Glück Ihrer zukünftigen Frau! Röthe flammte auf den Wangen Starks empor. Gutmann bemerkte es nicht, er hatte sich zu Leopoldine begeben. Er wollte sein Glas an dem ihrigen erklingen lassen, allein das erschütterte Mädchen hatte es inzwischen niedergestellt. Gutmann umarmte und küßte sein geliebtes Kind.

Stark erbleichte, als er diese Umarmung sah. Schon Gutmanns frühere Aeußerung, sein Mienenspiel konnten nicht mißverstanden werden! Was sollte, was durfte er jetzt sagen? Was er zu thun hatte am nächsten Tage, sobald er mit Gutmann allein war, das wußte er; aber jetzt, in Gegenwart des Mädchens, dessen tiefe Erregung ihm nicht entging! Sein innigster Wunsch war erfüllt, er sollte die lange angestrebte und erhoffte Stelle erhalten; aber unter welcher Voraussetzung, in welcher Erwartung von Seite Gutmanns! Hier war seines Bleibens nicht länger, in der Stellung, in welche er ohne sein Verschulden, sagte er sich, gerathen. Er glaubte, sogleich offen und ehrlich handeln zu müssen, wie es einem anständigen Menschen gezieme. Er bat, zur Bestürzung aller Anwesenden, scheiden zu dürfen.

— Bleiben Sie doch noch, was ist denn geschehen, warum wollen Sie so rasch fort? fragte Gutmann.

— Ich . . . ich muß Jemand, der an meinem Glücke innigen Antheil nimmt, die Nachricht mittheilen, die Sie so gütig waren mir anzukündigen.

Er schied, erleichtert durch das Bewußtsein, wahr gewesen zu sein; halb unklar über das Unheil, das er anrichtete, halb unbekümmert um die tödt

liche Grausamkeit seiner Worte. War er doch, seiner Auffassung nach, wahr geblieben; die Anderen, an die dachte er nur nebenher!

Im Hause Gutmanns wagte man es kaum, Starks Benehmen zu besprechen. Man hielt sich aufrecht und wollte gefaßt aussehen. Eines bemühte sich durch anscheinende Ruhe das Andere zu beruhigen: man wollte glauben machen, die wahre Bedeutung der Erklärung Starks nicht verstanden zu haben. Wohin er wohl geeilt sein mag? . . . warf Gutmann, dessen Lippen zuckten, endlich hin, in seiner Verzweiflung mitten in den Schmerz treffend! Ihm wurde von keiner Seite Antwort. Er wollte sich erheben, vermochte es aber nicht, seine Füße versagten den Dienst. Endlich raffte er sich auf und sagte, er wolle spazieren gehen. Er warf Caroline einen flehenden Blick zu und ging fort. Sein Kind zu küssen, ja von ihm Abschied zu nehmen, wagte er nicht. Leopoldine hielt sich am tapfersten; sie stand noch unter dem Banne der Betäubung. Das war der einzige Trost für Caroline. Vielleicht, meinte sie, ist Leopoldinens Liebe nicht allzu tief! Gutmann, in den Gassen Wiens einsam herumeilend, ergriff jeden Strohhalm des Trostes, den er ergrübelte, und stärkte ihn zum Hoffnungsbande, das ihm wenigstens zum nächsten Tage hinüberhelfen sollte! Gutmann wagte nicht, sein Haus zu betreten. Er eilte immer wieder fort, so oft er in die Nähe desselben gelangte, denn es war ihm, als hörte er schluchzen, bitterlich weinen — sein armes Kind! Wenn er Stark heute noch aufsuchte! Er eilte in dessen Wohnung; aber Stark war nicht da. Endlich schleppte sich Gutmann nach Hause. Morgen, Kinder, sagte er zu den Mädchen, morgen! Wartet bis morgen! Es kann ja noch Alles gut werden.

Am nächsten Tage war es Stark, der Gutmann um eine Unterredung bat. Ich habe gestern, Herr Gutmann, begann er, mit großem Schrecken Ihre Worte gehört; wenn ich früher geahnt hätte, welche Pläne Sie in sich tragen, würde ich keinen Augenblick verloren haben, um Ihnen zu sagen . . .

— Was Sie gestern gesagt haben, so gütig gesagt haben!

— Bitte, Herr Gutmann, lassen Sie uns die Sache ruhig besprechen. Sie sollen klar sehen, Sie sollen Alles wissen; dann werden Sie, so hoffe ich, mich gerecht beurtheilen.

— Eine Frage nur! Sie schlagen mein Kind aus?

— Ja! Ich kann, ich darf Leopoldine nicht heiraten!

— Also Alles vorbei!

— Ich habe Ihnen meine Stellung zu danken, fast Alles, was ich erreicht. Gestern erst kündigten Sie mir an . . . . .

— Seien Sie außer Sorge; was ich für Sie gethan, nehme ich nicht zurück.

— Das weiß ich; ich kenne Sie.

— Ich aber kannte Sie nicht!

— Vielleicht würden Sie mich in diesem Augenblicke schon besser kennen, wenn Sie . . . . . Doch weiter! und zwar klar und kurz. Ich

bin nicht frei! ich bin ..... Vater! Ich habe versprochen, die Mutter meines Kindes zu heiraten, sobald ich eine Stellung erreiche, die uns ernährt.

— Und Sie sind so lange Zeit hindurch in mein Haus gekommen! Sie haben auch nicht mit einem Worte die Verhältnisse angedeutet, in denen Sie sich befinden! War es nicht Ihre Pflicht, als Sie sahen, daß mein Kind Neigung zu Ihnen fasse, mir Alles zu gestehen und mein Haus zu meiden?

— Verzeihen Sie, Herr Gutmann, Sie scheinen die Schuld auf den Schuldlosen wälzen zu wollen. Ich habe nie ein Wort gesagt, nie einen Schritt gethan, der Sie hätte zu dem Glauben veranlassen können, daß ich um Ihre Tochter werbe!

— Sie haben aber geduldet, daß ich es glaube!

— Ich wußte von nichts! Ich glaubte, Sie förderten mich um meiner selbst willen!

— Ah, ich habe also die Unwahrheit gesagt! Mag sein; die größte Unwahrheit begingen Sie aber durch Ihr Schweigen!

Gutmann kam zerstört und vernichtet nach Hause. Sein Antlitz drückte so deutlich Alles aus, daß Niemand fragte. Er vermied den Blick der Seinen. Als er verstohlen nach Leopoldine sah, bemerkte er Thränen in ihren Augen. Er eilte auf sie zu, fiel vor ihr auf die Kniee und sprach schluchzend: Verzeihe mir, mein Kind, ich bin Schuld an all' dem Unglück. Aber ich liebte dich und ich wollte dein Glück!

Leopoldine drückte den Kopf des Vaters an ihre Brust. Beruhige dich, Vater, sprach sie, mache dir keine Vorwürfe! Ich bin nicht unglücklich. Ich kann nicht viel sprechen, aber ich habe oft über mich und ihn nachgedacht. Was hätte er auch an mir lieben sollen! Manchmal hoffte ich, aber geglaubt habe ich nie an dieses Glück. Daß ich ihn liebte und nicht aufhören werde, ihn zu lieben, fühle ich. Dieses Glück kann mir Niemand nehmen; mich läßt meine Liebe nicht unglücklich werden. Ich komme mir vor wie eine Wittwe! Ich habe ihn verloren, aber mein Herz, meine Liebe behalten!

Die Familie Gutmann beruhigte sich anscheinend. Sie war wieder enge an einander geschlossen, voll Liebe und Aufopferung für einander. Ja Gutmann vermochte hie und da einen seiner Scherze zu finden und zu lächeln; ahnte er doch nicht, daß Leopoldine unrettbar war. Sie welkte, schwand dahin und starb. Gutmann überlebte sie nur wenige Jahre. Caroline war Josephs Stütze, bis er die ihrige wurde. Er ist tüchtig geworden, ein Mann von Kopf und Herz.

Gedichte.

Von

Betty Paoli.

I.

Wär's, mir zur Wahl, in meine Macht gegeben,
Auf's neue zu beginnen dieses Sein,
Ich wendete mich ab mit scheuem Beben
Und riefe schaudernd: Nein! und dreimal nein!
Ich weiß zu gut, wie eitel alles Streben,
Und daß nichts wirklich als der Schmerz allein.
Die Dornen, die das Leben dicht umwinden,
Es ist genug, sie einmal zu empfinden!

Ein and'rer Wunsch,— seht, ich gesteh's in Treuen!
Regt thöricht sich in meiner müden Brust:
Auf eine Stunde nur mich zu erneuen
In voller Jugendkraft und Jugendlust,
Am Reiz der Welt mich arglos zu erfreuen,
Des Finstern, Kalten, Bösen unbewußt,
Und, mitten in so seligem Genießen,
Das hold getäuschte Aug' im Tod zu schließen!

II.

Das Bleibende.

„Der große Pan ist todt!" so ging ein Klagen
Einst durch die Welt, ein innerstes Erschauern.
Wie sollte den Verlust sie überdauern?
Wie sich der Stützen ihres Sein's entschlagen?

Und dennoch lernte sie's in spätern Tagen.
Statt Abgestorb'nes fruchtlos zu betrauern,
Begann sie zu des neuen Tempels Mauern
Der eingestürzten Schmuck herbeizutragen.

Gerüttelt wird jetzt auch an diesem Bau:
Wer weiß wie lang, und er auch sinkt in Trümmer,
Den Himmelstürmern zur erwünschten Schau!

Des Glaubens Formen schwanken und vergehen.
Doch soll uns dieß nicht kümmern! wird doch immer
Der hehre Gottgedanke fortbestehen!

III.

Die Kunst.

Was der Kunst geheimster Segen?
Daß sie uns're Fesseln bricht,
Und uns auf der Schönheit Wegen
Zur Erkenntniß führt, zum Licht.

Lass' die Hohe in dir walten,
Ihrer Macht vertraue dich,
Und harmonisch rein gestalten
Wird sie auch dein eignes Ich!

IV.

Die Kinder der Einsamkeit.

Es ward die hold'ste Töchterschaar
Der Einsamkeit beschieden.
Wer ihnen sich gelobt, fürwahr!
Der findet sel'gen Frieden.
Da ist die Ahnung, die, beschwingt,
Uns nicht am Staub läßt kleben;
Die Einsicht, die den Willen zwingt,
Das Nicht'ge aufzugeben;
Die Sammlung, die, der Seele Licht,
Den Blick nach innen senket;
Die ächte Freiheit, länger nicht
Von Wunsch und Furcht beschränket;
Die Liebe, die, nicht mehr entbrannt
In selbstischem Verlangen,
Sich von den Einzelnen gewandt
Um Alle zu umfangen!

Wer priese nicht die edle Zier
So makelloser Lilien?
Doch, schlimm genug! ergeht's auch hier
Wie manchmal in Familien.
Den Töchtern, liebevoll bestellt
Uns himmelwärts zu tragen,
Sind, leider! Söhne beigesellt,
Die aus der Art geschlagen.
Der Eigensinn, der störrisch hält,
An zweifelhaftem Rechte;
Der Hochmuth, der rings auf der Welt
Nur Thoren sieht und Knechte;
Der Mißmuth, mit sich selbst in Streit,
Der finst're Trotz nicht minder,
Sind allesammt der Einsamkeit
Schmachvoll mißrath'ne Kinder.

Drum lasse du in deiner Brust
Nur ihre Töchter walten!
Die bösen Buben aber mußt
Du dir vom Leibe halten.

V.

Sprüche.

1.

Empfange keine Gunst und keine Gnaden
Von Menschen, deren Unwerth du erkannt!
Aus ihrer Wohlthat spinnet sich ein Faden,
Der dich in ihre niedern Kreise bannt,
Und wandeln mußt du dann auf ihren Pfaden,
Wenn nicht, des Undanks Makel auf dich laden.

2.

Was schmähest du voll Zorneswuth
Den Wicht, auf den du nie gebaut,
Wenn er das Schlechte wirklich thut,
Das du ja stets ihm zugetraut?

3.

Die Werke hoher Kunst und Dichtung
Sind Weiser, die am Wege steh'n;
Unfehlbar zeigen sie die Richtung
Doch geben sie nicht Kraft zum Geh'n.

4.

Den Urgrund elementarischer Kraft,
Nicht hoffen sie ihn zu erfragen!
Allein wie der Genius wirkt und schafft,
Das wissen sie alle zu sagen.

5.

Nach Liebe verlangte dein sehnend Herz.
Du trinkst sie in durstigen Zügen!
Drum stehe nicht an, dich auch dem Schmerz,
Der ihre Bedingung, zu fügen!

6.

Wohl Jenen, die zu hohem Ziel
Den g'raden Weg sofort erküren!
Doch kann selbst Schuld zur Läut'rung führen, —
Der Heilespfade sind gar viel'!

7.

Es weiß nicht allein die Leidenschaft
Der Schmerzen Gluth zu entfachen;
Das stille Denken hat gleiche Kraft,
Uns gründlich elend zu machen.

8.

An jene letzten, höchsten Fragen,
Die ewig ein Mysterium,
Sich stets auf's neue doch zu wagen,
Es ist der Menschheit Fluch und Ruhm!

9.

Sei an jedem neuen Tag
Neuen Kampfs gewärtig!
Meißelschlag auf Meißelschlag
Macht das Bild erst fertig.

Gedichte.

Von

Robert Hamerling.

I.

Hier in dieser weiten Runde ....

Hier in dieser weiten Runde
Ist kein Hügel, keine Kluft,
Die nicht eine süße Stunde
Still mir ins Gedächtniß ruft:
Ja, hier ist so steil kein Berghang,
Und so tief kein grünes Thal,
Wo ich nicht geheim in Liebe
Und in Lust geschwelgt einmal.

Keine traute Stelle gibt es,
Keine Grotte, keine Schlucht,
Wo nicht Sehnsucht wonnebebend
Einmal ein Asyl gesucht;
Keine blumenreiche Stelle,
Keinen moos'gen Waldesgrund,
Wo besiegelt nicht mit Küssen
Ward der allerschönste Bund.

Jetzo schweif' ich still und einsam
Durch die Thäler, über Höh'n:
Wo die Wonne süß geflüstert,
Oede Wipfel schaurig weh'n,
Und es seh'n die Liebesgötter,
Die umschwebten diesen Plan,
Mit Dämonenangesichtern,
Grinsend aus dem Strauch mich an.

II.

Schönste Waldstelle.

Wo dicht die Blumen steh'n, da zieh'n
Die Lüfte schwül und schwer —
Und wo die Welt am schönsten ist,
Da trau' ihr nicht zu sehr!

Dort am besonnten Waldesrand
Blüh'n Strauch und Kräuter dicht;
Ein Ort, so einsam=traut, so hold,
Winkt in der Runde nicht.

Jüngst hat daselbst am blau'sten Tag
Plötzlich ein Schuß geknallt:
Drauf fand man einen todten Mann
Durchschoss'nen Haupts im Wald.

Dort, wo die Welt am schönsten ist,
Da trau' ihr nicht zu sehr:
Wo dicht die Blumen blüh'n, da zieh'n
Die Lüfte schwül und schwer.

Was dich aus einem Blütenkelch
Als Thau zu grüßen scheint,
Vielleicht sind's Thränen, die dort still
Ein Menschenkind geweint.

Wo fern dir Grund zu winken scheint
Mit Preißelbeeren roth,
Verblutet hat ein Herz vielleicht
Sich dort in seiner Noth.

Und was wie Schleim der Schnecke glänzt
Auf einer Blumenstirn,
Ein kleiner Tropfen ists vielleicht —
Von menschlichem Gehirn.

III.

Rollende Räder.

O Nacht, so lang und bange! —
Horch, fegt mit Sturmesdrange
Die Strassen jetzt der Wind?
Nein, es beginnt zu tagen;
Das Rollen ist's der Wagen,
Die heim vom Feste tragen
Manch' blühend holdes Kind.

s ist Carneval. Isolde,
Umwallt vom Lockengolde,
Kehrt heim zu dieser Stund.
Im Glanz der goldnen Spangen
O zauberhaftes Prangen!
Wie leuchten ihre Wangen,
Wie selig blüht ihr Mund!

Ich glaube dir, du Schöne!
Wie thöricht ist die Thräne,
Belächelnswerth das Weh'!
Hei, deines Wagens Rollen
Klingt in mein dumpfes Grollen
Gleich einem fastnachts-tollen,
Lustfreud'gen Evoë!

Die Welt war schön, du Schöne,
Als dort im Braus der Töne
Dein Haar im Tanze flog,
Indeß ein armer Frager,
Kleinmüthiger Verzager,
Auf seinem Schmerzenslager
Das Leid der Welt erwog.

Das Haus Habsburg

und

die Kunst in Oesterreich.

Von

Albert Ilg.

Eine Kunstgeschichte des Hauses Habsburg, — wie wichtig die wäre für die Kenntniß des Gesammtfaches, wie herrliches Material dazu in überreicher Fülle vorliegen würde, wie würdig ein solches Unternehmen der großen Bedeutung jener Leistungen sein müßte, welche dem Walten dieses Hauses ihren Ursprung verdanken, und wie viel neue Resultate dadurch der Wissenschaft zugeführt werden könnten, — das sind natürlich sehr naheliegende Fragen. Schwieriger gestalteten sich dagegen die Antworten darauf, weßhalb denn solchen Bedürfnissen zur Stunde noch die Abhilfe fehlt, weßhalb die verehrliche Kunstgeschichtsschreibung bisher schon bis zu Chinesen und Mexikanern hinausgepilgert sei und dies Gute, Beste, das so nahe zu schürfen ist, brach liegen gelassen habe; noch difficiler endlich die weitere Frage, welche Steine noch von den Eingängen der Quellenhäuser zu heben wären, bevor man zu diesem Brunnen gelangte.

Ohne mit derartigen Betrachtungen sich die Freude zu verderben, kann indeß der Kunstfreund auch jetzt schon wenigstens in dem Luftschlosse einer solchen Kunstgeschichte des österreichischen Erzhauses sich mit Genuß ergehen. Und es ist ein wunderbarer, labyrinthisch-weiter, überköstlich gezierter Bau, der da seine Hallen vor den erstaunten Blicken öffnete. Ueberall zwar träte jene bescheidene Anspruchslosigkeit des Verdienstes hervor, die ein Charakteristikon für alle Schöpfungen von diesem Ursprunge her seit Alters gewesen ist, die nirgends in die Posaune eines zur Schau getragenen Mäcenatenthumes gestoßen, aber um so wirksamer ihren Einfluß geübt hat. Hier steht kein künstlich Treibhaus, das fremde Prachtgewächse auf die Scholle deutschen Kornes gepflanzt hat, hier waltete die fördernde Kraft immer nur still zeitigend wie der Keimtrieb der heimatlichen Muttererde unter Feld und Wald, Garten und Acker, aber hier entstanden in Folge dessen auch gesunde Stämme, deren Jahresringe ihnen immer höheren Wert verleihen, um so

bedeutsamer, als sie den späten Enkeln dann erzählen, daß die Hand eines Maximilian, oder Karl, oder Joseph dereinst ihr treuer Gärtner gewesen. Zwar hat das Walten und Fördern auf künstlerischem Gebiete hier sich immer in das schlichte Kleid privater Liebe für die Sache zu hüllen geliebt, aber wir tauschen die daraus entsprossenen Früchte nicht gegen alle Potemkin'schen Gärten an anderen Orten, woselbst die Reste alter fürstlicher Kunstliebe vergessen wurden und die Neuzeit durch künstliche Athenisirung gutdeutscher Spießbürgerstädte dafür ein blendendes Surrogat zu schaffen suchte.

Wohin in Oesterreich der kunstliebende Wanderer den Fuß setzen mag, in jedem Kronlande stehen die vorzüglichsten Werke in irgend einem bedeutenden Zusammenhange mit dem Streben des Herrscherhauses: durch dieses edelste Mittel die edelsten Zwecke zu erreichen. Nur die uralten Stifte und Klöster der romanischen Periode, welche vor Rudolph des Ersten Tagen entstanden waren, machen natürlich eine Ausnahme, von da an, kann man sagen, geht der Begriff der Kunst im Vaterlande auf in der Geschichte der habsburgischen Pflege derselben. Denn unsere Heimat hat niemals eine bedeutende Blüte des Städtewesens gezeitigt, Reichsstädte kamen hier zu keinem Gedeihen, der große Klerus aber begnügte sich meist mit den alten Sitzen, welche fromme Stiftungen in der Vergangenheit ihm gegründet hatten, und schuf weniger Zweigniederlassungen und Töchterklöster, wie es in Italien, Frankreich und Deutschland der Fall sein konnte. Wenn nun aber diese zwei wichtigen Culturfactoren des Mittelalters, Bürgerthum und Geistlichkeit, in Oesterreich weniger als anderswo in der Lage waren, der Kunst helfende Freunde zu sein, so hat das Fürstenhaus seit dem 14. Jahrhundert, ja seit der Thronbesteigung seines ersten kaiserlichen Ahns, unablässig die Rolle ihres Mäcens festgehalten und fruchtbringend durchgeführt.

Frägt man sich, warum die Gegenwart und ihre Kunstgeschichtsbücher von dieser Thatsache nicht so, wie es Wahrheit und Wissenschaft fordern, Notiz genommen, so muß vor Allem in's Auge gefaßt werden, daß uns Oesterreicher selbst der Haupttheil der Schuld trifft. Wer kann denn eigentlich von den Landfremden verlangen, sich um unsere Ehre zu kümmern, unsere Verdienste zu verkünden, wenn Jeglichem von ihnen, vorausgesetzt, daß er nämlich ehrlich sich die Mühe gibt, die hiesigen Verhältnisse kennen zu lernen, nachdem er herankam, im Lande selbst nichts darüber Aufschluß gibt, als ein paar in den Dreißiger Jahren mit gutem Willen, aber unzureichenden Kenntnissen geschriebene, veraltete Bücher! Wenn er fortwährend dies naive Geschlecht von jedem Hügelchen jenseits der Grenze mit Ehrfurcht sprechen hört, während es ganz gewöhnlich und natürlich befunden wird, daß auf österreichischem Boden der Großglockner und die Ortlesspitze stehen. Wenn wir Oesterreicher es uns mit aller Seelenruhe sagen lassen, daß unsere Heimat kein Kunstboden gewesen sei und damit dem Streben seiner diesbezüglichen Durchforschung der Faden abgeschnitten werden soll, bloß deßwegen, weil -- allerdings — das Zeitalter des Perikles in Athen oder

jenes der Mediceer großartigere Erscheinungen aufzuweisen habe. Freilich beweist die politische Geschichte unseres Vaterlandes klärlich, daß der endlose Kriegessturm, dem dieses östliche Bollwerk der Cultur seit seinem Bestehen ausgesetzt war, den Keimungen der Künste und aller Blüten der Bildung ein schweres Hemmniß werden mußte, daß eine ruhige Entwicklung fester Schulen, eine Vererbung der Kunsttraditionen von Geschlecht zu Geschlecht, daher vielfache Störungen erfahren hat und kein österreichischer Styl, ja keine eigentliche österreichische Kunst erwachsen konnte, — aber berechtigt dies dazu, dem Heimatlichen kurzweg den Rücken zuzuwenden? Anstatt die immer vom Neuen aufgenommenen, fast allein von der Dynastie ausgehenden Bestrebungen zu schätzen, welche dahinzielten, auch für die Kunst die Wunden der Zeit durch abermaliges Versuchen, Berufen fremder tüchtiger Meister zu heilen 2c., sie um so höher zu würdigen und ihrer Geschichte nachzugehen, sollen wir im eigenen Lande die Parias spielen und nur Entdeckungen über die Kunstblüte fremder Höfe und Höfchen mit Andacht bestaunen, welche gar nicht selten dieselbe Bewunderung verdienen, wie jenes obgenannte Hügelchen, von dessen Spitze dann meine lieben Wiener eine Aussicht bejubeln, deren Genuß ihnen die billige Benützung irgend eines heimischen Verkehrsmittels bis zu einem beliebigen Punkte extra muros ihrer Stadt auch geboten haben würde.

Diese guten Wiener aber! Sind sie doch wie die Kinder, von denen ihre Wärterinen sagen, daß ihnen dasselbe Stücklein Brot, das sie daheim verschmähen, Begierde erregt, wenn sie es draußen zufällig in Händen Anderer gewahr werden. Ist es doch ein altes Lied, daß jenes Pflichtgefühl, welches sie in Paris, London, Florenz oder Rom zur obligaten Galerientreibjagd bestimmt, innerhalb der vier Pfähle fast gänzlich erloschen ist. Hier überläßt man den Besuch kunsthistorischer Sammlungen dem Fachmanne, deren Außerachtlassung „draußen“ ein Zeichen von Bildungslosigkeit und Mangel an Sinn für das Schöne sein würde. Sie meinen schier, dergleichen sei da, weil es eben so sein müsse, gerade wie der liebe Gott Gras auf dem Felde und Bäume auf den Bergen hat wachsen lassen, damit sie nicht leer stehen.

Dazu kommt die sonderbare Inconsequenz bei Betrachtung der österreichischen kunstgeschichtlichen Verhältnisse selbst unter den Sachverständigen. Niemand wird leugnen wollen, daß in der That in Oesterreich jene großen kunstsinnigen Klostervorstände fehlten, welche wie Suger von St. Denis, Desiderius von Montecassino, Bernward und Godehard von Hildesheim, Willigis von Mainz, Meinwerk von Paderborn oder schon früher Eligius von Noyon und Andere ihre frommen Stätten zugleich zu Brennpunkten der Kunstthätigkeit im Lande gestalteten, denn ein Gebhart von Salzburg oder der Passauer Bischof Altmann gehören nach damaligen Verhältnissen nicht eigentlich Oesterreich, sondern dem Mutterlande seiner Cultur, Baiern, an, obschon sie für jenes viel Ersprießliches in's Werk setzten. Ferner kann man

sich der Erkenntniß keinen Augenblick verschließen, daß gegenüber den Städten der Niederlande oder Toscana's oder Venedig, Nürnberg, Augsburg, Ulm ꝛc., unser Graz, Linz, Wien, Innsbruck eine sehr bescheidene Rolle spielen, also sowol die Klosterkunst, als die bürgerlich-zünftige hierzulande mit beglückteren Gegenden der Fremde allerdings keinen Vergleich aushalten wird, wenn schon manches Treffliche vorliegt, ich gedenke Gurk's z. B. oder Salzburgs, oder der farbenreichen Schilderungen des alten bürgerlichen Wiens bei Aeneas Silvius, bei Bonfini und Wolfgang Schmelzl. Aber die Kunstgeschichtschreibung liebt es, dabei stehen zu bleiben, diese Mängel constatirt zu haben, und wendet sich damit von dem Gegenstande einfach ab.

Sie ignorirt dabei einen wichtigen Umstand. Die künstlerische Production im alten Oesterreich ist ja bei jenen Erscheinungen nicht stehen geblieben, sie hat sich im Gegentheil erst nach den genannten beiden Perioden kräftig entwickelt, herrliche Meisterwerke hingestellt und in manchen Dingen dem gesammten Deutschland neue Bahnen eröffnet, — z. B. durch die Aufnahme des italienischen Renaissancestyles, die hier zufrühest erfolgte. Aber immer war es die Dynastie, welche seit dem Momente eingriff, als sich die Unmöglichkeit der reichen Entfaltung städtischen Lebens im 14. Jahrhundert in Oesterreich entschieden hatte. Unausgesetzt sehen wir die habsburgischen Herzöge durch Bauten, wie St. Stephan, St. Augustin in Wien, Gaming, Neuberg, schon in dem genannten Säculum für die Pflege der Kunst thätig, die Fridericianische Aera, vielleicht gerade am lobenswerthesten auf dem Kunstgebiete, nimmt dieses Streben eifrig auf, Wiener-Neustadt, Graz sind Zeugen davon. Maximilian erweitert den Kreis der Kunst in Oesterreich und für Oesterreich bedeutend, er setzt sich mit den ersten Meistern Deutschlands in Verbindung, Karl V. gebraucht seine großartige Macht noch weiter, er ist der Protector eines Tizian und anderer großer Künstler in Nah und Fern. Das nächste Geschlecht hat einen Ferdinand von Tirol, den Schöpfer von Ambras, und den fast ebenso kunstfreundlichen steiermärkischen Karl hervorgebracht, Maximilian des Zweiten Urkunden führen Belohnungen von Meistern aller Art, Architecten, Malern, Steinschneidern, Goldschmieden als stehende Rubrik unter den beträchtlichsten Ausgaben, — Alles aber nur erst ein Vorspiel zu des anderen Rudolph's großartiger Bethätigung der Liebe für diese Sache.

Uebergehen wir gänzlich die spanische Linie des Hauses, aus der selbst der ernste Philipp IV. als Mäcen der Kunst und Freund und Förderer eines Velasquez und Cano hervortritt, so sehen wir auch in den Niederlanden unter Margaretha, unter Albert und Clara, unter Leopold Wilhelm eine Aera der Kunst neu erblühen, deren Bedeutung zu charakterisiren der Eine Name Rubens oder ein Gang durch die Säle des Belvederes, dem Erbe der dortigen Bestrebungen, genügen mag. Wer über das Geflunker und die blendende Pracht des Rococo- und Zopfstyles losziehen will, wem langweilige hellenische Spree-Renaissance lieber ist, als die lustigen, farbenprächtigen Dome und Paläste, welche die ganze Donau hinunter die Epoche

der Prälatenarchitectur und jener des Adels in Oesterreich bezeichnen, wem die großartigmonumentalen Palastanlagen der Wallenstein'schen bis Eugen'schen Periode in Prag und Wien, die Zeit Fischer von Erlach's nicht anstehen, mag es bei sich verantworten. Andere, und darunter sicherlich eine weniger parteiliche Nachwelt, dürften von der sonnigen Correctheit des neuesten Ringstraßenstyles noch gerne in den behaglichen Schatten dieser schönen Palasthallen der innern Stadt, trotz ihrer Schnörkel- und Muschelornamente, ein Asylplätzchen suchen wollen.

Aber auch diese Erscheinungen wurzelten in den Bestrebungen eines Mannes, dem die Beschäftigung mit der edlen Kunst gar häufig den schweren Druck des goldenen Reifes lindern mochte. Es ist diejenige, für die Gegenwart hochwichtige Aera, in der in Oesterreich der Kunstunterricht Wurzel zu schlagen beginnt, in welcher der kaiserliche Hof erfüllt ist von Künstlern Italiens und der Niederlande, wie der Heimat selbst, in welcher bald die Errichtung einer Akademie als bleibende Basis der künstlerischen Bildung unter Leopold folgen sollte. Und wie in solch' bedeutender Angelegenheit sehen wir in allen Ereignissen die Initiative vom Hause des Fürsten ausgehen; treten daneben der Adel und der reiche Clerus oft ebenbürtig auf, so sind die Bestrebungen, so großartig sie bisweilen erscheinen, doch nur Reflexe, die nicht hätten sein können ohne jenen Herd, auf dem die Flamme der Kunstliebe nicht erlöschend fortgenährt wurde. Unterlassen wir es, die Scala der Entwicklungen noch weiter zu verfolgen, es ist immer dasselbe erfreuliche Phänomen, wenn auch immer in anderen Formen und Bildern; immer die kaiserliche Protection der Kunst im Lande die einzige, die Quelle ihres Lebens und ihrer Lebensnahrung, daneben, abgesehen von den mitbeeinflußten Kreisen der Gesellschaft, aber das Nichts.

Und solche Thatsachen, welche beweisen, daß, wie in keinem Lande der Welt, seit mehr als fünf Jahrhunderten die Dynastie die Trägerin und das Asyl der heimischen Kunst gewesen, woraus sich ergibt, daß es innerhalb eines halben Jahrtausends in Oesterreich nur eine solche Kunst und keine andere gegeben, solche Facta sind ignorirt, Dinge, welche allein schon durch das Bestreben, das sie schuf, und seine feste Dauer beispiellos in der Kunstgeschichte dastehen. Es ist eine Schuld der Geschichtschreibung, auch diese Ehre endlich zu geben, dem sie gebührt; es ist eine größere Schuld noch unseres Volkes, sich durch Erkenntniß und Verständniß des unter solchem Schilde Entstandenen seines Genusses würdig zu zeigen. Anstatt dessen aber hat man in diesem Lande der falschen Selbstverläugnung den umgekehrten Weg eingeschlagen.

Statt sich mit berechtigter Lust am Seienden zu freuen, das reichlich vorhanden ist, so hoch zu freuen, als dessen wahrer Wert bedingt, nimmer blind für das Mangelnde, aber um so stolzer auf das Wirkliche, Gute, hat man zugesehen, wie Andere erst die Selbständigkeit, dann die nationale Berechtigung, dann den eigenen Styl einer österreichischen Kunst sorgfältig

hinausdifteln wollten, um unsere gemütlichen Leute selber stutzen zu machen über ihre Freude. Als ob ein Vernünftiger von Alldem bezüglich Oesterreichs Kunst reden wollte! Wer könnte so blind sein, sie national, stylistisch oder irgendwie separiren zu wollen, von dem großen Stamme der allgemeinen Kunst in aller Welt, von der die österreichische einfach eine Probe gibt, gleich allen anderen! Gehören wir denn zu jenen interessanten Nationalitäten, welche die Poesie und Kunst und jeden Culturzweig, sowie nach der Anecdote auch den Vollmond und den Herrgott, in Separatpachtung besitzen wollen? Nein, Oesterreichs Kunst ist im Mittelalter von der allgemeinen Färbung der christlich-germanischen, in der Renaissance und später von vorherrschend italienischem Charakter, sie beansprucht kein Privilegium und Monopol. Aber sie hat gezeigt, daß sie fortwährend den Andern ebenbürtig gewesen, ja in jener zweiten, freilich im Ganzen schon getrübten, Kunstperiode, ist nach der Italiens und Frankreichs zunächst sie zu nennen — und dann lange nichts — und dann die Anderen. Und hiemit fällt das andere Argument, wodurch die Bedeutung unseres Kunststudiums abgesprochen werden sollte, indem der absolute Wert der Leistungen angekrittelt wurde.

Oesterreich, das fast nie Frieden genoß, welches nach Hussiten-, Türken-, Religions- und dreißigjährigem Kriege, bei überhaupt ungünstigen Verhältnissen in dieser Beziehung, noch immer die Kunstschöpfungen aufzuweisen hat, als welche unsere gothischen Kirchen zum Himmel ragen, und womit andererseits unsere Sammlungen gefüllt sind — (man könnte auch hinzufügen: und welche massenhaft in auswärtige Museen verschachert, diesen zu Zierden gereichen), — das dürfte denn doch wol mehr verdienen, als jenes geringschätzige und nebenbei auch höchst unwissenschaftliche Urtheil, in Folge dessen man sich nicht einmal die Mühe nehmen will, zu suchen, was zu suchen wäre. Wenn aber auch Lücken und Schwächen vorfindlich sind, wie allüberall — ist denn wissenschaftliche Beschäftigung mit einer Frage Sache des Geschmackes, gibt es auf diesem Gebiete eine Gourmandise, welche wie im Aepfelkorb sich das Schönste aussucht und das Uebrige liegen lassen darf? Ist das der vernünftige Zoologe, der Löwe und Tiger studirt, die übrigen Geschöpfe aber verabsäumt, weil sie — keine Löwen sind? Welch' südliche Gefühlseinseitigkeit! würde die bekannte deutsche Gründlichkeit rufen, wenn es der Oesterreicher wäre, der sich eine solche schielende Auffassung zu Schulden kommen ließe.

Die Kunstgeschichte der österreichischen Verhältnisse, soweit sie in neuerer Zeit von Seite der Inländer betrieben wird, krankt an mehr als einer Einseitigkeit, deren übelste wol darin besteht, daß man sich allzusehr bloß mit Detailforschung abgegeben hat, und der Mut, wol auch die Mittel fehlen, große Cyklen abgeschlossen zu behandeln und einzelnen Hauptmonumenten erschöpfende Monographien zu widmen. So ist es in der That unglaublich, daß wir noch kein wissenschaftlich genügendes Buch über St. Stephan in Wien, über den St. Veitsdom in Prag, über die großartige

freskengeschmückte Kirche von Gurk, das Maximiliansgrab in Innsbruck, und sonstige Denkmäler ersten Ranges besitzen. Auch die großen Meister der Renaissance und Baroke in Oesterreich, ein Niclas Lerch, Alexander Colin, dann die Gran, Altomonte, Donner, Fischer von Erlach harren nebst zahlreichen Collegen noch der würdigen Feder, die ihre Biographie gebührend hinstellen würde, da Alles was vorliegt, veraltetes, unbrauchbares Zeug ist. Die Kunstbestrebungen Maxmilian II. und Rudolph II. sind bloß aus abgerissenen Mittheilungen unvollständig bekannt, die der Zufall den Schatzhütern der Archive entkommen ließ, der berühmte Werkmeisterstreit von St. Stephan dürfte sich, wenn Alles eruirbare aufgedeckt wäre, schier der viel ventilirten Frage über die Arler als Baumeister des Prager Domes an die Seite stellen u. s. w. u. s. w. Anstatt solcher in's Gewicht fallender Hauptuntersuchungen bietet die einheimische Literatur ewig und ewig uns Notizen über Einzelheiten, kleine Dorfkirchen, Kelche, Kreuze, Wegsäulen, Sakramenthäuschen und dergleichen Minutien, deren Erforschung zwar ebenfalls nothwendig ist, die in ihrer Fülle aber den Blick verwirren, so lange nicht im Zusammenhange die Grundzüge unserer heimischen Kunstgeschichte festgestellt sind, wozu doch schon Material vorhanden wäre. Was hat die betreffende Literatur in Deutschland so bedeutend gemacht, als der glückliche Umstand, daß Kugler anfing, das ganze große Gebäude, wenn auch nur skizzenhaft a priori hinzustellen, worauf die Specialforschungen fußen konnten, deren Aufgabe es dann allerdings war, zahlreiche Berichtungen beizubringen.

Ferner müßte, soviel alle Volksschul-, Realschul- und Gymnasialdidaktik einzuwenden haben mag, die vaterländische Kunst in einer entsprechenden Vortragsweise schon dem zarten Alter bekannt gemacht werden. Dadurch, daß bisher davon keine Notiz genommen wurde, hat man sich die köstlichsten Stoffe zum Unterricht entgehen lassen. Wie viel Anknüpfungspunkte für Geschichte, Poesie, Sage, Legende böte doch dieser Gegenstand einem kundigen und geschickten Lehrer! Welche Lust müßte es sein, des Vaterlandes junge Generation von Stufe zu Stufe zu führen, das Gefühl in ihr zu erwecken, daß die herrlichsten Ideale auch für sie nicht in einer fernen fremden Welt ruhen, zu deren Bewunderung sie herangenöthigt und dann doch nur wie geduldete Zuschauer behandelt werden sollen, sondern auf dem sonnigen, glücklichen Boden der Heimat, so reich und rein, wie das Beste weit und breit, gereift unter dem hellen Sterne des edelsten und liebevollsten aller Mäcenate!

Am herrlichen Straßburger Münster ist der erste Rudolph hoch zu Roß in Stein gehauen zu sehen, eine Figur als deren Meister die Sage den berühmten Erwin von Steinbach namhaft macht, und welche angeblich im Jahre 1291 entstanden sein soll, Rudolph's letztem Lebensjahre, in welchem er jene Stadt besuchte. Er zog mit glänzendem Gefolge hinab nach Germersheim, wo den Kaiser der lang erwartete Tod ereilte, sein Grab wurde im Speirer Dom bereitet. Dann weiß Ottocar von Hornek gar schön zu

erzählen, wie ihm ein theurer Meister von Stadt zu Stadt, von Land zu Land nachgereist sei, des Fürsten Bild in Marmor treu zu gestalten; wie er jede neue Runzel sorglich eingetragen, die der Lauf der Jahre in das schließlich 74jährige Herrscherantlitz gegraben, und dies Bild wäre des Todten Decke geworden. Dazu ist ein Gemälde der Ambrasersammlung nachzusehen, das einen Grabstein Rudolph's in Wasserfarben darstellt. Lange nach seinem Hingange blieb am Rheine des Kaisers Gedächtniß in hohen Ehren, besonders in seiner getreuen Stadt Basel, die ihm so viel verdankte; dort schmückt noch heute den sogenannten Seidenhof, der vor Alters Haus Oesterreich genannt war, sein sitzend Steinbild, das ihm noch im 14. Jahrhundert errichtet wurde.

Da haben wir ein absichtslos aus der Menge des Stoffes herausgegriffenes Capitel österreichischer Kunstgeschichte, mit kurzen Worten berichtet. Wie reich ist es an bezeichnenden Zügen, wie lehrreich für uns, die uns diese Dinge nahegehen! Welcher Stoff endlich für den Unterricht in der Schule, der bisher in den Lesebüchern mit einer einzigen fehlervollen Geschichte von Meister Pilgram diesbezüglich versehen ist. Aber lehrreich darf man dies kleine Capitel auch für die großen Leute nennen. Es zeigt uns klar den innigen Zusammenhang der österreichischen Kunst mit der deutschen und führt den habsburgischen Kaiser als ihren Förderer in diesem Sinne auf. Es zeigt die Kunst seines Volkes, dargereicht wie ein Blütenstrauß, den das Band anhänglicher Liebe umschlingt. Nach Rudolph wendet sich die Fürsorge der Fürsten seines Hauses schon ausschließlicher der österreichischen Kunstproduction selber zu, wovon Kloster Königsfelden, die Sühnstätte des Königsmordes, Zeugniß gibt, dessen herrliche Glasgemälde auffallende Stylverwandtschaft mit Gemälden dieser Gattung aufweisen, deren Entstehung in Oesterreich selber außer Frage steht. Und von da an regt es sich immer freudiger und rühriger hierzulande, daß ein Gebäude sich neben den andern erhebt, dem Herrn zu Ehren als ein frommes Gelübde der einheimischen Fürsten. Der Umstand, daß Wien im 14. Jahrhunderte der Sitz einer hochbedeutsamen Bauhütte werden konnte, in der Meister aller Nationen rüstig zusammenwirkten, ist allein schon ein Factum, das Oesterreichs Kunstleben in jenen Tagen der größten Beachtung wert erscheinen läßt. Da ist es des vierten Rudolphs edle Kunstliebe, um die wie um eine wärmende und belebende Sonne abermals wie in den Tagen seines Ahns, und zwar an den Werkstätten von St. Stephan, deutsche und österreichische Meister sich sammeln, um vereint ihr Bestes zu thun zum Gelingen einer Riesenschöpfung edelster Kunstrichtung.

Wieder ist es ein Rudolph, dessen Wollen eine der höchsten Entwicklungsstufen der österreichischen Kunst in späteren Tagen bezeichnet. Es ist der große Sammler, der Freund Dürer'scher Schöpfungen und endlich der Förderer der edlen Kunstgewerbe, die in Gold und Steinen, Kristall und Schmelzwerk die entzückendsten Gefäße und Geräthe zu schaffen wußten. Damit begründete er eine Production, die glänzender in keinem Orte, selbst

Italien nicht ausgenommen, betrieben wurde. Es ist die prunkvolle Kunst des Südens, die hier Wurzel faßte, der erste frische Keim wieder in Deutschland, nachdem der Styl des Mittelalters und die deutsche Renaissance sich nicht mehr lebensfähig gezeigt hatten. Mailands wie Nürnbergs Künstler, Meister aus Prag, Wien, Venedig und den Niederlanden trugen damals ihr Schärflein zur glanzvollen Entfaltung der Kunst am Kaiserhofe bei, deren Segen im Lande Keime zeitigte, die selbst heute wieder — besonders im Kunstgewerbe — in frisches Grün ausschlagen. Für den Kaiser arbeitete der sorgliche Hans von Aachen, die Italiener Arcimbaldo, Abondio, Josef Heinz, der Stecher des jüngsten Gerichtes des Michelangelo, Rota, und eine Schaar von Bildhauern, Edelsteinschneidern, Juwelieren, Miniaturmalern, Wachsbossirern, Modelleuren, Harnischschmieden und Uhrmachern. Eifrig bereisten Antiquare und Kunstkenner das Land der classischen Kunstblüte und füllten des Kaisers Kunstkammer mit dessen Marmorwerken aus der Zeit der Alten, dessen Gemälden von den Händen der unübertroffenen Meister der Renaissance. Der Name Rudolph hat guten Klang in Oesterreichs Kunstgeschichte.

In der Stiegenhalle des österreichischen Museums zu Wien ist der in diesen Zeilen ausgesprochene Gedanke, den die Geschichte predigt, der Gedanke von der Identität österreichischer Kunst und habsburgischer Kunstliebe, in bildlichen Darstellungen der dortigen Fenstergemälde versinnbildlicht. Möge er stets bei fortschreitender Verbreitung ehrlicher Erkenntniß auch in dem Herzen unseres Volkes zu finden sein, auch schier so klar und sonnendurchleuchtet, wie dort an dem farbengeschmückten Glase! Möchte die Kunst der Gegenwart, die in Oesterreich abermals unter diesem freundlichen Gestirne blüht und wächst, zu einem neuen Reis der Ehre gedeihen und die Geschichte der Kunst Oesterreich-Habsburgs glücklich hinüberleiten in ihr siebentes Jahrhundert!

Gesänge des Grafen Giacomo Leopardi.

In den Versmaßen der Originale.

Uebersetzt von

Karl Fidler.

I.

Der herrschende Gedanke.

Der wonnigstes du bietest,
Mit Macht in meiner Seele Grund gebietest,
O furchtbar's aber theures
Himmelsgeschenk, verschwistert
Mit meiner Tage Leide,
Gedanke, dran mein Herz gar oft ich weide.

Wer spricht von deines Wesens
Geheimniß nicht? Wer fühlte nie sein Walten?
Und doch, will, was er wirket,
Der Menschen Zung' entfalten
Im Wort, von seiner Leidenschaft entzündet,
Klingt neu dem Ohr, was er durch sie verkündet.

Wie einsam meine Seele
Geworden seit den Tagen,
Da deinen Sitz in ihr du aufgeschlagen!
Der anderen Gedanken Schwarm entfuhr
Verscheucht nach allen Seiten
Mit Blitzesschnelle, du alleine stehst wie
Ein Thurm auf öder Flur,
Du riesengroß in meiner Seele Weiten.

Was ist geworden nun in meinen Augen
Der Menschenwerke Prangen,
Und was dies ganze Leben, außer dir?
Wie unerträglich finde
Ich Muße, sonst'gen Umgang
Und all der schalen Weltlust schal's Verlangen,
Seit ich die Wonn' empfinde,
Die himmlische, die von dir ausgegangen.

Wie von der Appenninen
Entblößten Felsenwarten
Nach fernem Saatengrün mit Sehnsucht spähet
Der Blick des Wanderers auf rauhen Fahrten,
So kehr' ich aus dem dürren
Und herben Alltagswandel freudig zu dir,
Gleichwie zu wonn'gem Garten, und gewinne
Bei dir Erquickung mir für Herz und Sinne.

Beinah' unglaublich scheint mir,
Daß diese Thorenwelt, dies traur'ge Leben
Schon seit so vielen Tagen
Ich ohne dich ertragen;
Und kaum kann ich begreifen,
Wie Einer ringe sehnlich
Nach anderm Gut, als solchem, das dir ähnlich.

Nicht konnte mehr mir Bangen
Vorm Tod die Brust befangen, seit ich selber,
Was dieses Leben sei, an mir erprobe.
Heut scheinen mir ein Spiel nur,
Die manchmal nennt mit Lobe
Die blöde Welt, doch scheut voll Angst und Trauer
Des letzten Müßens Schauer;
Und lächelnd schau' ich, wenn Gefahr erschienen,
Und festen Blick's ihr in die droh'nden Mienen.

Den Feiglingen und niedern
Verworfnen Seelen bot ich
Verachtung stets; nun regt mit scharfem Sporne

Mich auf unwürd'ge Handlung,
Bei jedem feilen Zuge
Schwillt plötzlich mir das Herz von heißem Zorne.
Und über diesem stolzen
Zeitalter, das in eitler Hoffnung praßet,
Geschwätze gierig hört und Tugend haßet,
Thöricht nach Nutzen spähet,
Und dem, wie unser Leben
Von Tag zu Tag nutzloser wird, entgehet,
Fühl' ich erhaben mich. Ja, ich verachte
Der Menschen Urtheil und ich tret' mit Füßen
Den Feind der geist'gen Schöne,
Den bunten Pöbel, werth daß er dich höhne.

O welcher Drang muß jenem,
Dem du entspringst, nicht weichen?
Wohnt außer jenem Einen
Ein andrer in der Menschenbrust Bereichen?
Habsucht und Hoffahrt, Haß und Zorn und Streben
Nach Ruhm und Herrscherleben,
Was sind sie im Vergleiche
Mit ihm als schwache Triebe? nur Ein Drang
Lebt unter uns, und dieses
Gewalt'gen Herrn Befehlen
Nach Himmelsschluß gehorchen uns're Seelen.

O wär' nicht er, der ist dem Menschen alles,
Hätt' Werth und wahren Sinn nicht unser Leben;
Er führt allein das Schicksal,
Das sterblich uns auf Erden
Ohn' andre Frucht den Leiden hingegeben;
Um ihn nur manchmal scheinen
— Ich red' nicht von gemeinen, — edlen Herzen
Dem Tode vorzuzieh'n des Lebens Schmerzen.

Süßer Gedank', um deiner Freuden willen
Zu dulden all die Plagen
Und jahrelang zu tragen
Dies Dasein, war wohl kein unwürd'ger Kaufpreis;
Nochmals wollt' um ich kehren,

So wie ich bin, vertraut mit unsern Uebeln,
Nach solchem Ziel zu rennen neu mich rüsten;
Trotz Schlangenbißen und trotz sand'gen Wüsten
Bin ich nie so ermüdet
Im öden Thal der Erde
Zu dir gelangt, daß nicht mir diese Qualen
Ein solches Gut schien' überreich zu zahlen.

O welche Welt, welch neue
Unendlichkeit, welch Paradies ist jenes,
Wohin mich oft dein wunderbarer Zauber
Entrückt, wo mir im Lichte,
In anderm Licht als dem gewohnten, wandelnd,
Mein ganzer ird'scher Zustand,
Die traur'ge Wirklichkeit mir schwand zu nichte.
So, glaub' ich, sind die Träume
Der Himmlischen. Zuletzt bist du ein Traum auch,
Soweit Verschön'rung ich der Wahrheit danke,
Dir, süßester Gedanke,
Traum zwar und Wahn, doch gottentsprungen
Bist von den andern holden
Wahnbildern du, so kräftig, so voll Leben,
Daß dich die Wahrheit nie hinabgerungen,
Oft an die Wahrheit reichend
Wirst du erbleichend erst im Tod entschweben.

Gewiß, o mein Gedanke, du alleine
Nach meiner Tage Leben,
Geliebter Quell unendlich vieles Herben,
Du wirst mit mir im Tod zugleich entschwinden,
An manchen Zeichen kann's die Seel' empfinden;
Du seist für immer mir zum Herrn gegeben;
Denn andre Wahngebilde
Verblaßten beim Erblicken
Der Wirklichkeit der Dinge, doch je öfter
Ich mag den Blick erheben
Zu ihr, von der ich ewig mit dir spreche,
Wächst jenes Hochentzücken,
Wächst jener Taumel, der mich hold umfangen.

O engelreine Schönheit,
Mir scheinen alle reizumhauchten Wangen
Wie ein erkünstelt Abbild
Von deinem Antlitz. Quell von jeder Anmuth,
Glaub' ich, bist du alleine
Und keine wahre Schönheit gibts als deine.

Seit ich zuerst geseh'n dich,
Von welcher meiner ernsten Sorgen warst du
Nicht letztes Ziel? Zu welcher Tagesstunde
Schwärmt ich von dir nicht? und hat meinen Träumen
Dein hehres Angesicht
Jemals gefehlt? Nur als ein Traum so schön,
O engelgleiches Bildniß,
In dieser ird'schen Wildniß
Wie wo des Weltalls hohe Bahnen gehen,
Kann Süßres ich erflehen
Noch als zu schaun in deiner Augen Licht,
Mich im Gedanken an dich zu ergehen?

II.

Auf ein antikes Basrelief,

ein verstorbenes Mädchen in der Haltung darstellend, wie es von den Ihrigen Abschied nimmt.

Wo gehst du hin? Wer ruft dich
Hinweg von deinen Lieben
O wunderschönes Mädchen?
Allein auf Wandrung geh'nd läßt du so frühe
Dein Vaterhaus? Wirst du zu dieser Schwelle
Zurück einst kehren und durchs Wiedersehen
Erfreu'n die heute weinend dich umstehen?

Das Aug' ist trocken und beherzt die Haltung,
Doch aber bist du traurig. Ob nach Sinne
Die Reis', ob unerwünscht, ob dir geschienen
Ihr Ziel hold oder schaurig,

Läßt deinen ernsten Mienen
Sich schwer entnehmen. Ach, ich selber hätte
Gewißheit nie, noch ward vielleicht es inne
Bisher die Welt, ob du dem Himmel theuer,
Ob seine Gunst verloren,
Ob du zu Elend oder Glück erkoren.

Dich ruft der Tod, im Frühschein deines Lebens
War da die letzte Stunde. Nicht mehr kehrst du
Zum Nest aus dem du scheidest,
Der theuern Eltern Anblick
Mußt du auf ewig meiden.
Der Ort wohin du ziehest
Ist unterm Rasen, dort fortan dein Wohnplatz;
Vielleicht zum Wohl; doch wer's sieht und bedenket,
Deinem Geschicke bittre Seufzer schenket.

Das Licht nie zu erblicken,
Wär' wohl das Beste. Doch wenn die Geborne,
Zur Zeit, da Kön'gin Schönheit sich entfaltet
In Gliederbau und Wange,
Und schon die Welt beginnet
Sich ihr von weitem huldigend zu neigen,
In jeder Hoffnung frischer Blüth' und lange
Bevor 'gen ihre festlich heitre Stirne
Die Wahrheit ihre Schauderblitze schleudert,
— Gleichwie am Horizont' in luft'gem Gange
Zerrinnend ein aus Dunst gebildet Wölkchen —
Vergeht als wär sie niemals aufgetreten,
Und mit dem dumpfen Schweigen
Der Gruft vertauscht der künft'gen Tage Reigen,
Seh'n dies des Wissens Meister
Als Glück an, muß befangen
Doch Wehmuthsbangen auch die stärksten Geister.

Natur, schon von Geburt an
Bereitend deinen Kindern Angst und Nöthen,
Du, die gebiert und nährt nur um zu tödten;
Natur, unselig Wunder!
Wenn denn vorzeitig Sterben

Ein Unheil ist, warum dem Tod erlauben
Ein schuldlos Haupt zu rauben?
Ist's Heil, warum so schmerzlich?
Warum vor allem Herben
Für den der bleibt, für den, der hin muß scheiden,
Den letzten Abschied jedes Trost's entkleiden?

Elend, wohin es schaue,
Elend, woher es komme, wohin flüchte,
Ist dies Geschlecht der Erde.
Du wolltest, daß vom Leben
Auch noch betrogen werde
Die jugendliche Hoffnung; Leiden schwellen
Der Jahre Wellen, einz'ger Schirm vor Uebeln
Der Tod, und dieses unvermeidlich' Ende
Als unverrückte Satzung
Gabst du dem Lebenslauf. Warum nicht mind'stens
Nach mühevollem Weg' ein Ziel uns setzen,
Geeignet uns zu letzen? Ach, warum
Uns dies, das als gewisse
Zukunft im Leben stets der Seele vorschwebt,
Den einz'gen Trost in Leiden,
Warum in Schwarz es kleiden?
Warum es noch bedecken
Mit solchen Dunkels Graus,
Mehr als mit Sturmesbraus
Uns mit dem Hafen, den du zeigest, schrecken?

Und wenn Unglück dies Sterben
Das du bestimmt uns, welche
Schuldlos, unkundig, unbefragt dem Leben
Dahinzugeben dir beliebt, so ist doch
Das Loos des Sterbenden mehr zu beneiden
Als deß, der fühlt das Scheiden
Der theuern Häupter. Aber wenn in Wahrheit,
Wie ich's für sicher halte,
Zu leben ist ein Unglück
Zu sterben Gnade, wer, ach, könnt' und wollte
Was er demnach doch sollte,
Der lieben Seinen letzten Tag ersehnen,

Um dann in herben Thränen
Gleichsam nur halb zu leben,
Zu sehen fort es tragen von der Schwelle,
Das vielgeliebte Wesen,
Mit welchem er getheilt sein Lebensloos,
Zu sagen Lebewohl ihm, hoffnungslos,
Je wieder zu begegnen
Ihm hier auf ird'schen Wegen,
Dann einsam auf der Erde, um sich schau'nd, an
Gewohnten Plätzen, zu gewohnten Stunden
Der Hingeschied'nen Andenken zu pflegen.
Wie o Natur, verträgt's dein Herz, zu reißen
Vom Freund den Freund, vom Bruder
Den Bruder, vom Erzeuger
Das Kind und die Geliebte
Aus des Geliebten Armen;
Zu lassen ohn' Erbarmen nach des Einen
Verlust den Andern leben? Wie doch kannst du
Solch Leid für nöthig halten
Dem Menschen, daß in Lieb' er überlebe
Den Andern? Doch ganz andres sinnt, ich sehe,
Natur in ihrem Walten
Als unser Wohlsein oder unser Wehe.

Der Krönungswagen.

Norddeutsche Hof-Liebesgeschichtchen.

Von

E. v. Dincklage.

Der fürstliche Schloßhauptmann von Eichenstein ging an der Seite des fürstlichen Stallmeisters von Heller eilenden Schrittes den Hof-Wagen-Remisen zu, deren große Thüren ein umherliegender Stallbursche so vehement vor beiden öffnete, als sollte das ganze Carossen-Contingent, das sich ehrbar in grauen Ueberzügen präsentirte, in Reih und Glied ausrücken. Da standen sie mit geschulterten Deichseln, gleich klösterlichen Büßern in der Kutte, welche all' die glänzenden Lackfarben, Wappen, Beschläge und Draperien zudeckte. Ihre Durchlaucht die Fürstin hielt auf hübsche, elegante Equipagen. Der junge Stallmeister war ersichtlich in keiner geringen Aufregung, er riß heftig von einem der Wagen den Ueberzug herunter und rief: „Ueberzeugen Sie sich selbst, Baron, ob Ihrer Durchlaucht Landauer einen schlechten Platz hat oder ob er gar gelitten haben kann in Folge dessen — aber ich weiß, woher wieder diese Verleumdung kommt, es ist nicht die erste und Fräulein von Tegern sollte wahrlich ihre Stellung als Hofdame nicht zu so läppischen Klatschereien mißbrauchen!"

„Muß denn durchaus alles, was sich Unangenehmes ereignet, von Fräulein von Tegern ausgehen?" fragte der Andere sich den Bart streichend.

„Wenn es mich trifft — ja! Sie rügt es, wenn ein Pferd hinkt, wenn nicht auf die Secunde vorgefahren wird, wenn — wenn — kurz, sie sieht Alles! nicht genug damit, sie treibt ihre Bosheit sogar soweit, zu behaupten, ich wäre Kunstreiter gewesen, hätte in einem Circus geritten und wäre au fond ein Vagabund! Fordern kann ich eine junge Dame nicht, Gegenbeweise nimmt sie nicht an, es wird noch dahin kommen, daß ich den Dienst hier verlassen muß, all' dieser Verfolgungen halber!"

„Nehmen Sie's nicht so ernst, lieber Heller! mir scheint aber in der That der Landauer steht etwas eng und gerade unter dem Fenster, das möglicher Weise Regen und Schnee durchläßt. Was ist denn das da für eine alte

Carosse, die sich so breit macht, werfen Sie doch dies Mottenreservoir hinaus, damit mehr Platz wird!"

„Ja, ja!" seufzte der Stallmeister, „das wäre ein Leichtes, wenn der Leibkutscher David nicht mit drein zu sprechen hätte, aber der ist seine dreißig Jahre im Dienste, läßt sich an keine seiner alten Gewohnheiten tasten und braucht nur zu sagen: Ich habe Serenissimus ja noch auf dem Arme getragen und als Prinzlein zuerst auf's Pferd gehoben! so setzt er richtig Alles durch! Ja die Frau Fürstin, die möchte ringsum reorganisiren und statt des kleinen krummbeinigen Kerls einen recht stattlichen Leibkutscher haben, aber — —"

„S'wird nichts draus! sagte eine knarrende Stimme hinter ihnen und „wenn man ihn nennt, kommt er gerennt" stand David in eigener stämmiger Person, von einem Ohr zum anderen grinsend, zwischen den Zähnen eine kurze Tabakspfeife, da.

„Gut, daß Sie kommen, David", redete ihn der Schloßhauptmann an, „wir haben soeben beschlossen, das alte Kutschengestell da bei Seite zu räumen, es verunziert nur die Remise und dient, hols der Geier, zu nichts mehr in der lieben Gotteswelt!"

„So?" fragte David bedächtig, „es dient zu ntchts? Na, meine Mutter würde ja gleich der Schlag treffen, wenn sie hörte, der einzige Krönungswagen in der durchlauchtigen Wagenremise wäre von seinem Ehrenplatze verdrängt!"

„Aber David —" lachten die beiden Herren, „Ihre Mutter ist ja blind."

„Ja blind ist sie, aber nicht närrisch, und alt genug ist sie, um zu wissen, was die Dinge werth sind. An warmen Sommertagen führe ich sie hier unter die Kastanien in's Freie und dann muß ich die Thüren aufmachen und sie geht recht wie eine Sehende auf den Krönungswagen zu und fährt mit ihren Händen über das vergoldete Schnitzwerk und klopft auf den Sammet der Sitzpolster, ob sie gut gebürstet und gereinigt sind, das muß ich immer selbst besorgen und sie merkt am Geruch, ob alles staubfrei und gelüftet sei — na die hat eine Nase — oh!"

„Ei, das ist doch interessant", rief der Stallmeister, „natürlich hats mit dem Wagen eine besondere Bewandtniß!"

„Ja, eine Bewandtniß hat es alleweile!" entgegnete ruhig David.

„Und können Sie uns nicht anvertrauen, welche? forschte der Schloßhauptmann.

„Nein, das kann ich nicht! Von Pferdekrankheiten und all' den sakramentischen Touren, die ich, dazumal, mit dem hochseligen Fürsten machte, als wir zwei, beide noch grüne Teufel, mit Erlaubniß zu sagen, waren, davon zu schwätzen, steht mir schon das Maul, aber von Liebesgeschichten müssen die Weiber reden, Sie wissen, ich bin Junggeselle und befasse mich nicht mit diesen Dingen. Zweierlei kann ich Sie aber versichern, Herr Stallmeister, Nummero eins bleibt die Kutsche, wo sie ist; Nummero zwei

bleibt David wo er ist, wenn wir auch beide für die feinen Hofdamen und Hofherren lange nicht mehr hübsch genug sind. Guten Morgen!"

David schaufelte mit seinen krummen Beinen hinaus und die beiden Herren besahen sich den „Krönungswagen" etwas näher. Ja, er mußte dereinst prachtvoll gewesen sein, der Stallmeister erkannte ihm hundert Jahre zu, der Schloßhauptmann schätzte ihn auf ein noch weit höheres Alter. Wie ihn die beiden lebensfrohen Männer beschauten, mit seinem baldachinartigen Verdeck auf leichten, vergoldeten und zierlich geschmückten Stützen, da überkamen sie die ernsten Schauer der Vergangenheit, und es war, als müsse über der goldenen Seitenbrüstung, überwölbt von der auf geschwungenen, goldenen Arabesken ruhenden Fürstenkrone, eine Gestalt im Hermelin sichtbar werden und auf dem Trittbrete sich bepuderte und bezopfte Lakeien drängen. Es war nur eine kurze Täuschung, als Heller den Schlag öffnete, rieselte das feine Holzmehl, gleich kleinen Bächen zur Erde und die Speichen rasselten bei der leisen Berührung, als wenn eine erzürnte Schöne heftig den Fächer zusammenschlägt. Die Männer lachten und wandten sich ernüchtert von der stolzen Vergangenheit ab.

„Mit dem Platzmachen ist's also nichts!" bemerkte der Stallmeister und blies den Staub von dem Aermel seines knappen Reitrockes, der haften geblieben war.

„Wenigstens werde ich heute bei Tafel etwas vorzutragen haben, das Fräulein von Tegern unendlich amüsirt!" freute sich Baron Eichenstein. „Die wurmstichige Krönungsmaschine ist also richtig noch zu etwas gut — wegen des Landauer wird sich die Mutter ihres Volkes hoffentlich beruhigen lassen, Adieu, Heller!"

„Adieu! grüßte der ungemein gut aussehende junge Herr zurück, und folgte mit seinen dunklen Augen dem Enteilenden: Was hilfts — sie wird eben wieder einen neuen Grund finden, sich über mich lustig zu machen, o, wie sie mir zuwider ist diese Hadwig von Tegern — Hadwig — Hadwiga — weiß der Teufel, was sie gegen mich hat."

Abend war's geworden, die Fürstin war in's Theater gefahren. David kam eben zurück und warf, vor dem Marstall dem harrenden Knechte die Zügel zu. Dann stieg er selbst behutsam von seinem Throne hernieder, legte Hut und Stock in den Wagen, kreuzte die Arme und beobachtete, wie der Stallgehilfe die Pferde in ihre Stände führte. Ein klirrender, behender Sporenschritt kam über das Pflaster des langen, gewölbten Gebäudes daher. David hörte schon von Weitem, es sei der Stallmeister, aber er rührte sich nicht, bis eine hübsche, behandschuhte Männerhand auf seine breite Schulter sank und der Besitzer derselben herablassend fragte: „Nun David, sind die Herrschaften bereits in der Loge?"

„Sind bereits dort."

„Hm — ich hoffe Alter, Sie zürnen mir nicht wegen meiner Bemerkung — — —"

„Fällt mir nicht ein, über mich kann Jeder bemerken, was er will, ich bemerke es nicht!“

„Nun das ist gescheidt — ich beneide alle Leute, die ein dickes Fell haben!“

„Gibt auch Esel die kitzelig sind — nichts für ungut — wüßte nicht, weßhalb ich alter Harttraber nach den Bemerkungen der Leute fragen sollte, ich lerne keine andere Gangart mehr und muß bei der alten, guten Schule bleiben!“

„Wissen Sie, David, daß Sie mir einen Gefallen thun könnten?

„Ich wußte es nicht, weiß es aber jetzunder, weßhalb sollte ich dem Herrn nicht gefällig sein wollen?“

„Es ist nur eine Kleinigkeit, ich möchte Ihre alte Mutter die Geschichte von dem Krönungswagen erzählen hören!“

„Sie hätten sollen etwas Anderes erbitten, die erzählt nicht vor Leuten, welche hernach über die Geschichten lachen!“

„Aber ich schwöre Ihnen — !“

„Wissen Sie, Herr, bei achtzig Lebensjahren ist der Mensch natürlich mißtrauisch und sie ist's auch gegen vornehme Leute. Wüßte nicht, weßhalb ich die Alte gegen ihren Willen überreden sollte, fremden Leuten etwas vorzuerzählen!“

„Das ist fatal — aber lieber David, könnten Sie mich nicht zuhören lassen, ohne daß die Alte etwas von meiner Anwesenheit merkt?“

„Nun — nun, das ließe sich überlegen, sintemalen Ihnen so sehr daran liegt, warten Sie — wenn ich jetzt zu Haus komme, nehmen wir unser Abendbrot, darauf wasche ich die Tassen, und wenn Alles aufgeräumt ist, so zünde ich meine Pfeife an, das ist so um dreiviertel neun, ich könnte Sie alsdann herein lassen und Sie müßten sich leise in die Ecke auf die Haferkiste setzen, aber sehr leise, denn die Frau Mutter hört wie ein Jagdhund!“

„Gut, um dreiviertel neun stehe ich vor Ihrer Thür!“

„Meinetwegen!“

Um aufrichtig zu sein, hatte der Stallmeister von Heller nicht mehr romantischen Sinn als die meisten Männer seiner Beschäftigung zwischen zwanzig und dreißig Jahren, im Gegentheil, er war gewohnt, alle möglichen Fatalitäten seines Ressorts auf Liebesintriguen, Weiberlaunen im Allgemeinen und auf den Haß Hadwiga's von Tegern gegen ihn insbesondere zu schieben. Er argwöhnte längst, sie beabsichtige ihn, zu Gunsten eines Anderen zu verdrängen, weßhalb sonst die stete Beobachtung und Ueberwachung seines Thuns und Lassens? Aber wer war der nichtswürdige Ränkeschmid, der sich durch die Machinationen dieses abgefeimten Mädchens Bahn brechen wollte —? Derselbe hielt sich allerdings sehr vorsichtig verborgen, aber eines Tages mußte er sich ja zeigen — und dann, wehe ihm!“

Es galt hierbei natürlich keinen Fuß breit der Situation zu verlieren und alle Fäden in der Hand zu behalten — zu diesen Fäden gehörte auch

die Geschichte des Krönungswagens und pünktlich stand der Stallmeister vor der Thür des kleinen vierschrötigen Leibkutschers, pünktlich auch erschien dieser, selbst durch die tiefe Abenddämmerung erkannte der Stallmeister sein behäbiges Grinsen. David hieß dem Herrn ihm vorsichtig zu folgen; „Eine Laterne kann ich nicht anstecken", meinte er, „die Frau Mutter unterscheidet den Schimmer des Lichtes noch recht gut und derselbe thut ihr weh in den Augen! — Gleich rechts ist die Haferkiste stolpern Sie nicht, denn dunkel ist's dort!"

Allerdings dunkel war's sehr und die Sporen klangen doch ein klein wenig, so daß die stattliche alte Frau David, die neben dem Kachelofen strickte, schwach von einer Lampe mit grünem Schirm beleuchtet, den Kopf wandt und fragte: „Anton, mein Junge, was klang denn da?"

„Habe einmal wieder das Schlüsselbund in der Haferkiste stecken lassen!" knurrte David, und räusperte sich.

„Das würden Dein Vater, Großvater und all' Deine anderen Vorväter, die in langer Reihe Leibkutscher waren, sicher nicht gethan haben, gewöhne Dich in der Jugend an Ordnung Kind, so hast Du im Alter nicht zu klagen!"

„Soll nicht wiedergeschehen, Frau Mutter!" begütigte der Sohn und räusperte sich noch einige Male, während der Pause, die er sich gönnte, um dem Gespräche die erwünschte Wendung, wie er selbst behauptet haben würde, „den rechten Dreh" zu geben.

Inzwischen hatte sich der Stallmeister auf die mächtige Haferkiste geschwungen und behutsam mit den Händen umhergetastet, ob irgend ein Gegenstand daselbst durch eine unwillkürliche Berührung in Gefahr oder Bewegung gesetzt werde — da — streifte seine Rechte über die Falten eines seidenen Gewandes, das ein leises, leises Frou-Frou — die Nationalsprache schwerer Seidenstoffe, vernehmen ließ, vorsichtig und doch vor Neugier brennend, forschte er weiter, seine Augen durchbohrten umsonst das Dunkel, welches noch durch eine Serge-Gardine vertieft wurde, die den Alkoven mit der Haferkiste verhing und nur einen einzigen matten Lichtstreif einließ. Als eben die spähende Hand im waschledernen, sorgsam geknöpften Handschuh diesen Schimmer durchschnitt, der das Haferkisten-Centrum bezeichnete, fuhr von der äußersten Linken eine kleine Rechte im braunen Handschuh heran und versetzte der Linken aus der äußersten Rechten einen gar fühlbaren Schlag — der Stallmeister wußte genug, seine Feindin, durch Baron Eichenstein auf die Vergangenheit des Krönungswagens aufmerksam gemacht, hatte gleichfalls das Nähere erfahren wollen und David mußte auch ihr erwidert haben: „Meinetwegen!" und zwar mit demselben Grinsen. Gott weiß, unter welchem Vorwande sie sich vom Theaterbesuche frei gemacht hatte — aber freilich, einer so pfiffigen Hexe war noch viel Schwierigeres möglich. Der junge Herr machte ein ganz gleichgiltiges Gesicht und kreuzte trotzig die Arme — ewig schade, daß sie es nicht sehen konnte, aber merken sollte sie, daß ihn ihre Nähe durchaus kühl lasse.

Anton David, der fürstliche Leibkutscher hatte inzwischen die Zügel der Unterhaltung ergriffen, seine Pfeife in Gang gebracht und sagte: „Möchte wissen, ob selbige Haferkiste immer im selbigen Alkoven gestanden hat, von dem ersten David an?"

„O freilich!" versicherte die Alte lebhaft", da ist kein Zweifel, einmal in Kriegeszeit, es kann der siebenjährige gewesen sein! Da ist unter der Haferkiste der Diamantschmuck der Fürstin, eine Menge Silbergeräth und ein Koffer mit Papieren vergraben worden, und der damalige David deckte über das Alles eine Kaminplatte von Eisen, dann Erde und dann Breter, er arbeitete mit seiner Frau eine ganze Woche daran, und zuletzt trugen sie noch die ganze Kiste voll Hafer. Wenn ich in meinen jungen Jahren die Mutter unseres Fürsten mit dem Diadem sah, da dachte ich allemal an die Haferkiste!"

„Na, so lange ich die Augen offen habe, bleibt die Haferkiste sicher, wo sie ist, das steht fest und der Krönungswagen, an dem die feinen Hofdamen rütteln möchten, der bleibt auch, wo er ist; wir, Serenissimus und der David, dulden keine solchen Eingriffe!"

„Das sind unpassende Scherze Deiner Mutter gegenüber", sagte die Blinde streng; „ich sehe wohl, die heutige Jugend hat andere Grundsätze, als sie zu meiner Zeit gelehrt wurden! Es ist ja dennoch undenkbar, daß man eine Reliquie verbannen sollte, welche das Unterpfand der Souveränität dieses Landes ist, die schönsten und höchsten Momente der Fürsten und der Davids, den Völkern Europas gegenüber, knüpfen sich an dies Prachtstück -- um nicht von all dem Anderen Traurigen und Lieben zu reden, das an ihm haftet, ich selbst wäre ohne ihm nie die Gattin Johann Davids, wie die Mutter Anton Davids geworden! Drei fürstliche Generationen erblickte ich bewundernd durch die Scheiben des Krönungswagens, zuletzt den jetzigen Fürsten als neugebornen Prinzen, wo er vom Lustschlosse zur heiligen Taufe in die Residenzcapelle gefahren wurde. Einmal sah ich auf dem Kutscherthron Deinen greisen Großvater, zweimal Deinen Vater und einmal Dich, meinen Sohn! O, die Davids waren stets schöne und brave Männer! Als meine Augen das erblickt hatten, mein letztes einziges Kind auf dem Goldbrocate des Ehrenplatzes seines Geschlechtes, da ging ich in meine Kammer, weinte Dankesthränen vor Gott und rief: Herr nun lässest Du Deine Magd in Frieden fahren — nun meine Augen blickten schon damals durch einen Nebel und nach und nach wurde ich völlig blind, aber Anton, Du weißt, ich habe nicht geklagt, weder mit den Lippen noch im Herzen, ich habe die Herrlichkeit der Welt gesehen, ihre Süßigkeit geschmeckt als Braut, Gattin und Mutter, ihr Leid überstanden als junge Waise, als Witwe und am Grabe dreier Kinder, die in kurzen Tagen am Scharlachfieber dahin starben — mein Sohn schafft mir ein warmes, ehrenvolles Alter, so bleibt mir nur noch ein Erdengedanke, der an Dein künftiges Weib! Ich bin nicht dafür, daß sich die Jünglinge zu früh binden, aber mitunter zeigst Du, wie auch heute, einen gewissen Leichtsinn, der leichtlich wachsen könnte, wenn Deine Mutter

nicht mehr Wache über Dich hält in ihrer Blindheit, da möchte ich mein Amt zwei jungen, hellen Augen vererben!"

David fuhr mit dem Rockärmel über die Augen, schneuzte sich so kräftig, als ob ein Hirschruf geblasen würde und sagte dann: „Wird auch schon werden, Frau Mutter, mit der Frau, meine ich! Ist verflucht schwierig, gibt hunderte und hunderte von Weibsleuten, aber neben der Frau Mutter — pah, da bleiben sie alle um zehn Kopfeslängen zurück, keine Race, keine Dressur — Gott bewahre uns vor einem Krippensetzer, der uns Unehre macht!"

„Nun, Kind, Verstand kommt nicht vor Jahren, ohne dem Krönungswagen wäre ich auch nicht geworden, was ich bin, das heißt, ich säße vielleicht ohne ihn nicht mit ruhigem Gewissen da und wartete der Barmherzigkeit Gottes. Ich war eine Waise als mich die durchlauchtige Großmama, die damals eine schöne, junge Dame war, aus ihrer Heimat Thüringen kommen ließ, um bei ihrem Prinzchen und Prinzessinnen Bonne zu werden. Mein Vater war Cantor und Lehrer in einem schönen Thale dort — vielleicht macht unser Herr Gott mir dereinst noch einmal die Himmelsthür auf und läßt mich hinabschauen! Ja, dort war mein Vater Cantor, die Mutter lag in der Erde und er vererbte den ganzen Segen seines Fleißes in unermüdlichem Unterricht auf mich hernieder, vielmals sagte er: Gustel, Du bist schön wie Deine Mutter, aber Deine Schönheit soll, gleich der ihren, mit den Schätzen, die nicht gestohlen werden, geziert sein! — Er starb! — Gott und gute Leute lenkten die Augen der Fürstin auf mich und für jedes kleine Prinzchen und Prinzeßchen, das sie mir, Jahr auf Jahr, in's Kindszimmer sandte, hatte ich gleichsam ein neues, frisches Herz! Wegen der Kinder fühlte ich mich nicht einsam in der Fremde, und kam es mir nicht zu kalt vor, hier im Norden. Schon damals standen die Roßkastanien vor der Hofremise, und weil es daselbst hübsch geschützt war, mußte ich manch' lieben Tag mit den kleinen Herrschaften in der Allee auf- und abgehen. Dazumal war der Prinz Leopold, der jüngste Bruder des durchlauchtigen Großvaters, welcher später als General-Feldzeugmeister hochselig entschlafen ist, ein junger schmucker Herr, der wohl mehr als eben nothwendig um meine Wege war. Er spielte und haschte mit den kleinen Durchlauchten umher, die Spiele gingen nicht ohne mich, und ich spielte für mein Leben gern, und war ja auch im Herzen noch ein Kind. Eines Tages ging's vor der Remise lustig her: Seifenverkaufen! „In's Nachbarhaus!" und wer keinen Baum beim Wechseln erreicht hatte, der mußte Seifen verkaufen. Steht vor der Thür Dein Großvater, er hieß wie Du Anton David. Sagt der alte Leibkutscher zum kleinen Prinzen Nicolaus: Heute wird aber Mal der Krönungswagen herausgeschoben und gereinigt! — Ach der Krönungswagen! riefen sie alle, selbst die, welche noch nicht ordentlich reden konnten. Wie eine Brut junger Hühnchen flatterten sie um den Alten. Der hieß seine Stallleute die Carosse hinausschieben, und er hob die Kleinen hinein

und den zwei Großen, Prinz Leopold und mir, erzählte er die Geschichte des Krönungswagens!“

Die Blinde ließ das Strickzeug fallen und faltete die Hände. Ein leiser Seufzer klang von der äußersten Linken der Haferkiste in's Zimmer als eben Frau David eine Pause machte.

„Anton“, fragte seine Mutter, „Kind, hast Du geseufzt, bist Du krank?“

„Gott behüte, ich — ich seufzte nur, ich dachte wie jung und hübsch dazumal die Frau Mutter war und wie unschuldig, na, die Mädchen von heute —“

„Ja“, nahm die Alte nachdenklich das Wort, „es ist ein gar herrlich Ding, wenn die Unschuld ihren Schutzengel findet — der meine hieß Anton David! Da er gewöhnt war mit seiner Livrée eine gepuderte Perrücke zu tragen, so ging er daheim gern ohne Hut, und so stand er auch das Mal in seinem langschößigen Rocke da, recht wie ich mir Abraham und die Patriarchen ausmale, so fest und ehrwürdig. „Sieht man es diesen vergoldeten Rädern wohl an“, sprach der Leibkutscher zu mir, dem unerfahrenen Mädchen und dem Prinzen Leopold, „daß sie eines Tages unter dem Geläute der Glocken, unter dem Donner der Kanonen, unter dem Jubel des Volkes, inmitten unseres hiesigen Marktplatzes von dem warmen Herzblute des schönsten jungen Mädchens damaliger Zeit troffen? Es waren diese zwei Räder hier, links, sie hatten ordentlich ein blutige Spur hinterlassen! Der Wagen mit dem einziehenden, neu vermälten Fürstenpaare durfte, dem Herkommen nach, nur im Schritt von den sechs Schimmeln vorangezogen werden, die ihre bunten Federbüsche auch ungeduldig genug schüttelten!“ Natürlich fragte ich in meinem Schrecken und voll mädchenhafter Neugier sofort, ob die arme Unglückliche nicht gerettet werden konnte, der Prinz dagegen erkundigte sich dringlich, welcher Fürst das gewesen sei und zu welcher Zeit sich das grausige Unglück ereignete. „Wann es geschehen, Durchlaucht“, entgegnete dein Großvater, „davon hängt nichts ab, das Leid und die Reue über den Tod des armen Kindes mögen in der hochfürstlichen Ahnengruft ruhen bleiben, ich rühre nicht daran, nachdem sie da hinabgesenkt sind. Das Mädchen, Jungfer Gustel, konnte nicht gerettet werden, denn sie wollte sterben und hatte sich wie eine Heldin vor die Räder gelegt, der Wagen da ist schwer genug, vorn saß der damalige David, drinnen das hohe Paar mit der Staatsdame auf dem Rücksitze, auf dem Trittbret standen sechs Lakaien — da ist's kein Wunder!“ „Wer das Mädchen war, kann er wenigstens sagen!“ forschte Prinz Leopold. „Ja Durchlaucht, das kann ich, sie war eigentlich ein Fräulein und die Tochter des zeitweiligen Stallmeisters, der alt und gichtisch, wie er es war, schwerlich hätte im Amte bleiben können, wenn nicht Fräulein Truda, ihres Vaters Obliegenheiten bestens zu verwalten gelernt haben würde. Sie kam zumeist schon vor dem Tageslichte in den Marstall, eine kurze Hetzpeitsche in der Hand, welche sie auch sonderbar gut zu gebrauchen verstand, und zwar auf den Rücken der nachlässigen Stallknechte. Dem Muthigen gehört die Welt, weil ihm die gemeinen Seelen gehorchen, und

muthig war sie, kein Pferd war ihr zu ungestüm, keine Nacht zu dunkel, kein Wald zu unsicher, kein Wasser zu tief, sie mußte hinauf und hindurch, wild war sie und schön mit langen Haaren wie Sonnenlicht. Niemand konnte ihr etwas Böses nachsagen; daß eine Frau unerschrocken war fiel nicht allzusehr auf, denn Königinnen und Kaiserinnen regierten die Länder und nicht selten theilten die Ehefrauen alle bösen Kriegsbeschwerden ihrer Männer. Dem jungen Herrn vom Hofe gefiel das spröde Fräulein ausnehmend gut, das ärgerte denn die Hofdamen und auf einmal hieß es — Fräulein Truda verstände sich auf Hexerei. Untersucht wurde die Sache nie, denn der regierende Herr siechte an einem schweren Leiden dahin, und der junge Erbprinz, der allbereits in den zwanziger Jahren stand, sagte lachend, es möge doch Jeder hexen so viel er könne, vorausgesetzt es entstehe kein Schaden daraus! Von Schaden hörte man derzeitig nichts, alles im Stall war in guter Ordnung, Fräulein Truda beschäftigte sich auch nicht mit den Weltläuften außerhalb des Marstalls. Da drinnen aber zauberte sie eben. Des Königs von Frankreich Majestät hatte dem fürstlichen Vetter ein schönes Pferd arabischer Zucht als Verehrung gesandt, für diesen herrlichen Rappen wurde ein besonderer Stall abgekleidet, denn er ertrug es nicht angebunden zu werden und ging frei in demselben umher. Die Stallbuben hatten manchmal Noth mit der Wartung, weil das Thier wild und bissig war, nur von Fräulein Truda ließ es sich Alles gefallen und war wie ein Lamm, sie ging täglich mehrere Male hinein, verriegelte die Thür und dann zeigte sich, namentlich in den Abendstunden das Unheimliche — man hörte von Außen deutlich, daß drinnen im Stalle zwei Stimmen in menschlichen Worten mit einander sprachen und lachten, die eine konnte nur dem Rappen, Coeur de Lion, hieß er, angehören, die andere war natürlich die des Fräuleins. Viele Neugierige schlichen sich in den Stall, nachdem sie die Stallwache bestochen und immer traf dasselbe Ereigniß zu, erst sang die Dame ein lautes Lied, von dem man wußte, es beschwöre die Geister der Tiefe herauf, und dann geschah ein Geräusch, als ob ein schwerer Gegenstand gerückt werde, worauf alsbald jene Zwiesprach begann, die manchmal lange dauerte. Ein verwegener Stallbube kletterte eines Tages vor die Scheibe über der Stallthür, er sah, daß Fräulein Truda, als wenn sie reite, auf Coeur de Lions glattem Bug lehnte, ein zweiter Mensch war aber nicht anwesend. Eines Tages trat die schöne Hexe rasch aus dem Stalle, ihrem alten Vater war nämlich selbiges Gerücht übertragen und er humpelte am Krückstocke herbei, um sich in eigener Person zu überzeugen, aber sie mußte bereits seinen Schritt vernommen haben und empfing ihn im Gange, nur das geschah noch, daß etwas aus ihrer Hand zu Boden fiel, als der Stallmeister den Stock hob, um sie zu schlagen und sie denselben kräftig ergriff und zurückhielt. Vor ihre Füße glitt dabei ein Kästchen, welches vom Falle aufsprang und ein Geschmeide von goldenen Hufeisen mit Diamantnägeln zeigte. Diesen Schmuck trug Fräulein Truda an jenem Tage, wo sie unter den Rädern des Krö-

nungswagens ihr Ende fand. Der bisherige Erbprinz war nämlich inzwischen durch den Tod seines durchlauchtigen Vaters zur Regierung gekommen, und brachte dem Lande seine junge Frau an eben dem Tage, wo im Volksgedränge eine junge Adelige aus der Residenz unter den Rädern des Brautzuges tödtlich beschädigt wurde. So vermeldeten die Zeitungen. Nach dem Tode des alten Stallmeisters, ließ derselbe junge Fürst den Hufeisenschmuck aus dem Nachlasse ankaufen, nahm ihn selbst in Verschluß und befahl in einem Schriftstücke die noch blutigen und halbzertrümmerten Reste desselben Geschmeides mit in seinen Sarg zu legen. Coeur de Lion brach auf einem der langen, einsamen Ritte des Fürsten das Bein, wurde erstochen und unter dem jetzt halb zerfallenen Monumente in der Erde des Zwingergartens, das die Inschrift: Treu bis in den Tod! trägt, eingescharrt. So", schloß dazumal Dein Großvater, „das ist ein Theil der Geschichte des goldenen Wagens, der zuerst in dem Krönungszuge eines Kaisers von einem David geführt ward!" Prinz Leopold war bei dieser Erzählung des Leibkutschers sehr roth geworden, indeß ich alle Mühe hatte meine Thränen zurückzuhalten. „Will er uns nicht noch sagen, welcher Weise der Erbprinz in den geschlossenen Pferdestall gelangte, David?" — fragte Prinz Leopold. „Nun", meinte der Alte, „davon können Sich Euer Durchlaucht noch heute gar wohl überzeugen. Eine unserer Fürstinnen gehörte der katholischen Religion an, und sie ließ sich im Schloßpark eine Capelle bauen, welche sich von rückwärts an den vorspringenden Winkel des Marstalles lehnte, dessen Thüren sich sämmtlich nach der entgegengesetzten Hofseite zu befinden. Von der hochliegenden Orgel in der Capelle führt ein übermalter Eingang auf den Boden des Marstalles und dieser hat wieder eine Reihe von Lucken, welche direct über den Ständen der Pferde sind. Man konnte somit von dem Garten in die Capelle, weiter auf den Boden und durch die Lucke, als gewandter Voltigeur, in die Raufe gelangen. Glaubwürdige Leute behaupten, der Fürst habe seit Truda's Todestage niemals wieder herzlich gelacht. Ich bin ein alter einfacher Mann und will nicht richten, aber das möchte ich allen jungen Leuten zurufen: Hütet Euch, hütet Euch mit Herzen zu spielen!" Als Dein Großvater geendet hatte, hob er die kleinen Herrschaften wieder aus dem goldenen Wagen und ich führte sie eilends heim. Seitdem war's aus und gar mit den verliebten Scherzen des Prinzen Leopold und ich mied ihn wie die Taube den Habicht. Als meine kleinen Prinzen nach Jahr und Tag erwachsen wurden, da erzählte ich ihnen mit dem Vorrechte der ersten Erzieherin, die nämliche Geschichte vom Krönungswagen, und auch der jetzige junge Fürst hat sie gehört, denn alle, wie sie da sind, die fürstlichen Kinder, kamen stets gern zur Frau David und hörten sie von alten Zeiten reden — ich hoffe ich bin nicht die Einzige, welche sich warnen ließ. Auch manchen Jungfern und Schloßdienerinnen mußte ich sie erzählen, es that immer dann und wann Noth!"

„Ja, ja!“ knurrte Anton David der Jüngere, und klopfte die Pfeife aus, „es thut immer dann und wann Noth dem Uebermuth zu steuern! Das ist, als wenn die Gäule zu lange still stehen im Stalle, hernach sind sie ungeschickt und ungehorsam!“

„Daß mein Seliger seine Augen auf mich lenkte, danke ich auch dem Krönungswagen!“ nahm die Greisin nach einer Pause wieder das Wort. „Dein Vater hatte als junger Mensch ein allerliebstes Hündchen, dem er sehr viele Kunststücke gelehrt hatte. Als wir, die kleinen Durchlauchten und ich, wieder einmal unter den Kastanien promenirten, da traf sichs eben, daß der Krönungswagen gereinigt wurde; die Kissen mit den Goldfranzen und Quasten lagen auf einer Planke, um gründlich auszusonnen, Dein Vater war auch um die Wege, die Prinzchen neckten seinen kleinen Hund, bis derselbe immer ausgelassener wurde, unversehens griff er dabei mit den Zähnen in die Goldbesätze der Kissen und stellte einen bösen Schaden an. Dein Vater war sehr verdrießlich, daß eine so häßliche und unerhörte Unordnung durch seine Veranlassung entstanden sein sollte, und daß er nun selbst ein so übles Beispiel gebe — da wagte ich es ihn zu bitten, er solle mir Abends die beschädigten Kissen in mein Zimmer im Schlosse bringen, ich getraute mir's wohl sie gut herzustellen und es wäre ja nicht nöthig die Sache an die große Glocke zu hängen. So geschah es auch, Johann David blieb neben mir sitzen bis Alles fertig war, später saß er wieder dann und wann da bei mir und plauderte, und endlich saß ich neben ihm, hier in der Leibkutscher-Wohnung und war seine glückliche Frau!“

Anton David hatte seine große Uhr herausgezogen und sagte, mit einem Blick auf die Haferkiste: „Wird Zeit, daß ich die Frau Mutter jetzt in die Kammer führe, heut' geht die Theaterspielerei früh zu Ende!“

„Nun denn, wenn's Gott will, bis morgen!“ entgegnete sich erhebend die Alte, rollte ihr Strickzeug zusammen und legte es in einen bereitstehenden Arbeitskorb. David führte die Greisin sorgsam hinaus und drückte die Thür geräuschvoll in's Schloß. Einen Moment war die Scene leer, plötzlich bewegte sich die Serge-Gardine und hervor trat Hadwiga von Tegern, welcher alsbald der Stallmeister von Heller folgte. Die beiden Einsiedler von der Haferkiste sahen sich etwas verlegen an, der Stallmeister sprach im gedämpften Tone: „Ich wage nicht, mein gnädiges Fräulein, Ihnen meinen Arm oder meine Begleitung aufzudrängen.“

„O — das ist schade“, sagte die Hofdame zögernd, „ich wollte Sie gerade bitten mir den Krönungswagen zu zeigen.“

„Jetzt — wo es Nacht ist? Inzwischen, wenn Sie befehlen — —“

„Befehlen — o Gott nein, aber ich bitte Sie recht, recht schön darum, sehen Sie, ich könnte kein Auge zuthun, ohne ihn — den Krönungswagen nämlich — gesehen zu haben!“

„Und ohne ihm sein Todesurtheil zu sprechen!“ fügte der Stallmeister hinzu.

Unwillig schlug sie die Hände zusammen. „O, ist es möglich, daß Sie mich für so schlecht und — hartherzig halten?“ fragte sie traurig.

„Ich hatte nie Veranlassung Sie für weichherzig zu halten — im Gegentheile —“

„Ach“, rief Hadwiga die zitternden Hände vor's Gesicht schlagend, „das — haben meine harmlosen Neckereien nicht verdient!“

Aber der Stallmeister war gewappnet gegen ihre Hinterlist: „Wenn's gefällig ist“, sprach er seinen Arm bietend, „gehen wir zum Krönungswagen!“ Er führte sie in's Freie, sie schritt schweigend neben ihm dahin. Der Begleiter verließ sie einen Moment, um mit einer Laterne zurückzukehren. „Ich werde Ihnen selbst aufmachen und leuchten, gnädiges Fräulein, hier am Hofe, wo falsche Auslegungen so gut gedeihen, möchte Ihre nächtliche Promenade in die Wagenremise gleichfalls mißdeutet werden!“

„Ich danke Ihnen!“ entgegnete sie leise. Das junge Paar trat jetzt in den Wagenraum ein. Hadwiga's Hand schlüpfte unwillkürlich wieder auf den Arm ihres Beschützers und sie flüsterte: „Es ist hier recht schaurig, nicht wahr?“

„Befehlen Sie umzukehren?“

„Umkehren, behüte mich der Himmel — sehen Sie, ich fürchte mich schon nicht mehr!“

So gelangten die beiden bis zum Krönungswagen, die Hofdame hielt die Laterne, indeß der Stallmeister die Leinenhülle abnahm — plötzlich ein Schrei, die Laterne fiel zu Boden und erlosch, in der Dunkelheit schlangen sich die Arme der Hofdame um den Hals ihres Begleiters und sie stöhnte — „Haben sie den Geist der armen Truda nicht gesehen — er berührte meine Kleider, schneeweiß schwang er sich durch die Luft — o, ich glaube, ich werde wahnsinnig —!“

„Armes Kind“, tröstete Heller erschreckt und gerührt, „fassen Sie sich, es war nur die weiße Stallkatze, die wir in ihrem Schlafe störten, bitte beruhigen Sie sich, ich will nur die Laterne wieder anzünden!“ Er that es — richtig, da kam die Katze mit leuchtenden Augen und leise schnurrend wieder heran. Hadwiga lachte über ihr bleiches Gesicht und sagte muthiger: „Was denken Sie nur von mir? Mir kann ja gar nichts Schlimmes geschehen, wenn Sie dabei sind! jetzt leuchten Sie, daß ich wenigstens alles sehe! — Sagte sie, die alte Frau, nicht die linken Räder? — arme Truda!“ und Hadwiga legte die blühende Wange an das Rad vor ihr.

„Hadwiga —!“ rief der Stallmeister, „wie können Sie von einem längst verklungenen Liebeskummer so bewegt sein, Sie, die Sie des Schmerzes nicht achten, den Sie selbst bereiten?“

„Ich — wem?“ stammelte sie verwirrt.

„Wem? — Kommen Sie, ich führe Sie in's Schloß zurück.“

„Nein ich gehe nicht und bleibe lieber die ganze Nacht im Krönungswagen, als daß ich Ihnen Ihren ungerechten Groll lasse!“

„Spielen Sie nicht mit Herzen — das straft sich!“ sagte der junge Stallmeister, darf ich um ihren Arm bitten, sogleich kehrt die Equipage vom Theater zurück und man findet Sie hier!“

„Aber — Herr von Heller — Gott ist mein Zeuge, ich spiele nicht mit Herzen, ich —“

„Nein, nein, Hadwiga, es ist unmöglich, daß Sie mir, den Sie so quälten, gut sind, mich lieben und — nein, so viel Glück ertrüge ich nicht!“

„Wollen Sie nicht wenigstens versuchen es zu ertragen?“

„O, süßes Mädchen — ist es denn wahr, phantasire ich nicht?“ rief überwältigt der Stallmeister und kniete vor ihr nieder.

„Herr des Himmels, da fährt die Fürstin über die Brücke, flüchten wir!“

„Ja, flüchten wir, aber zusammen!“

„Natürlich, lieber, guter einfältiger Mann, zusammen!“

Wallenstein.

Von

Josef Weilen.

Und als gen Stralsund der Friedland zog,
Trotz Sturm und Wetter und Wogengebraus:
„Ich muß dich haben, du Stadt Stralsund,
„Und wärst du verkettet am Meeresgrund,
„Dein Kränzel will ich vom Haupte dir schlagen,
„Den Schweden aus deinen Mauern jagen,
„Ihn jagen bis in den Norden tief,
„Hier hab ich meinen Bestallungsbrief:
„Bin Admiral der baltischen Meere.

„Als einst mein Kaiser in Nöthen war,
„Trotz Sturm und Wetter und Wogengebraus,
„Da ließ er mir sagen: Du starker Held,
„Stell' Fußvolk und Reiter mir in das Feld. —
„Da ließ ich durchs Land den Kriegsruf schallen
„Ließ stolz im Wind meine Fahnen wallen
„Und Heere weckt' meines Mundes Hauch,
„Nun schaff' ich mir stolze Flotten auch,
„Bin Admiral der baltischen Meere.

Aus Stralsund tönt es heraus voll Hohn,
Trotz Sturm und Wetter und Wogengebraus:
„Wo sind deine Segel vom Winde geschwellt?
„Sie stehn noch als wogender Hanf auf dem Feld.
„Wo ragen die Maste von deinen Schiffen?
„Sie wachsen als Tannen auf Felsenriffen.
„Du Schöpfer gewaltiger Heeresmacht,
„Nicht schaffst du dir Flotten über Nacht,
„Du Admiral der baltischen Meere.

Und heim muß er ziehen mit Schand und Spott,
Trotz Sturm und Wetter und Wogengebraus,
Nachdränget der Schwede und fasst ihn so fest,
Daß auf dem Lützner feld seinen Kriegsruhm er lässt.
Und wie er um Königskron will werben,
Muß er, geächtet, in Eger verderben,
Ins Herz trifft das rächende Eisen ihn,
Jetzt liegt in der Karthause von Gitschin
Der Admiral der baltischen Meere.

— — Gen Norden segelt ein schwedisch Schiff,
Trotz Sturm und Wetter und Wogengebraus,
Nur mühsam schieben die Wellen es fort,
Kriegsbeute, die reichste, belastet den Bord,
Viel Gold und viel Silber und Prachtgewande,
Zusammengestohlen im deutschen Lande,
Und mitten darunter des Friedländers Haupt,
Zu Gitschin aus seinem Sarge geraubt
Des Admirals der baltischen Meere.

Und als er an Stralsund vorüberfährt,
Trotz Sturm und Wetter und Wogengebraus
Da hat ihn die nordische Sonne erschaut,
Sie sagt es dem Sturmwind, der kündet es laut:
„Ihr Winde, die ihr das Eis umsauset,
„Ihr Wolken, die ihr am Himmel hauset,
„Ihr brandenden Wogen weit und breit,
„Er kommt!! — macht euch zum Empfang bereit,
„Der Admiral der baltischen Meere!“

Und heulend fliegen die Winde heran,
Im Sturme, im Wetter. im wilden Gebraus,
Rings thürmen sich Wolken, gespenstig fahl
Und zucken hernieder des Blitzes Strahl
Es ächzen die Balken, die Maste zerschellen,
Es schwingen an Bord sich die schäumenden Wellen
Und reißen das Schiff in die Tiefe hinab.
Dort ruht nun für immer im Wellengrab:
Der Admiral der baltischen Meere.

Gedichte.

Von

Dr. Johann Nepomuk Berger.

1.

Einer.

Einsam wie im Wüstensand
Grünt die stolze Palme,
Ragtest du im weiten Land
Fern dem Menschenqualme.

Bunte Blüten in den Strom
Warfst du die Gedanken,
Unbekümmert, ob am Dom
Sie des Nachruhms ranken.

Heute ohne Sang und Klang
Senkt man dich hinunter,
Und es braust im Lebensdrang
Ohne dich auch munter.

2.

Was ist's?

Sprich, was ist's, das nimmer sagbar,
Bange deine Brust durchzieht,
Was, in Worten nimmer klagbar,
Dem Empfinden scheu entflieht?

Das in deine Lust sich mahnend,
In dein Leid sich mildernd senkt,
Dich durchschauert, wenn dich ahnend
Fort dein Geist in's Weite lenkt?

Das wie heimlich flüsternd Schweigen
Unfassbar das All umspinnt,
Und, wo Räthsel stumm sich zeigen,
Grauenhaft in Nichts zerrinnt?

3.

Unsterblichkeit.

Daß sie all' unsterblich wären,
Die so roh, so bös', so wild
Dieses Leben wüst verheeren,
Dünkt dich ein unglaublich Bild.
Aber laß' durch tausend Leben
Diese Geister ringen, streben —

Und aus jedem jungen Tod
Strahlt ein neues Morgenroth.
Ach! Du würdest milde richten,
Nicht mit ihnen dich vernichten,
Ahntest du, wie oft verdorben
Und wie oft du schon gestorben.

Wandelbilder am Dorfbrunnen.

Von

Josef Rank.

So ein Rohrbrünnlein mit hellem frischem Wasser, etwas abseits an trauter Stelle gelegen, unter dem Laubdach einer Linde, erlebt doch Allerlei.

Ist es allein, so plaudert es lustig für sich hin, denkt: Wasser kann die Menschheit nicht genug haben, fabricirt also darauf los und wenn der Behälter voll ist, mag er überfließen, es kommt doch wieder zum Ganzen, fließt in das Bächlein, den Fluß, ins Meer und spaziert als Dunst zu den Wolken, um als Regen zurückzukehren zum Brünnlein — an Speisung fehlt es diesem also nicht, gesund ist es auch, warum soll es nicht plaudern und sprudeln, da es allein ist?

Aber es hat auch sonst gute Unterhaltung. Wie viele Wanderer gehen vorüber, jeder anders, einer seltsamer als der andere; wie viele Gäste sprechen bei ihm zu, dankbare und undankbare; mancher wischt sich den Mund, wenn er getrunken hat, und geht ohne „Vergelts Gott" weiter.

Jüngst gab es gar einen unterhaltenden Tag!

Da kam, als die Sonne hell und munter aufging, ein junger, schlank aufgewachsener Mann, mit ernster Stirn und leuchtenden Augen, blieb, da er den Brunnen gewahrte, stehen, lehnte sich auf den Stock und nachdem es in seinem Gemüthe etwas lebhaft zugegangen, sprach er nachdenklich, halblaut, gerührt:

Lieb Wässerlein, wie rinnest du,
Wie klingest du so rein;
So frisch und munter, wie du bist,
Zu jeder Stunde, jeder Frist —
So sollte man auch sein!

„Dank schön für die gute Meinung". plätscherte das Brünnlein und der Poet ging selbstzufrieden von dannen . . .

Kaum eine Stunde später kam ein flotter Bursche des Weges, ein Studiosus, der eben den Schulstaub abgeschüttelt; den Stock führte er mehr zum Fuchteln in der Luft als zum Stützen der Beine, das Ränzlein hing ihm hinten und so sang und pfiff er das Thal entlang, die Sonne schien ihm lange gut genug, da er im Schatten ging; aber endlich fühlte er Durst und als Studentendurst war er sehr groß; — er blieb stehen, horchte und

forschte . . . Himmel, da hörte er das Brünnlein plaudern — und mit zwei Sätzen war er zur Stelle und hatte den Mund am Rohr; er ließ sichs auch über die Wangen laufen und Knie und Stiefel benetzen — was schadet das, wenn man vom Wässerlein des Berges trinken kann? — Aber dankbar war er nicht, der Studio; denn als er sattsam getrunken hatte, trocknete er Mund und Wange, machte sich auf den Weg und sagte: „Dem Brunnen fehlt nichts, als daß er nicht Wein oder Bier gibt und stets eine Pfanne Bratwürst mit Weißbrod nebenan hat!“

Das kränkte aber das Brünnlein nicht; war es doch ein Fremder, der da kam und ging, wie Viele, die kamen und gingen; ihre Worte waren nur in den Wind gesprochen, das Brünnlein hatte, wenn sie fort waren, doch das letzte Wort und dachte oft:

Durch Wohlthun werde ich um ein Vergnügen reicher;
So bin ich belohnt auch ohne Euern Dank, ihr edlen Vorüberstreicher . . .

Mit den Dorfbewohnern stand das Brünnlein schon ganz anders. Da kannte es Groß und Klein; da war Niemand, der nicht in Leid und Freud an seiner Seite gesessen, laut oder sinnend verrathen hätte, was sein Herz bewegte. Mehr als der vertrauteste Beichtvater wußte das Rohrbrünnlein von dem Leben des Dorfes. Was ihm nur die Mädchen verriethen, die mit Krug oder Eimerwage erschienen und ihr redseliges „Ständerle“ hielten! Krug und Eimer waren lange voll und liefen über, bis sich Eines oder Alle durcheinander satt geredet hatten. Dem Brunnenrohr stand oft nur so der Mund offen vor Verwunderung, wie's da und dort in einem Hause zuging, was sich liebte und wer treulos wurde, wen der Gant bedrohe und wo es Fehltritt und Unfrieden gab. Das Gute wurde weniger besprochen, es sei denn, daß sich Eines selber lobte; von der besseren Seite der Menschen mußte das Brünnlein eigene Erfahrungen sammeln, da hatte es sozusagen ein klares Auge und seltnes Anempfinden und das Rauschen in den Lindenzweigen gab auch zur Lösung manches Räthsels Anlaß . . .

Den 27. Juni wars, als das Roider-Brigittle an den Brunnen trat, den Krug nur so auf das Stellbrett hinstieß, halb gefüllt wieder aufnahm und von dannen eilte.

„Die hats gnädig heute! Was ist vorgefallen?“ dachte das Brünnlein und brodelte das Wasser aus dem Rohre, wie es zu geschehen pflegt, wenn es lebhafte Neugierde plagt.

Die Neugierde wurde bald befriedigt, da zwei Mägde an den Brunnen traten und von der Verlobung des Stuiber-Leopold mit der Lisbeth Danzer sprachen. Das Roider-Brigittle hatte sich bis zuletzt auf Leopold Hoffnung gemacht, nun wars vorbei damit und das ist immer verdrießlich. Das Brünnlein war in heller Freude, der Wasserstrahl fuhr straff in den Grand hernieder und klang förmlich wie Musik; auch die Linde schüttelte sich froh im Winde. Denn beide, Brunnen und Linde, waren schon Stillvertraute des

Paares gewesen, als im Dorf noch Niemand von der Sache wußte. Wie oft kam Leopold, wenn Alles dunkel und einsam war, und setzte sich an den Brunnen, unter die Linde; er schaute nur stille vor sich hin und athmete lebhaft. Das Wasser floß eintönig in den Grand und die Linde regte kein Läublein, damit der Liebende nicht Argwohn fasse, als wolle Jemand spioniren; — der liebe Leopold! mit dem kräftigen Leib und den guten blauen Augen! — Und die Lisbeth gar, von Gesundheit und Munterkeit strotzend! — Einmal — nur Einmal kamen sie Beide hier zusammen und schlangen sich die Arme um den Hals; selbst dem Brünnlein und der Linde wurde wohl ums Herz und als der Mond aufging und Lisbeth, Entdeckung fürchtend, heimwärts drängte, sagten Brünnlein und Linde wie aus Einem Munde:

„Aus denen muß das Glück ein Pärlein machen;
Sie trennen — Gott, was wären das für Sachen!"

Und das Schicksal schien derselben Ansicht zu sein. Denn eines Morgens, bald nach der Verlobung, fielen feierliche Hochzeitsschüsse, über die Tarnhöh' ging ein langer Hochzeitszug und fernherüber tönte fröhliche Musik. Das Brünnlein hielt sein Rohr im Munde wie der Clarinettbläser sein Instrument und der Zusammenklang des Wasserstrahls mit den lieblichfernen Tönen war tadellos und die Linde schüttelte im Winde ihr Laub, daß es rauschte wie ein sachte gerütteltes Tamburin . . .

Und Leopold und Lisbeth wurden ein Paar, zusammengethan und gesegnet am Altar; — „und sie wieder trennen — Gott, was wären das für Sachen!" So dachten Brunnen und Linde oft, wenn sie Leopold und Lisbeth zusammen oder einzeln bei der Arbeit auf dem Felde, beim Kirchengange oder an Feiertags-Nachmittagen durch die Flur hin wandern sahen...

Da kam der September, der die Wälder herbstlich färbt und die Gemüther leicht zur Wehmuth stimmt; — und da kam auch, als es einstmals dämmerte, der Leopold wieder und setzte sich zum Brunnen und war stille, wie einst, aber nicht froh, wie einst; und den Kopf senkte er in beide Hände und hatte keine Ruhe, stand auf und ging wieder von dannen . . . „Der Leopold, was hat er?" fragte brodelnd der verwunderte Brunnen und die Linde wiegte bedenklich den Wipfel, als wolle sie sagen: „Das gefällt mir nicht!" Und es gefiel ihnen bald noch weniger, als Leopold wieder und wieder kam, immer düsterer, erregter, oft jäh aufspringend und beide Handflächen gegen die Schläfe pressend, als sei der Kopf vor dem Zerspringen zu schützen. „Was hat er?" fragten Brunnen und Linde — und ihrer Neugierde wurde aus dem Traum geholfen.

Zwei junge Männer, mit Aexten über den Schultern, gingen eines Tages nach dem Walde und hielten am Brunnen, um sich den Durst zu löschen. „Mir gefällt der Leopold gar nicht mehr", sagte der Eine, nachdem er getrunken hatte; „die Sach' führt weiter als ichs meinte, man solls nicht weiter treiben!" Der Zweite verkotzte sich etwas, indem er schneller erwi-

dern wollte, als er getrunken hatte. „Nein“, sagte er, sich Mund und Brust abtrocknend, „wer so leicht ins Garn zu locken ist, soll sich ordentlich abzappeln, damit ers künftig sich zur Lehre nimmt. Es wär' auch um den Spaß schade, wenn er mitten im Zuge ein Ende hätte.“ Und indem sich Beide einige Augenblicke setzten und weiter redeten, erfuhr das Brünnlein gerade genug, um der Geschichte auf den Grund zu sehen, und mehr als genug, um recht besorgt zu werden; die Sache stand so:

Eine Gesellschaft loser Bursche und Männer saß eines Abends beim „Schützen“ und sah dem jungen Ehemann Leopold herankommen, auf dem Wege nach Hause, zu seiner Lisbeth, an der sein ganzes Leben hing. Viele, die kein eigenes Heim haben oder an demselben nicht mit ganzer Seele hängen, lieben das Glück, die Zufriedenheit Anderer gar nicht sehr und die Versuchung, einen Querbalken einzuschieben, das Glück zu stören, ist da stets zur Hand. Solcher Gesellen saßen zwei beim „Schützen“, auch Einer, der sich um die Lisbeth einst vergeblich beworben hatte. Diese rühmten es als einen großen Spaß, wenn man den Leopold eifersüchtig machen, sein Glück eine Weile „zerzotteln“ könnte, um, wenn des Spaßes genug sei, Alles wieder ins Gleiche zu bringen. Die Ruhigeren riethen von der Uebelthat ab, zweifelten auch, daß ein solcher Spaß gelingen könne; doch als man hitziger wurde, Wetten anbot, wurden auch sie erregter, ein Plan war bald entworfen und Leopold wurde herangelockt zu einem Abendtrunk. Nicht gern nahm der junge Ehemann bei den Gesellen Platz und war auch von der Unterhaltung nicht sehr erbaut, die fort und fort von der Untreue der Männer, von der Schwäche der Weiber handelte. Er hörte nur ernst und kopfschüttelnd zu, sagte nichts, und beschloß, sich alsbald wieder auf den Weg zu machen. Dies wollte er eben ausführen, als behauptet wurde: „Der sei am Schlimmsten dran, der sich für den Allersichersten halte; ihm passire es gewiß einmal, wie jüngst dem Schachen-Peter, der voll guter Dinge jüngst in seine Schlafkammer tritt, als gerade ein Nebenbuhler durch das Fenster entflieht und außer einem Fensterflügel das Herzglück des armen Ehemannes mitentführt!“ .. Leopold stand auf und ließ sich nicht mehr halten. Verdruß und Abschen trieben ihn von dannen. Er bedauerte die Menschen, die mit solchen Gedanken Gemeinschaft halten, wehrte ähnliche Regungen energisch ab und freute sich des Vertrauens, das fest und beglückend in seinem Herzen waltete; er sah seine Lisbeth im ganzen Liebreiz, in voller Treue vor sich — und erbebte nur einmal flüchtig bei dem Gedanken, daß wirklich Fälle vorgekommen, wo — — aber der Gedanke war aus dem Felde geschlagen, bevor er ausgedacht war . . . Leopold trat an sein Haus, schob mit dem ihm vertrauten Kunstgriff den inneren Riegel zurück und stand in seiner Hausflur.. Tiefer, beseligender Friede waltete hier und ergoß sich durch sein Herz: sein Haus war in Ordnung, seine Lisbeth über alle Zweifel treu und ergeben. — Seine Hand lag jetzt auf der Klinke der Kammerthür; — sachte — sein Weibchen sollte ja nicht erwachen — drückte er die Thür halbweit auf —

— und — was war das eben? — Eine Mannsgestalt schwang sich von einem Stuhl auf das wegen der Sommerwärme offene Gartenfenster und mit größter Hast, mit einem kühnen Sprunge war sie hinab unter die Bäume und verschwunden . . .

Dies war schneller geschehen als begriffen und Leopold stand und schaute starr ins Dunkel. Ein tiefer Riß war durch sein Gemüth gegangen, er wußte noch nicht, was er bedeute, er fühlte ihn nur und fühlte ihn tief... Sein Auge wendete sich vom Fenster nach dem Bette seiner Lisbeth — es war zu dunkel, um zu sehen; — aber ruhige, gesunde, friedliche Athemzüge waren vernehmbar . . . Eine lange, dumpfe Pause trat ein; dann griff eine Hand leise auf einem Mauervorsprung herum, ein Blitz erhellte die Kammer — Leopold hatte ein Streifhölzchen angezündet und langte eine kleine Blendlaterne herunter, die er zu benützen pflegte, wenn er Nachts im Hofe einen Rundgang machte. — Das Laternchen brannte, Leopold bog einen Augenblick die Blende vor, um wieder dunkel zu machen; dann ließ er sachte mehr und mehr Licht auf Lisbeths Angesicht fallen und erbebte. Lisbeth schlief sanft und tief; blühendes Roth lag auf ihren Wangen; kein Zug geheimer Schuld war in dem Gesichte der Schlummernden zu entdecken. — Ein Athemzug löschte das Laternlein wieder; — Leopold ging stille aus der Kammer und setzte sich auf die Bank vor dem Hause, er konnte und wollte nicht schlafen, der Riß, der durch sein' Gemüth gegangen, erneuerte sich und wie dem Blitze oft ein langhindauerndes Rollen des Donners folgt, so durchwogte jetzt ein wirres Durcheinander von Gedanken das Herz des jungen Mannes . . .

Lisbeth hatte bis zur gewohnten Morgenstunde geschlafen und dachte, als sie ihren Mann nicht fand, daß er, wie gar oft, früher an sein Tagewerk gegangen. Sie fand ihn auch im Hofe nicht mehr, er kam erst zur Morgensuppe zurück, wie von einem Gange nach dem Felde . . . War er stille, so war sie um so frischer, munterer. Sie legte, als sich Knecht und Mägde entfernt hatten, die Hand auf Leopolds Schulter und sagte:

„Hast Du was, Leopold? So bist Du, wenn Du was nicht findest, wie es sein soll!"

„Nichts, Lisbeth", sagte er und sah zu Boden.

„So sei wieder, wie Du mir am liebsten bist!" sagte sie und ging arglos an die Arbeit.

Den Tag über schien sich Leopolds Gemüth wieder zu erheitern, gegen Abend wurde es stiller; zur gewohnten Stunde ging er schlafen, stand aber wieder auf, als Lisbeth einschlief und stellte sich im Garten auf die Lauer. Es kam Niemand — aber in einiger Entfernung stellten sich drei Bursche auf und sangen ihre schönsten Lieder herüber und dies wiederholte sich einige Nächte . . . Es war richtig, daß Lisbeth vor ihrer Heirat viel umworben wurde, daß es lange währte, bis sie sich entschieden für Leopold erklärte; — war es auch ganz gewiß, daß mit dieser Entscheidung alle

früheren Neigungen zu Ende waren? — Ein ruheloser Argwohn arbeitete jetzt Tag und Nacht in Leopolds Gemüth; er citirte die schönsten Nebenbuhler vor das Auge seiner eifernden Seele und fand Eigenheiten, die auch einem treuen Weibe gefährlich werden konnten. Warum sah er Manchen auf dem Felde, von der Arbeit ruhend, herüber sehen? Warum grüßten gerade die gefährlichsten Nebenbuhler auf dem Kirchenplatze so freundlich, wenn Lisbeth und Leopold Sonntags vorüber gingen? — Der muntere Gegengruß der Lisbeth — wie tief, wie tief ging er ihrem Manne zu Herzen! — Aber so gehts in der Welt, in der Natur. Da ist ein frisches grünes Blatt, es setzt sich ein Wurm darauf und das Blatt wölbt sich über demselben, wird, selbst verdorrend, zur Heimstätte einer verderblichen Raupenbrut, die sich von dem einen Blatt über den ganzen Baum verbreitet, Blüten und Frucht gefährdend . . .

Argwohn — Eifersucht! Ist dieser schleichende Giftwurm nicht auch der Erzeuger einer zahllosen, rührigen Brut von Gedanken, die von einem kleinen Punkte sich verheerend durch das ganze Gemüth verbreiten und nur mit dem Herzen selbst zu vertilgen sind? . . .

Leopold war von Tag zu Tag auffallender verändert. Anfangs wühlte sich sein Argwohn nur tief und tiefer in sein Herz, endlich brach die Krankheit offen aus und entlud sich in wilden Ausbrüchen der Leidenschaft. Einst kam er verwundet nach Hause, da er beim Tanz, den er gegen seine Gewohnheit aufgesucht hatte, Streit erregte, um einen Nebenbuhler tüchtig abzulohnen; dieser bekam aber Hilfe und Leopold rettete kaum das Leben. — Was auch Lisbeth Liebes und Gutes aufbot, es diente Alles nur, um das verstörte Gemüth noch mehr zu verwirren. Was war der Schmerz der Wunden gegen die Qual des Gedankens, daß der Nebenbuhler Sieger geblieben und in den Augen der Lisbeth — wie er glaubte — gewinnen müsse! . . . Mit der Heilung der Wunden trat auch eine Besserung im Benehmen Leopolds ein. Er wurde wieder stiller, scheinbar heiterer, war der Erste und Letzte bei der Arbeit, sprach gut und milde mit Lisbeth . . . Im Abenddunkel war sein Gang oft zum Brunnen und das sanfte Wehen der Linde und das muntere Plätschern des Wassers schienen gar wohlthuend zu wirken. Hier weinte er einmal heftig, dann ging er heim und kam nicht wieder . . .

Der 15. September war ruhig, unter Arbeit, ohne besonderen Vorfall, vorüber; nach dem Abendessen wurde das übliche Familiengebet verrichtet, dann sagte Leopold zu Lisbeth:

„Wir gehen bei Zeiten schlafen, morgen ist ein unruhiger Tag, ich will nur noch einen Augenblick zum Nachbar hinüber.“

Lisbeth begab sich arglos zur Ruhe, Leopold ging aber nicht zum Nachbar, er schloß das Haus hinter sich und verlor sich in der Dämmerung des Abends. Dies geschah zur selben Stunde, als im „Schützen“ dieselbe Gesellschaft, Burschen und Männer, wieder beisammen saß, welche einst den „Spaß“ gegen Leopold beschlossen und einen Vertrauten veranlaßt hatten,

geräuschlos durch das Fenster der Schlafkammer zu steigen und bei der Heimkehr Leopolds zu entfliehen . . . Heute waren Alle der Ansicht, daß des Spaßes genug sei und Leopold, dessen auffallende Veränderung Jedem bedenklich schien, in bedächtiger Art aufgeklärt und um Verzeihung gebeten werde. Dies wurde nach allen Seiten besprochen und einer der jungen Männer mit der Leitung der Sache betraut. Endlich verließ man die Schänke und ging froh, der peinlichen Angelegenheit bald ein Ende gemacht zu sehen, auseinander . . .

Es war gegen Mitternacht. Im ersten Hause des Dorfes, wo ein Kindlein krank lag und eben erst eingeschlafen war, wurde ein mattes Lämpchen sachte ausgelöscht, — in der Schlafkammer Leopolds zur selben Minute ein Licht angezündet.

Leopold war eben nach Hause gekommen und hatte die Kammer geräuschlos betreten. Die Blendlaterne in der Hand und das friedlich-schlummernde Gesicht seiner Lisbeth beleuchtend, glaubte er vor dem Fenster ein Geräusch zu hören und gab sich nicht die Mühe zu untersuchen, was es sei? Es war auch nur der Wind, welcher in den Blättern rauschte; — bleich, bebend, unheimlich lächelnd dachte er: „Es wird bald ruhig werden — ruhig — dort und hier…“ Damit stand er am Bette Lisbeths. Er dachte, das Licht werde sie wecken und ließ den Strahl der Laterne in voller Kraft auf ihr Angesicht fallen. Aber Lisbeth schlief zu gut, zu tief; sie erwachte nicht. Jetzt wollte Leopold sie wecken und einige Fragen an sie richten: ob ihre Seele sich nicht beschwert fühle, ob sie mit keinem sündigen Gedanken zu Bette gegangen sei; — allein er fühlte, daß ihm die Kehle wie zugeschnürt sei. „Nein, nein“, sagte er nach einer Pause mit bebender Lippe, „nicht mehr reden — nicht mehr fragen: — Es geht vom zeitlichen Schlaf in den ewigen Schlaf!“ Er legte etwas Blinkendes auf den Stuhl neben dem Bette und blies die Laterne aus. Nach einigen Lauten, die wie Schluchzen klangen, trat eine kurze, lautlose Stille ein und . . .

Der Oberknecht, welcher eine sterbende Mutter besucht hatte und erst nach Hause kam, wurde, da er eben zur Ruhe gehen wollte, plötzlich von einem furchtbaren, dumpfen Geschrei erschreckt und glaubte, es sei Feuer ausgebrochen; er eilte die Hintertreppe herab und erkannte bald die gräßlich entstellte Stimme Leopolds, der aus der Kammer in die Vorflur und, unablässig schreiend, von da in den Hof hervorgestürzt war, wo er nach einigen Augenblicken ohnmächtig hinfiel, krampfhaft noch ein Messer in der Hand haltend, von welchem helles, frisches Blut herabrann . . .

Durch den Ruf des Knechtes geweckt, eilten nun die Hausbewohner und bald auch die nächsten Nachbarn herbei und als es nicht sobald gelang, Leopold von seiner Ohnmacht zu befreien, drang man in die Stube, nach der Kammer, um zu sehen, welches Unheil zu besorgen oder schon geschehen sei — und fand — und sah — — das Wort erstarrte den Augenzeugen nach dem ersten Schreckensrufe — sah Lisbeth, aus einer breiten Herzens-

wunde blutend, im Bette liegen, einen krampfhaft-schmerzlichen Zug im schönen Gesichte — ohne Leben — dahin für immer! . . .

Das Gericht that seine Pflicht — an Leopold, an den Hauptanstiftern des verhängnißvollen „Scherzes"; — ein Ruf wehvollster Theilnahme lief durch die Gegend; — unter größerem Zudrange wurde nie eine Leiche des Dorfes zu Grabe getragen, unter schmerzlicherem Wehklagen in die Erde gesenkt als Lisbeths — — was halfs, was halfs? . . .

Ein schönes Lebensglück, zwei treffliche Menschen waren verloren.

Wann wird die Erde wieder ein so blühend-wackeres Weibchen sehen, wie Lisbeth: bestimmt, glücklich zu sein und glücklich zu machen?

Dahin! Dahin!

Aber bevor das Gericht noch sein Urtheil gesprochen, wurde auch Leopold bereits zur Erde getragen. Denn als er vernahm, daß er das Opfer einer elenden Wette geworden — legte er Hand an sich und entfloh einer Welt, die ein braves, nur zu heißfühlendes Herz so arg mißbrauchen konnte!

An dem Brunnen wollten die Leute jetzt eigene Beobachtungen machen. Es schien ihm in der Herzgrube zu fehlen. Im Rohr verschluckte sichs oft, dann kam wieder ein ganzer Brodel hervor, der gischend auf das Stellbrett fiel und Freund und Feind durchnäßte. Man sagte: es ist nicht recht just bei ihm; Andere meinten, das mache das Alter, das Holz sei morsch und lädirt. Die Gemeinde wollte Saugstock und Rohr eben erneuern lassen — als endlich eine Wendung zum Besseren eintrat, die Brunnenstimmung sozusagen wieder normaler wurde, wozu ohne Zweifel neue, meist heitere Vorfälle und Geschichten im Dorfe beitrugen, die wohl ein andermal gesammelt und erzählt werden mögen! . . .

Timotheus von Milet.

Von

Alfred Friedmann.

„(....κλεινὸν ἐλευθερίας τευχων μέγαν Ἑλλάδι κόσμον,....)

Setzet Euch still zu mir her und lauscht einem Lied aus der Vorzeit,
Wenn es die Zeit Euch erlaubt, die Ihr hinlebt in wildem Vergnügen,
Oder bedacht nur, zu häufen das schimmernde Gold zu dem Golde.
Sagt nicht: „Was soll mir der Grieche?"
Ihr selbst seid Timotheus' Griechen,
Und nur den eigenen Schmerz singt Euch der Dichter in ihm! —

Fern in der glorreichen Sparta, der blühenden Stadt Lakedämon's.
Lebte vor Zeiten ein Sänger, berührt vom Hauch des Apollo,
Immer erfüllt vom Gesang und bedacht stets auf schönere Weisen.
Weit aus ionischem Lande, dem meerumspülten Miletus,
Wo einst die heim'schen Trieren gekämpft mit phönikischen Schiffen
Jenes Darius, der immer der griechischen Freiheit ein Feind war,
Kam er durch wogendes Salzmeer und Inselgewirre gen Sparta,
Mit sich nur führend ein Kind, die Tochter der liebenden Gattin,
Die zu den Schatten zu früh ihm geleitet der Führer der Seelen.
Länger nicht wollt' er nun schauen die Weingelände der Heimath,
So verkauft' er das Häuschen und suchte sein Brod in der Fremde.
Strenge sind, rauh die Sparter, und abgeneigt gänzlich der Arbeit,
Männer der Fremde nur schufen die Werke der Kunst auch in Sparta.
Dort nun gedachte das Leben Timotheus leicht sich zu fristen. —
Und nun weilt er schon lang im Staate des großen Lykurgus,
Unter dem düsteren Grün der spitzen Cypressen und unter
Duft'ger Orangen, Oliven weitschattendem Haine. — Von ferne
Raget gewaltig herein des Taygetos drohendes Berghaupt
Mit den glänzenden Firnen, dem Helios werth und geheiligt.
Dorthin wendet er oft die Schritte vom lärmenden Marktplatz,
Der sich säulenumgeben erhebt in der Mitte von Sparta,

Wo sich auch breitet „die Halle der Perser", zum dauernden Zeichen,
Wie für die griechische Freiheit gekämpft einst spartanische Jugend.
Aber er fliehet den Lärm des beweglichen Volks, und die Stunden,
Die er dem Lehren geweiht der heiligen Kunst des Gesanges,
Sind ihm verlorene Stunden des pfeilschnell schwindenden Daseins.
Aber er lehrt, um zu leben, und leget den Lohn in die Urne,
Die für die reifende Jungfrau, die Tochter, er birgt in der Kammer,
Daß sie, die freie, nicht darbe dereinst in der Stunde der Trennung,
Daß sie das Opfer nicht werde der Noth und ein Raub der Verführung,
Wenn ihn der Stab des Hermes berührt zu der Fahrt in den Hades. –
Selbst die Spartaner, die rauhen, sie liebten Timotheus Weisen.
Doch ein Spötter Athen's, der als Gast ihn gehört in der Aula
Eines befreundeten Manns, sprach: „Wahrlich, gar theuer zu zalen
„Ist dieses Herrlichen Lied, wenn als Neuling der Schüler herantrit,
„Denn für Kalliope's Kunst erschließt er das Herz und den Sinn ihm.
„Aber den doppelten Lohn, beim Herakles, sicher verdient er,
„Wenn schon ein früherer Lehrer den Knaben mit Uebungen quälte,
„Die unser Meister erst mühsam vergessen muß machen den Schüler,
„Eh' er die durstige Seel' ihm erfüllt mit eigenem Wohllaut." — —
So erhielt sich denn schwimmend der Greis auf dem Meere des Lebens.
Aber er war wie ein Gott, ein in's Leben erst schauender Jüngling,
Wenn er einsam die Höhen des wilden Taygetos hinschritt,
Folgend den Spuren des Orpheus, gedenk all' der Sänger der Freiheit,
Denen zu gleichen er strebte durch Wohllaut und Formen voll Anmuth:
Teos' Anakreon, Jüngling sich fühlend mit silbernen Locken,
Der nur von Rosen und Wein und lieblichen Jungfrauen träumte,
Auch Mitylene's Alkäos, der krieg'rische Sänger im Schlachtlärm,
Und die herrliche Sappho, Erfinderin lesbischen Wohlklang's,
Waren ihm Vorbild und Stern, zu denen die Seele sich aufschwang,
Wenn sie die hüllenden Schleier vergeblich zu lichten versuchte,
Welche dem ringenden Menschen verbergen der Himmlischen Klarheit.
Nur vor dem Einen Homeros, gleich ihm in Jonien heimisch,
Senkt' er im Geiste das Haupt, nicht hoffend ihn je zu erreichen!
Oft auch am Grabmal des Alkman, im lauschigen Hain Plataniſtas,
An des Eurotas Ufern, umspielt von dem schwankenden Schilfrohr,
Saß er verkehrend mit Schatten, in ihm nur vernehmbaren Lauten.
Alle die Hehren, sie kamen, sobald er die liebliche Flöte
Faßte mit kunstreicher Hand, und hauchte, wie einstens Athene
In des Prometheus Gebild, in sie auch den Athem der Sprache.

Ach, der Sprache, die Götter erfinden, wenn werbend um Liebe!
Oder auch wenn er die Leyer, die künstlich besaitete, rührte,
Dann stieg Alkman herauf, der im Leben ein sardischer Sclave,
Aber der frei sich gelöst durch die Macht der berückenden Lyra.
Und er frug ihn dann aus nach den seligen Inseln der Todten,
Oder er pries ihm die Schönheit des Meers und des Tags und der Erde,
Während ihm glänzt in dem Schooße das Haupt der reifenden Glykis,
Glykis, der Süßen, mit Locken wie wallendes Korn in der Sonne,
Die er in Weisheit erzieht, die selbst auch des Saitenspiels kundig.
Diese nur durft' ihn begleiten und lauschen den Klängen des Vaters,
Die in den Luftraum verhallten, verschwebende Formen im Nebel,
So sich am Morgen und Abend erheben, dahinzieh'n und schwinden. —
Wenn nun ein heutiger Mann nach Hellas um Schätze der Alten
Auszieht, vielleicht auch ein Lied, ein melodisches, noch zu erhaschen,
Das einst ein griechischer Mund zu Perikles' Zeiten gesungen —
Mag es wohl sein, daß die Welle des Strands und das Rauschen der Zweige,
Auch das Gezwitscher der Vögel ihn täuscht, und er glaubt zu besitzen
Einen verschollenen Sang, Melodie'n aus den Zeiten der Sage! —
Aber wenn heim er nun kehrt, mag Vieles er führen zum Strande,
Marmor und Erz und vielleicht auch ein liebliches Kind, wie die Glykis,
Doch des Timotheus Sang bringt nimmer er mit in die Heimath. —
Dieser verkehrte mit Schatten, vom Klange der Leyer beschworen,
Und es rauschte, dem Strom gleich, entfesselt sein Lied in die Lüfte:
„Seliger Sänger, wie herrlich, Du weißt's, ist die Stunde des Abends!
„Still ruh'n jetzo die Häupter der Berge, die finsteren Schluchten,
„Schimmernd erglüht nun der Meerfels, es lauschet der düstere Abgrund;
„Alle belebten Geschöpfe, genährt auf der dunkelnden Erde,
„Thiere der Waldanhöh'n und der Bienen geschäftige Schwärme,
„Auch im Purpurmeere die Ungeheuer der Tiefe
„Ruhen, es ruht auch der Vöglein Geschlecht, das fröhlich beschwingte. —
„So hast du selbst einst gesungen; ich aber, ich höre im Schweigen
„Aller Natur noch die Hymnen der Dinge zum Lobe der Götter!
„Jegliches wird mir Gesang, die Sprache der Thiere versteh' ich,
„Ueberall hör' ich Musik, — wenn die Welle zerstäubt an dem Strande,
„Wenn die ewigen Sterne die Sphären hellglänzend durchrollen,
„Wenn sich das Staubkorn schwingt durch den Strahl der himmlischen Sonne,
„Wenn der Glühwurm besucht die Freundin im Laub der Akazien,
„Und die Platane sich regt im Anhauch flüsternden Nachtwinds,
„Siehe, gefüllt ist mein Ohr alsdann mit den lieblichsten Lauten

„Und mit der Gottheit glaub' ich dann selber zu steh'n im Gespräche. —
„Aber nur wenn ich allein bin, allein mit dem Töchterlein Glykis,
„Die mich voll Ehrfurcht und Angst anstaunt zu der Zeit des Gesanges,
„Die mich auch schweigend versteht, nicht scheuchend die Stunde des Wohllauts,
„Selber mir Muse wohl werdend, — bestaun' ich die Augen der Jungfrau,
„Keusch wie der Spiegel des See's, darin sich kein Schwan noch gebadet.
„Doch auf dem Markt ist verschlossen mein Ohr; der Streit und das Zanken
„Scheucht mir die klingenden Geister, verstimmt mir die innerste Seele,
„Und so wandl' ich verdrossen die peinlichen Stunden des Tages,
„Da im Verkehr mit dem Volke der kleinlichen, streitenden Menschen
„Mich Kalliope flieht und Erato die süßeste Muse. —
„Wieder dann eil' ich hinaus zur Stunde der süßen Befreiung,
„Stimmend ihn an, den Gesang der wildesten, menschlichen Klage,
„Weil mir verwehrt ist zu sagen im höchsten Aufschwung der Sprache,
„Was die Seele erfüllt und bewegt, was hinaus an das Licht drängt —
„Und dann fühlt sich zu schwach auch der edelste Liebling der Götter.
„Nie vollhältig ja gibt das Wort, das geprägte, die Seele,
„Und stets eilet voraus der Wunsch dem wirklichen Können!
„Wie auch spräche Unendliches aus das endliche Wesen,
„Wie als begränztes Gefäß auch enthalten das Nimmerbegränzte?
„Was wir ersehnen, wir können mit Worten doch nimmer es sagen,
„Aber erlösende Worte, die können stets mehr wir ersehnen,
„Aber je mehr wir sie suchen, je tiefer wird, schöner die Klage,
„Also erzeuget sogar die Unmacht wieder das Schöne,
„Und nur das Schöne allein ist ja doch, was die Sehnsucht ersehnet!
„O, mein ewiger Schmerz, im Vollgefühl edler Empfindung,
„Ganz von dem Schönen erhoben, doch nimmer das Lied, das vollendet,
„Als ein Abbild zu sehen der heiligen Zeit der Begeist'rung!
„Nie wird die Statue so schön, wie der Künstler sie plant vor dem Marmor,
„O du mein Schmerz, der Gesang gleicht nimmer dem Traumbild der Hoffnung!" —
Also entrang sich das Lied ihm, begleitet vom Klange der Saiten,
Die harmonisch verrauschten, wie Wellen italischer Meere,
Wenn in den lichten Voluten sie bergen die Zweige vom Lorbeer,
Oder die goldenen Früchte der Gärten der Hesperiden,
Schatten von fliehenden Möven und Strahlen von scheidenden Sonnen,
Wenn über Kiesel und Sand sie gießen die silbernen Tropfen. —
Aber die schweigsame Glykis, die nie noch die Stunde der Weihe
Brach und den Vater, den greisen, gehemmt mit störenden Worten,

Stets nur den Beifall gezeigt in dem schönheitstrunkenen Auge,
Sprach nun: Vielleicht ist, o Vater, nicht machtlos die schmiegsame Sprache,
„Auch die Allmacht des Sanges ist ganz in das Herz dir geleget,
„Unbehilflich ist aber und klanglos die Laute, kein Echo
„Weckt in dem Inneren ihr ein jeglicher Klagruf der Menschen:
„Und doch muß jeglich Gefühl ihr entlocken verschwisterte Töne;
„Sehnsucht und Hoffnung und Schmerz, auch Freundschaft und bitt're Enttäuschung
„Rufen mit anderen Lauten und Antwort gibt andere Saite!
„Einst nur zeigten sich vier von den Saiten auf unsrer Kithara,
„Vier Elemente nur gab es; bis dann Terpandros mit sieben
„Saiten bespannte die Phorminx, vielleicht nach der Anzahl der Farben,
„Die uns die Iris zeigt, wenn die Sonne sich spiegelt im Regen.
„Wohl auch die himmlische Leyer, besaitet mit sieben Planeten,
„Jeglicher eigenen Licht's und geweiht einem Gott, einer Göttin,
„Und mit besonderem Einfluß begabt auf das Schicksal der Menschen,
„Weckte melodisches Echo der Brust des unsterblichen Sängers,
„Daß er die Phorminx bespannte mit Saiten, verwandt den Gestirnen.
„Auf denn, mein Vater, vermehre die Federn des singenden Schwanes,
„Daß er sich näher zum Lichte des heiligen Helios hebe!
„Zwölf sind der Götter! Es trage die Leyer fortan zwölf Saiten!
„Jeglich Empfinden des Menschen erzählt sie dann zitternd den Menschen,
„Fürder nicht klagst Du der Unmacht Dich an, und kannst Alles dann sagen!
„Siehe, die menschliche Seele ist selbst eine Leyer, an der Dir
„Unter den Händen erzittern die Saiten verschiedensten Tones,
„Denn Du erweckst ihr den Schmerz und die alleserlösende Freude,
„Löseſt nach scheinbarem Mißton dann alles in herrlichen Einklang!" —
Staunend hört sie der Vater, das Antlitz sieht er des Mädchens
Leuchtend in glühendem Roth, wie die Wolken beim Aufgang der Sonne,
Und er fragt sie: „Wer hat Dich, mein Kind, dies alles gelehret?
„Welch ein Gott hat berührt Dir die Stirn mit dem Finger der Weisheit?"
Aber die liebliche Glykis in mädchenhaft holder Verwirrung,
Wirft an das Herz sich dem Vater und haucht ihm in's Ohr das Bekenntniß,
Fürchtend das plaudernde Vöglein im Zweige mög' es erlauschen. —
„Vater, erschlossen, so scheint es, ist rings mir das All und die Schöpfung!
„Siehe, die Saiten, die stumm und regungslos schlummerten, rauschen
„All mir auf Einmal im Einklang ein ewiges Lied von der Liebe!
„Ja! Ich liebe, mein Vater, und mich auch liebt der Geliebte!
„Bald ein Jahr ist es her, da sah ich ihn einst bei den Spielen,

„Den karnäischen, welche Apollon alljährlich hier ehren.
„Aber wir sprachen uns nie, bis endlich er keusch sich genähert.
„Während des Abends Dein Haupt schon müde sich barg auf dem Lager,
„Kam er zur Thür, es planten für Dich Ueberraschung die Kinder.
„Lieber! Kephisodotos, ein Jünger der Kunst des Hephäst ist's,
„Sohn gleichnamigen Vaters, wie dieser bestimmt noch zu Großem,
„Der ein dädalisches Bildwerk nach meinem Entwurfe gefertigt.
„Sieh, eine herrliche Leyer, die harrt nur der tönenden Saiten:
„Zwei Caryatiden, sie tragen wie Säulen den Aufbau,
„Herrlich auf Elfenbein ragen sie hoch hinan und gefaltet
„Liegt das Gewand um die Schultern und fällt zu den leuchtenden Knieen.
„Drüber gewölbt ist ein Bogen; auf jeglicher Seite gelagert
„Siehst Du zwei nackte Sirenen, die lieblichsten Leiber von Jungfrau'n,
„Die nach der Mitte gewandt, anstaunen die Muse des Sanges,
„Welche als Krone dort prangt, dithyrambisch verzückt und umflattert
„Von schönschwebenden Falten, vom Anhauch bewegt des Parnasses.
„Silbern sind die Sirenen und ganz aus Gold ist die Muse.
„Aber im Elfenbein flattern der Schmetterling' viel und der Bienen,
„Eingelegt kunstvoll mit Steinen, den schwirrenden Tönen vergleichbar,
„Die Du der Leyer entrauschen wirst lassen im ewigen Wechsel.
„Nur noch der Saiten bedarf's, schon fertigt mein Freund zu den Schrauben
„Köpfchen; das Antlitz von Göttern erscheint auf jeder der Schrauben.
„Du nun bestimme die Zahl und zürne nicht, Vater, der Glykis!" —
Ernst vernahm und ergriffen Timotheus Jener Geplauder.
Endlich erhob sich der Greis und faßte die Leyer am Boden,
Hielt in den Luftraum sie hoch und zerschmettert' sie dann an dem Grabmal. —
„Ja, Du hast recht, meine Tochter, veraltet ist längst schon das Spielzeug,
„Nur dem edlen Behälter entperle der Wein des Gesanges,
„Daß er berauschend an's Ohr des staunenden Hellas schlage!
„Doch elf Federn nur wollen dem Schwane, dem neuen, wir fügen.
„Siehe, es mag sich der Mensch wie immer auch winden und wenden
„Durch das Gewirre des Lebens, nicht kann er das Unglück beschwören,
„Daß es die Bahn ihm nicht kreuze. Dann klagt er thöricht den Gott an. —
„Wohl, zwölf Götter bestürmen wir täglich mit Bitten und Beten,
„Einer ist immer uns unhold, doch unbekannt bleibt stets der Feind uns:
„Dem nun opfern die letzte, die zwölfste der Saiten wir, ohne
„Irgend den Namen zu kennen, und wollen die andern der Saiten
„Auch nur weihen den andern der Götter, nicht nennend die Namen.
„Naht uns ein Unglück, so hat es der Eine, Vergess'ne bereitet,

„Nicht dann wollen wir zürnen der Gottheit, die nicht uns bekannt ist!“ —
Sprach's, und sie wandten die Schritte hinab zu der einsamen Wohnung. —
Schön war vollendet die Leyer, besaitet mit goldenen Drähten,
Silbernen, ehernen auch, nach Bedürfniß und Einsicht des Sängers,
Der sich nun übte — bewältigt ist bald die verbesserte Lyra;
Und es gelang ihm ein Lied, wie noch keines den Dichtern gelungen!
Glücklich pries er sich selbst und sagt' es den liebenden Kindern,
Sagte, daß einst sein Gesang wie ein herrliches Antlitz gewesen,
Dem es aber gefehlt an Seele und Tiefe des Ausdrucks;
Aber nun sei sein Gesang herschreitend melodisch in Rhythmen,
Wie ein jugendlich Antlitz, erleuchtet vom Feuer der Liebe,
Und er gab sie zusammen, die Hände der theueren Kinder,
Küßte die Häupter der Beiden und sprach von Glück und Verbindung. —

Wieder genaht ist die Festzeit, die sangreiche Zeit der Karnäen,
Wo sich von Nah und von Fern um Sparta die Griechen versammeln.
Sänger erscheinen aus jedem der Gauen des blühenden Hellas,
Sich zu ersingen den Alles ersetzenden Zweig vom Lorbeer! —
Für neun Tage nun ruhte der Streit in dem traurigen Kriege,
Der schon zu lange verwüstet die Heimath verbrüderter Kämpfer;
Aber es gleicht doch Sparta dem männererfülleten Lager,
Denn es umgeben die Stadt rings Hütten für alle die Gäste,
Auch ein Herold hält Ordnung, die Weise des Festspiels verkündend.
Chöre von jungen Spartanern, gehüllt in weiße Gewande,
Wallen zum Festplatz und singen zum Klange der heimischen Phorminx,
Oder sie führen gemessen tyrtäische Tänze im Reigen.
Andere folgen zu Roß dann, die Meister der herrlichen Reitkunst,
Andere wieder geleiten breitschultrige Stiere zum Opfer,
Die sie mit Bändern geschmückt, mit Kränzen, gefällig den Göttern. —
Aber die Könige thronen, umgeben von greisen Ephoren,
Ueber des Volkes Versammlung, rechtsprechend goldmundigen Sängern. —
Unter holdlockigen Jungfrau'n glänzte vor allen doch Glykis,
Einfach im weißen Gewand, die schneeigen Arme nicht hüllend,
Das, an den blühenden Schultern von kleinen Agraffen gehalten,
Aufwärts gezogen im Gürtel bis hoch zu den schimmernden Knien,
Offen an jeglicher Seit' auch, die göttliche Form ließ errathen.
Athemlos lauschte den Klängen der kämpfenden Künstler sie täglich
Neben dem Liebsten, der sanft ihre Hand mit der seinen umfaßt hielt. —
Und so kam denn die Zeit, da Timotheus griff in die Saiten. —

Schon beim Anblick der Leyer ging leises Gemurmel durch's Volk hin,
Denn nicht ein Kunstwerk der *Menschen* erschien sie dem staunenden Haufen,
Als sie nun traf ein Strahl von der alles vergoldenden Sonne.
Aber Timotheus sang ein Lied zum Lobe der *Freiheit*,
Und wie gefällig den Göttern es ist, wenn sich Brüder vertragen!
Alle gedachten der Zeit, wo vereint sie den Meder einst schlugen,
Der, gleich Heuschrecken, drohend dem blühenden Hellas heranzog.
Alle beweinten den Krieg, der des Vaterland's Ströme mit Blut füllt;
Ach, und so viele der Saiten berührt er im Busen der Hörer,
Ach so mächtig erschüttert er alle die lauschenden Herzen,
Daß sie athemlos saßen, wie Menschen, die Statuen geworden,
Aber hochklopfenden Busens, nicht mächtig des leisesten Lautes.
Wohlklang füllte den Raum, es war wie die Sphären im Chorklang,
Welchen die Seelen erlauschen, die nicht noch die Erde berühret,
Die noch wandeln im Lichte des Urbilds göttlicher Schönheit.
Aber das *Schönste* muß enden; Timotheus rief aus den Saiten
Milde verhallende Klage, wie Lispeln erschütterter Zweige,
Ferne verklingende Laute, wie Wellen, am Meerstrand ersterbend,
Schwieg dann, herabsank die Hand, und sowie nach versunkener Sonne
Nacht wird, so war es den Lauschern, als wären versunken in Nacht sie.
Aber, wie, goldener Pracht, auch am Morgen die Sonne in's All steigt,
Rang aus unendlicher Menge sich plötzlich entfesselter Beifall:
Jünglinge, Jungfrau'n sanken dem göttlichen Greise zu Füßen,
Lorbeer regnet mit Rosen durchflochten herab, und es trägt ihn,
Heilig erreget, die Schaar der Edelsten durch die Arena.
Doch die Ephoren berathen sich ernst mit den Königen. — Siehe,
Einer nun schreitet gelassen hinab zur Mitte. — Und still wird's
Rings im wogenden Raum, wo Kopf sich gedrängt an Kopf hält.
Sieger, den Preis nun erhälst Du! Vor Allen hast schön Du gesungen! —
Und der Ephor tritt heran jetzt:
„Den Königen hat es geschienen
„Und den Ephoren zugleich, Du sei'st ein Verderber der Jugend,
„Der Du den Sinn nur verdrehst mit süßen und weichlichen Worten,
„Rhythmen voll Klage, und ganz unkrieg'risch, nicht spartischer Tonart! —
„Einfach erklinge die Weise, die Klang hat in Lakedämon,
„Aber dein neueres Lied, es beleidigt die Muse der Tonkunst,
„Schamroth glüh'n ihre Wangen, nicht braucht sie so viele der Saiten,
„Anzufachen den Muth und die männliche Todesverachtung.
„Stolz wie die dorische Säule steht weithin geseh'n des Lykurgos

„Herrlicher Staat, und Gewinde von Blumen und Reben entmarkt nur
„Unseren Baum, wie die Eiche verdorrt, wenn der Ephen sie aussaugt.
„Neuerung soll uns mit Nichten erschüttern die Veste des Staates,
„Den nur die Strenge der Sitten bewahrt hat vor schmählichem Hinfall,
„Weil uns doch rings nur Verderbniß umgibt und das schlechteste Beispiel! —
„Vier von den Saiten soll trennen, — so lautet der Spruch der Ephoren —
„Ich von der Leyer, sag an, ob ich rechts oder links sie zerschneide?
„Auch aus Sparta verbannen wir Dich, den Zerstörer des Alten!"

Sprachlos ist Alles, das Volk und Timotheus. Doch der Ephor schnitt
Vier von den Saiten entzwei mit der Schärfe des richtenden Schwertes
Und in die Arme sinkt Glykis dem trauernden Freund und Geliebten. —
Wehruf erschallt und es weint die Seele des göttlichen Kunstwerks. —
Aber schon hat sich gewendet der Sinn des beweglichen Volkes,
Alles verläßt den Mann, den das Urtheil der Mächt'gen gerichtet,
Ja, sie zischen ihn aus, den sie eben noch göttlich gepriesen!
Also ergreift denn noch einmal Timotheus mächtig die Leyer,
Die wie ein Sterbender seufzt nun unter den Händen des Sängers,
Und er schleudert entgegen der Menge den Bannstrahl des Dichters:
„Wahrlich, so war es noch immer und wird sein bei thörichten Menschen!
„Allzufrüh finden das Rechte ist unentschuldbares Unrecht! —
„Einer thut nie sich genug, frägt Gott und Natur in Verzweiflung
„Um das Geheimniß der Welt, das Geheimniß der Seele des Menschen —
„Hat er ein Bild dann vollendet, wie's Träume dem Phidias zeigen —
„Schleudert die Thorheit, geschlagen mit Blindheit, es ihm vor die Füße,
„Und es zerschellt an dem Felsen des Unverstands — göttlich Gebilde!
„Kleinliche Geister begreifen ja immer Gefühl nur und Handlung,
„Klein wie sie selber und Alles, was über ihr Denken hinausgeht,
„Wird zum Unmöglichen stets und zum Unsinn von ihnen gerechnet. —
„Glücklichen Findern der Schandpfahl! So haben sie lang es gehalten!
„Nemesis wollen sie spielen, weil offen den Himmel wir sahen,
„Aber die richtende Nachwelt erlöst von der Schmach durch den Lorbeer! —
„Andere Zeiten verlangen auch andere Sitten. — Es kommen
„Nimmer die Dinge, sowie sie der Mensch will richten und fügen. —
„Lange schon wankt Euer Bau! Dahin sind lykurgische Zeiten!
„Niemals haltet Ihr auf den Verfall des entweiheten Tempels!
„Doppelt ist's strafbar, die Tugend gepflegt einst zu haben, und später
„In den gewöhnlichen Pfuhl gemeinsamen Lasters zu sinken.
„So auch weintet Ihr einst, wenn Griechen die Griechen besiegten,

„Jubeltet, wenn die Barbaren hellenischer Thatkraft gesunken —
„Heute zerfleischt Ihr Euch selbst; Athen ist und Sparta bedacht nur,
„Eins zu vernichten das Andre, und wenn es auch einst Euch gelinget
„Hinzustürzen die Tempel des glorreichen Lieblings der Pallas,
„Sinkt Ihr gemeinsamem Feind zusammen doch bald in die Hände,
„Und von der spartischen Zucht wird kaum noch genannt sein der Name! —
„Ach, wie wohnen beisammen die Freiheit bei Euch und die Sclaven,
„Aber dem Volk ist dahin doch Alles zugleich mit der Freiheit!
„Seht, es entzücken nicht mehr den veränderten Sparter von heute
„Einfache Lieder der Vorzeit, die Marathon's Sieger entzückten.
„Nun Ihr verjagt habt die Sitte, drängt kühn sich heran die Verlockung,
„Und Ihr haltet nicht auf uns den Hochstrom neuer Gedanken;
„Nie kommt wieder die Tugend zurück durch kleinlich Verbieten!
„Aber den Sänger, das leichte, geflügelte, heilige Wesen,
„Willst Du zügeln, und schlagen in Bande verzückte Begeistrung:
„O, dann schreibe doch vor auch dem Vogel den Flug nach der Höhe,
„Sag' ihm, erreiche die Wolke, nicht aber die andre dort droben;
„Schreibe dem Falter auch vor, von welcher der Blumen er nippen
„Dürfe, verbiete ihm aber den Flug zur herrlichen Rose! —
„Sieh, der Poet ist das Echo der Muse, so sag' auch der Muse,
„Was und wie sie soll singen, dann hast Du geübet Dein Richtamt! — —
„Bitter ist's, ach, zu verlassen die Stätte der traulichen Heimath,
„Bitter die Stätte zu meiden, die später uns lieb dann geworden —
„Aber die Erde ist groß! Wenn hier uns Entfaltung versagt ist,
„Steuern das Schiff wir des Lebens in höher brausende Fluthen,
„Schütteln den Staub vom Fuß und lassen die Thoren dahinten!" —

Sprach's. — Die zerstümmelte Leyer allein aus dem Schiffbruch errettend,
Stolz und Verachtung im Antlitz wie Marmor, den Mantel gefaltet,
Schreitet durch drohendes Volk er hin, durch die Gassen von Sparta,
Wandernd den steinigen Pfad zu den Räthseln verschleierter Fremde. —
— Doch gleich Kronen vom Lorbeer umwindet der Arm ihn der Kinder! —

Sparta sank und Athen! Erstanden sind andere Größen.
Heimathland, Du prangst stolz nun in heiliger Macht:
Besser belohne die Sänger, die edlen, und laß' sie nicht sagen,
Daß Dir ein Dichter zu sein, sei schon der Strafe genug!

Ein Ausflug nach Sardes.

Geschildert von

Carl Graf Zaluski.

Das allen Seefahrenden holde Dioskurengestirn geleitete mich während einer wechselvollen Frühjahrsreise vom Schwarzen zum Baltischen Meere nach Joniens anmuthendem, mildathmendem Gestade. Da galt es, dereinst Versäumtes nachzuholen. Es zog mich diesmal nach Ephesos, der Mutter der Städte, der Wiege asiatischer Kulturzustände, gegen welche, auf üppigstem Boden, griechische Freiheits- und Schönheitsbegriffe in die Schranken traten. Auch Sardes, die uralte, schätzereiche lydische Königsstadt, reizte mich zu einem Ausfluge, für dessen Schilderung ich mich deshalb entscheide, weil die berühmte Trümmerstätte, die sein Ziel bildete, in naher Zukunft wieder viel besprochen werden dürfte, sobald es Herrn Wood, dem Entdecker der Artemision in Ephesos, gelungen sein wird, für seine beabsichtigten Ausgrabungen am Paktolos englische Geldmittel zu beschaffen. Daß ich meiner Darstellung keinen wissenschaftlichen Anstrich zu geben versucht bin, erklärt sich aus dem Zwecke und der Anlage des Sammelwerkes, dem ich sie widme. Aus eben diesem Grunde unterlasse ich die genaueren Bezeichnungen bei den seltenen Quellenangaben und befolge die übliche Schreibart der Eigennahmen, wie sehr dieselbe auch ein an die griechische Aussprache gewohntes Ohr beleidigt.

So möge denn diese flüchtige Reiseskizze aus einer alterthümlichen Gegend, die, wenigstens landschaftlich, sicher nicht allen unter meinen freundlichen Lesern bekannt ist, ein bescheidener Vorläufer sein den zu gewärtigenden Forschungsergebnissen, auf deren Werth und Bedeutung hier nur vorbereitet werden will.

Smyrna's äußere Erscheinung, die mir vor anderthalb Jahrzehnten und auch bei späteren Besuchen noch in echt morgenländischem Gepräge entgegengetreten war, fand ich diesmal, durch die Einbürgerung der allumschaffenden Dampfkraft, gewaltig und dauernd verändert. Die zur Unterdrückung des wuchernden Schleichhandels unternommenen, aber die Hebung des Verkehrs nicht minder sichernden Quaibauten werden bereits von brausenden Lastzügen durchlaufen. Nach zwei Richtungen, einer südlichen und einer nordöstlichen, nehmen, bei theilweisem Betriebe, größere Eisenbahnen ihren Anlauf. Der Vorstand der letzteren Linie stellte mir und

meinem jugendlichen, sprachenkundigen Begleiter mit liebenswürdiger Gastlichkeit einen Bahnwagen bis Kassabà und, von dort nach Sardes, eine Locomotive zur Verfügung. Ueberall sollte für Unterkunft, Atzung und Geleite auf das aufmerksamste gesorgt sein.

So fuhren wir denn wohlgemuth an einem heiteren Mainachmittage durch das äolische Küstengebiet, das sich die Jonier erst allmälig aneigneten und das einen ernsteren Eindruck macht, als die fruchtbareren südlichen Landstriche. Dennoch ist auch hier die Gegend malerisch schön und gut bebaut. Ueber Kordelio, die Sommerfrische vieler wohlhabenden Smyrnioten, Schighili und Uludschak kommt man in etwas mehr als einer Stunde nach Menemen. Der mächtige Kamm des Sipylosgebirges fesselt vor Allem des Reisenden Blicke und mahnt mit seinen altersgrauen Sagen an die geschichtliche Bedeutung der Oertlichkeit. Hier, auf rauher Höhe, hatte die große Berg- und Waldmutter Kybele eine ihrer berühmtesten Kultusstätten. An den Sipylos knüpfen sich gleichfalls die Ueberlieferungen von Tantalos und seinen Kindern, Niobe und Pelops.

Kybele wurde als Göttin des Acker- und Weinbaues verehrt, auch als Städtegründerin, in welch' letzterer Eigenschaft ihr Bildniß eine Mauerkrone trug. Merkwürdiger Weise ist am Fuße des Sipylos, auf dem alten Wege von Magnesia nach Smyrna, die von Pausanias erwähnte, in Fels gehauene Riesenstatue der Göttin, von den Türken „Büyük Suret“ genannt, noch immer, wenn auch stark beschädiget, zu sehen. Sie befindet sich in der Nähe einer ergiebigen Quelle und einer großen Anzahl Felsgemächer. Die Verehrung der Kybele, welcher Pindar in Theben ein häusliches Heiligthum stiftete, mußte einen tieferen Sinn haben. Als Sendbote der großen Göttin erscheint in Lydien Attis. Er verkündigt ihre Weihen und erleidet für sie den Tod, der erste Metragyrt und mythische Kybebe, wie ihn die lateinischen Dichter nennen. Attis! An diesen Nahmen knüpft sich die Vorstellung der korybantischen Tänze beim Schalle dumpftönender Tympanen, der tobenden Schwärmerei und in dem bekannten griechischen Idyll so schauerlich erzählten Selbstverstümmelung. In ihm erblickten die Lydier ein Symbol der vergänglichen Schönheit, des von Lust und Trauer erfüllten Daseins, des zwischen Frühling und Winter, Jugend und Alter schwankenden Lebens. Veilchenbekränzte Fichten weihte man dem früh verstorbenen Liebling der Rhea, dem Adonis der rauheren Urvölker Klein-Asiens.

Zur ältesten Geschichte der Gegend gehört die Tantalossage. Ein Vorbild des Krösus, hatte dieser Sohn des Zeus und der Pluto unermeßliche Reichthümer, die sprüchwörtlichen „Tantalischen Talente“ gesammelt, die ihn aber vor dem jähen Glückssturze nicht zu schützen vermochten. Seine Tochter Niobe sitzt nun, nach dem Verluste ihrer Kinder, auf die sie so stolz gewesen, schmerzversteinert am Sipylos, und der Lenker der stürmischen Rosse, Pelops, ist längst ausgewandert mit der Schaar seiner Treuen, um das nach ihm benannte überseeische Land zur neuen Heimath sich zu wählen.

Die vom Periegeten, von Strabo und von Plinius sehr genau beschriebenen Gräber und Spuren alter Niederlassungen aus jener Zeit, sind sämmtlich wiedergefunden worden; Tantalis, die erste Hauptstadt Mäoniens, Daphnos und Hermesia, alle drei von einem Erdbeben zerstört, sowie Idäa, an einer Stelle, wo sich der See Salóe bildete. Zwölf künstliche Erdkegel und der große Grabhügel des Tantalos sind von einem französischen Gelehrten mit Hilfe der Mannschaft eines Kriegsschiffes untersucht worden. Der Umfang dieses von Herodot und Pausanias als ein „nicht unbedeutendes Werk“ geschilderten Denkmals, der eigenartige Bau seiner Todtenkammer, die Ueberbleibsel einer Akropolis und anderer höchst alterthümlichen Anlagen, deuten auf eine voräolische Zeit und vorgeschrittene selbstständige Kultur.

Die fünf Minuten-Station Menemen, bei der wir angelangt, ist wahrscheinlich das zum äolischen Städtebunde gehörige Temnos oder Temne, das auch vom Vater der Geschichte unter den eilf Städten aufgezählt erscheint, welche die Aeolier, außer Lesbos, Tenedos und einigen Ortschaften am Idagebirge, in Klein-Asien, zwischen der Hermos- und der Kaikos-Mündung, besaßen, nachdem Smyrna an die Ionier verloren gegangen war. Hier öffnet sich das weite Hermosthal. „Dieser Fluß“, sagt der griechische Geograph Strabo, „entspringt in Mysien, dem Berge der Dindymene — ein Beiname Kybelens — fließt durch die sogenannte verbrannte Landschaft (Katakekaumene), dann durch die sardianische Ebene, nimmt dort den Hyllos, Paktolos und andere kleinere Nebenflüsse auf und ergießt sich bei Phokäa ins Meer.“ Die Bahn läuft dem Hermos entlang, auf dessen linkem Ufer, stromaufwärts, die Dörfer Emir-Alalem, dann Ghiaur- und Horoskiöi berührend. Nach einer beiläufig anderthalbstündigen Fahrt von Menemen an gerechnet, erblickt man das langgedehnte, durch wogende Baumgruppen und zierliche Minarete gekennzeichnete Profil der Stadt Magnesia. Zum Unterschiede von der gleichnahmigen Stadt am Mäander wurde diese „Magnesia am Sipylos“ geheißen, nach dem Berge, zu dessen Fuße sie liegt. Von den Magneten in nicht näher bekannter Zeit gegründet, spielte sie im Alterthume keine hervorragende Rolle, ward aber zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts Regierungssitz des byzantinischen Kaiserreiches und bald darauf Wohnort des Sultan Murad II., der die Stadt verschönerte und mit berühmten Gärten umgab. Nach nur mehr einer Haltstelle in Tschobanissa, langten wir um 6 Uhr Abends in Kassabà, dem Ziele unserer heutigen Fahrt, an.

Die günstige Stunde und wiedererlangte Freiheit lockten uns zu einem Spaziergange durch den Ort, der indeß, von anderen türkischen Flecken kaum verschieden, nur wegen seiner vielgepriesenen Melonen und noch mehreren Obstgattungen weit und breit bekannt ist. In einem reizenden Garten, dessen Kiosk in ein Kaffeehaus umgewandelt worden, schlürften wir behaglich den Mokka, unter gurgelnder Begleitung köstlich duftender Nargilehs. Im Bahnhofe, dessen Kavassen uns würdevoll voranschritten,

erwartete die fremden Gäste ein glänzendes Mahl und das schönste Zimmer des Stationschefs, eines äußerst freundlichen und dienstbereiten Dalmatiners, der sich in seiner Einsamkeit mit Blumenpflege abgibt. Vor unseren Fenstern hielt eine Karawane nächtliche Rast. Um die lodernden Feuer schaarten sich die aus dem Innern des Landes gekommenen Kameeltreiber, während ihre Lastthiere ringsum ein blökendes Gebrüll erhoben. Zu diesem Bilde altasiatischen Lebens stand, als treffendes Gegenstück, das feuerschnaubende Dampfroß mit seinen im Dunkeln unheimlich glotzenden Augen, das über Feld und Wüste, Flüsse und Berge unaufhaltsam dahineilende Ungethüm der Neuzeit.

Am nächsten Morgen bestiegen wir es selber, um, in ungefähr zwei Stunden, die Entfernung zu durchmessen, die uns noch von Sardes trennte. Wir fuhren mitten durch die große Ebene, zu welcher unzählige Tumuli und nomadisirende Juruks als Staffage dienten und die, wie es aus einer Stelle bei Herodot hervorzugehen scheint, auch in des Krösus Tagen unbebaut, den Schauplatz der großen Schlacht bildete, in welcher er den Thron, sein Volk, die Unabhängigkeit verlor. Den englischen Ingenieuren und Maschinisten, die, Schienen vor sich streckend, in das Herz eines verwilderten Welttheiles dringen, um in ihrem Gefolge Handel und Wohlstand in dasselbe zu führen, konnten wir unsere Bewunderung nicht versagen, zumal als wir uns überzeugten, wie viel Muth, wie große Entbehrungen dieser Beruf erheischt. Dies mochte auch das runzelige Mütterchen geahnt haben, das mehrere Handvoll wunderschöner Rosen auf den kohlenbeladenen Tender streute, auf welchem wir, der Gluthitze und den öligen Dünsten der Maschine preisgegeben, hoch oben saßen.

Endlich halten wir an bei der von den Hirten Sart genannten, am Rande des Bos-dag (Schneeberges) gelegenen ehrwürdigen Stätte, wo sich zuerst die von Homer erwähnte „blühende Stadt Hyda, vom schneebedeckten Tmolos überragt, ausdehnte“, um ihren Rahmen später, wie Strabo und Plinius nachweisen, in jenen von Sardes zu verwandeln. „Sardes“, sagt der erste dieser Schriftsteller, „eine große Stadt, jünger als Troja, aber dennoch sehr alt, mit starker Festung, war der Königssitz der Lydier, von Homer Meonen, den Späteren jedoch Mäonen genannt, nach Einigen mit den späteren Lydiern identisch, nach Anderen von ihnen verschieden. Sardes (in griechischer Aussprache Sardis) ist beherrscht von Tmolus, dem göttlichen (eudämonischen) Berge, auf dessen Spitze ein Lugthurm (Skope) sich befindet, in exedrischer Gestalt aus weißen Steinen von den Persern erbaut, und von welchem man die umliegenden Ebenen, namentlich die Kaystrianische, überblickt. Vom Tmolus fließt der Paktolus herab, der ehemals viel Goldsand führte, daher die Reichthümer des Krösus und seiner Vorgänger stammten. Ringsum wohnten die Lydier, Mysier und Makednier. Ursprünglich von Kimmeriern, dann von Trerern und Lykiern erobert, wurde die Stadt, der Vortrefflichkeit des Bodens wegen, immer von neuem aufgebaut und bewohnt.“ —

Dieser in Kürze zusammengestellten Beschreibung entspricht ein gleich vom Bahnhofe zu genießender Gesammtanblick der in ihren Umrissen leicht verständlichen Oertlichkeit vollständig. Vor uns erhebt sich der Burghügel, ein Ausläufer des Tmolus, von den Regengüssen stark ausgewaschen. Längs seiner Basis liegen massenhafte Ruinenhaufen. Wir machen uns sofort nach dem nächsten auf, von einem Führer und mehreren mit Knütteln bewaffneten Männern begleitet, die uns vor den Angriffen bissiger Schäferhunde zu schützen haben. Die einzelnen Trümmergruppen sind mit den auf uns spärlich überkommenen Angaben noch nicht in Einklang gebracht und daher mit bestimmten Monumenten nicht leicht zu identifiziren. Denn einerseits sind die einheimischen Geschichtsschreiber Xanthos und Menekrates (ersterer von Strabo erwähnt) nur durch spätere Benutzung ihrer Andeutungen bekannt; andererseits bemerkt Herodot ausdrücklich, daß Lydien nicht viele Monumente aufzuweisen hatte und daß in Sardes selbst viele Häuser aus Rohricht zusammengefügt, ja selbst die aus Ziegeln gebauten mit Rohrgeflecht überzogen waren, daher bei der Einnahme der Stadt durch die von Aristagoras aus Milet geführten Jonier und Athener im Jahre 499 v. Chr. ganz Sardes plötzlich in Flammen stand und völlig vernichtet wurde, bei welchem Unglücke auch der große Tempel zu Grunde gieng.

Auf halbem Wege zum Berge stoßen wir auf die erste Ruinengruppe. Wir treten ein durch den Unterbau eines Thores, das, wie die vielen Löcher in den Quadern bezeugen, einen Ueberzug von Marmor oder Erz wohl haben mußte. Weniger alt schien mir das übrige Mauerwerk zu sein, das ein sehr großes Viereck mit mehreren meist gewölbten Sälen bildet, von denen zwei sich gegenüberliegende (wofern sie sich nicht zu einem einzigen Raume von über 150 Fuß im Umfange ergänzen) halbkreisförmig abgeschlossen sind. Wiewohl Vitruvius annimmt, dies wäre des Krösus Palast gewesen, den die Römer in ein Senatsgebäude umgeschaffen hätten, läßt sich heute, in dem mit Marmorbruchstücken untermengten Ziegelwerke nur eine Ruine aus späterer Zeit erkennen, und wahrscheinlich eine christliche, aus den Ueberbleibseln eines römischen Baues errichtete Kirche.

In einer kleinen Entfernung, ostwärts, befinden sich, als zweite Gruppe, drei pfeilerähnliche Constructionen aus Marmorquadern und, im rechten Winkel, eine fortlaufende Mauer aus ähnlichen behauenen Blöcken. Ich wäre versucht, hier einen der Haupteingänge zur unteren Stadt zu verlegen; anderer Meinung scheint der Architekt Herr Adler zu sein, welcher in den von Professor Curtius herausgegebenen „Beiträgen zur Geschichte und Topographie Klein-Asiens“, an dieser Stelle den Unterbau eines Tempels findet. Jedenfalls gehören diese Ueberreste einer großen Epoche an und gewähren einen malerischen Anblick.

Die dritte Gruppe, näher an Tmolus, häuft ihre zerfallenen Steinmassen hoch auf. Ein Rundbogen mit Skulptur-Fragmenten ragt noch hervor. Ein Tempel, dünkt mir, müßte hier vermuthet werden.

Sardes, eine der sieben Kirchen, hatte unter byzantinischer Herrschaft gewiß sehr viele christliche Gotteshäuser, welche aber die muselmanische Eroberung zerstörte. Zu Ende des vorigen Jahrhundertes sah noch Thomas Smith die Reste der Kathedrale. Möglich, daß es die unweit der Mühle am Paktolos vorfindlichen Mauern sind, die jedoch auf keinen Fall von altchristlicher Zeit herrühren. Eine andere, von demselben Reisenden bezeichnete Kirche enthielt alte Säulen und diente bereits als Moschee.

Von den Befestigungsanlagen, die einzelne Besucher zu erkennen glaubten, gestehe ich, nichts bemerkt zu haben. Ueberhaupt ist dieser ganze untere Theil der Stadt, der uns auch geschichtlich nirgends als sehr stark vertheidigt bezeichnet wird, so gründlich vernichtet worden, daß man seine ohne Zweifel in alten Tagen sehr breite und noch zu Römerzeiten bedeutende Ausdehnung in sichtbaren Spuren nicht mehr verfolgen kann.

Sehr viel besser erhalten und an ihren deutlichen Umrissen erkenntlich sind die Denkmäler, die sich an den Hügel selbst lehnen und zum Theile in denselben hineingebaut erscheinen. So das Theater, zwar von Erdschichten ganz überdeckt und mit zerstörtem Proscenium, aber noch immer einen großartigen Eindruck erzeugend durch die schönen halbkreisförmigen Linien der Cavea und deren kolossale Verhältnisse. Mir selbst kam dieses Theater nicht kleiner vor als jenes von Ephesos, von welchem behauptet wird, daß es fünfzigtausend Zuschauer umfaßte. Nach den allerdings nur flüchtigen Messungen Texier's beträgt der äußere Durchmesser über hundertzehn Meter, die Tiefe etwa fünfzig. Ein griechisches Theater in Sardes wird erwähnt seit dem Kriege mit Antiochus.

Nebenan und fortlaufend mit dem Höhensaume streckt sich das Stadium aus, von der einen, der äußeren Seite, mit mächtigen Quadern eingefaßt, welche, in unregelmäßigen Abständen, Wölbungen bilden, wahrscheinlich für den Hippodromdienst erforderliche Räumlichkeiten. Die Anlage scheint römisch zu sein.

Wir schritten nun dem Stadium entlang und nach westlicher Richtung fort über eine Anzahl Erdmulden und Hügel, unzweifelhaft verschüttete Monumente, unter denen wir jedoch das Odeion nicht herauszufinden vermochten, und gelangten zum Paktolos. Wenige Nahmen sind dem Alterthume so geläufig gewesen, wie dieser, obschon er einem unansehnlichen Bache angehört. Aber dieser Bach löste ehemals Goldsplitter (Psegma) vom Berge Tmolos und bildete die Hauptquelle der fabelhaften Reichthümer der Lydier. Es ist uns nicht bekannt, auf welche Art das Gold gewaschen wurde; wir wissen aber, daß es auch unmittelbar aus den Bergschachten gewonnen ward. Die Lydier galten für die Ersten, welche Münzen prägten. Sie verkauften sogar ihr Gold an fremde Völker, wie dies Herodot nahmentlich von den Lakedämoniern erzählt. Wenn nun Pausanias behauptet, Sardes hätte alle anderen Städte Asiens an Reichthum überboten, so lohnt es sich, zu untersuchen, welcher Art diese Reichthümer waren. Hierüber fehlt es nicht an Ueberlieferungen und wir wollen dieselben, insoferne sie sich auf

die edlen Metalle beziehen, hier sogleich anführen, bevor wir auf die anderen Produkte und Erzeugnisse des Landes übergehen.

Gyges, sagt der glaubwürdigste hellenische Historiograph, war der erste König der Barbaren, der Geschenke nach Delphi schickte. Er widmete diesem Heiligthume zahlreiche Goldgefäße, darunter mehrere Kratere, deren Gewicht allein dreißig Talente betrug. Was das in unserem Geldwerthe bedeutet, ist leicht zu berechnen, da bekanntlich ein Silbertalent gleich ist 4140 Mark neudeutscher Währung, ein Goldtalent aber dieser Summe dreizehn Mal genommen, also 73,820 Mark. Die von Gyges eingeführte Sitte ahmte Alyattes nach, indem er den delphischen Schatz durch viele Kunstwerke bereicherte, darunter ein silberner Krater berühmt war durch sein eisernes Untergestell, eine Arbeit des Glaukos aus Chios, der die Kunst erfunden hatte, das Eisen zu löthen. — Krösus übertraf alle seine Vorgänger an Großmuth und Prachtsinn. Um sich dem delphischen Orakel vor dem Beginne des Kampfes mit Kyros wohlgefällig zu machen, ließ der lydische König eine ungeheuere Masse Gold zu Halbziegeln (Plinthen) hämmern, jede eine Palme dick, und die einen sechs, die anderen drei Palmen lang. Es waren ihrer im Ganzen hundert, davon vierzig aus lauterem Metall, diese letzteren je anderthalb Talente schwer; die übrigen aus weißem Golde und im Gewichte von je zwei Talenten. Ferner hieß er aus reinem Golde einen Löwen bilden, zehn Talente schwer; dann zwei Trinkgefäße, Krateren, von der größten Art, den einen aus Gold, den anderen aus Silber. Ersterer wog achteinhalb Talente und zwölf Minen; letzterer enthielt sechshundert Amphoren, ein herrliches Werk des Theodor von Samos. Diese Geschenke, beim Brande des delphischen Tempels theilweise beschädigt, sah man noch in späten Zeiten an verschiedenen Orten Griechenlands. Der Löwe fiel während der Feuersbrunst von den Halbziegeln herab, die ihm als Piedestal dienten, schmolz auf sechseinhalb Talente zusammen und kam in das Schatzhaus der Korinther; die beiden Kratere, welche am Haupteingange des Tempels gestanden, der goldene rechts, der silberne links, wurden gerettet; ersterer befand sich zu Herodots Zeiten im Schatzhause der Klazomenier; letzterer wurde von den Delphiern zum Weinmischen bei der Theophanie benützt. Außer diesen Kunstgegenständen sandte Krösus nach Delphi vierzig Tonnen Silber; zwei Weihkessel, von Gold und von Silber; kreisrunde, silberne Opfergefäße; eine Frauenstatue von Gold, drei Ellen hoch; Halsspangen und Gürtel für Frauen. Und nicht auf das Heiligthum zu Delphi beschränkten sich die Spenden eines Krösus; er erkundigte sich nach der Einwohnerzahl des Ortes und schenkte zwei Goldstateren für jeden Kopf. Seither genossen aber auch die Lydier Vorrechte beim Befragen des Orakels, waren frei von jeglichen Abgaben, führten den Vorsitz bei den Wettspielen und konnten, so oft es von Einzelnen verlangt wurde, das Ehrenbürgerrecht erwerben. — Nicht minder reich wurden andere griechische Tempel bedacht. Jener des Amphiaraos erhielt einen Schild von massivem Golde und einen, aus einem

einzigen Goldklumpen geschnitzten Wurfspieß. Dem Ismenischen Apollo zu Theben in Böotien weihte Krösus einen goldenen Dreifuß; der Athena in Delphi einen goldenen Schild. Die goldenen Kühe und die meisten kostbaren Säulen in Ephesos stammten von seiner Freigebigkeit. Den Branchiden bei den Milesiern widmete er Opfergaben, die an Form und Gewicht jenen von Delphi ganz gleich waren und, ebenso wie die dem Amphiaraos gebrachten, aus des Königs Privatvermögen herrührten. Sogar auf dem Scheiterhaufen, der in Sardes, den Göttern zu Ehren, dreitausend Stück Rinder verzehrte, wurden auf des glanzliebenden Monarchen Geheiß prächtige, mit Gold- und Silberplatten ausgelegte Ruhebänke, goldene Becher, Purpurgewänder und andere Kostbarkeiten aufgehäuft.

Wie sehr diese Reichthümer auf die Einbildungskraft der Asiaten wirken mochten, läßt sich denken. Ein Solon jedoch ließ sich durch dieselben nicht blenden, als er, Krösus selber gegenüber, Tellus den Athener, welcher tugendhafte Kinder großgezogen und in der Schlacht, die er zum Vortheil seines Vaterlandes entschieden, einen ruhmreichen Tod gefunden hatte, und diesem zunächst Kleobis und Biton als die glücklichsten Menschen pries, Jünglinge aus Argos, die, in Ermangelung eines anderen Gespannes, ihre kräftigen Leiber unter das Joch stellten, um ihre Mutter nach dem 45 Stadien entfernten Heretempel im Wagen zu führen, worauf sie beide, inmitten der ihnen und ihrer Mutter zu Theil gewordenen Beglückwünschungen des Volkes, im Heiligthume sanft einschliefen, um nicht wieder zu erwachen.

Ich konnte nicht umhin, auf diese bekannte, aber stets so reizend klingende Erzählung hinzudeuten, weil sie die Hauptzüge des griechischen Characters, im Gegensatze zu dem orientalischen, besonders edel hervortreten lassen. Der weitere Verlauf der Lebensschicksale des Königs Krösus zeigt glücklicherweise, daß auch die Lydier einer solchen höheren Auffassung menschlicher Ideale nicht unfähig waren.

Doch wir stehen noch immer am dünnen Rinnsale, in welchem der Paktolus seine Goldschätze gerollt haben soll. Ich kann nicht recht begreifen, warum man gerade an dieser Stelle den Paktolus sucht. Etwas weiter fließt ein ebenfalls vom Tmolus herabgekommener, viel breiterer Bach, der Mühlen treibt und den ganzen Raum durchzieht, welchen einst die Stadt eingenommen hatte. Nun heißt es wörtlich bei Herodot, daß der Paktolus quer durch die Agora, den Ringplatz, und sodann um das Tempelgebiet der Kybele floß, bevor er sich mit dem Hermos vereinigte, was Alles sehr viel besser auf den Lauf des größeren Baches paßt, in den sich der unsrige, in geringer Entfernung vor uns, ergießt, während wir eben an das berühmte Bauwerk herantreten, welches der Schutzgöttin der Gegend geweiht war.

Zwei Riesensäulen, des Alterthums vergessene Schildwachen, stehen noch immer aufrecht. Zu ihren Füßen liegen Bruchstücke vom Architrav, Säulentrümmer und herrlich gemeißelte Kapitäle. Das ist Alles, was von diesem Wunderbaue, dem Gegenstücke zum Ephesischen Artemision, übrig

geblieben ist. Dennoch ist der Eindruck auf den Beschauer ein gewaltiger. Die zum Dritttheile im Schuttboden steckenden, im Ganzen über sechzig Fuß hohen beiden Säulen haben einen höchst eigenthümlichen, fast wollt' ich sagen, individuellen Character, zu dem wohl die stark ausladenden jonischen Kapitäle mit den äußerst fein ausgeführten Verzierungen, sowie ihr durch Zufall bewirktes, etwas verschiedenes Aussehen am meisten beitragen.

Der Kybelentempel in Sardes, nach seinen noch vorhandenen Ueberresten zu urtheilen, gehört einer späthellenischen Epoche an. Er kann also unmöglich zurückreichen auf den Zeitpunct, den wir oben für die Zerstörung eines älteren Heiligthums angegeben haben. Seine jetzige Gestalt läßt mit Sicherheit auf einen achtsäuligen Dipteros schließen, das ist auf ein Gebäude, das je acht Säulen nach der Vorder- und Hinterseite und je sechzehn nach den beiden Längenseiten hatte, die um die Cella einen Portikus oder Säulengang bildeten. Eine Zeichnung aus dem vorigen Jahrhundert stellt noch sechs aufrecht stehende Colonnen dar; 1764 sollen nur mehr fünf zu sehen gewesen sein, während man im Jahre 1699 die Hauptthür zum Naos vorgefunden zu haben scheint. Dem letzteren gehören viele von den herumliegenden Steinen an. Cockerell sah noch drei Säulen; Texier die zwei zuletzt gebliebenen, zur östlichen Façade zu rechnenden, mittelst eines Architravbruchstückes verbunden. Ihr unterer Durchmesser beträgt nach Adler 2 Meter; die Axenentfernung 5·20 Meter. Es ist unbekannt, aus welchen Brüchen der ins Graue spielende Marmor herstammt. Die umgebenden Berge sind meist vulkanisch.

Während mein unermüdlicher Gefährte, vom stämmigen türkischen Kavassen begleitet, die steile Akropolis zu erklettern unternimmt, lagere ich mich in dem Schatten der einen träumerischen Säule, um, auf hoch aufgeschossenem Grase ruhend, nachzusinnen über die Ereignisse längstvergangener Tage. Das Bewußtsein, eine geschichtlich berühmte Stätte zu betreten, verleiht den äußeren Erscheinungen auf derselben einen bedeutsamen, ergreifenden Character. Allein, selten ist der Reisende, zumal wenn er nicht zu den Fachkennern zählt, hinlänglich vorbereitet für eine eingehendere Würdigung aller seinen Blicken sich darbietenden Einzelnheiten. Meist regt ihn erst der Besuch denkwürdiger Orte zu Studien an, denen der sonst freilich in seinem Arbeitszimmer nicht obgelegen hätte, bei deren Betreibung er aber dann schmerzlich die Ungenauigkeit empfindet, mit welcher er seine Beobachtungen in flüchtiger Stunde angestellt. Dieser allgemeine Satz, der sich unter meiner Feder zu einem Geständnisse gestaltet, soll mich indeß nicht von dem Versuche abhalten, die kurze Rast zur Entwerfung eines Bildes zu benützen, welches des alten Lydiens Geschicke, Land und Leute uns etwas mehr zu vergegenwärtigen vermöchte. Der Augenblick ist günstig; denn eben hört das Zwiegespräch des Wegführers mit einem kalibanartigen Männlein, den wir beim Pflügen angetroffen, auf und Beide versinken, von Bienengesumm eingelullt, in ein süßes Mittagsschläfchen. Mit dem Chor-

gesange im Sophokleischen Philoktet rufe ich Dich an, hehre Göttin, Mutter dieser bergigen Landschaft, Amme ihrer Völkerstämme, Du an den Ufern des goldwälzenden Flusses angebetete Kybele! Sei meinem Beginnen hold!

Ueber den Ursprung der frühesten Bewohner Lydiens sind zwei einander entgegengesetzte Ansichten gäng und gebe. Die eine behauptet eine semitische, die andere eine thrakische Abkunft der Lydier. Für die erste Annahme spricht die Bibel. „Die Söhne des Sem", heißt es in der Genesis, „sind Arlam und Assur, und Lud und Aram." Und an einer anderen Stelle: „Aber Mesraïm zeugte die Lydier" u. s. f. Daß jedoch die Abstammung hier nicht so genau zu nehmen ist, beweist der Umstand, daß unter den Söhnen des Sem auch Arpaksad (oder Arphaxad) genannt wird, während doch die Armenier ganz gewiß âryschen Ursprunges sind. Es deuten also die Worte der Bibel entweder auf eine Vermischung der Semiten mit fremden Völkerschaften, oder auf sehr enge Beziehungen mit denselben. Letzteres bestätigen die Propheten Hezechiel, Isaias und Jeremias, welche die Lydier als Söldlinge in den Heeren Aegyptens und Tyrus' darstellen. Dennoch wollen wir nicht leugnen, daß auch einzelne rein semitische Stämme sich in den später von Lydiern besetzten Gegenden angesiedelt hatten. Zu jenen scheinen die von Homer erwähnten Solymen zu gehören, die eine eigene Sprache, vermuthlich phönikisch, redeten und die Strabo mit den Bewohnern der Landschaft Klein-Kabalien zusammenfaßt. Die Kabalier, nach Herodot von Afrika eingewandert, setzten sich in den nördlichen Theilen Lykiens fest und schlossen, gleichwie die Karier, Bündnisse mit den Mäoniern ab, die wir bereits an einer früheren Stelle als die vom Sänger der Ilias verbürgten Ureinwohner des Hermosthales kennen zu lernen Gelegenheit hatten. In der That kommt der Name Lydien zur Zeit des trojanischen Krieges nicht vor. Am Tmolus und am Gygessee lebten die Mäonier, Priams Bundesgenossen, angeführt von Antiphos, Mesthles und Iphition. Für die gegentheilige Behauptung ferner, daß nämlich die Lydier den aus Europa eingerückten thrakischen Volksstämmen beizuzählen sind, streiten viele Ueberlieferungen. Strabo, der sie zusammenstellte, schöpfte sie aus den verloren gegangenen Schriften des Lydiers Xanthos und des Eleers Menekrates. Selbst Diejenigen, welche die Lydier mit den Mysiern und Kariern nahe verwandt wissen wollen, oder selbst mit den Phrygiern, entkräften die Hypothese ihres thrakischen Ursprunges keineswegs. Denn die Mysier wanderten von Thrakien über den Bosphorus nach ihren asiatischen Sitzen, und wenn ihnen Herodot, noch vor den trojanischen Kämpfen, eine Bewegung nach entgegengesetzter Richtung zuschreibt, so kann man eben annehmen, daß die Wanderungen über die enge Meeresfurt unablässig hin- und herwogten. Die Karier jedoch kamen, wie sie selbst behaupteten, von Kreta nach Klein-Asien, zwar vor so langer Zeit, daß sie sich als Autochthonen betrachteten. In hellenischen Sagen werden die Karier mit den Lelegern zusammen genannt und als von den Inseln des ägäischen Meeres

eingewandert bezeichnet. Wer denkt da nicht gleich an Samothrake und andere Eilande, deren Bewohner mit jenen des gegenüberliegenden Festlandes verwandt sein mußten? Die den Lydiern so nahestehenden Phrygier endlich, einstens Nachbarn der thrakischen Makedonier, bei denen sie Brygier hießen, setzten, nach Xanthos, erst zu trojanischen Zeiten, nach Asien über, wo wir später sogar die Makedner wiederfinden. In der That blieben die drei Völkerschaften, Lydier, Karier und Mysier, durch ein Schutz- und Trutzbündniß, sowie durch ein gemeinschaftliches Heiligthum (den Zeustempel bei Mylasa) eng verbunden, und Phrygier bildeten die Ackerbau treibende Bevölkerung des Hermosthales. Wenn nun der Halykarnassier uns erzählt, Lydus, Sohn des Atys und Enkel des Manes, hätte seinen Nahmen auf das Volk der Lydier verpflanzt, so ist damit nur eine bei den Alten gebräuchliche Personifizirung der geschichtlichen Uranfänge der Nation gemeint. Ebenso nennt man Mäon als Stammvater der Mäonier. Die einzelnen Nomadenhorden unterschieden sich damals, wie noch heutzutage, eben nur durch die Nahmen ihrer Häuptlinge. Für die Herkunft sind Sprache, Sagen, Gesänge und Musik, Sitten und Gebräuche viel entscheidender.

Ueber die lydische Sprache ist uns allerdings weniger bekannt. Ich habe von der Wiederauffindung ihres Alphabets oder irgend welcher Inschrift nichts gehört. Jene am Alyattesdenkmal (von dem später die Rede sein wird) ist verwischt; die bei Nymphi nach Herodots Angaben wiedergefundene ist ägyptisch oder, nach Kiepert, assyrisch. Dagegen fehlt es bei den griechischen Autoren nicht an Andeutungen dafür, daß sie die lydische Zunge unter die nichtasiatischen einzurechnen pflegten. Die ersten griechischen Ansiedler trafen an den Küsten Klein-Asiens Pelasger, Leleger und Karier an. Letztere erhielten den Spottnahmen „Barbarophonen", was wohl mehr ihrer eigenthümlichen Aussprache der vielen, nach Strabo mit den griechischen nahe verwandten Wörter ihres Volksdialectes, als dessen gänzlicher Verschiedenheit von dem griechischen zu gelten scheint. Dennoch hat uns Stephan von Bysanz eine Anzahl karischer Wörter erhalten, die einem besonderen Sprachstamme angehören: Kara, Kopf, wovon der Nahme Karier abgeleitet wird, weil sie einen merkwürdigen Helmaufsatz oder Kopfputz trugen: Gela, König; Sua, Grab; Ala, Pferd; Banda, Sieg; Labrys, Doppelbeil. Aus diesen Wörtern sind zusammengesetzt der Ortsnahme Suagela (Königsgrab), wo die Grabstätte des Königs Kar zu sehen war, und Labranda, mit dem berühmten Tempel des labrandinischen Zeus. Semitisch klingen diese Laute gewiß nicht. Sehr ähnlich mußte aber die lydische Sprache sein, theils wegen der schon erwähnten Stammverwandtschaft der Lydier mit den Kariern, theils wegen der Verschmelzung beider Völkerschaften unter der Dynastie der Mermnaden, die eine karische war.

Einen weiteren Anhaltspunct für die Untersuchung des nationalen Ursprunges bieten die religiösen Sagen und die Kultusformen. Das Orgiastische der lydischen Götterverehrung ist unzweifelhaft thrakisch. Der Tmolus

war ebenso der Mittelpunct eines schwärmerischen Dionysosdienstes, wie der Sipylos für die Attisvergötterung. Der lydischen Sage nach fand Dionysos, hier Sabazios genannt, gegen die Nachstellungen der Here Schutz am Tmolos wo die Göttin Rhea, oder Kybele ihm die Brust gab und der heranwachsende Knabe, in den Wäldern umherschweifend und wilde Thiere bändigend, zum nationalen Helden ward. In den Bacchen des Euripides ist Bacchus ganz Lydier. Die Verbindung des thrakischen Dionysos mit dem einheimischen Rheacultus führte übrigens in Lydien, wie Preller nachweist, zu manchen neuen Formen. Musik begleitete die gottesdienstlichen Handlungen. Die Artemis auf Sipylos wurde mit Gesängen und Tänzen gefeiert, letztere Kordaka genannt. Daher nannte der Musiker Timotheos die Göttin die stürmende, rasende Thyade oder Mänade und der Tragiger Diogenes spricht von den lydischen Jungfrauen, die längs des Halysflusses die tmolische Artemis mit weichlich tosender Musik feiern. Wie die Pifferari am Weihnachtsfeste in Rom und Neapel ihre Novenen, ebenso pflegten lydische Flötenspieler zu bestimmten Zeiten vor dem ephesischen Artemision geistliche Lieder abzuspielen. Nicht minder alterthümlich war in Lydien der Athenadienst, der dort einen innigen Zusammenhang hatte mit der Entstehung der Volksanfänge und Gesittung aus dem gygäischen See, daher die Gottheit Ogyges hieß. Sie selbst sowohl, als auch die Nymphen des Sees galten, wahrscheinlich wegen des an seinen Ufern wachsenden Rohres, für die Erfinderinnen des Flötenspieles, das durch den Silen Marsyas und dessen Schüler Olympos vervollkommnet wurde. Die lydische Flötenmusik begegnet uns oft in der Geschichte. Unter ihren Klängen zogen schon des Alyattes Krieger in die Schlacht und wir hören bei dieser Gelegenheit von männlichen und weiblichen, das heißt hohen und tiefen Flöten, von Doppelflöten und Schalmeien sprechen. Um aber auf die religiösen Anschauungen der Lydier zurückzukommen, bemerken wir, daß die Gewässer eine wichtige Rolle in ihren Mythen spielen. Die homerische Gygäa, ein nach Strabo 80 Stadien von Sardes entfernter See, später Koloe genannt, war der Schauplatz der Anbetung der koloischen Göttin, der zu Ehren die Kalathier (so hießen ihre Priester) Tänze aufführten, etwa wie die Derwische heutzutage. In der Umgebung des, wie Einige haben wollen, künstlich geschaffenen Wasserbeckens, liegen die lydischen Königsgräber welche, inbegrifflich des von Herodot als das nach den ägyptischen und babylonischen Monumenten größte Menschenwerk gepriesenen und umständlich beschriebenen Alyattesdenkmals, in jüngster Zeit sämmtlich erforscht worden sind. Eine karische Inschrift nennt einen „Zeus Hyllos" und wir wissen, daß dieser uns schon bekannte Fluß auch unter dem Nahmen Phrygios vorkommt, was auf die engen Beziehungen zwischen den Nachbarstämmen hinweiset, oder doch auf eine gemeinsame Stromverehrung. Der Fluß Acheles endlich, mit den Acheletidischen Nymphen, ist mit der lydischen Heraklessage verknüpft. Dieser Held aber erscheint, unter dem wahrscheinlich phönikischen Nahmen Sandon, als Hierodul. Er wird nämlich von der Mond-

göttin Omphale als Sklave gekauft und führt in ihren Diensten Heldenzüge aus gegen die lykischen Tremiler und gegen die Amazonen, bei denen er das Doppelbeil erobert, welches die lydischen Könige, wie Plutarch erwähnt, fortan als Zeichen ihrer Würde tragen. Der Heros muß aber seine Löwenhaut in Lydien gegen durchsichtige, mit Sandyx hellroth gefärbte Gewänder austauschen, sinnbildliche Bezeichnung für eine weichliche Naturreligion und üppige Sitten. Der streitbare Sonnengott, zu den Füßen Omphalens, lernt spinnen; seine Abenteuer mit den schalkhaften Kerkopen verleihen ihm einen derb komischen Character. Diese doppelte Auffassung entspricht vollkommen dem lydischen Nationalwesen. Einerseits kennen wir die Lydier als sehr tapfer. In dieser Hinsicht standen sie keinem Volke Asiens nach. Die Bibel schon schildert die Ludim als streitbar und mit Bogen und Pfeilen bewaffnet. Geschickte Reiter, kämpften sie später meist zu Pferde und handhabten lange Wurfspeere. Die Waffenrüstung glich im übrigen, wie Herodot bei Gelegenheit der Heeresschau des Xerxes bestätigt, am nächsten jener der Griechen. Andererseits waren die Sitten der Lydier weich. In ihrer Kleidung, bemerkt derselbe Geschichtsschreiber, äußerst ehrbar, so daß selbst Männer es für ein wahres Ungemach erachteten, nackt gesehen worden zu sein, trugen sie weite, herabfließende Gewänder von bunten Stoffen und die sogenannte lydische Mitra.

Hier wäre es am Platze, über ihre Gebräuche und Beschäftigungen noch einiges einzuschalten. Auf die unverkennbaren Aehnlichkeitspuncte mit den Sitten der heutigen Einwohner brauchen wir wohl nicht erst aufmerksam zu machen. Die Lydier waren berühmt durch ihre Webereien und ihre Färbekunst. Sicherlich standen ihre farbigen und bilderreichen Gewebe, aus denen die schleppenden Anzüge, Basara, gefertigt waren, den Angoraziegen-Stoffen nicht nach. Bei ihnen finden wir das Mährchen von der Arachne, die mit der lydischen Athena zu wetteifern gewagt hatte und in eine Spinne verwandelt ward. Von der Prägung von Gold- und Silbermünzen und sonstiger Bearbeitung dieser Metalle haben wir ausführlich gesprochen. Das Land war sehr fruchtbar; es erzeugte, unter anderem Wein und Feigen, im Gegensatze zu Medien, welches damals keine solchen Produkte aufzuweisen hatte. Der Tmolus lieferte würzige Kräuter, hauptsächlich Megalium (ein Salböl) und Saffran, was auch Virgil bezeugt. Der Tmolus war ferner seiner Weingärten wegen berühmt. Die große Zahl der von Krösus geopferten Schlachtthiere läßt auf blühende Viehzucht schließen. Kameele scheinen die Lydier nicht gehabt zu haben, da sonst die Kriegslist des Kyros nicht gelungen wäre, welche darin bestand, daß er der lydischen Reiterei, die ihm sehr tüchtig und der seinigen überlegen vorkam, Kameele entgegenstellte, deren Anblick und Geruch die lydischen Pferde scheu machte. Die Stadt Sardes selbst dehnte sich in der Hermosebene aus, die von so herrlichen Platanen beschattet war, daß selbst der stolze Xerxes, an der Spitze des größten Heeres der Welt ziehend, nicht umhin konnte, einen jener Riesenbäume zu bewundern und durch goldene Ketten und eine Ehrenwache

auszuzeichnen. Neben dem Ackerbau, der Vieh- und Obstzucht, trieben die Lydier einen lebhaften geschäftlichen Verkehr mit den Nachbarvölkern und standen in dem Rufe, den Detailhandel erfunden zu haben. An Geistesgaben mochte es ihnen überhaupt nicht fehlen; denn mit selbsterdachten Spielen, dem Würfel-, Kreisel- und Ballspiel, von den Römern angeblich nach den Lydiern „ludi" genannt, füllten sie, während einer 18 Jahre andauernden Hungersnoth, jeden zweiten Tag aus, ohne an demselben Nahrung zu nehmen. Sonst waren sie freilich Freunde von Gelagen und pflegten bei Gastmahlen in der Reihe herum und einander zuzutrinken, was ihnen die Jonier und diesen die übrigen Griechen ablernten. Musik war von Tischfreuden unzertrennlich und ihr wollen wir eine besondere Betrachtung schon deshalb widmen, weil keine Eigenthümlichkeit des lydischen Volksgeistes nachweisbarer auf uns übergegangen ist, als gerade die lydischen Musikweisen.

Die Verbreitung lydischer und phrygischer Harmonien in Griechenland führt uns zu den Zeiten der Einwanderung des Pelops zurück. Athenäus beruft sich hiebei auf Telest von Selinunt, der ausdrücklich erzählte: „es hätten, beim Gastmahle der Hellenen, des Pelops Gefährten den phrygischen Nomos zu Ehren der Bergmutter unter Begleitung von Flötenspiel angestimmt und sodann, beim hohen Klange der Pektis, einen helltönenden lydischen Gesang erschallen lassen." In dieser Stelle deuten phrygische und lydische Harmonien, von denselben Asiaten nebeneinander angewandt, auf besondere Musikgattungen hin, nämlich eine ernste und eine heitere. In der That ist die phrygische Tonweise eine düstere, ekstatisch-schwärmerische, während die lydische einen stark ausgeprägten Dur-Character an sich hat. Erstere verlangte Flötenbegleitung und orgiastische Tänze, ähnlich wie der Zikr im türkischen Teké; letztere eignete sich, ihrer ruhigeren Stimmung halber, für Saiteninstrumente. Beethoven schrieb das Adagio seines Streichquartetts Werk 132, modo lidico, unter Anwendung einer streng diatonischen Polyphonie. Das Ethos der lydischen Tonweise, lehrt Aristoteles, besteht darin, daß sie unter allen am fähigsten ist, durch Entwickelung des Schicklichkeitsgefühles und durch Läuterung des Geschmacks, zur Erziehung der Jugend beizutragen. Diese Definition wird durch andere Schriftsteller dahin ergänzt, daß wir uns unter lydischer Harmonie ein mildtönendes, rhythmisch bewegtes, fröhlich stimmendes Lied denken können, von Alkman in seinen Parthenien, von Pindar in einigen olympischen Oden nachgeahmt. Vor diesen Dichtern schon hatte Terpander bei lydischen Gastmahlen den Saitenklang der Pektis gehört und dieser Künstler war es, der, gleichwie Alkman, die asiatische und hellenische Musik vermittelte. In Alkmans Fragmenten bewundert man die große Mannigfaltigkeit der Versmaße, von denen mehrere lydischen und phrygischen Harmonien anzugehören scheinen, namentlich die Lieder, in welchen das Logaödische vorwaltet. Aber noch viel weiter zurück reicht der Einfluß der lydischen Tonkunst auf die griechische. „Olympos", so lesen wir in Plutarch's Abhandlung über Musik, „Flötenspieler aus Phrygien brachten

nach Griechenland die enharmonischen Nomen, deren sich die Hellenen noch jetzt bei Opferfesten bedienen". Zu Aristoxenos' Zeiten waren des Olympos Nomen namentlich sein Nomos Pyhios, noch immer sehr bewundert. Er selbst hatte Marsyas und Hyagnis zu Vorgängern in seiner Kunst. Man unterscheidet zwischen den Hauptarten: lydische, hypolydische, mixolydische und syntonolydische Harmonien, von den phrygischen nicht zu sprechen. Das Lydisti, sanft und lyrisch, ist in Hellas von Mimnermos, Alkman, Sakadas, Anakreon, Pindar gepflegt worden; das Hypolydisti, wie schon das Wort besagt, dem Lydisti nahekommend, vom Gesangskünstler Damon in Athen eingebürgert, fand, als mehr berauschender und sinnereizender Natur, neben der jonischen Harmonie in der Tragödie Anwendung; das Mixolydisti, pathetisch und rührend, nach Ptolomäos ebenfalls, im Wesen wie im Namen, den lydischen Hauptcharakter behaltend, ist von Terpander und Sappho kunstgerecht behandelt worden; endlich das Syntono-Lydisti, ein Trauergesang, war eine der ältesten Arten Threnodischer Harmonien, wie sie in den Myriologen der heutigen Griechen noch wiederzufinden sind. Es wäre vielleicht nicht angezeigt, die Untersuchung über diese ältesten Musikformen hier weiter auszudehnen. Die Werke eines Westphal oder Gevaert bieten hierüber die neuesten Forschungsergebnisse. Eine Ansicht jedoch, die wir bei diesen Gelehrten nicht vertreten finden, möchten wir in Kürze vorbringen, daß nämlich unter den antiken Tonarten oder Modi, abgesehen von der theoretischen Feststellung ihrer bezüglichen Tonleitern, man sich im allgemeinen gewisse Liedergattungen, national-characteristische Musikstücke, vorzustellen hat, beiläufig wie bei uns die Aufschriften alla turca, alla polacca, alla zingarese gebräuchlich waren oder es noch sind, oder die Musikbezeichnungen allemande, écossaise, sicilienne und dergleichen mehrere. Wenn nun berühmte Dichter einzelne Musikarten besonders geübt hatten, wie bespielsweise Sappho die mixolydische, dann entstanden neue Kunsttypen, deren volksthümlicher Ursprung ebensowenig zu verkennen ist, wie in Chopin's Polonaisen und Mazurkas, oder in Liszt's und Brahms' ungarischen Rhapsodien und Tänzen. Damit soll übrigens die Identifizirung der alten Harmonien mit den Kirchentonarten nicht bestritten werden. Ist ja doch das unterscheidende Merkmal jeder Nationalmusik in der Eigenthümlichkeit ihrer Tonintervalle gleichfalls zu finden, wobei man aber weder auf den melodischen, noch auf den rhythmischen Bau derselben zu vergessen hat. Dies vorhergeschickt, wollen wir noch erwähnen, daß die verschiedenen lydischen Harmonien in den liturgischen Antiphonarien häufig vertreten erscheinen: so das Lydisti, als unsere C-Dur-Tonart mit einem Fis in plagaler Form mit C als Dominante; das Hypolydisti, welches dem tritus oder der dritten Kirchentonart (fünften und sechsten gregorianischen) entspricht, sowohl authentisch, als plagal, mit F zur Tonika; das Mixolydisti (deuterus plag. XII mod. 5. greg.) als neutrale Form mit der Terz endend auf h, im Mittelalter verschwunden, dagegen in Volksliedern erhalten; endlich das Sintono-Lydisti

(Protus plag. II mod.) auf der Mediante A schließend. Es erübriget uns nur von der Chalara-Lydisti (weich auflösenden lydischen Tonweise) zu sprechen, welche Plato, als zu entnervend, aus seinem idealen Staate verbannt wissen wollte, obschon derselbe Philosoph im Symposion den Tafelliedern (sympotischen Gesängen) der Lydier Anerkennung zollt.

Wir gehen nun auf die sozialen Verhältnisse über, welche uns geeignet erscheinen, unser in leichten Umrissen gehaltenes Bild des lydischen Volkes einigermaßen zu vervollständigen. Die gesellschaftliche Stellung der Frauen ist bei den Lydiern in Folge semitischer Einflüsse benachtheiligt worden. Die Kinder weiblichen Geschlechtes pflegten feilgeboten zu werden, und besonders suchten die Töchter des gemeinen Volkes sich auf diesem Wege eine Mitgift anzusammeln, um dann den Mann ihrer Wahl heirathen zu können. Solche Mädchen bildeten einen eigenen Stand, und wie zahlreich derselbe schon in frühester Zeit war, geht aus Herodot's Schilderung des Alyattesdenkmals hervor. Ueber einem aus riesigen Steinen gefügten kreisförmigen Unterbau, dessen Umfang sechs Stadien und zwei Plethren, also volle 3800 Fuß betrug, erhob sich ein Erdhügel, auf dessen Spitze fünf Inschriftssäulen den Antheil bezeugten, welchen die einzelnen Volksklassen an dem Werke genommen hatten. Der von den Hetären ausgeführte Theil war der bedeutendste.

Dieser große Grabhügel, von etwa fünfzig anderen umgeben, befindet sich eine Stunde Weges jenseits des beiläufig ebenso weit entfernten Hermosstromes, an einem von den Türken Bin-Tepe, d. h. „die Tausend Hügel“, genannten Felde, unfern des Sees. Ich habe diese Nekropolis leider nicht besuchen können. Sie ist aber in der Archäologischen Zeitschrift und in den Abhandlungen der Berliner Akademie der Wissenschaften ausführlich beschrieben worden. Nach Texier sieht man noch eine von den Inschriftssäulen, jedoch in so verwittertem Zustande, daß man an ihr keine Buchstaben mehr erkennt. Uebrigens spricht diese Art von Gräbern, die wir auch am Sipylus angetroffen, für thrakisch-skythische Abkunft; denn in der Beschreibung des Dariuszuges nach den jenseits des Isthers gelegenen Ländern schildert uns Herodot die dort übliche Todtenbestattung und bezeichnet die Errichtung von großen Grabhügeln als eine Eigenthümlichkeit der dortigen Volksstämme.

Jetzt dürfte es aber an der Zeit sein, einen zusammenhängenden Ueberblick der lydischen Geschichte dem Leser zu bieten. Die älteste Dynastie ist eine nationale. Ihr Gründer ist Maon (oder Manes), Sohn des Zeus und der Erde, ein Häuptling der sich wahrscheinlich als Ureinwohner betrachtenden Mäonier. Seine zahlreichen Söhne und Enkel werden zu ebensovielen Dynasten. Im Hermosthale herrscht Kotys, von dessen Sohne, Asios, sich der Name Asiens schreiben soll. Jedenfalls bildeten die Asiaden in Sardes eine eigene Gemeinde. Homer's Bezeichnung „das Asische Gefilde“ deutet etymologisch auf eine durch feuchte Fruchtbarkeit ausgezeichnete Gegend, bald am oberen Kayster, und bald am lydischen Tmolus. Unter Attys, dem

Stammvater der Attyaden, brach über das Land die bereits erwähnte Hungersnoth aus, welche die Auswanderung des Königssohnes Tyrrhenos mit einer Hälfte des Volkes zur Folge hatte; am Meeresstrande wurden Schiffe gezimmert und ein Theil Italiens unter dem Nahmen Tyrrhenien kolonisirt. Merkwürdig ist für diese Sage, daß, während in Italien die tyrrhenischen Drommeten Aufsehen erregten, die lydische Athena in Griechenland den Beinahmen Salpinx, d. h. die Trompetengöttin führte, sowie daß zwischen den lydischen und den hetrurischen Monumenten eine große Aehnlichkeit besteht. Von Attys' Bruder, Lydos, rührt, so heißt es, der Name Lydier her; von einem anderen Bruder, Kar, jener der Karier, was eben auf die nahe Verwandtschaft dieser Völker anspielt. Unter Jardanos erscheint Herakles in Lydien und zeugt mit einer Sclavin des Königs das Geschlecht der Herakliden, an welches der letzte Attyade, dessen Ahnen etwa drei Jahrhunderte geherrscht hatten, einem Orakelspruche gehorchend, die Gewalt überträgt. Die Herakliden sind hier entschieden assyrischen Ursprunges. Als ersten nennt man Agron, Sohn des Ninus, Enkel des Belus, Urenkel des Alkeus, Ururenkel des Herakles. Die Herakliden herrschten in Sardes durch ein halbes Jahrtausend (von 1221 bis 716 v. Chr.) über zweiundzwanzig Menschengeschlechtern. Der letzte war der bei den Griechen Myrsilos genannte Sohn des Myrsos, Kandaulos. Wer kennt nicht die Erzählung von seiner Gattin, die in ihrer weiblichen Ehre gekränkt, den unfreiwilligen Belauscher ihrer Schönheit zum Rächer und Gemahl sich erkor? So wurde der Leibtrabant Gyges, Sohn des Daskylos, Stifter eines neuen Königshauses. Die Thatsache ist aber nicht blos von Herodot aufbewahrt, sondern von Archilochos aus Paros in jambischen Trimetern besungen worden. Die berühmte Dynastie der Mermnaden erhielt sich nur durch fünf Generationen, als ob sich des Gyges Unthat an dem unglücklichen Krösus hätte rächen wollen. Gyges Sohn und Nachfolger Ardys regierte 49 Jahre lang. Er zeichnet bereits der Politik seines Landes den Weg vor, der zum Besitze der Meeresküsten und der vortrefflichen jonischen Häfenplätze hätte führen können, wenn nicht andere Ereignisse störend eingegriffen hätten. Während Ardys Priene erobert und Milet bedrängt, ergießen sich die von den Skythen vertriebenen Kimmerier über Lydien selbst, und Sardes wird bis auf die Festung von ihnen besetzt. Nach Kallisthenes verwüsteten auch Trerer und Lykier die unglückliche Stadt. Sadyattes setzte dessenungeachtet das Unternehmen seines Vaters gegen Milet durch sechs Jahre fort. Sein Sohn Alyattes vertrieb die Kimmerier, nahm Smyrna ein, belagerte Milet durch volle fünf Jahre, eroberte das Gebiet von Klazomene und überzog auch die Meder mit Krieg. Von dieser Seite aber sollte seinem Sohne Krösus, der mit 35 Jahren auf den lydischen Thron gelangte, welcher unter ihm für immer zusammenzustürzen bestimmt war, das unheilvolle Verderben kommen.

Der geringe Umfang vorliegender Skizze erlaubt mir leider nicht, bei den ergreifenden Lebensschicksalen des letzten Mermnaden lange zu verweilen.

Ich will aber jedenfalls in großen Zügen darthun, was sein Reich, was Lydien auf dem Höhepunkte der Entwickelung gewesen.

Mit des Krösus Ahnherrn, Gyges, war ein Karier auf den lydischen Thron gelangt. Seither findet sich auch das Doppelbeil der Herakliden auf karischen Monumenten. Die Karier aber strebten nach der Seeherrschaft und waren noch insbesondere mit den Joniern verfeindet. Die mit den Lydiern verwandten Mysier, welche auch in der furchtbaren lydischen Ebene Feldbau trieben, wurden ebenfalls ihre Bundesgenossen in diesen Unternehmungen gegen die griechischen Küstenansiedelungen. So standen Lydier, Karier und Mysier, mit dem gemeinschaftlichen religiösen Mittelpuncte zu Labranda, dessen Tempel mit dem Embleme der lydischen Herrscher geziert war, gegenüber dem Panionium das seinen Sitz damals in Mykale hatte und auch die äolischen Pflanzstädte umfaßte. Krösus' Vorgänger führten beharrliche, nicht immer erfolgreiche Kämpfe. Ihm selbst war es vorbehalten, das Ziel auf kurze Zeit zu erreichen und seine Macht bis zu den Mündungen des Hermos, des Kayster und des Meanders auszustrecken. Denn Milet beherrschte letzteren Fluß und Ephesos den Kayster. Während nun die Milesier schon von Ardys hart bedrängt worden waren, belagerte Krösus seinen Neffen Pindaros in Ephesos und zwang ihn die lydische Oberhoheit anzuerkennen. Die Stadt selbst, welche zum Theile eine griechische Kolonie war, schonte er aus Ehrfurcht vor deren Schutzgottheit. Zuletzt vereinigte Krösus unter seinem Scepter die Lydier, die Phrygier, die Mysier, die Maryandiner, die Chalysen, die Paphlagonier, die Thrakier, der Thynier und die Bythynier, die Karier, Jonier, Dorier, Aeolier und Pamphylier. Außer den Lyciern und Ciliciern hatte er also alle Völkerschaften Klein-Asiens unterworfen, welche diesseits des Halys wohnten. Dieser Fluß nämlich entquillt dem armenischen Gebirge, durcheilt zuerst Cilicien, trennt dann die Phrygier am linken, von den Matianern am rechten Ufer, wendet hierauf seinen Lauf nordwärts, um die Paphlagonier von den kappadocischen Syriern zu scheiden, und theilt auf diese Weise die ganze Halbinsel, vom Kyprischen bis zum Schwarzen Meere, in zwei Hälften. Sardes war die Hauptstadt dieses großen Reiches, in welchem Handel und Gewerbe, Kunst und Wissenschaft blühten. Die Beziehungen zu den hellenischen Heiligthümern übten auf die Griechen anregende Einflüsse, deren culturhistorischer Werth nicht zu unterschätzen ist. Sie verbreiteten nicht nur Edelmetalle, Färbestoffe, kostbare Gewebe, geschickte Stickereien, in Feuer gehärtete Waffen in Griechenland: sie verpflanzten dahin die in ihrer Entwickelung so bedeutsame lydische Musik und Gesangsweise, aus welcher viele lyrische Formen, namentlich die elegischen Dichtungen, entstanden. Nach Sardes, als einer der berühmtesten Lehrstätten morgenländischer Weisheit, pilgerten viele Griechen, darunter die Philosophen Thales und Solon. Thales, welcher die Sonnenfinsterniß vom 30. September des Jahres 610 v. Chr. berechnet hatte, begleitete den König Krösus in seinen Feldzügen und lenkte den Halys-

strom ab, damit ihn das Heer trockenen Fußes übersetze; Solon lehrte den mächtigsten und reichsten Herrscher seiner Zeit, daß man des Menschen Glück nicht vor seinem Lebensende preisen solle.

Gerührt liest man im Herodot von den Schicksalsschlägen die den stolzen, aber menschlich fühlenden Monarchen getroffen. Inmitten seiner schönsten Lebensgüter ahnt er im Traume den frühen Verlust seines begabten jüngeren Sohnes Attys, der, ungeachtet aller Vorsichten, bei einem Jagdunfalle zu Grunde geht. Nach vierzehnjähriger glorreicher Regierung erfüllt er das nicht verstandene Orakel, demzufolge er ein großes Reich, nämlich das seinige, zerstören sollte. Von dem medo-persischen Könige überwunden, in seiner erstürmten Burg zu Sardes dem Todesstoße eines feindlichen Kriegers ausgesetzt, rettet ihn sein älterer, von Kindheit an stummer Sohn, dem Liebesangst die Zunge löset. Ein Gefangener des Kyros, erfleht er von diesem die Verschonung seiner theuren Heimathsstadt, als an ihr der Verrath des mit der Einsammlung der großen Goldschätze betrauten Paktyas gerächt werden sollte. Durch klugen Rath und Verwerthung der eigenen Erfahrungen weiß er endlich das Los seines Vaterlandes unter persischem Regimente erträglich zu machen.

An dieser Stelle unterbrach plötzlich meine einsamen Betrachtungen ein von der Tmolusspitze mächtig herabtönender Ruf. Es war die Stentorstimme des Kavassen, welche uns geboth, nach dem Mühlbache aufzubrechen, wo wir uns wieder begegnen sollten. Dort traf ich in der That mit meinem ziemlich erschöpften Wandergenossen zusammen und wir setzten uns zu dem unter schattigen Ahornbäumen hergerichteten leckeren Mahle. Auf dem scharfen, von tief eingeschnittenen Thälern eingefaßten, etwa sechshundert Fuß hohen Gebirgsvorsprunge hatte sich zwar keine Ruine, dagegen eine herrliche Aussicht vorgefunden. Schon in alten Tagen war Sardes' Burghügel sehr steil und bröcklicht, so daß er für uneinnehmbar galt. König Meles, ein Heraklide, hatte, der Weisung des Telmessos-Sehers gemäß, ein löwenköpfiges Ungeheuer an den Stellen herumgeführt, wo die Festungsmauern erstehen sollten. Nur nach der gegen den Hauptstock des Tmolus gerichteten, besonders abschüssigen Seite unterließ er die Vorsicht. Während nun, zu Krösus Zeiten, die Perser die Burg belagerten und Kyros auf deren Ersteigung einen Preis ausgesetzt hatte, bemerkte ein Mardier mit Nahmen Hyriad, wie ein Lydier, dem gerade an dieser Stelle der Helm hinabgerollt war, denselben ohne sonderliche Mühe wieder heraufholte. Denselben Pfad erklomm am folgenden Tage der feindliche Krieger; andere kletterten ihm nach und die Akropolis wurde erstürmt und geplündert.

Zum Schlusse sei noch bemerkt, daß Lydien, als persische Satrapie, von seinem Wohlstande wenig einbüßte. Darius bezog aus dieser Provinz, die von Lydiern, Mysiern, Kabaliern und Hygenneern bewohnt war und die zweite unter den zwanzig Satrapien des Reiches bildete, jährliche Abgaben im Gesammtbetrage von 500 Silbertalenten; nächst Aegypten und Baby-

lonien bewährte Lydien die höchste Steuerkraft. Der Reichthum einzelner Grundbesitzer war ein außerordentlicher. Pythias, ein Privatmann, schenkte dem Darius einen Platanenbaum und einen Weinstock von reinem Golde, und both dem Xerxes zweitausend Silbertalente, beiläufig 85 Millionen Franken an. Da ihm aber siebentausend Stateren an Gold fehlten, um die vierhundert Myriaden vollständig zu machen, gab ihm der Monarch diesen Bruchtheil jener Summe aus eigenem Säckel und lehnte das Anerbieten des auch an Ländereien reichen Unterthanes ab, was nicht verhinderte, daß er dessen ältesten Sohn grausam tödten ließ, als der durch ein böses Vorgefühl geängstigte Vater die Bitte wagte, der König wolle wenigstens diesen Einen unter fünf Brüdern vom Heeresdienste befreien. Zu des Dareios Zeiten führte vom Innern Persiens bis zur kleinasiatischen Küste eine große Heeresstraße, mit Poststationen und Gasthöfen. Von Susa bis Sardes rechnete man 111 Stationen, bei einer Entfernung von 450 Parasangen oder 13.500 Stadien, was, die Tagesreise zu 150 Stadien angenommen, 90 Tagereisen ausmacht. Von Sardes nach Ephesos weitere 540 Stadien oder 3½ Tage. Auf Lydien und Phrygien entfielen 94½ Parasangen, mit zwanzig Poststationen und ebenso vielen Gasthäusern. Wenn man von Phrygien kommend, das lydische Gebiet betrat, sah man in der Stadt Kydrara eine von Kyros gesetzte, beschriebene Gränzsäule. Sardes selbst ward die zweite Residenzstadt der Perserkönige. Aus ihr zog Xerxes gegen Griechenland aus, an der Spitze der größten Armee, welche die Welt gesehen. Das Schauspiel genießen wir im Herodot. Der König fährt in seinem Kriegswagen; hinterher folgt die bequemere Reisekutsche. Dann kommen die Vornehmsten unter den Persern, mit nach aufwärts gekehrten Lanzenspitzen; nach ihnen tausend der besten Reiter; hierauf tausend Mann Fußvolkes, die Lanzen nach abwärts gekehrt, so daß man oben die goldenen Granatäpfel sah, in welche die Lanzenstiele ausliefen; in der Mitte dieser letzteren Abtheilung marschirten neuntausend Mann, silberne Granatäpfel an den Lanzen tragend; jetzt kamen zehntausend Reiter, und nun erst die Masse Heeres, siebzehnhunderttausend Mann, aus zahlreichen, verschieden bewaffneten Nationalitäten bestehend und bunt durcheinander gemengt.

Von den späteren Geschicken der alten Königsstadt ausführlich zu sprechen, würde uns zu weit führen. Wir erwähnten schon des großen Brandes, in welchem der herrliche Tempel zu Grunde gieng, was die Perser als Vorwand gebrauchten, um griechische Heiligthümer überall zu zerstören. Wir wollen nunmehr ganz kurz hinzufügen, daß der jüngere Kyros Sardes bewohnte und daselbst einen jener wundervollen Gärten schuf, die einen Lysander entzückten und noch heutzutage in Persien Paradiese genannt werden; daß Alexander der Stadt ihre Autonomie wiedergab und sie durch mehrere Tempel verschönerte; daß sie später den Seleukiden zufiel und diesen durch Antiochus, nach einjähriger Belagerung, entrissen ward. Das Stadtviertel am Theater hieß damals Prion, eine in Kleinasien häufige Orts-

bezeichnung. Noch blühten Kunst und Gelehrsamkeit. Zwei Redner, beide mit Namen Diodor, waren berühmt. Antiochus verlor die Schlacht bei Magnesia und die lydische Hauptstadt ergab sich den Scipionen, um der Sitz einer römischen Präfectur zu werden. Unter römischer Verwaltung erstreckte sich die Jurisdiction von Sardica (politische Benennung der Gegend) über den Tmolus bis zum Mäander und umfaßte zehn Städte, von denen Plinius fünf anführt. Zu Kaiser Tiberius' Zeit zerstörte ein Erdbeben Sardes vollständig. Die Stadt erhob sich jedoch aus ihren Trümmern aufs neue und die nachfolgenden Kaiser förderten ihren Wiederaufbau. Zu byzantinischen Zeiten gehörte sie zum thrakischen Thema und erglänzte noch als eine der sieben Kirchen Asiens. Von den Gothen gegen das Jahr 400 unserer Zeitrechnung geplündert, wurde sie im Jahre 1402 von Timur geschleift und für immer in Schutt- und Steinhaufen verwandelt. Lydien bildet im türkischen Reiche den Sandschak von Saruk-Khan. Es ist ein größtentheils wüster Landesstrich, dessen Lebensnerv durch die Versandungen des Hermosflusses unterbunden ist. Diese unaufhaltsamen Stromablagerungen an der Meeresküste drohen selbst die Rhede von Smyrna in einen Binnensee zu verwandeln, gerade wie es der Mäander mit dem Hafen von Milet gethan. Die Kulturgeschichte der Menschheit ist ein Corollar der Lehre von den Veränderungen der Erdoberfläche.

Unterdessen hatte sich ein starker Südwind, ein wahrer Khamsin, erhoben, welcher bald die Luft durchglühte und so heftig blies, daß wir unsere Absicht, nach dem gygäischen See zu reiten, aufgeben und zuerst in einem Obsthaine, dann aber in dem gastlichen Hause Schutz suchen mußten, das ein benachbarter türkischer Bey aus Nächstenliebe für sonst obdachlose Reisende erbaut und mit Teppichen und stets gefüllten Wasserkrügen ausgestattet hatte. Hierher flüchtete sich ebenfalls ein junger englischer Ingenieur und bald darauf erschien der Bey selber, ein vornehm aussehender Mann in den besten Jahren. Man sprach natürlich von der neuen Eisenbahn, gegen welche der Bey, wider Erwarten, nichts einzuwenden hatte, außer daß sie seinen Grundbesitz durchschnitt, ohne daß ihm die Regierung eine Entschädigung bemessen hätte. Paßt doch noch heute auf den Sultan die Inschrift der von Herodot beschriebenen und bei Nymphi wiedergefundenen in den Fels gemeißelten Eroberersgestalt: „Dieses Land unterwarf ich durch die Kraft meines Armes".

Endlich dampfte unser Diomedesroß heran. Spät Abends setzte es uns in Kassaba ab. Ein erquickender Schlaf linderte unsere vom Khamsin erzeugten Kopfschmerzen und am anderen Morgen durchflogen wir, frisch und vergnügt, das weite Hermosthal und die hellbeleuchtete Küstenstrecke, um Smyrna, die weichliche, sinneberückende Ionierin, freudig wieder zu begrüßen.

Gedichte.

Von

Stefan Milow.

1.

Erdenwallen.

Schlafwandelnd geh' ich durch die Welt;
Wie ist mir wunderbar zu Sinn!
Ich fühle mich dem Staub gesellt
Und meine, daß ich ewig bin.

Wohin ich sehen mag im Raum,
Kämpft bange Qual nur weit und breit;
Mir aber geht durch's Herz ein Traum
Von Glück und hoher Freudigkeit.

Ein Nichts, in Nichtigkeit gebannt,
Erbeb' ich, hülflos und verwaist,
Und fühl' es dennoch, tief entbrannt,
Es zuckt in mir der Weltengeist.

Als höbe leis der Schleier sich,
In den gehüllt der Dinge Kern,
So wogt's vor mir, so faßt es mich,
Und die Erlösung winkt von fern.

Ich seufze bang, ich trage schwer,
Doch möcht' ich rufen: Es ist nichts!
Und in der Nacht, die um mich her,
Ahn' ich das Dämmern gold'nen Lichts.

2.

Höchster Besitz.

O ruhelos Verlangen!
O Puls, der nimmer stockt!
Wann darf ich heiß umfangen
Was mich so mächtig lockt?

Berauscht in Gluthen greif' ich
Nach flücht'ger Bilder Schein;
Doch leere Schatten streif' ich
Und ach! ich bin allein.

Das Glück, das fern verschwommen,
Vorübergaukelnd blinkt;
Das Lieb, das, hold erglommen,
Mir süß verheißend winkt.

Still, Herz! Kannst du doch fliegen
In deiner Trunkenheit,
Und wogen und dich wiegen
In Traumesseligkeit.

Sei still und laß das Wähnen,
Dir bringt Erfüllung Heil:
Dies ungestillte Sehnen
Es ist dein bestes Theil.

3.

Ewig Dein.

Laß mich irren, laß mich fehlen,
Kann ich noch so rauh dich quälen,
Glaube, nie vergeß' ich dein!
Tief verstrickt in andere Bande,
Schwebend an des Abgrunds Rande,
Werd' ich noch der deine sein.

Mag ich ohne Scheu und Zagen
Noch so weit in Schuld mich wagen,
Glaube, nie vergeß' ich dein!
Was auch frevelnd in mir brenne,
Daß uns nicht das Letzte trenne,
Wirst mir du ein Retter sein.

Laß mich irren, laß mich fehlen,
Kann ich noch so rauh dich quälen,
Glaube, nie vergeß' ich dein!
Und nach allem irren Schweifen
Muß in mir die Sehnsucht reifen,
Wieder einzig dein zu sein.

Und so inniger verlangend,
Und so heißer dich umfangend,
Kehr' ich endlich bei dir ein;
Mich an deiner Brust zu laben,
Alles Irrsal zu begraben
Und auf ewig dein zu sein.

4.

Im Lebensstrome.

Soll mir um deine Treue bangen,
Weil du umrauscht vom Sturm der Welt,
Und beb' ich, daß ein neu Verlangen
Die junge Brust dir mächtig schwellt?

Was ringsum blüht vor deinem Blicke,
O wünsch' ich's in das Nichts zurück,
Nur daß dir's nicht das Herz bestricke,
Mir nicht zerstöre all mein Glück?

Nein, süßes Lieb! Sieh, ich vertraue,
Weil ich dir ja vertrauen muß;
So flattre immer zu und schaue
Des reichen Lebens schönen Fluß.

Sei frei, umspült von seinen Wellen!
Dich hält die Liebe nur im Bann,
Und alles, alles muß zerschellen,
Wenn ich dich nicht mehr binden kann.

5.

Im August.

Heiß und sonnig sind die Tage
Und ich schweb' auf leichter Schwinge;
Doch schon schleicht mir eine Klage
In den Jubel, den ich singe.

Ueber jenen Höhen liegt es
Brütend wie ein Zukunftsschauer;
Ueber jene Höhen fliegt es
Wie ein Schatten banger Trauer.

Um die lichten Gipfel streichen
Fahle Wolken, leis geröthet,
Und ich spür' in diesem Zeichen
Schon den Hauch, der alles tödtet.

6.

Einem Mädchen.

O Unschuld, deiner nicht bewußt,
Weil du ja holde Unschuld bist,
Was trägst du nicht in deiner Brust
Und weißt nicht, wie's entzückend ist!

Eins aber ahnst du, Mägdelein,
Wenn du dich still in dich versenkst:
Daß alles, alles du, was dein,
Bald zitternd dem Erwählten schenkst.

Am Kreuzwege.

Von

Francis Broemel.

Des Herbstes Brausen tönt daher
Wohl über Berg und Thal
Und helle Nebel streut in's Feld
Der bleiche Mondenstrahl.

Am Kreuzweg winden sich dahin
Fußstapfen fern und weit;
Hier ging ein Jüngling in Wanderlust
Dort schüchtern schritt die Maid.

Sie trugen vorüber Leid und Glück
Und kannten einander kaum.
So auf der Jugend Dämmerpfad
Kreuzt Wahrheit stumm den Traum.

Gesegnet sei der kleine Fuß
Der diese Halme rührt.
Gesegnet jeder Steg, der fern
Zu glücklichen Hütten führt.

Gedichte.

Von

K. G. R. von Leitner.

1.

Herbstgefühl.

Verwelkt sind die Rosen,
Vorbei ist das Kosen;
Verwelkt sind die Rosen,
Dahin ist das Glück.
Der Lenz ist entwichen,
Die Wange verblichen;
Der Lenz ist entwichen,
Kehrt nie dir zurück.
Doch Trauer und Klage,
Laß', Thörichter, sein;
Vergiß und entsage,
Das frommt noch allein.

Die Winde durchbrausen
Schon Felsen und Klausen;
Die Winde durchbrausen,
Entblättern den Wald.
Das Bächlein, das wilde,
Wird schweigsam und milde;
Das Bächlein, das wilde,
Erstarret nun bald.
So haste denn, Welle
Des Herzens! nur zu;
Erkaltend bald, Schnelle!
Stehst stille auch du.

Die Schwalben entfliehen
Und Herbstnebel ziehen;
Die Schwalben entfliehen,
Mitfliehet die Lust.
Ich fühl' auch sich's regen,
Sich etwas bewegen,
Ich fühl' auch sich's regen
Geheim in der Brust,
Wie's Vöglein, das leise
Dem Nestchen entstrebt
Und prüfend zur Reise
Die Flügel schon hebt.

2.

Distichen.

Das Andenken.

Du entschuldigst beinah', o Freundin! die Gabe, die gütig
Jüngst aus der Ferne Du mir, Dein zu gedenken, gesandt.
Sieh, wie sie hoch den Beschenkten beglückt. — Was auch könntest Du, Theure!
Geben, wenn nicht Dich selbst, Holderes noch als Dein Bild.

Das Sternenbanner.

Stolz der Freiheit Panier entfaltet Amerikas Nordbund,
Aber das Weltmeer setzt Gränzen der Himmlischen nicht.
Hehr durch die Nacht hin wallt ihr Sternenbanner im Aether,
Leuchtend ob aller Welt schwingt es ein liebender Gott.

Der Rhein.

Laßt mich, Deutsche, Euch warnen! — Den Gletscherbächen des Gotthards
Ein' ich den Neckar, den Main, ein' ich die Mosel, die Lahn,
Ein' ich noch viele Gewässer des weiten Gebietes, und stattlich
Wall' ich als deutscher Rhein hin durch das herrliche Reich.
Aber vor Reichthum thöricht vergeud' ich die Fülle der Fluthen,
Waal und Yssel und Lech send' ich gesondert in's Meer;
Dann den Namen sogar, den rühmlich geführten, verlier' ich,
Und am Ende verschleich' ärmlich ich mich in den Sand. —
Deutsches Volk! Du vollbringe, vor allen Völkern ein Weltstrom,
Ruhig und würdig den Lauf, mächtig in Liebe vereint.

Kleine Memoiren.

Von

Hieronymus Lorm.

1.

Es war einmal ein Hypochonder, dem der Arzt das Reiten empfohlen hatte. Der Leidende war dieser ritterlichen Kunst sehr wenig mächtig. Eines Morgens hatte er eben seinen nicht allzufeurigen Renner bestiegen, als ein Freund des Weges kam und fragte: „Wohin reiten Sie denn?“ — „Ach!“ erwiderte der Hypochonder seufzend, „wenn ich dies wüßte! Wohin es dem Gaul beliebt“. — Das Pferd lief mit ihm spazieren.

Kein Mensch hat eigentlich das Recht, diesen Reiter zu verlachen, ihn sonderbar oder ungeschickt zu finden, selbst nicht der Führer eines Cavallerieregiments oder der erste Künstler einer Circusgesellschaft. Denn auch sie, wie wir Alle, reiten ein — Schicksal, das sie zu beherrschen und zu lenken glauben, während sie nach seinem Willen an ein Ziel getragen werden, das sie nicht im Voraus zu bestimmen wußten. So bin ich, ein Oesterreicher in den Jahren, die man deßhalb „die besten“ nennt, weil sie nicht mehr die guten sind, zu bleibendem Aufenthalte nach Dresden verschlagen worden, wo ich in meiner Jugend manchen Monat der Ferien, des Nichtsthuns durchschwärmt habe, ohne Ahnung, daß ich hier einst die Stätte meiner fleißigsten Thätigkeit werde gründen müssen.

Damals lebten hier noch manche Celebritäten, die theils der ewige Friede unter der Erde, theils der ewige Kampf ums Dasein auf der Erde jetzt entführt hat. Zu den Ersteren gehörte zum Beispiel der sinnige und innige Dichter Reinick, dessen unschuldsvolle Frühlings- und Jugendlieder in den Lesebüchern und Gesangsstunden aller Volksschulen fortklingen. Noch in der Blüthe des Mannesalters stehend, ist er an einem Brustleiden dahingeschieden, nicht anders, als ob die Natur seine Brust besonders dazu bestimmt hätte, sich auszusingen und dann erschöpft zu sein. Er selbst war durch das Leben geschritten, wie ein elegisch ausklingendes Frühlingsgedicht.

Zu den Todten gehört auch schon Wilhelm Wolfsohn, der russisch-deutsche Schriftsteller, der damals in Dresden eine bedeutsame literarische Stellung einnahm. Eigentlich hatte ihn nur eine einzige Production in weiteren Kreisen bekannt gemacht, ein Drama: „Nur eine Seele“. Es behandelte die wehmüthigste Seite der russischen Leibeigenschaft, den Fall nämlich, daß ein Mädchen von Geist, Bildung und edlem Gemüth auch nur eine willenlose Sache, eine „Seele“ sein mußte. Denn bekanntlich wurden die Leibeigenen

Seelen genannt, mit einer grausamen Aufrichtigkeit, die den ganzen Umfang dieser Herrschaft über den Menschen bezeichnete. Kaum hatte das sehr wirksam abgefaßte Schauspiel Wolfsohn's Erfolge zu ernten begonnen, als Rußland, der Schriftstellerei niemals günstig gesinnt, dem armen Literaten den Tort spielte, die Leibeigenschaft aufzuheben. Da war nun mit Einem Schlage dem Stücke die oppositionelle Spitze und damit die Wirkung abgebrochen, und heimlich mochte Wolfsohn bitter darüber klagen, daß Rußland so boshaft edelmütig war, was der Dichter mit dramatischem Wehgeschrei verlangte, mit gütigster Grausamkeit zu erfüllen. Die gerühmte „Tragweite" wollte zufällig nicht weit tragen, und Wolfsohn, der noch mehrere Stücke schrieb, hat mit keinem mehr irgend einen Erfolg zu erzielen vermocht.

Er war eine zierliche Erscheinung, im geselligen Leben ein vortrefflicher Causeur, in seinem ganzen Wesen ein verspäteter Pariser Abbé aus der Roccocozeit. Was er der Literatur Bleibendes hinterließ, ist seine Uebersetzung russischer Novellisten, drei Bände, die vom ewig Romane und Erzählungen verschlingenden deutschen Publicum viel zu wenig genossen wurden. Merkwürdigerweise fand ich darin leise Anklänge an eine Familiengeschichte, die sich damals in Dresden zugetragen hatte, und es bleibt zweifelhaft, ob sie Wolfsohn dem russischen Dichter mittheilte, oder ob das Leben, wie dies zuweilen geschieht, einem Dichter nachschuf, oder endlich, ob die ganze Aehnlichkeit nur in meiner Einbildung vorhanden ist.

Es lebte nämlich damals in Dresden ein hochgestellter Beamter, dem ich den Titel Präsident geben will, obgleich er vielleicht einen noch höheren geführt hat. Er war von altem polnischen Adel, Vorfahren von ihm waren schon unter dem Churfürsten von Sachsen, der zugleich König von Polen war, unter August dem Starken, nach Deutschland gekommen. Mehr aber besaß er nicht als seinen alten Adel, sein verhältnißmäßig wenig einträgliches Amt und eine wunderschöne Tochter. Denn den negativen Besitz von Schulden kann man nicht als ein Haben bezeichnen, wie viele er auch deren haben mochte. Nun wollte es aber sein guter Stern, daß sich in seine schöne Tochter Ludmilla einer der reichsten Edelleute verliebte, an den Küsten der Ostsee viel begütert, ein unabhängiger junger Mann von einnehmender Erscheinung, sanfter Gemüthsart und einer mit allen Ideen der Neuzeit vertrauten Bildung.

Da ihn nun das schöne Mädchen wieder zu lieben schien, so wäre das Glück in seiner nichtssagenden, aber unendlich viel bedeutenden Einfachheit vorgelegen, und der Romanschreiber, der von Conflicten, also vom Unglücke lebt, hätte nichts damit zu thun. Allein das Schicksal sitzt nicht in den Verhältnissen, sondern in den Charakteren der Menschen.

Dem jungen verliebten Cavalier Oswald, der eine unausgebildete Anlage zum grübelnden Philosophen besaß, fiel es bei, als er in die finanzielle Lage seiner künftigen Familie Einblick gewonnen hatte, das Mädchen könnte ihn nur um des Geldes willen heiraten wollen, bloß um den Angehörigen dadurch eine Retterin zu werden, und ihn nicht wirklich lieben. Mit furcht-

barer Gewalt durchwühlte dieser Zweifel sein Gemüth. Eine edle Natur aber geht stets den kürzesten und einfachsten Weg zur Ermittlung der Wahrheit, den von Vertrauen und Liebe selbst vorgezeichneten Pfad. Mit einiger Scheu und in sehr gewählten Worten, aber unumwunden und offen trug er seiner Braut die Zweifel vor, die ihn quälten. Ihm antwortete eine Entrüstung, die ihn überzeugen mußte, die mindestens seine ganze Denkkraft auf die Bemühung ablenken mußte, die tief verletzte Ludmilla zu beschwichtigen, zu versöhnen, den traulichen Verkehr mit ihr wieder herzustellen.

Allein solcher Zweifel gleicht in moralischer Beziehung dem schrecklichen physischen Leiden, das man Krebs nennt und das scheinbar gestillt immer wieder sein Zerstörungswerk beginnt. Bald erkannte Ludmilla selbst, was ihren Verlobten wieder heimlich quälte, sie sprach es selbst aus, sie sah aber auch, daß selbst die Empörung ihres Gefühles nicht mehr im Stande war, ihn gänzlich zu beruhigen. Und da sie ihn in der That leidenschaftlich liebte und nicht von ihm lassen wollte, was blieb ihr übrig, als Versicherungen, Schwüre, Thränen?

„O", sagte Oswald tief bekümmert, „es wäre ja kein Verbrechen, nichts Schmähliches, wenn es so wäre, wenn Du mich nicht wirklich liebtest. Ohne Erröthen könntest Du mir die Wahrheit sagen, daß Du durch die Verbindung mit mir die Verhältnisse der Deinen arrangiren willst. Dein Vater hat mir darüber, als ich um Dich warb, gleich klaren Wein eingeschenkt. Er könne seine Tochter nur Demjenigen geben, der ihr ein genügendes Capital als alleiniges Eigenthum zuspreche, um daß es ihr möglich sei, ihren Vater der Verzweiflung und dem Untergange zu entreißen. Gestehe, Ludmilla, daß dies für Deinen Edelmuth eine würdige Aufgabe ist. Und Du hast nicht das Mißlingen zu fürchten, wenn Du mir aufrichtig bekennst, daß Du Dich nur opferst, daß Du ohne den edlen Zweck, Deinem Vater ein Schutzengel zu sein, mich nicht wählen würdest, daß ich das Ideal nicht verwirkliche, das Du Dir unter einem Deiner würdigen Gatten denkst. Gestehe mir die Wahrheit, und ich lasse zwar von Dir ab und erspare Dir das Opfer, aber ich trage Sorge dafür, daß Dein Zweck dennoch erreicht werde. Leicht ist es mir, Deinem Vater durch dritte Hand, scheinbar auf das verschuldete Gut, das ihm noch geblieben ist, eine Summe vorzustrecken, die ihm aufhilft. Ich schwöre Dir, dies soll geschehen, aber sage mir die Wahrheit".

„Die Wahrheit ist, daß ich Dich liebe", erwiderte Ludmilla, „wie könnte es auch anders sein, ich habe nicht zu heucheln und zu lügen gelernt".

Sie strich mit ihrer weichen Hand über seine finstere Stirne, sie küßte ihn; er lächelte wieder, ein sonniger Traum umspielte Beide wieder mit seinen Zukunftsbildern, bis nach wenigen Tagen in seinen Blicken, Mienen, in seinem Wesen und Verhalten die frühere Pein abermals sichtbar wurde, endlich auch seine früheren Worte sich wiederholten.

Wodurch wäre er zu überzeugen? dachte Ludmilla; weder Zorn noch Liebe, weder Eide noch Küsse haben die Ueberredungskraft, ihn zu beruhigen.

Welche Zukunft eröffnet sich mir dann erst in der Ehe, bei der steten Wiederkehr des Zweifels an meiner Liebe! Und wenn ich auch nicht an mich, wenn ich nur an ihn denke — kann er leben unter der ewigen Folter des Gedankens, er wäre verrathen, er wäre an ein liebloses Weib geschmiedet worden zu einem Zweck, der ihn nichts angeht! Die Wahrheit hilft hier nicht, sie erschöpft hier vergebens die ganze Beredtsamkeit; so kann denn nur die Unwahrheit helfen in der Maske der schneidendsten Wahrheit. Er wird mich verlassen, hassen, verabscheuen; er wird ein großes Unglück tragen, aber die stets sich erneuernde Pein und Qual des Zweifels wird von ihm genommen sein.

Noch einige Zeit trug Ludmilla diese Gedanken bei sich in schwankender Erwägung. Als sich aber eines Tages die aufregenden Scenen des Zweifels abermals wiederholten, da kam sie zum Entschlusse und führte ihn rasch aus. Sie sank plötzlich zu seinen Füßen nieder und bat ihn um Verzeihung, ihn so lange getäuscht zu haben. Kindliche Liebe allein hätte sie dahingeführt, seine Hand anzunehmen, falsche Scham allein sie so lange abgehalten, dies Geständniß abzulegen. Nun, da er sie aber so ganz und gründlich durchschaue, nun hätte sie nicht mehr die Kraft, die Comödie fortzusetzen. Vielleicht werde der Muth der Wahrheit, den sie endlich gefunden, in seinem Andenken ein milderes Licht auf sie fallen lassen. Er möge sie vergessen, ihr vergeben.

Er wurde todtenbleich und verließ sie und die Stadt auf der Stelle.

Was daraus geworden ist? Zwei Jahre später waren Oswald und Ludmilla vermält. Auf dem Wege bis zu diesem Ziele liegt eine Fülle psychologischer Geheimnisse, die aufzudecken nur einem Romandichter und nicht mir obliegen würde, der ich hier nur Thatsachen zu berichten habe. Daß der Vater Ludmillas die finanzielle Hilfe nicht annehmen konnte, die ihm in der That sogleich war angeboten worden, dafür sorgte seine Tochter in sehr einfacher Weise, indem sie ihm den Zusammenhang der Dinge erklärte, was seiner Ehre verbot, die Hilfe anzunehmen. Vielleicht trug dieser Umstand bei, Oswald die Augen zu öffnen; vielleicht erschloß sie ihm völlig eine spätere Werbung, die Ludmilla trotz aller Vortheile mit dem offenen Bekenntnisse zurückwies, daß sie Oswald liebe und daher keines Anderen sein könne.

Man sagte zwar, das Leben bringe noch merkwürdigere Begebenheiten zu Wege, als die Erfindung der Romanschreiber, allein das Leben gibt über die innere Beschaffenheit dieser Begebenheiten keinen Aufschluß. Diesen ertheilt nur der Dichter. Denn nur dem Fabulisten ist es gegeben — die Wahrheit zu enthüllen.

2.

Zu den literarischen „Sehenswürdigkeiten" Dresdens vor einem Viertel-Jahrhundert gehörte mehr noch als Reinick oder Wolfsohn, der von den Erfahrungen in einer allzukühlen Welt nun ebenfalls in kühler Erde ausruhende Otto Ludwig. Seine Erscheinung war die eines spanischen Ritters

im Mittelalter: eine hagere Gestalt, ein lang gezogenes Gesicht mit romantischem Barte und edlen Charakters. Die ideale Erscheinung bewegte sich inmitten der am meisten realistischen Bestandtheile echt deutscher Poetendürftigkeit. Otto Ludwig wohnte in Dresden im sogenannten Trompeterschlößchen, einem alten Hause, das wegen seiner Verfallenheit einer alten Ritterburg zu vergleichen war, und von dieser Seite allerdings zur ritterlichen Erscheinung des Dichters zu stimmen schien. Wenn man ihn aber krank und gebrochen zwischen den Hecken sitzen sah, die seinen ganzen Sommergenuß ausmachten, umgeben von den an Schnüren hängenden Unterziehhosen, welche die armen Leute, die im Hause wuschen, hier trocknen ließen, dann empfand man bei der erzwungenen Gegenüberstellung des in seiner Art großen Poeten mit den — Inexpressibles in der That etwas — Unaussprechliches.

Unaussprechlich ist das Elend, das bis in die neueste Zeit unter allen Jüngern der Künste gerade die deutschen Dichter zu ertragen haben, so daß „der arme Poet“ nur in der künstlerischen Behandlung, nicht aber im Leben veraltet ist und noch immer einen Vorwurf bildet im ganzen Doppelsinn dieses Wortes, sowohl als Stoff, wie als Anklage.

Der Reiz tiefsinniger Art, den die mündliche Unterhaltung mit Otto Ludwig bot, blieb eine geheimnißvolle Erinnerung der Wenigen, die den Unglücklichen und schon deßhalb in dieser Welt Vereinsamten von Zeit zu Zeit besuchten. Diese schweigen darüber, weil sie die Umstände nicht deutlich wieder zu geben wüßten, unter denen Otto Ludwig's beständige Gedankenarbeit, wenn sie sich mündlich darlegte, ihren Effect gewann und ihren Eindruck übte. So wird ein Theil des Besten, was der Mensch hervorbrachte, spurlos der Vergessenheit überantwortet, und wie sollte man sich darüber beklagen, wo das Hervorgebrachte in das verwehende Wort gekleidet war, wenn selbst außerordentlich viel von Demjenigen, was aufgeschrieben und gedruckt wird, dasselbe Schicksal erleidet? Berühmte, ja unsterbliche Bücher verfallen zuweilen im Wesentlichen ebensosehr der Vergessenheit, wie verhallende Worte. Wenn jene Bücher auch immerwährend in Ruf bleiben — der Ruf ist ein Schall, der eben nur in die Ohren dringt, und was nicht mehr gelesen wird, das dringt auch nicht als Erkenntniß oder Genuß in die Seele. Wie viel von der Production Otto Ludwig's steht in Ruf, ohne eigentlich gekannt zu sein! Ist es nicht das düstere Fatum, das einen deutschen Poeten noch über das Grab hinaus verfolgt, wenn der Verfasser des „Erbförster“, der Dichter, dessen Namen und Werke heute kein Schulbuch der Literaturgeschichte mehr übergehen dürfte, trotzdem keinen Buchhändler bis zum heutigen Tag fand, muthig oder vertrauend genug auf die Empfänglichkeit des deutschen Volkes, um eine Gesammtausgabe der Werke Otto Ludwig's erscheinen zu lassen.

Wenn es auch zum Gemeinplatze geworden ist, über den Mangel an großen Talenten zu klagen, die, wie man zu sagen liebt, nur alle hundert

Jahre einmal geboren werden, so ist doch die Production, wenn auch nicht des Kunstvollendeten, doch des Geistvollen, Gedankenschweren, Scharf- und Tiefsinnigen, Anregenden und Gemütserfreuenden immer in einem größeren Maße in der Welt vorhanden, als die Aufnahmsfähigkeit des Publicums erreicht. Wenn man in einer reichen Bibliothek steht und die beträchtliche Anzahl von Denkern und Dichtern übersieht, die, während der Glanz ihres Namens ungeschwächt blieb, auch von den Gebildeten nicht mehr gelesen, im Wesentlichen nicht gekannt, noch weniger im Einzelnen gebührend gewürdigt werden, so kann dies mehr als jede andere Erfahrung melancholisch stimmen, mit dem traurigen Bewußtsein einer immensen Nutzlosigkeit des Daseins erfüllen.

Zu solchen Betrachtungen ist gerade Dresden sehr geeignet, wo die literarische Thätigkeit sich niemals in raschen, journalistischen Erfolgen verwerthete, wo der Mangel großstädtischen Treibens auch den an Empfänglichkeit für den vergänglichen Glanz des Geistes, für das Feuilleton, wie es in großen Städten herrscht, mit sich führt. In Dresden lebten stets bedeutende Schriftsteller, um sich im Stillen zu sammeln und dann mit großen, lange Dauer beanspruchenden Leistungen hervorzutreten. Wenn man die Umgebung, die sogenannte sächsische Schweiz durchstreift, so kann man sich im Amselgrund etwas Curioses bestellen: einen Wasserfall. Ueber eine Höhle, das Amselloch, sickert das Wasser eines Baches herab; auf Bestellung wird das Wasser eine zeitlang gestaut und stürzt dann, plötzlich losgelassen, mit der Gewalt eines imposanten Wasserfalles herab. Aehnlich war es mit manchem interessanten Literaturwerk, das hier entstand, das Ergebniß einer langen Sammlung und eines plötzlichen Hervorbrechens. Als Beispiel nenne ich: „Die Ritter vom Geiste".

Carl Gutzkow lebte in der Zeit, der diese Erinnerungen gelten, mit seiner Familie in Dresden. Er wohnte in der Lindenstraße, im „englischen Viertel". Dieser jetzt eleganteste Theil Dresdens war damals noch nicht völlig ausgebaut, es fehlten ihm sogar noch wichtige Verbindungsstraßen mit der inneren Stadt, zu der man über unangenehme Baustätten und zum Theil auf Feldwegen gelangen mußte. Seinen Reiz empfing das Viertel von der ihm zugehörenden öffentlichen Promenade, der „Bürgerwiese", und der Nähe ländlicher Umgebung, sowie vorzüglich des herrlichen „Großen Gartens". Diese Vorzüge und die damit verbundene Frische und Reinheit der Luft bewogen die zahlreich in Dresden sich ansiedelnden Engländer gerade in diesem Stadttheile Wohnung zu nehmen, unbekümmert um sein primitives Aussehen und die Entfernung der wichtigsten Kaufmannsläden. Es zeigte sich aber wieder, was der Engländer auf dem Continente durchzusetzen im Stande ist: der Berg kam zum Propheten, Dresden mit seiner Eleganz und seinen Gewerben zog ihnen nach, da sie nicht zu ihm kommen wollten. Gegenwärtig wohnt man am schönsten und bequemsten im „englischen Viertel", von welchem ganze Straßen, die Goethe-, die Beuststraße, aus zwei Reihen der

zierlichsten, ganz von Gärten umgebenen Villen bestehen. Insoferne Dresden einen Volkswitz hat, kann man es diesem zuschreiben, wenn es von manchen dieser prächtigen Wohnstätten heißt: „Des Menschen Villa ist sein Himmelreich“.

Damals war, wie bemerkt, das Viertel nur ein Anfang. Die Lindenstraße, hart an der Bürgerwiese, barg das Haus, in welchem Carl Gutzkow ein anmuthiges Familienleben führte und ununterbrochen literarisch thätig war. Wer ihn nur als Schriftsteller kennt und persönlich nur in seinen Beziehungen zur Oeffentlichkeit, die ihn oft abstoßend und mißtrauisch erscheinen ließen, der macht sich keine Vorstellung von der Milde und Güte, die sein Wesen beseelen, wo er sich unbefangen zeigen kann, ohne Rücksicht auf literarische Interessen, im Familienkreise, unter den wenigen Freunden, die er diesem vertraulich zuzieht. Ein sinniges Vergnügen war es mir, zuweilen in seinem Arbeitszimmer zu stehen. Aus den Fenstern desselben sah man weder auf städtisches Treiben, noch auf eine Landschaft von einem bestimmten localen Charakter; man sah auf die einfachen unabsehbar sich dahinziehenden Ackerfelder. Felder aber sind eine stille friedliche Repräsentanz der Bedürfnisse der Gesammtwelt und wohl geeignet, daß der ungestörte Ausblick auf sie einem Schriftsteller, der nicht für eine einzelne Stadt, der für die Welt schreibt, die kosmopolitische Stimmung und Anregung verschaffe und bewahre.

Carl Gutzkow war damals auch mit der ersten Grundlegung zu der seitdem so vielfach segensreich gewordenen Schillerstiftung beschäftigt. Der mächtigste Förderer derselben lebte damals in Dresden: Major von Serre, der durch die von ihm mit unsäglichen Mühen veranstaltete und durchgeführte Schillerlotterie der Stiftung den namhaftesten Theil ihres Besitzes zuleitete. Major von Serre bewährte eine altfranzösisch-edelmännische, in Deutschland fast untergegangene Auffassung der Geselligkeit. Ich erinnere mich eines Sommertages, als er eine große Anzahl von Männern, worunter hervorragende Notabilitäten der Kunst und Literatur, und Frauen, worunter die wenigen schönen und eleganten, die Dresden besaß, auf sein Gut Maxen geladen hatte.

Schon am frühen Morgen holten bequeme große Wägen die Gäste ab und brachten sie auf das Gut hinaus, wo in den Gemächern dafür gesorgt war, daß die Ankommenden ihre Toiletten restauriren konnten, in den Gärten aber ein „Vogelschießen“ veranstaltet war. Auf einer Reihe von Tischen sah man allerliebste kleine und große Gaben, eine Industrie-Ausstellung von Nippes, jedes einzelne Stück mit einer Nummer versehen. Nummern trug auch über und über der auf hoher Stange aufgerichtete künstliche Vogel, der herabgeschossen werden sollte. Bei jedem glücklichen Bolzenschuß fiel eine Nummer herab, der Schütze empfing den mit derselben Ziffer bezeichneten Gewinn, um ihn derjenigen Dame zu überreichen, welche die correspondirende Nummer schon bei ihrem Erscheinen im Garten aus einer Urne gezogen hatte. Doch kein Mann that zuletzt den Meisterschuß, auf

welchen der Vogel selbst sank, sondern ein junges Mädchen von seltener Schönheit. Die Erinnerung an diese holdselige Erscheinung ruft mir auch eine kleine Geschichte ins Gedächtniß, die man immerhin, wenn sie auch auf Thatsachen gestützt ist, für eine Novelle ansehen mag. Man käme dadurch nur der Unvollkommenheit der Darstellungsweise zu Hilfe, der es so selten gelingt, gerade demjenigen, was sich wirklich begab, die Farben des Lebens aufzudrücken.

3.

Ich hatte etwa zwei Jahre früher von Berlin aus eine Ferienreise nach dem Harz angetreten. Viele Berliner lernen ihr ganzes Leben lang kein anderes Gebirge kennen, als ihnen bei diesem beliebten Pfingstausflug nach der Spitze des Blocksberges erschlossen wird, und wenn es wahr wäre, daß auf den Bergen die Freiheit wohne, so wäre erklärt, weßhalb Berlin, das doch Meilen keine Berge zu Gesichte bekommen kann, die Stätte einer heilig gehaltenen, selbst in die Erziehung der Frauen und in alle Lebensformen dringenden Disciplin ist.

Im Harz machte ich die Bekanntschaft eines jungen Mannes, der eben zur Universität nach Leipzig abgehen sollte und den schönen Romannamen Roderich führte. Er war der Sohn eines Pastors im Gebiete von Hannover, in einer schönen, friedlichen, kleinen Stadt, der man es völlig ansah, daß nichts als Idyllen in ihr erlebt werden konnten, lauter Voß'sche „Luisen", zu denen glücklicherweise die Dichter fehlten.

Roderich schloß sich mir mit jugendlicher Raschheit an, ich mußte ihn nach seinem Vaterhause begleiten, und da ich schon einigermaßen im Universitätsleben bewandert war, so konnte ich den ehrwürdigen Eltern Auskunft und Beruhigung geben. Sie zitterten sehr vor den Gefahren, denen die Sittlichkeit eines deutschen Studenten ausgesetzt sein sollte. Dies war ohne Zweifel auch der Grund, aus dem sie ihre Zustimmung zu einer frühzeitigen Verlobung des außerordentlich schönen jungen Mannes gegeben hatten.

Lisbeth, die Braut Roderich's, wohnte in derselben Stadt und gehörte einer etwas pietistischen Kaufmannsfamilie an. Das schöne Mädchen, das bei dem Feste auf dem Gute des Majors von Serre Schützenkönigin geworden war, hatte mich an Lisbeth erinnert, weil beide Mädchen den Typus der deutschen Jungfrau in idealer Vollkommenheit repräsentirten. Dichtes hochblondes Haar, gluthvolle blaue Augen, ein kleiner Rosenmund, der, wenn er sich zum Lächeln öffnete, weiße Zähne schimmern ließ — ich fürchte in den Stil Clauren's oder der Almanache von 1820 zu verfallen, wenn ich mich in weiterer Schilderung ergehe. Kurz, ich überzeugte mich, daß jener Stil seine Berechtigung im wirklichen Leben hatte.

Während Lisbeth mit schwärmerischer Innigkeit an ihrem Verlobten hing, war es, so weit ich trotz meiner eigenen jugendlichen Unerfahrenheit zu erkennen vermochte, nicht gerade Leidenschaft, was Roderich fesselte. Er

liebte sie mit fröhlicher Herzlichkeit, ohne gerade von Sehnsucht verzehrt zu sein, wenn er einige Tage von ihr getrennt war; schon Bräutigam zu heißen, schien ihm weit mehr eine Befriedigung seines Mannesstolzes, als seiner Gefühle zu sein. Doch als der Abschiedsabend kam, der dem Morgen seiner Abreise zur Universität vorherging, da war ich Zeuge, daß auch er tief ergriffen sein konnte. Unaufhörlich kehrte er mit mir in der schönen milden Nacht zur Gartenpforte ihres Hauses zurück, wenn er das seine schon erreicht hatte. In jenem Garten waren die letzten Umarmungen getauscht, die letzten Treueschwüre gesprochen worden; man hatte Andenken gewechselt, kleine Gaben zur Erinnerung, man hatte mit Thränen im Auge von der seligen Zukunft geschwärmt, da er, ein Doctor der Theologie geworden, die Geliebte diesem Hause für immer entführen werde. Bald hätte die Lerche oder sogar der Hahn sich vernehmen lassen, eh' man endlich schied.

Am nächsten Tage reisten wir einige Stationen gemeinsam, dann verließ ich Roderich, um Jahre nichts mehr von ihm zu hören.

In Dresden, bald nach meiner ersten Ankunft in dieser Stadt, ward mir ein kleines Abenteuer zu Theil. Damals, wie heute noch, war es schon etwas Seltsames, einem wirklich schönen Frauenzimmer in Dresden zu begegnen. An den Orten, wo sich die Fremden am meisten versammeln, im Theater, auf der Terrasse, in den Kunstgalerien, trifft man der holdseligsten Frauenerscheinungen nicht wenige, aber dann ist man sicher, daß sie aus England, aus Amerika kommen, daß sie jedenfalls dem Lande nicht angehören. „Die Dresdnerinen sind arm, häßlich und hochmüthig," sagte mir einst ein sächsischer Officier selbst auf dem Dampfschiffe. Was sie zunächst charakterisirt, ist der Mangel an fröhlicher und unbefangener Jugendlichkeit. Ein unreifer Ernst, der nur die strengen, conventionellen Formen des Umganges beständig im Auge hat, lagert auf den weiblichen Erscheinungen und gibt ihnen mit der Zeit das Aussehen, als ob sie immerwährend beleidigt wären. „Was habe ich nur der Böses angethan? fragt man sich oft unwillkürlich, wenn man auf der Straße an einem Frauenzimmer vorübergeht und von einem Blick gestreift wird, als ob man für seine eigene Existenz um Verzeihung zu bitten hätte. Um diesen Preis ist auch die lobenswerthe Einfachheit der Toilette zu theuer erkauft.

Und dazu dieser Mangel an harmonischem Gliederbau, an ästhetisch wohlgebildeten Formen des Körpers! Gewiß verschuldet dies der nur in Dresden so übermäßig herrschende Gebrauch der Kinderwägen. Die Kleinen, um nicht getragen werden zu müssen, liegen darin, bei schönstem Wetter in Kissen verpackt und bekommen frühzeitig Säbelbeine und enge Brust. Ich kann versichern, daß Künstler, Schriftsteller, Philosophen, sehr ernsthafte Männer und Familienväter, die Dresden um seiner Kunst- und Naturgenüsse willen unendlich lieben, bloß wegen des Mangels an schönen Frauen fortzogen, denen zuweilen zu begegnen zu jenen Erheiterungen des Lebens gehört, die ein ästhetisch gebildeter Sinn nicht missen kann, wenn er sich auch sonst schon an Entsagung gewöhnte.

Ich schätzte es demnach schon als ein Abenteuer, daß ich bei eingetretenem Platzregen unter das Portal eines Palastes flüchtend und die Leute musternd, die gleich mir hier Schutz gesucht hatten, ein auffallend schönes Mädchen entdeckte. Eine vornehme Fremde war dies nicht; der Anzug ließ darüber keinen Zweifel und machte nur ungewiß, ob sie eine schlichte Bürgerstochter, vom Familienkreise eingehegt, oder ein einzeln stehendes Nähmädchen sei.

Die Schöne gab sehr erkennbare Zeichen der Ungeduld über den Regen, der nicht aufhören wollte, und warf dabei einen Blick des Verlangens auf mein — Parapluie. Ich war der Einzige von den Anwesenden, der ein solches mitgenommen hatte, denn der Himmel war vollkommen heiter gewesen und ich wollte es als Sonnenschirm auf einem einsamen ländlichen Spaziergange nach dem nahen Dorfe Plauen gebrauchen.

Der Blick der holden Frauensperson regte mich an, ihr den Regenschirm anzubieten, natürlich nebst meiner dadurch nothwendig werdenden Begleitung. Sie schwankte, zauderte, prüfte den Himmel, fragte nach der Stunde und nahm endlich an. Droschken sind in Dresden mindestens halb so selten, als schöne Frauen, also jedenfalls sehr wenige; eine Droschke zu besteigen, die zufällig aufzufinden war, schlug die von mir Begleitete hartnäckig aus. Sie war wirklich bezaubernd hübsch, wie sich während ihres Dahinschreitens immer deutlicher erkennen ließ. Der schmale Fuß und der schwungvolle Gang bezeugten die angeborne Aristokratie des weiblichen Geschlechtes, die mitunter von der Natur verliehen wird, unabhängig von Rang und Stand. Haare und Augen waren kohlschwarz, über den rothen geschwellten Lippen lag ein Schatten wie Pfirsichflaum. Sie hätte sich, ohne einem Zweifel zu begegnen, für ein Kind Spaniens oder Italiens ausgeben dürfen.

Sie war aber, wie ihre Sprache verrieth, eine gute Deutsche, dabei einsilbig und zu einer Miene des Verdrusses geneigt, wie eine Dresdnerin. Als sie nach „Antons“ mit mir gelangt war, nach der Neustadt am rechten Ufer der Elbe, blieb sie stehen, um sich zu verabschieden. Sie wäre jetzt gleich zu Hause, und brauche mich nicht länger aufzuhalten. Erst als ich, um nicht zudringlich zu sein, mich von ihr empfahl, wurde ihr Gesicht freundlicher, sie dankte fast mit Herzlichkeit.

Einige Tage später saß ich zur Mittagsstunde bei Torniamenti, damals eine sehr bescheidene Kneipe auf dem Neumarkt, als sich mir plötzlich eine Hand entgegenstreckte, die ich aus Erstaunen und Ungewißheit nicht sogleich ergriff. „Roderich!“ rief ich endlich freudig. Er war es.

„Wie kommen Sie hieher?“

„Nach dem Neumarkt komme ich, weil ich das Galeriegebäude zu besuchen nicht satt werden kann. Aber sonst kann man hier gleich satt werden, wie Sie sehen; ich konnte es vor Hunger nicht länger mehr aushalten.“

„Und wie kommen Sie nach Dresden?“ Er that auf diese Frage einen mächtigen Zug aus dem Bierglas und antwortete dann, wie es mir schien, nicht ohne Befangenheit: „Ein Ausflug von einigen Tagen von Leipzig her.“

Was ich auf meine Fragen nach seinen Angehörigen und nach seiner Braut erfuhr, machte mir bald klar, daß sich eine große Veränderung zugetragen hatte. Er sagte mir endlich rund heraus, daß die Verlobung mit Lisbeth so viel als rückgängig geworden sei, und auf meine Bemerkung, was der „Papa" dazu sagen werde, empfing ich die Auskunft, daß ihm dies vollständig „Bratwurst" sei.

Bei meiner Theilnahme für den Jüngling und seine Familie konnte ich mich damit nicht beruhigen. Als ich mit einem Eifer, dem er die herzliche Freundschaft abmerken mußte, nach den Ursachen des Zerwürfnisses forschte, da sah er lange trüb vor sich nieder und vergaß sogar weiter zu rauchen, nachdem er die Gabel längst schon mit der Cigarre vertauscht hatte. Endlich sprang er auf und sagte: „Freund! Ich fühle, daß es mir eine Erleichterung wäre, Sie in das Vertrauen zu ziehen, ja daß Sie mir sogar praktischen Nutzen gewähren können. Ich muß aber das Ganze noch erst überlegen und erwägen. Sagen Sie mir einen Ort, wenn möglich in der Neustadt, wo ich Sie heute Abends im Freien zu einer vertraulichen Unterredung treffen könnte."

Ich nannte das Linke'sche Bad, eine angenehme Restauration an der Elbe.

Als ich nach Sonnenuntergang im Garten des genannten Etablissements saß, wo „Concert" war, das heißt nach Art der Pariser Volksconcerte von einem ansehnlichen Orchester Musikstücke im Freien aufgeführt wurden, war Roderich noch nicht anwesend. Es dauerte aber nicht lange, so sah ich ihn erscheinen und an seinem Arme eine Frauensperson, die ich, bevor mir noch ihr Antlitz sichtbar geworden war, sogleich als dasselbe Mädchen erkannte, das ich einige Tage früher unter meinem Regenschirm begleitet hatte.

4.

Roderich stellte mich dem Mädchen vor, dem die erneuerte Begegnung ebenso wie mir eine freundliche Ueberraschung zu sein schien, und nachdem er meinen Namen genannt hatte, deutete er auf seine Begleiterin mit den Worten: „Meine Schwester Veronica."

Ich verbeugte mich und meine Züge mochten unverkennbar einige Verblüffung ausgedrückt haben. Doch ließen wir uns vorerst schweigend am Tische nieder; die Musik rauschte gerade gewaltig genug, um daß man ganz dem Lauschen hingegeben sein konnte. Meine Gedanken waren indessen mit dem Scrupel beschäftigt, ob ich nicht bei näherem Forschen an ein delicates Familiengeheimniß rühren würde, das man mir, als ich vor Jahren im Elternhause Roderich's verweilt, vielleicht absichtlich verborgen gehalten hatte. Aufmerksame Beobachtung der beiden jungen Leute vor mir ließ mich nicht die geringste geschwisterliche Aehnlichkeit zwischen ihnen wahrnehmen Die Musik schwieg und ich sagte fast unwillkürlich: „Sie haben eine

Schwester, Roderich? davon haben Sie mit mir nie gesprochen. Auch habe ich das Fräulein nicht gesehen, als ich in Ihrer Heimat Gast Ihres Vaters war, ich mußte Sie für das einzige Kind halten." Und fürchtend indiscret zu werden, fügte ich hinzu: „Fräulein Veronica wird wohl damals noch in irgend einem Erziehungsinstitute sich mit dem Französischen geplagt haben."

„Nein", entgegnete Roderich sehr ernsthaft, während Purpur das Gesicht des Mädchens überzog. „Damals hatte ich noch keine Schwester."

„Wie", rief ich aus, „vor zwei Jahren ist Ihren Eltern ein so schönes Kind geboren worden und seitdem zur Jungfrau herangereift?"

Wir waren sämmtlich jung, wir drei, und ungeachtet des Verfänglichen der Situation brachen wir nach diesen Worten in ein Gelächter aus.

Damit schien mir aber auch der Bann der Verlegenheit gebrochen zu sein und hatte ich die Zumuthung an ein geschwisterliches Verhältniß zu glauben, aus Höflichkeit mit der absichtlichen Einfalt hingenommen, deren Ausdruck in der Phisiognomie man ein „Schafsgesicht" nennt, so hielt ich mich jetzt für berechtigt zu erkennen zu geben, daß ich die Sache mit frivoler Gleichgiltigkeit auf sich beruhen lassen wolle. Ich sprach von anderen Dingen und ganz im Tone harmloser Heiterkeit.

Die angenehme Stimmung wollte jedoch auf die jungen Leute nicht übergehen. Sie brachen bald auf und ich konnte nicht umhin, ihnen auf dem Heimweg das Geleite zu geben. Sie wohnten in der nahen Bautzner Straße und bei ihrem Hause angelangt, sprach Veronica zu mir mit ergreifendem Ernste: „Roderich legt so viel Werth auf die Freundschaft mit Ihnen und ich habe heute aus Ihrem Munde erfahren, daß Sie sein Elternhaus besucht haben, das ein Heiligthum meines eigenen Lebens ist, so daß ich es nicht ertragen kann, Ihnen in falschem Lichte zu erscheinen. Bestimmen Sie eine Stunde, zu der ich Sie morgen bei uns erwarten darf, um Ihnen Alles zu erklären."

Roderich nickte beistimmend. Nachdem ich die Stunde zugesagt hatte, forderte er mich auf, noch eine Flasche Wein mit ihm zu trinken, da die Nacht zu schön wäre, um sie ganz zu verschlafen. Wir wünschten Veronica wohl zu ruhen und verließen sie.

Bei der Flasche, die wir uns in einem öffentlichen Garten vorsetzen ließen, sagte der junge Mann: „Sie sehen, wie sehr mir an Ihrer Achtung und Theilnahme gelegen sein muß, da ich die Verlegenheit für Veronica und für mich nicht scheute, Ihnen das Mädchen vorzustellen, Ihr ungläubiges Lächeln hinsichtlich der Beziehung zwischen ihr und mir herauszufordern. Nun aber hören Sie ernsthaft zu und es wäre „touche", wenn Sie dann noch den geringsten Zweifel hegten. Ich fand Vroni, die ich schon in meiner Heimat flüchtig gesehen hatte, in Leipzig wieder vor einem halben Jahre. Sie war sehr unglücklich, obgleich nicht aus Noth. Sie ist für ihre Verhältnisse ungewöhnlich gebildet und bekleidete in einem reichen Hause die Stelle als Lehrerin eines vierzehnjährigen Mädchens. Vroni wollte in dem Hause

nicht als Gouvernante aufgenommen werden. Sie kam um zehn Uhr Vormittags und ging um vier Uhr Nachmittags, übte ihren Zögling in Sprachen und weiblichen Handarbeiten, wohnte aber für sich allein. Sie empfand solches Alleinsein wie natürlich unangenehm, eine junge Person ist in diesem Falle förmlich Verfolgungen ausgesetzt. Dennoch konnte dies nicht ihr ganzer Kummer sein, dazu war er zu groß und thränenschwer. Ich erfuhr endlich, daß sie in Berlin gewesen war, daß sie dort die Verlobte eines reichen Banquiersohnes geworden und von diesem plötzlich war verlassen worden."

„Sie erkundigte sich genau nach meinem Treiben und meiner Lebensweise. Ich gestehe, daß ich damals kein Musterknabe war. Trinken und Reiten thaten dem Besuch der Vorlesungen und dem Büffeln Abbruch. Auch führte ich ein Bischen liederliche Wirthschaft und war in Schulden gekommen. Vroni machte mir den Vorschlag, mit ihr in geschwisterlicher Gemeinschaft zu leben; dadurch hätte sie einen männlichen Schutz und ich weibliche Fürsorge. Sie brauchte dann viele Unannehmlichkeiten nicht mehr zu fürchten und ich könnte hoffen bei ihrer Verwaltung meines Einkommens, das ich vom Hause empfing, allmälig meine Schulden zu bezahlen, ohne sie den Eltern eingestehen zu müssen."

„Und so hat sich die Sache auch gemacht. Veronica ist mir eine sorgsame treue Schwester — und ich —"

Roderich schwieg plötzlich, stützte die Ellenbogen auf den Tisch und verbarg einen Augenblick das Gesicht in den Händen. „Ist es nicht Laster und Unsinn einem Burschen, um ihn dadurch bei der Philister-Sittsamkeit zu erhalten, eine Braut aufzuhalsen, bevor er noch irgend eine Erfahrung hat, bevor er noch weiß, was Leidenschaft ist. Jetzt erst habe ich zu meinem Unglück gelernt, was es heißt, ein Weib lieben. Vroni erst hat mir die Brust durchschüttelt."

„Und wie verhält sie sich dazu?" fragte ich gespannt.

„Sie weiß von nichts. Sie wird nur sehr schroff, wenn ich in eine weiche Stimmung gerathe. Sie trägt ja ununterbrochen ihren Kummer um den Berliner, wie könnte ich es wagen, ihr von dem meinen um sie zu sprechen. Dennoch halte ich das Leben auf diese Weise nicht mehr aus. Ihr stets so nahe und stets so ferne! Sie machte den Vorschlag zu dem Ausfluge nach Dresden, um mich zu zerstreuen; sie merkt wohl, daß ich unglücklich bin. Ob sie die Ursache ahnt, ob die Möglichkeit existirt, den schroffen Panzer, den sie um ihr Gemüth legt, zu durchbrechen — ich weiß es nicht. Ich muß es aber wissen. Und deßhalb habe ich schon heute Mittag bei Torniamenti daran gedacht, Sie zu bitten, bei ihr anzuklopfen, zu erforschen, ob und was ich zu hoffen habe. Darum habe ich Sie auch mit ihr bekannt gemacht. Glücklicherweise kömmt sie selbst meiner Absicht entgegen, sie will mit Ihnen sprechen. Werden Sie mir Erlösung bringen können?"

„Bevor ich das Geringste sagen kann", erwiderte ich, „muß ich wissen, wie Veronica Ihre Beziehungen zu Lisbeth auffaßt."

„Sie weiß kein Wort! rief er lebhaft. Sie hat keine Ahnung, Gott sei Dank! Gleich von Anfang an hatte ich unsägliche Scheu ihr zu verrathen, daß ich Bräutigam bin oder vielmehr war. Denn in meinem Innern habe ich mich mehr und mehr von dieser Verbindung losgelöst; seit drei Monaten erhält Lisbeth keinen Brief mehr von mir."

„Nun", sagte ich mit einer Strenge, die nicht ohne Eindruck zu bleiben schien, „wenn Sie die neue Leidenschaft nicht unterdrücken, nicht in Schweigen begraben können, was freilich das Beste wäre, wenn Sie wollen, daß Veronica davon erfahre, wäre es auch nur durch mich, so ist Ihre erste Pflicht, ihr zu sagen, daß ein anderes Mädchen frühere Rechte an Ihr Herz geltend machen darf, daß Sie verlobt sind und eine Untreue nicht scheuen wollen."

Roderich blieb eine Weile nachdenklich. „Sie haben Recht", sagte er endlich, „ich durfte von Lisbeth nur so lange schweigen, als ich Veronica auch meine Liebe zu ihr verschwieg. Morgen soll die Sonne über uns aufgehen, Wahrheit und Klarheit. Ich werde zu Ihrer Unterredung mit Veronica kommen. Sie werden mir das Resultat selbst in ihrer Gegenwart andeuten, und wenn ich zu hoffen habe, so soll das Geständniß über meine Vergangenheit, mir erst das neue Ziel möglich machen."

Als ich mich am nächsten Tage bei Veronica einfand, hatte ich eine viel bessere Meinung von ihr. Nach den schmerzvollen Bekenntnissen, die mir Roderich abgelegt, nach der Aufgabe, mit der er mich bei ihr betraut hatte, wäre es Wahnsinn gewesen, an der sittlichen Reinheit des Verhältnisses zwischen den beiden jungen Menschen zu zweifeln. Dennoch war das Eingehen auf eine derartige Verbindung zu ungewöhnlich, als daß mich nicht noch ein gewisses Mißtrauen hätte beherrschen sollen. Veronica sagte, als ob sie an diesen Gedanken hätte anknüpfen wollen: „Ich muß Ihnen mein Schicksal vom Anfang an erzählen, nur wenn Sie Alles wissen, wird Ihnen nichts mehr unglaublich erscheinen."

„Mein Vater", fuhr sie nach einer Pause fort, „war Privatgelehrter und lebte im Braunschweigischen. Er war so arm und verstand es so schlecht, seine Kenntnisse in Brod zu verwandeln, daß ich früh daran denken mußte, mich auf das Arbeiten einzurichten. Meine Mutter war bei meiner Geburt gestorben. Von meinem Vater konnte ich nur erlernen, was einem Frauenzimmer wenig nützt; wissenschaftliche Kenntnisse und Sprachen, die letzteren mehr philologisch, als wie man sie für die Welt braucht. Da mein Vater einst die Mutter Roderich's unterrichtet hatte, als sie, die aus einem wohlhabenden Hause stammt, noch Mädchen gewesen, so unterstützte sie später als Frau Pastorin ein wenig meinen Vater, drang aber darauf, daß er mich dafür zu einer praktischen Thätigkeit, namentlich zu den Geschäften der Hauswirthschaft und weiblichen Handarbeiten anhalte. Als ich 17 Jahre alt war, starb mein Vater im Armenhause, wurde auf Kosten einer wohlthätigen Stiftung begraben und ich — gänzlich arm und verlassen — wanderte, als

ob es sich von selbst verstünde aus dem Braunschweigischen in wenigen Stunden nach dem Hannoverischen, in das Haus der einzigen Wohlthäter, die mein Vater auf Erden gefunden hatte, in das Haus der Pastorsleute, Roderich's Eltern.

„Ja“, sagte die Frau Pastorin, ich kann nichts Besseres thun, als Dich auf Deine eigene Kraft verweisen. Ich brauche eine Magd. Willst Du Dir all den gelehrten Kram, den Dir Dein Vater in den Kopf setzte, wieder austreiben und arbeiten, tüchtig, denn ich halte nur eine Magd, und da gibt es viel zu schaffen, so brauchst Du mir nicht einmal zu danken, daß ich Dich zu mir nehme.“ Diese Worte der Frau Pastorin schienen mir die Erlösung von allem Uebel zu sein. Ich trat in den Dienst und erhielt mich rüstig und froh bei den niedersten Verrichtungen. Eines Tages aber zitterten mir die regsamen Arme, wurde ich roth und bleich, wußte ich nicht, was ich zu thun habe, und als ich mich selbst forschend und unerbittlich prüfte, da entdeckte ich, daß ich einer überschwinglichen Liebe zu dem schönen jungen Sohn des Hauses verfallen war, und daß sie die Schuld trug an dem Verlust meines Frohmuthes und meiner Arbeitskraft.“

„Ich hatte bisher nicht einmal in der Phantasie, nicht einmal vom Hörensagen die Ahnung von der Möglichkeit eines solchen Zustandes gehabt. Romane und Liebesgedichte waren mir völlig unbekannt gewesen. Mein Vater hatte, wahrscheinlich im Glauben, meine Unschuld dadurch am besten auch in der Zukunft zu schützen, mir die Liebe rein als Naturwissenschaft deutlich gemacht. Von einer Betheiligung des Herzens daran sagte er mir nichts. Was man Liebe nennt, war nach seinen Belehrungen eine Function wie Essen und Trinken, ein natürlicher Proceß, nur mit dem Unterschiede, daß man nicht von der Natur dazu gezwungen werde, wie zu anderen Verrichtungen, sondern daß es ganz unserer Willkür überlassen sei, uns dem Processe zu unterwerfen oder nicht. Wer dadurch einen bürgerlichen Zweck erreichen, eine Familie gründen will, der unterwirft sich dem Naturgesetze der Liebe freiwillig, indem er heiratet. Wer diesen bürgerlichen Zweck nicht erreichen kann oder will und dennoch mit Liebe sich zu schaffen macht, der ist so wahnsinnig, wie Einer, der ins bodenlose Wasser geht und nicht schwimmen kann. Es kömmt unter gewöhnlichen Verhältnissen gar nicht vor, nur ausnahmsweise wie eine seltene Krankheit. So lauteten die Lehren meines Vaters. Ich weinte daher, als ich mir meine Leidenschaft nicht mehr verhehlen konnte, wie von einem großen Unglück betroffen.“

„Was sollte ich aber thun? Ich hatte keinen anderen Vertrauten als die Frau Pastorin. Ich klagte ihr daher meine Leiden, so einfach und offen, wie ich ihr Schmerzen auf der Brust, oder sonst ein körperliches Uebel geklagt hätte. Sie war von meiner Art, die Sache aufzufassen, von meiner offenbaren Unschuld sehr gerührt, sie nahm mich sogar in die Arme, aber das hinderte nicht, daß sie mir die Weisung ertheilte, noch an demselben Tage das Haus zu verlassen.“

„Dein armer Vater hat ganz Recht gehabt“, sagte mir Roderich's Mutter, „es könnte ein dreifaches Unglück werden und Du mußt darum sogleich fort, und zwar aus drei Gründen: zuerst um Deinetwillen, Du würdest im Bestreben Dein Unglück zu verbergen, immer mehr erkranken. Zweitens um Roderich's willen, der bisher gewöhnt war, einen Dienstboten wie eine Sache zu betrachten, um die man sich, wenn sie ihren Dienst geleistet hat, nicht weiter kümmert. Wenn er Dein Unglück bemerkte, er könnte, Gott behüte! auch von so Etwas ergriffen werden. Drittens um meinetwillen, ich hätte an Dir keine Magd mehr, Du würdest Deine Arbeiten immer schlechter verrichten und rein gänzlich untauglich werden. Glaube mir, Du mußt fort, Entfernung wird Dich bald heilen.“

Die Pastorin ließ es nicht bei diesen Worten bewenden, sie half mir, sogleich mein Bündel schnüren, schrieb einen Brief an eine Freundin in Magdeburg zu meiner Empfehlung, händigte mir das Geld für die Reise dahin ein und noch etwas darüber, und hieß mich sogleich und ohne Abschied von den anderen Hausgenossen zum Bahnhofe zu gehen. „Dein Unglück soll für Jedermann tiefes Geheimniß bleiben“, sagte sie, „und Dein plötzliches Verschwinden werde ich auf ehrenhafte Weise zu erklären wissen, ich sende Dich ja zu einer Freundin.“

„Dies Alles wurde mit so viel mütterlicher Innigkeit gethan und gesprochen, daß, als ich in der Abenddämmerung das Haus verließ, allein und ungesehen, ich an der Schwelle niederkniete, sie küßte und mit begeistertem Aufblick in meinem Herzen schwur, nichts zu thun oder zu lassen, wodurch jemals Unfriede, Gram, Verdruß über diese heilige Schwelle treten könnte. Fast hätte ich Freude gefühlt, Solches schon durch mein Scheiden zu verhüten, wäre mir das Herz dabei nicht so schwer gewesen und wären mir bei dem Gedanken, daß vielleicht Roderich's Fuß der erste sein werde, auf diese von mir geküßte Schwelle zu treten, plötzlich die Thränen aus den Augen gestürzt.“

In der Nacht fuhr ich mit der Eisenbahn auf der dritten Classe nach Magdeburg. Als der Zug des Morgens einen Haltplatz erreichte, wo die Reisenden frühstückten, ging ich auf dem Perron hin und her. Da öffnete sich ein Coupé erster Classe, ein vornehm aussehender junger Mann sprang herab, grüßte mich freundlich und sagte, ich müsse zu seiner Verwandtschaft gehören, so ähnlich sehe ich seiner Cousine u. s. w. Ich war so unerfahren, daß ich dies glaubte. Als der Zug wieder abgehen sollte, setzte sich der junge Mann zu mir in die dritte Classe. Ich war so kindlich erfreut in meiner Verlassenheit einen theilnehmenden Menschen gefunden zu haben, daß ich ihm mit Ausnahme meines Geheimnisses hinsichtlich Roderich's, und daß dieser überhaupt existirte, Alles erzählte. Ich zeigte ihm auch den offenen Brief an die Freundin, worin stand, daß ich einen Dienst als „Mädchen für Alles“ suche, aber auch höhere Kenntnisse besäße, mit denen freilich nichts anzufangen wäre. Der junge Mann hatte schon früher darüber gestaunt, daß ich als Magd gedient hatte; jetzt begann er ein wenig fran-

zösisch, ein wenig englisch zu sprechen. Meine grammatikalischen Kenntnisse waren sehr gründlich, meine Sprachkunst aber sehr gering, wegen Mangel an Uebung und Unkenntniß der eigentlichen Conversationssprache. Dennoch sagte der junge Mann: „Sie verkennen Ihren eigentlichen Beruf ganz und gar, liebes Fräulein, Sie sind eine fertig ausgebildete Gouvernante. Und wie herrlich trifft sich das! Meine verheiratete Schwester hat zwei allerliebste kleine Töchterchen, für die sie eine Erzieherin sucht. Ich bin beauftragt, ihr dabei zu helfen. Ich engagire Sie hiermit, Sie fahren mit mir nach Berlin."

„In Magdeburg bemächtigte er sich meines Reisebündels und meines Armes, löste eine neue Fahrkarte für mich, hob mich in sein Coupé erster Classe und wir fuhren nach der großen Stadt. Er brachte mich nach einem Hotel, wo er mir ein Zimmer nahm; am nächsten Tage wollte er mich abholen, um mich zu seiner Schwester zu führen. Er hinterließ mir seine Karte. Er war der älteste Sohn eines Banquiers und sein Vorname Heribert."

„Am Nachmittag kam eine ältliche Frau zu mir, die sich für eine Bedienstete der Schwester Heriberts ausgab und mich in Berlin umherführte. Sie zwang mich auf einige Einkäufe für meine Toilette zu machen, die sie bezahlte, wie sie sagte, auf Rechnung meines künftigen Gehaltes. Am anderen Vormittag kam Heribert selbst. Die Schwester könne mich noch nicht empfangen, erst in einigen Tagen, ich müsse einstweilen eine kleine Privatwohnung beziehen. Er brachte mich und meine Sachen in eine Droschke. Die neue Wohnung bestand aus zwei hübsch möblirten Zimmern, die Vermietherin war aber die Frau, die mich am vorigen Nachmittag umhergeführt hatte."

Veronica schwieg eine Weile nachdenklich, dann sagte sie: „Ich brauche Sie nicht mit der umständlichen Erzählung zu langweilen, wie ich endlich erkennen lernte, um was es sich handelte. Die verheiratete Schwester Heriberts existirte gar nicht, somit auch keine Gouvernantenstelle bei ihr. Ich sollte — für Heribert leben. Fest und bestimmt sagte ich ihm, daß ich ihn nicht lieben könne und niemals lieben werde; daß ich ihn heiraten würde, um eine bürgerliche Versorgung zu finden, wenn ich ihm ohne Gefühlsäußerung noch von Werth erscheinen könne, und daß sonst jede Art Verbindung zwischen uns unmöglich sei. Ich muß ihm das Zeugniß geben, daß er mich nicht zu betrügen versuchte. Er sagte mir unumwunden, daß er mich jetzt nicht heiraten könne, daß er eines von den unermeßlich reichen Mädchen heiraten müsse, wie sie in Berlin für Banquierssöhne zu haben seien, und erst, wenn sich seine Verhältnisse durch glückliche Geschäfte in dem Grade bessern sollten, auch ohne Heirat, daß er für den Credit seines Hauses nichts mehr zu besorgen hätte, würde er mir seine Hand bieten. Nach meiner Bildung und Denkungsweise und alleinstehend, Niemandem Rechenschaft schuldig, sollte ich mich über die Vorurtheile der Gesellschaft erheben und ihn auch ohne bürgerliche Verbindung beglücken, da er mich auf das Innigste liebe. Ich erwiderte ihm, daß ich dies Raisonnement nicht verstehe, ein Mädchen könne sich aus Liebe opfern, dies wäre dann halb Unglück, halb Wahnsinn, wie

mein Vater sagte, aber ohne Liebe könne ein Mädchen eben nur der bürgerlichen Gesellschaft dienen."

„Er bat mich, die Sache einstweilen in der Schwebe zu lassen, vielleicht daß sich seine Geschäfte unerwartet bessern. Während ich aber diese kurze Zeit benützte, meine Kenntnisse zu sammeln, viel zu lesen, englische und französische Conversationsstunden zu nehmen, diente dieselbe Zeit dazu, Heriberts Leidenschaft immer heftiger zu machen, so daß ich auf vollständiger Trennung bestand. Er gab mir Empfehlungen nach Leipzig, dort sollte ich endlich wirklich in ein Haus als Gouvernante treten. Kein Gelöbniß von Treue konnte ich Heribert ablegen, aber ich versprach, ihn willig anzuhören, wenn jemals die Zeit kommen sollte, da er mich zum Weibe würde nehmen können, und dann nach den Stimmungen und Gefühlen darüber zu entscheiden, die zu solcher Zeit in mir walten sollten."

Nach einer längeren Pause fuhr Veronica fort: „Ermessen Sie den Sturm meiner Empfindungen, als ich in Leipzig unvermuthet Roderich wiedersah. In seinem Aeußeren hatte sich nichts verändert. Ich aber war durch das Erlebte, durch den freundschaftlichen Verkehr mit Heribert, durch Einblicke in das gesellschaftliche Leben um Vieles reicher geworden, und sah Roderich sich mit der Naivetät eines Kindes einem wüsten Treiben hingeben, das ihn zu Grunde richten mußte. Die frommen Eltern in der Heimat legten offenbar zu viel Vertrauen in die tugendhaften Grundsätze, die sie ihm beigebracht hatten. Wenn ich ihn hätte belehren oder warnen wollen, so würde ich seinen Hohn herausgefordert und nichts erreicht haben. Ich zog es vor, mich als seines Schutzes bedürftig darzustellen. Er war bei der ersten Begegnung mit mir sehr überrascht gewesen, er kenne mich genau, sagte er, als Vroni, die Magd seiner Mutter, und doch wäre ihm, als ob er mich zum ersten Male sähe. Ich schlug ihm nun das geschwisterliche Verhältniß vor, und um diesem alle Sicherung zu geben, schützte ich eine getäuschte Liebe in Berlin vor, und daß ich von Heribert schmählich wäre verlassen worden. So mußte Roderich mich jedem anderen Gefühle unzugänglich wissen. Er ist aber zum Glücke noch nicht in Versuchung gekommen, an diesem Punkt zu rütteln."

Sie schwieg mit finsterer Miene. „Und was soll daraus werden?" fragte ich forschend, „haben Sie niemals die Zukunft bedacht?"

„Die Zukunft," antwortete sie, „legt sich sehr einfach dar. Er kann nun bald die Universität verlassen, ja eigentlich sogleich, um sich auf die letzten Examen zu Hause vorzubereiten. Wenn er wieder in der Heimat ist, wenn er seine Vergangenheit den Eltern erzählt, dann werden sie erkennen, was ich ihm geleistet und genützt habe und den theuren Wohlthätern meines armen Vaters wird ein Dank, ein Segen erblüht sein."

„Und Sie?" fragte ich.

„Ich werde fortfahren, Gouvernante zu sein", antwortete sie traurig, indem sie die Hände im Schoße faltete und das Haupt senkte.

„Ich war gerührt und sah im Augenblicke nicht ein, was bei so großer, gegenseitiger Zuneigung einer Verbindung der beiden jungen Leute entgegen stehen sollte.

„Warum wollen Sie entsagen?" fragte ich „wenn Roderich das Geheimniß erfährt, das Sie ihm so sorgsam verhüllen, das Geheimniß Ihrer Neigung zu ihm, so wird er überglücklich sein. Ich glaube wenigstens schließen zu dürfen, daß er Sie nicht weniger liebt, als Sie ihn."

„Das wäre ein großes Unglück, das soll nicht sein", rief sie lebhaft; „seine Eltern, denen ich eine lebenslängliche Dankbarkeit schwur, wären unglücklich, wenn er ein blutarmes Mädchen nähme, das als Magd gedient hat; sie würden mich verwünschen, ihrem Sohne nie verzeihen, mit dem sie ohne Zweifel ganz andere Pläne haben. Ich hätte dann den Unfrieden, den Gram und den Verdruß in dasselbe Haus gebracht, an dessen Schwelle ich gelobte, nichts zu thun oder zu lassen, wodurch Solches herbeigeführt werden könnte."

Ich war von der Berechtigung dieser Delicatesse nicht überzeugt. „Große Leidenschaften", sagte ich, „sind ein entscheidendes Schicksal und eine Liebe, die sich nichts vorzuwerfen hat als Armuth, versöhnt zuletzt die Widerstrebenden durch ihre Ausdauer, durch das Glück, das sie bereitet. Etwas Anderes wäre es, wenn Sie einen Flecken trügen, der nie vergeben werden kann, wenn Roderich ein Unrecht, eine Untreue —"

Ich hielt plötzlich inne. Erst jetzt fiel mir bei, daß Roderich verlobt war, daß er ein großes Geständniß abzulegen hatte. Hier konnte ich nicht mehr selbstthätig eingreifen, ich mußte Alles jenem Schicksale überlassen, das in den Charakteren der Menschen selbst, im Innersten ihres Herzens vorbereitet liegt.

Ich hörte an einer Bewegung im Hause, daß Roderich kam und nahm rasch Abschied von Veronica, um den jungen Mann noch einen Moment allein sprechen zu können.

„Ich kann Ihnen nichts über die Natur der Gefühle sagen, die Veronica für Sie hegt", sprach ich zu Roderich, „aber ich glaube, sie ist vorbereitet, Ihre Geständnisse zu empfangen. Sie müssen natürlich mit der Enthüllung Ihrer Verlobung, die Sie bisher so sorgsam verschwiegen, den Anfang machen. Geben Sie mir Nachricht über den Erfolg."

Wir kamen überein, wann und wo er mich aufsuchen sollte.

5.

Die Stunde dieses Rendezvous war verstrichen und Roderich nicht gekommen. Ich ließ den folgenden Tag verstreichen, ohne Erkundigungen einzuziehen; vielleicht entschied sich das Schicksal der beiden Menschen durch Stürme und Krisen, die keinen Zeugen haben durften.

Am dritten Tage nach meiner Unterredung mit Veronica suchte ich Beide in der Bautzner Straße auf. Sie waren abgereist, die Leute, bei denen sie gewohnt hatten, wußten mir nur zu sagen, daß sie nicht von einer Wiederkehr gesprochen hatten. Ein Schreiben, von dem zwischen ihnen sehr laut und heftig die Rede gewesen, mußte eine Entscheidung, den Entschluß zur Abreise veranlaßt haben.

So war ich denn mit meinem Interesse an dem Schicksale der Liebenden auf die Zukunft verwiesen. Sie hielt Wort, zuerst in Gestalt eines Briefes von Roderich aus einem kleinen Orte, der zwischen Leipzig und seiner Heimat lag:

„Lieber Freund! Ihrer Theilnahme, Ihrem wohlthätigen Eingreifen bin ich eine Aufklärung schuldig. Als ich, nachdem Sie Veronica verlassen hatten, bei ihr eintrat, fand ich sie sehr bewegt, und indem sie mir beide Hände entgegenstreckte, was sie sonst niemals gethan, sagte sie mit einer Innigkeit, die diesem Entgegenkommen entsprach: „Ich habe mir im Gespräche mit Deinem Freunde das Herz sehr erleichtert, er will mich glauben machen, daß noch ein Glück möglich sei." Ich wußte noch nicht, wie diese Worte zu deuten waren, ich sah, ich fühlte nur mit überschwenglicher Freude die Wärme ihres Empfanges und der Augenblick schien mir gekommen zu sein, Alles zu sagen. Den Sturm meiner Leidenschaft ausbrechen lassen zu dürfen, war mir eine unendliche Wonne, doch mäßigte ich meine Worte im Gedanken, daß ich erst nach einem offenen Eingeständnisse hinsichtlich meiner Vergangenheit zu gänzlicher Hingebung an mein neues Gefühl berechtigt wäre. Ich erzählte demnach die Geschichte meiner Liebschaft und meiner Verlobung mit Lisbeth und verschwieg, von den Fragen Veronicas gedrängt, keine Scene, kein Wort.

Veronica hörte mich zu Ende. Was in ihrem Herzen dabei vorging, mußte eine mächtige Bewegung sein, die ich zu meinem Vortheile, als ein Zeichen ihrer Liebe für mich deuten zu können glaubte. Als ich zu Ende war, wischte sie Thränen aus den Augen, was sie aber sprach, ließ mich aus allen meinen Himmeln stürzen. „Meine Thränen", sagte sie, „sind die des Zornes und der Kränkung über den Verrath, den Du durch das Verschweigen einer so wichtigen Lebenswendung an der Schwester begangen hast." Und ihre lauten Klagen darüber schloß sie mit den Worten: „Ich war Dir eben jetzt freudig und liebend entgegen gekommen, um Dir meinerseits ein ungeheures Vertrauen zu schenken. Ich habe ein Schreiben aus Berlin von meinem früheren Bräutigam erhalten und Du solltest mir helfen, meinen Entschluß auszuführen." Ich starrte sie an, ich glaubte von Sinnen zu kommen. Dies also sollte die Deutung ihrer Worte sein, daß noch ein Glück möglich sei? Ich verlangte das Schreiben zu sehen, sie verweigerte es mir, sie überhäufte mich mit Vorwürfen über meine Verschlossenheit, meinen Verrath. Wir stritten lange und heftig. Endlich brachte sie mich dahin, daß ich auf ihre Bitte einging, sie für einige Stunden allein zu lassen, damit sie sich sammle.

Ich irrte im Freien umher, ich weiß nicht wohin und wie lange. Als ich zurückkehrte, hatte Veronica das Haus verlassen, sie war abgereist. An ihrer Stelle fand ich einen versiegelten Zettel von ihr, des Inhaltes, sie wisse keinen Grund des Ereiferns zwischen uns Beiden; sie werde jetzt dem Flehen des Berliners nachgeben, mit ihm in der Welt umherziehen; ja sie wolle die erste Zeit mit ihm in derselben Stadt zubringen, in der sie einst Magd gewesen, der Contrast zwischen ihrer damaligen und jetzigen Lage, damals so arm, jetzt in allem Luxus, werde ihr eine Lebensfreude sein.

Ich weiß nicht, ob ich Sie noch meinen lieben Freund nennen soll, wenn dies die Ergebnisse Ihrer Unterredung mit Veronica waren. Ich denke aber, Sie haben es gut gemeint. Sie wollten das schwebende Verhältniß zu irgend einer Entscheidung bringen, wenn auch zu einer schmerzlichen. Es ist Ihnen nicht gelungen. Ich verfolge die Spuren Veronicas, ich glaube, sie in dieser kleinen Stadt zu treffen, und ist dies nicht der Fall, so werde ich morgen in meiner Vaterstadt nach ihr suchen. Leben Sie wohl.

Roderich P. . . .“

Der einfache Vorgang, daß ein wackeres, armes Mädchen in der Verbindung mit dem Geliebten kein Glück für diesen sehend, ihr eigenes Glück dem des Geliebten opfert, ist schon mehrfach von Novellisten benützt worden, namentlich in Frankreich. Der Unterschied zwischen der novellistischen Einkleidung und dem wirklichen Vorgang liegt in den Motiven. In französischen Romanen wird das Mädchen, das sich opfert, stets eine Gefallene sein und bloß dieser Umstand sie zum Entschlusse der Entsagung bringen. Das deutsche Herz, das seine Treue sowohl durch Dankbarkeit als durch den Abscheu von einer Untreue bewährt, die an einem anderen Mädchen begangen werden soll, kann nur in Deutschland vorkommen. Mit der Zeit erfuhr ich Folgendes:

Roderich kehrte nach Hause zurück. Der idyllische Friede, die Atmosphäre von Frömmigkeit und Redlichkeit, der ganze Geist seines Elternhauses beschwichtigten nach und nach sein Herz und seine Phantasie, und führten ihn der verlassenen Braut wieder zu. Er ist Pastor geworden wie sein Vater und lebt noch heute in glücklicher Ehe mit Lisbeth.

In Dresden, in der Neustadt, lebt sehr still ein verschrumpftes, altes Fräulein von der Pension, die ihr ein reiches Haus gewährt, in welchem sie fünfundzwanzig Jahre Erzieherin gewesen war. Das alte Fräulein ist Veronica.

Gedichte.

Von

Wilhelmine Gräfin Wickenburg-Almásy.

I.

An einen Dichter.

Tief innen in des Tempels Heiligtume,
Von sel'ger Stille andachtsvoll umweht,
Wo sich in Weihrauch kehrt der Duft der Blume
Und jeder Hauch sich wandelt zum Gebet,

Wohin der Sonnenstral durch bunte Scheiben
Verklärend dringt in holdem Dämmerlicht,
Wo fern verhallt der Erde lautes Treiben,
Dort webt und hegt der Sänger sein Gedicht.

Vor dem Altare kniet er in Entzückung
Und höher schlägt sein Herz bei jedem Klang,
Den seiner Leyer er in Weltentrückung
Entlocken mag zu seligem Gesang.

Und sieht zuletzt, in heil'ger Glut entglommen,
Zum Himmel steigen er des Opfers Rauch,
Da jubelt er: Du hast es angenommen,
O Gottheit, Dank, bis zu dem letzten Hauch!

Dann öffnet er des Tempels hohe Thore
Und ruft hinaus in Glaubensseligkeit:
Herein, ihr Brüder, stimmt im Freudenchore
In diesen Sang, der mir die Brust befreit!

Doch wehe, weh! da steht die bunte Menge
Mit trock'nem Aug' und andachtlosem Ohr
Und zischelt rings in wimmelndem Gedränge
Und wirrer Lärm dringt durch das off'ne Thor.

Der Sänger aber hält betroffen inne
Und kennt nicht mehr der eig'nen Stimme Laut,
War's nur ein Wahn, der ihm berückt die Sinne,
Ist dies das Lied, d'ran sich sein Herz erbaut?

Gebrochen sinkt er hin! — Im tiefsten Grunde
Der reinen Seele, wo das Lied sich barg,
Dort blutet schmerzenvoll die off'ne Wunde:
O wär's noch drin, verschlossen wie im Sarg!

Und doch, du kühner, gotterfüllter Sänger,
Laß dir den Glauben nicht entrissen sein,
Die Thränen still' und härme dich nicht länger;
Steh' auf! Du trägst der auserwählten Pein!

Der Flammenborn, der sich in heißen Fluten
Durch deine Adern seine Bahnen bricht,
Ein frost'ger Hauch mag dämpfen seine Gluten,
Allein versiegen kann er ewig nicht.

Und sieh'! noch mitten in dem Drang der Qualen
Regt sich's im Innern leis und zauberhaft; —
O raff' dich auf und laß' vom Antlitz stralen
Den stolzen Glauben an die eig'ne Kraft!

II.

Herbstlieder.

1.

Wie anders wurdest du, o Wald,
Seit ich dich nicht geseh'n!
Mich dünkt es, du bist worden alt, —
Ei, das war bald gescheh'n!

Hast du vielleicht im Schlaf der Nacht
Ein furchtbar Bild geschaut
Und fandest dann, vom Traum erwacht,
Dein junges Haupt ergraut?

O Wald! ich seh's mit banger Brust,
Wie rasch du dich entfärbst:
Wie Sturmwind eilen Glück und Lust,
Heut' Sommer — morgen Herbst!

2.

Wenn sich zur Erde neigen
Im Herbst die Blätter fahl,
So schläft schon in den Zweigen
Der neue Keim zumal.

Und was des Sturmwinds Wüten
Durch rauhe Lüfte trägt,
Die Seelen sind's der Blüten,
Die noch der Samen hegt.

So ist des Herbstes Trauern
Ein Werden, kein Vergeh'n, —
Ein ahnungsvoll Erschauern
Der Welt in Mutterweh'n.

Gedichte.

Von

J. Tandler.

1.

Vor dem Standbilde der Aphrodite.

(Gemälde von François.)

Beim Schimmer der Plejaden
bekränzt ein reizendes Weib
mit Rosen von Damaskus
der Göttin gleißenden Leib,

unsel'ge Worte jammernd,
halb Vorwurf, halb ein Gebet,
den Lippen kaum entfallen
vom Abendwinde verweht.

Ein drängend' Racheheischen,
ein Schwur durchschauert den Hein —
Umsonst! Nie werden Flüche
ein Herz vom Banne befrei'n.

Erhörung wird der Liebe,
die um Erwiederung fleht:
der Schrei um Herzenshärte
ist keinem Gott' ein Gebet.

2.

Am Strande.

Was suchst du den Einklang allerwärts,
du unbefriedigtes Menschenherz!
Willst selbst mit den Dingen, den seelenlosen,
Empfindungen tauschen, willst grollen und kosen!

Du wähnst, wenn beim zitternden Sternenschein
die Woge sich wirft an das Klippengestein,
es dringe empor aus der Brandungen Grimme
entfesselter Sehnsucht verlockende Stimme.

Nicht glaube, die Welle liebe das Land,
es hasche die Nixe nach Blumen am Strand:
schon bringt sie das wechselnde Senken und Heben
zurück in das Meer — sie schaukelt sich eben.

3.

Leuchten des Meeres.

O lied- und duftlose Maiennacht!
Nur Träume gönnst du an Bord der Jacht
von fern erblühender Lenzespracht,
von Bülbüls schmetternden Liedern.

Der Mond aus klüftigen Wolken bricht,
doch seine Zauber verfangen nicht,
nicht wiegt sein zitterndes, bleiches Licht
sich heut' im Schoße der Wogen.

Erborgte Flitter verschmäht die Flut,
sie selber leuchtet wie Abendglut.
Was träg' am finsteren Grund geruht,
das regt sich im flüßigen Golde.

Wie Perlen steigen aus schäum'gem Wein,
entschweben Sterne dem Wellenschein,
lichtflutend weit in die Nacht hinein,
des Himmels Funken verdunkelnd.

Wo gäb' es Feste, gleich diesem groß!
Vom Starren ringt sich das Leben los,
indeß der finstere Meeresschoß
noch birgt die Keime der Wesen. —

Die Segel schwellen. Ein Windstoß fegt
die graue Flut, die empört sich regt;
und all das Wunder, von ihr gehegt,
versinkt in wirbelnde Tiefen.

Ich sprach zum Steuermanne gewandt:
„Die Offenbarung des Meers verschwand!"
Doch er, das Ruder in fester Hand,
er sah hinauf nach den Sternen.

Die Ethik im Lichte der Entwicklungstheorie.

Von

Julius Kaan.

Bei allen Völkern findet man im Anfange der Culturentwicklung die Personificirung der Naturerscheinungen und Naturkräfte. Da sie einer physicalischen Erklärung der natürlichen Vorgänge noch ermangeln, so sehen sie in jeder natürlichen Erscheinung die unmittelbare Thätigkeit einer Gottheit oder eines Dämons. Wir sind zwar nicht mehr auf dieser Stufe bezüglich der Beurtheilung der physischen Vorgänge, wir erklären dieselben auf natürliche Weise nach von der Wissenschaft erforschten unwandelbaren Naturgesetzen. Anders ist es aber bezüglich der physischen Vorgänge. — In dieser Hinsicht befinden wir uns noch auf dem Standpunkte der Naturvölker und glauben noch immer der Metaphysik, des categorischen Imperativs, der unmittelbaren höheren Einwirkung, behufs befriedigender Erklärung des Sittlichkeitsgefühles nicht entrathen zu können, obwohl wir zuerst untersuchen sollten, was es denn eigentlich mit der Unterscheidung physischer Vorgänge von psychischen Vorgängen für ein Bewandtniß hat, ob nicht auch die psychischen Vorgänge Ergebnisse des natürlichen Entwicklungsprocesses und daher nach denselben Principien, wie die physischen Vorgänge zu erklären, und ebenso der Herrschaft unwandelbarer Naturgesetze unterworfen sind.

Die instinctiven Kunst- und Geselligkeitstriebe der Thiere, die Bienenzelle, die Baukunst des Bibers, der Bienen- und Ameisenstaat sind aus ursprünglich spontanen Handlungen, welche sich in irgend einer Weise nützlich erwiesen haben, daher wiederholt wurden, durch Angewöhnung und Vererbung im Laufe sehr großer Zeiträume entstanden. Wenn etwas in uns ist, das uns gebietet, so oder so zu handeln, das bei dem entsprechender Handlung in uns Befriedigung, bei nicht entsprechender aber Nichtbefriedigung hervorruft, wenn es ein Gewissen gibt, so ist dasselbe gewiß auf keine andere Weise entstanden, als die Kunst- und Geselligkeitstriebe der Thiere, nämlich durch Angewöhnung und Vererbung des Gefühles der Nützlichkeit ursprünglich spontaner Handlungen.

Thatsächlich sind die Gebote des Gewissens bei verschiedenen Völkern und zu verschiedenen Zeiten sehr verschieden, ja es gibt heute noch große Völker, bei welchen moralische Begriffe kaum rudimentär vorhanden sind (siehe Baker's Reise in Centralafrika). Das Gewissen ist der unbewußte Trieb, so zu handeln, wie es die im Volke zur Zeit vorhandenen sittlichen Begriffe vorschreiben. Dieser Trieb hat sich ganz so, wie die Instincte der Thiere entwickelt; da aber zugleich die Entwicklung des Intellects vom bloßen Auffassungsvermögen der Thiere zum reflectirenden Verstande fortgeschritten ist, so konnte sich dieser Trieb nicht zum Instincte verknöchern, daher die Handlungen des Menschen nicht immer (wie die Handlungen der Thiere dem Instincte) den Geboten des Gewissens mit Nothwendigkeit entsprechen, sondern häufig durch das Motiv eines wirklichen oder eingebildeten Vortheils oder Genusses mit diesen Geboten in Widerstreit gerathen. Wenn nun auch der Erfolg solcher dem Gewissen widerstreitender Handlungen oft ein günstiger ist, so macht sich dennoch das aus dem instinctiven Triebe (dem Gewissen) entspringende Unbehagen selbst bei Wiederholung fühlbar, wird aber mit der Zeit immer schwächer: „Das Gewissen wird eingeschläfert." Dies kann bei ganzen Völkern eintreten und hat dann moralische Rückbildung, Decadence zur Folge. Ist aber der Erfolg solcher Handlungen ein ungünstiger, so wird das aus dem unbewußten Trieb entstandene Unbehagen, noch durch den Mißerfolg verschärft und wirkt auf diesen Trieb verstärkend zurück: „Der Mensch hält Einkehr in sein Gewissen."

Die durch den Erfolg menschlicher Handlungen herbeigeführte Abschwächung oder Verstärkung des Gewissens ist der beste Beweis und die zureichendste Erklärung der Art und Weise seiner allmäligen Entwicklung.

Ist das Gewissen, der innere Trieb zum sittlichen Handeln, als Resultat des Entwicklungsprocesses erkannt, so bleibt noch die Frage zu erörtern, wie sich derselbe zur Religion und zum Rechtsbewußtsein verhält.

Es ist allerdings richtig, daß sich sittliche Grundsätze und der innere Trieb zum sittlichen Handeln, das Gewissen, auch ohne alle religiösen Vorstellungen oder neben, so zu sagen, außerhalb derselben entwickeln können und entwickelt haben. Hievon geben die antiken Völker, Griechen und Römer, Zeugniß, deren Mythologie keine Religion im eigentlichen Sinne des Wortes mit positiven Sittlichkeitsgeboten war, so wenig als die Mythologie der alten Germanen und Celten, während diese Völker doch die schönsten Beispiele sittlicher Größe (Sokrates, Marc Anton, Arminius) aufweisen, sowie auch das zahlreiche Volk der Hindus, deren budhistische Glaubenslehre keinen höchsten sittlichen Gesetzgeber kennt, ein hoch ausgebildetes Moralsystem besitzt.

Nichtsdestoweniger läßt sich nicht läugnen, daß die religiösen Vorstellungen großen Einfluß auf die Entwicklung des Sittlichkeitstriebes gehabt haben, und zwar umsomehr, je mehr sie eine fortwährende Einwirkung der Gottheit auf menschliche Schicksale enthalten. Auch Wechselwirkung hat

stattgefunden, indem die Religionsstifter die bei ihrem Volke vorhandenen sittlichen Grundsätze als Gebote der Gottheit verkündeten, und diese Grundsätze nach der Vorstellung von den Eigenschaften der Gottheit erweiterten.

Dabei ist festzuhalten, daß auch die Religionen Resultate der Entwicklung sind, und keine neue Religion ihrer Essenz nach auf einmal, plötzlich entstand, so sehr dies historisch den Anschein haben mag; da es keinem Religionsstifter gelungen wäre, einer Glaubenslehre, deren Wurzel nicht bereits im Volke vorhanden war, allgemeine Aufnahme zu verschaffen.

Wenn das Sittengesetz aus übernatürlichen Ursachen abgeleitet wird oder nach Kant's „Kritik der praktischen Vernunft" aus der Existenz des Sittengesetzes auf übernatürliche Ursachen geschlossen wird, so geschieht dies nach der Weise der Naturvölker, welche eine ihnen unerklärliche Naturerscheinung nicht als etwas „Gewordenes", als nothwendige Folge natürlicher Ursachen ansehen, sondern eine übernatürliche metaphysische Ursache annehmen zu müssen glauben.

Da die Religionen im Wege der Mythenbildung entstandene Erklärungen der Räthsel des Welt- und Menschendaseins sind, und auf alle diesbezüglichen Fragen zu antworten, daher auch die Existenz des nicht wegzuleugnenden Uebels und Leidens in der Welt zu erklären bestrebt sind, so gehen die Gebote der religiösen Moral weit über jene der sogenannten natürlichen Moral, das ist der ohne religiöse Einwirkung entstandenen Sittlichkeitsgrundsätze hinaus, oder besser gesagt, der Kreis der religiösen Moralgebote ist in der Regel weit größer als jener des natürlichen Sittengesetzes, ohne aber letzteren nothwendig ganz einzuschließen. Die Religionen schreiben mitunter Handlungen vor, die von dem ohne Religion entwickelten Sittengesetze entschieden verurtheilt werden müssen, z. B. Menschenopfer, Bekriegung der Ungläubigen, Ketzerverfolgung, Witwenverbrennung rc., und enthalten anderseits nicht so manche auf wahrer Humanität beruhende Moralgebote, so z. B. kennen alle abendländischen Religionen keine Moralgebote hinsichtlich der Thiere, während die Lehre Budhas sie in das allgemeine Liebesgebot einschließt. Wohl gibt es dafür auch Sittenlehren, die sehr erhaben sind, und doch ohne religiöse Einwirkung kaum je entstanden wären, wie z. B. der vom Christenthum gebotene Verzicht auf die Vergeltung erlittenen Unrechtes, die Feindesliebe.

Das positive Recht ist die Anwendung der im Volke vorhandenen natürlichen und religiösen sittlichen Grundsätze auf die Gesellschaft, jedoch hauptsächlich nach der negativen Seite. Es befaßt sich zumeist nicht mit dem, was zu thun, sondern mit dem, was zu unterlassen ist. Diese einseitige Natur des positiven Rechtes, ja die Codification desselben, bringt es mit sich, daß es der im Volke fortschreitenden Umbildung und Entwicklung des sittlichen Bewußtseins nicht im gleichen Schritte folgt, sondern oft weit zurückbleibt. „Es erbt sich fort von Geschlecht zu Geschlecht", bis endlich der Widerspruch mit dem sittlichen Bewußtsein grell zu Tage tritt.

Beispiele hievon sind auf dem Gebiete des aus religiöser Moral entstandenen positiven Rechts: Das der Kirche gewährte Brachium zur Ketzerverbrennung 2c., dann die Hexenprocesse; auf dem Gebiete des aus natürlicher Moral entstandenen positiven Rechtes: Die Leibeigenschaft in Europa, die Sclaverei in Amerika, die Wuchergesetze, die Schuldhaft, ja in gewissem Sinne, so manche vom römischen Rechte herstammende Bestimmungen über die Besitzverhältnisse, welche durch die moderne Entwicklung des Industrialismus überflügelt, die Wunde der socialen Frage zur Folge haben.

Ist der Widerspruch des positiven Rechtes zu den sittlichen Grundsätzen eines Volkes zur vollen Schärfe ausgebildet, und erfolgt keine Abhilfe, so sind sociale Revolutionen, wie Bauernkrieg in Europa, Bürgerkrieg in Amerika, französische Revolution 2c. die unausbleibliche Folge.

Die Lehre Darwin's, angewendet auf die Ethik, wie in vorliegender Darstellung versucht wurde, erweitert das Gebiet natürlicher Erklärungen in ungeahnter Weise und gibt der naturgesetzlichen Weltanschauung eine tiefere Begründung. Doch bleibt die Frage: Erklärt diese Weltanschauung genügend das Welt- und Menschen-Räthsel? ist sie für uns allseitig befriedigend, besonders auch nach der Seite des Gemüthes, die als ebenso berechtigt, ja oft als berechtigter gehalten wird, als die des kalten Verstandes? Darauf läßt sich nur antworten, daß dem menschlichen Denken die letzten Ursachen, die Kräfte unerklärlich sind, und immer, ja nothwendig unerklärlich bleiben werden, weil eben der Denkproceß selbst Naturproduct ist, weil auch im Denken ein Punkt außer der Welt vorhanden sein müßte, um diese zu bewegen, zu ergründen. Nur ist zu beachten, daß es eben so unerklärlich ist, daß die Materie im Steine fällt, also von anderer Materie angezogen wird, als daß sie im menschlichen Gehirn denkt, daher dort und da ein Hinausgehen über die physicalische Erklärungsweise unmöglich ist. Hier gilt es: entweder, oder. — Entweder begnügt sich der Mensch mit dem, was er wissen kann, und das ist wahrlich ein sehr weites Gebiet, wo überall die natürliche Erklärungsweise ausreicht, aber nirgends Raum ist für Dämonen, Wunder und Metaphysik; oder er will Alles erklären, dann aber erstreckt sich seine Dichtung, Mythe oder Metaphysik nothwendig auch auf die physicalischen Vorgänge, er sucht den Stein der Weisen, läßt die Erde stille stehen, und die Sterne vom Himmel fallen. —

Und ist denn wirklich diese Weltanschauung so trostlos? Ist sie es etwa nur für den anerzogenen Egoismus, der sich als Subject, für welches alles da ist, die Welt als Object gegenüber stellt, und sie nach zeitlichen Umständen mit kleinlichen Absichten meistern, nützen und genießen will? — Ist der Gedanke nicht groß und erhaben, sich eins zu wissen mit der ganzen Natur, eins im Sein und Denken? War nicht der Gegenstand unserer Jugendbegeisterung die Verkündigung der Menschenrechte, das Schiller'sche Ideal: in Marquis Posa; der geträumte humanitäre, sociale und politische Fort-

schritt durch diese oder jene Reform, diese oder jene Gestaltung des Gemeinwesens? Wir sind älter und nüchterner geworden, wir haben Enttäuschungen erfahren durch die Wendung der Dinge, durch die kleinen Ergebnisse großartiger Intentionen. — Sollten wir nicht jene Jugendbegeisterung wieder finden in der Ueberzeugung, daß der intellectuelle und moralische Fortschritt der Menschheit nicht von dieser oder jener Institution abhängt, daß er nicht durch diesen oder jenen Mißerfolg aufgehalten werden kann, da dieser Fortschritt ein nothwendiges Naturgesetz ist; daß wir es sind, welche vermöge der All-Einheit aller Lebenswesen in unseren Nachkommen fortleben, wie wir in unseren Vorfahren gelebt haben.

Der czechische Dichter Mácha.

Mitgetheilt von

C. E. R. von E . . . .

In den bisher erschienenen Jahrgängen der „Dioskuren" sind mancherlei Proben aus der neueren magyarischen, italienischen, polnischen, croatischen, aber sehr spärliche aus der czechischen Poesie mitgetheilt worden, und doch gibt es auch in dieser Literatur manches Dichterwerk, das besondere Würdigung verdient.

Der czechische Dichter, der hier vorgeführt werden soll, ist zwar leider zu frühe von der Erde abgerufen worden, und darum noch etwas unfertig geblieben; aber bei dem vorzüglichen Talente, welches ihm eigen war, und bei seinem ernsten Streben nach dem Besten war zu erwarten, daß er sich im Laufe der Zeit geklärt, namentlich sich auch frei gemacht hätte von Vorbildern, die er all zu deutlich vor dem Auge hatte, und daß dann seine Originalität, die aus seinen Poesien hie und da wie ein Blitz hervorleuchtet, siegend geblieben wäre.

Carl Hynek Mácha wurde in Prag am 16. November 1810 als der Sohn unbemittelter Eltern geboren, brachte es aber doch unter unsäglichen Mühseligkeiten dahin, sich den höheren Studien widmen zu können, und trat als absolvirter Hörer der Rechte im September 1836 bei einem Advocaten in Leitmeritz in die Praxis ein. Er hatte bereits die Gefährtin seines künftigen Lebens gewählt, und beschlossen, sich mit ihr am 8. November desselben Jahres zu vermählen. Allein über den Sternen war ein anderer Beschluß gefaßt. Während eines in Leitmeritz ausgebrochenen Brandes betheiligte sich der von Menschenliebe erfüllte junge Mann bei den Löscharbeiten in einer, seine ohnedies nicht bedeutenden Kräfte so sehr übersteigenden Weise, daß er, kaum heimgekommen, schwer erkrankte. Trotz aller Hilfeleistung war er wenige Tage darauf eine — Leiche. Er wurde am 8. November, an demselben Tage begraben, an welchem er seine Hochzeit hatte feiern wollen. Ein echt tragisches Dichterschicksal!

Unter Mácha's bekannt gewordenen Gedichten kleineren Umfanges gibt es manche von unbestreitbarem Werthe, aber sie sind großen Theils, wie die meisten lyrischen Ergüsse junger Dichter, all zu subjectiv gehalten. Dagegen zeugt seine „romantische Dichtung", wie er seinen „Maitraum" nannte, von einer Kraft im Gedanken und Ausdruck, von einer so lebhaften Phantasie,

und von so viel Gewandtheit in der Darstellung, daß man mit allen Grund annehmen darf, seine nächsten Arbeiten erzählender Gattung wären immer vorzüglicher geworden, er würde sich wohl auch von dem übermäßigem Einfluß seines glänzenden, aber unerreichbaren Vorbildes, des Lord Byron, mehr und mehr befreit, und ferner auch kaum so schauderhafte Stoffe behandelt haben, wie er dies in seinem „Maitraum" (!) that.

Der hier folgende erste Gesang dieser Dichtung beweist die hohe Begabung des Dichters.

Diese Probe ist einer sehr gelungenen Uebersetzung der „Ausgewählten Gedichte Mácha's" von Alfred Waldau (Prag, bei Dominicus 1862) entnommen. Der Uebersetzer, mit dem ein Contact angestrebt wurde, war trotz vielfacher Anfragen nicht zu eruiren; er wird hoffentlich diese Entlehnung umsoweniger beanständen, als ja die Veröffentlichung des hier gewählten Bruchstückes besonders geeignet erscheint, das deutsche Publicum auf das ganze Werk zu Gunsten desselben aufmerksam zu machen.

Ein Maitraum.

Romantische Dichtung.

Spätabend war's — es war der erste Mai —
Ein Abendmai — es war der Minne Zeit.
Die Turteltaube lockt' zur Seligkeit
Im duft'gen Kieferhain, so traut und treu.
Von Liebe flüsterten die stillen Moose,
Und Liebeswehe log der Blütenbaum,
Von Liebe sang die Nachtigall der Rose,
Der Abendwind verrieth den Rosentraum.
Im tiefgeheimen Schmerze seufzte auch
Das kühle Strandgebüsch im Abendhauch,
Indeß die Strahlensonnen and'rer Kreise
Still irrten durch die blaukrystall'nen Sphären
Und glühten dort wie heiße Liebeszähren.
Auch ihre Welten, hoch im Aether blühend
Wie in dem Dom der ew'gen Liebe, standen
Einander näher stets, in Liebe glühend,
Bis sie zuletzt, nur noch als Funken sprühend,
Wie ein verirrtes Paar sich wiederfanden.

Des Vollmonds wunderschönes Angesicht,
So lieblich hell und so entzückend bleich,
Der Jungfrau, die den Liebsten suchet, gleich,
Umfloß ein süßes, rosenfarb'nes Licht.
Er sah sein Bild die Wässer glühend färben
Und wollt' in Liebe zu sich selbst hinsterben.
Dort sieh' der Höfe bleiche Schatten blinken,
Wie sie sich immer tiefer, tiefer neigen,
Als wollten sie, sich im traumhaften Schweigen
Umarmend, in der Dämm'rung Schoß versinken,
Bis sie in Eis verschmelzen, sichtbar kaum,
Mit ihnen neigt und schmiegt sich Baum zu Baum. —
Am fernsten Rande graut der Berge Schiefer,
Die Kiefer neigt zur Birke und zur Kiefer
Die Birke sich. Die Well' im Bache zieht
Der Welle nach. Und was Geschöpf heißt, glüht
Zur Minnezeit in Minne tief und tiefer.

Ein Rosenabend ist's; da sitzet ein
Bildschönes Mädchen unter'm Eichenbaum
Am Seegestad' und schaut vom Felsenstein
Weit, weithin über diesen Wasserraum,
Der dunkelblau sich ihr zu Füßen windet;
Doch seeeinwärts erscheint der Wellentanz
Hellgrün, und immer grüner wird sein Glanz,
Bis er zuletzt in blasses Zwielicht schwindet.
Und über diese weite, weite Fläche
Schweift wirr des Mädchens müdes Aug' zur Ferne,
Doch sieht auf dieser weiten, weiten Fläche
Es nichts, als nur den Widerschein der Sterne.
Ein Engel einst — gefallner Engel nun —
Ein Amaranth, bereits im Lenz verglommen! —
Noch siehst du auf der Wang' die Schönheit ruh'n
So blaß — die Stund', die Alles ihr genommen,
Hat auf die Stirn und in den Blick, den trüben,
Den Zauber tiefster Trauer hingeschrieben. —

So waren zwanzig Tage schon verstrichen,
Es kommt der Traum in's stille Land geschlichen —

Der letzte Sonnenbrand erlischt so schnell,
Nur dort noch glüht der Himmel rosenhell,
Wo ihn berührt des Bergkamms Dämmerbläue.
„Er kommt nicht! Nein, — er wird nicht wiederkehren! —
Betrogene, dich wird der Gramm verzehren!“
In ihrem Busen seufzt die tiefe Reue,
Im Herzen zuckt ihr das Gefühl der Pein,
Und in des See's geheimnißvolle Töne
Mischt sich des armen Mädchens Angstgestöhne.
In Thränen spiegelt sich der Sternenschein,
So über ihre Wangen, kühl und krank,
Herniederfallen, wie ein Feuerfunkenstrauß,
Sie löschen wie gefall'ne Sterne aus —
Die Blume welkt, auf die ein Sternlein sank.

Sieh' hin, dort ist sie, hoch am Felsenrande;
Wie sie sich vorwärts beugt und lauschend steht!
Ein Lüftchen spielt mit ihrem Schneegewande,
Indeß ihr Auge in die Ferne späht. —
Nun trocknet sie voll Hast die flücht'ge Zähre,
Nun schirmt die Hand das matte Aug' als Wehre,
Das rastlos sucht die nebelgraue Ferne,
Dort wo der See bereits den Berg bespühlt,
Das Abendroth im Wellentanz sich kühlt
Und auf den Wässern spielen tausend Sterne.

Gleich einer jungen Taube, weiß wie Schnee,
Die unter einer schwarzen Wolke fliegt,
Gleich einer Wasserlilie, die sich träumend wiegt
Auf dunklem Blau — so blinkt es auf dem See.
Wo brandend an's Gebirg der See sich schmiegt,
Dort naht es, von der grauen Flut gewiegt,
Es naht so hastig. Noch ein Weilchen späh',
Und schon wie Storchesflug, so ernst und schwer,
Kein Täubchen, keine Lilienblüte mehr,
Vom Wind gewiegt, ein weißes Segel naht.
Ein schlankes Ruder taucht in's Wellenbad
Und bildet auf dem Spiegel weite Kreise;
Die gold'nen Rosen, die dort bei den Eichen

Des Berges glüh'n als Abendhimmelszeichen.
Umflechten goldguirlandengleich die Gleise.
„Ein rascher Kahn! -- Nur näher, nur heran!
Er ist's, er ist's — die Federn sind's — der Hut —
Die Blumen — dieses Aug' voll süßer Glut —
Der Mantel auch —!“ Beim Felsen hält der Kahn.

Der Schiffer geht mit leichtem Ruhetritt
Den schmalen Steg hinan zum Felsenkamme.
Des Mädchens blasses Antlitz wird zur Flamme —
Beim Eichbaum lauscht sie — stürzt ihm nun entgegen
Sie jubelt auf — sie läuft — nur noch ein Schritt —
In seinen Armen fleht sie um den Segen —
„Ha, wehe mir!“ das fahle Vollmondlicht
Beschien ein fremdes, kaltes Angesicht;
Das Blut in ihren Adern ward zum Eise.
„Wo ist mein Wilhelm?

„Sieh'“, der Schiffer sagt
Zu ihr und seine Rede tönt so leise,
„Sieh', dort am See aus dunkler Baumnacht ragt
Ein kleiner Thurm empor; sein weißer Schatten
Senkt tief sich in den See, den spiegelglatten;
Doch tiefer noch, aus schmalem Fensterlein
Taucht in die Flut ein trüber Lampenschein:
Still sinnt dort Wilhelm nach, daß bis zum Grabe
Er nur noch Einen Tag zu leben habe.
Gehört hat er von deiner Schuld und Schmach ...
Es glückt', den Ehrenräuber zu erjagen ...
Den eig'nen Vater hat der Sohn erschlagen ...
Der That folgt Rache auf der Ferse nach!
Nun stirbt er schmachvoll. — Ruh' ist ihm gegönnt,
Bis seine einst sonst so rosenrothen Wangen
Hoch auf dem Rad verwelkt, verdorret prangen,

Bis Glied um Glied des Rades Speiche trennt —
Das ist des Wälderfürsten Schreckensend'!
Für seine Schmach, für deine Schuld hab' du
Den Schimpf der Welt und meinen Fluch dazu!“

Er kehret um. — Und still ist's, wie im Grab —
Dann steigt er von dem Felsen rasch herab,
Wo er am Ufer seinen Nachen findet,
Der wie ein Wanderstorch nun fernhin zieht,
Bis er, so klein wie eine Lilienblüt',
Am Wasser zwischen Bergeshöh'n verschwindet.

Still ist die See, allein die Tiefe grollt in Nacht,
Die Landschaft ruht, vom Glanz der Sternenwelt bewacht;
Da schwimmt ein weißes Kleid auf den Gewässern sacht,
„Jarmila!“ seufzt so bang die ganze Landschaftsrunde,
„Jarmila!“ hallt es dumpf aus tiefem Wassergrunde.

Spätabend ist's — es ist der erste Mai —
Ein Abendmai — es ist der Minne Zeit.
Die Turteltaube lockt zur Seligkeit:
„Jarmila! — Jarmila!! — Jarmila!!!“

Humanität.

Von
Carl Victor Ritter von Hansgirg.

Die Zeit hat ihre duft'gen Wangen
Des frischen Morgens eingebüßt,
Es floh ihr kindlichfrohes Prangen,
Mit dem sie diese Welt begrüßt.

Der Dichtung holdes Taggestirne
Versank ins dunkle Meer hinein,
Und ließ der eiseskalten Firne
Den leisen, leisen Widerschein.

Wohlan! Sollt' Euch's das Herz zerspalten,
Entreißt ihm manchen süßen Traum,
Beweint die fliehenden Gestalten,
Beweint den welken Blütenbaum.

Wohlan! Verscheucht der Hoffnung Farben,
Verschlossen werdet, herb und hart
Und lernt im dunklen Kerker darben
Der gottberaubten Gegenwart.

Webt Stricke aus dem Haar der Muse,
Gießt Schienen aus der Schwerter Erz,
Die Zeit — die grausige Meduse —
Versteine Eu'rer Dichter Herz!

Zu eines Marktes wüster Halle
Verwandle sich der Musen-Sitz,
Als schnöder Knecht der Habsucht walle
Am Drahte — der Gedankenblitz.

Damit seid Ihr nicht Männer worden
In Eu'rer kahlen Nüchternheit,
Es heischt wohl andre Männerorden
Die beutesücht'ge feile Zeit.

Wenn Ihr dem Gott der Zeit — dem Dampfe
Die Wunderflügel aufgesetzt,
Im schwülen Elementenkampfe
An neuen Siegen Euch ergötzt,

Wenn Erde, Wasser, Luft und Feuer
Euch wie die Sklaven unterthan,
Und Fultons wildes Ungeheuer
Bezähmt den trotz'gen Ocean —

O! glaubt Ihr wohl, Ihr stolzen Meister,
Daß Ihr der Pflicht genug gethan,
Daß Ihr dann — Könige der Geister?
O! Nein! Es ist und bleibt ein Wahn!

Nicht Das ist Eurer Mannheit Stempel,
Nicht Das ist's, was Euch Allen Noth;
O! Seht nach einem andern Tempel,
Nach einem andern Morgenroth!

Den Menschen in der Menschheit achten
Nach seinem tiefsten inner'n Werth,
Das ist, wornach die Bessern trachten,
Wornach der Guten Herz begehrt.

Das Echte und das Rechte wollen,
Durch Arbeit würzen den Genuß,
Bringt, wenn die keuschen Musen grollen,
Doch endlich — den Versöhnungskuß.

Seid Ihr für Lieder stumpf geworden,
Ist Eure Tugend matt und krank,
So stiftet diesen Männerorden,
Und sie geneset — Euch zum Dank!

Der Muth der Verlegenheit.

Novellette.

Von

Bruno Walden.

Wie seit einer Reihe von Jahren fand auch an diesem 25. Jänner bei Reinhold B., dem geschätzten Künstler, ein glänzendes Ballfest statt. Sogar ein Theil des Allerheiligsten, des Ateliers, war durch üppig grünende und blühende Gewächse zu einem Annex des Ballsaales umgewandelt worden, in dem die tanzlustige Jugend momentane Rast und Kühlung suchte.

Diesmal nahm mich das Fest bei meinem Freunde Wunder; weilt doch der Sohn in Rom, wie ehedem der Vater sein junges Talent am Anblick und Studium der herrlichen Kunstwerke, welche die ewige Stadt bietet, erstarken zu lassen, und die reizende Tochter ist im Herbste dem Gatten nach Paris gefolgt; Reinhold selbst, wie seine immer noch sehr schöne Frau, haben längst den Freuden des Tanzes entsagt und alle die Unbequemlichkeiten eines Ball-Arrangements, sogar mit dem schweren Opfer des Ateliers blos Fremder willen auf sich zu nehmen, erschien mir ein beinahe übernatürlicher Edelmuth. Auf eine Bemerkung in diesem Sinne erwiderte mir Reinhold:

— Es ist ein Erinnerungsfest. Am 25. Jänner vor dreiundzwanzig Jahren errang ich mir auf einem Balle durch den Muth der Verlegenheit mein Lebensglück, und — seiner Frau die Hand reichend, — so lange ich es genieße, will ich an diesem Tage ein Fest und andern jungen Leuten die Gelegenheit geben, auch das ihre im Sturme zu erobern.

— Der Muth der Verlegenheit? Was soll das heißen?

— Sie sollen es erfahren. Kommen Sie in mein Studierkabinet, Sie haben der Tanzpflicht ohnehin schon mehr Genüge gethan als ihrer Neigung und verdienen den Lohn einer Raststunde.

Ich folgte Reinhold in seine Studierstube, die von einer Hängelampe matt erleuchtet, einen heimlichen Aufenthalt bot. Er wies mir einen bequemen Fauteuil an, stellte noch einen Candelaber herzu und holte sodann aus seinem Schreibtisch ein kleines Heft, das er mir übergab mit den Worten:

-- Hier hat mein liebster Freund und Studiengenosse, August B., das wichtigste Ereigniß meines Lebens aufgezeichnet zu unser Aller Ergötzen. Durchblättern Sie das Heftchen und das Problem vom „Muthe der Verlegenheit“ wird Ihnen gelöst sein.

Damit verließ mich mein freundlicher Wirth und während aus der Ferne gedämpfte muntere Tanzweisen an mein Ohr drangen, nahm ich das Heft zur Hand und las:

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

„Als ich im Herbst 1853 auf die Akademie zurückkehrte, fiel mir unter den neuangekommenen Adepten der holden Malerkunst ein schlanker junger Mann mit einem wahren Apostelkopfe auf. Das blonde Haar wallte ihm lange auf die Schultern nieder, die reingeschnittenen Züge, kräftig und doch weich, erhellten ein paar mächtige dunkelblaue Augen von zugleich ernstem und naivem Ausdruck; die Weiße der spiegelklaren Stirne hob sich von den frischen Rosen seiner bartlosen Wangen ab. Bald hatt' ich erfahren, daß er Reinhold B. hieße, einige Jahre lang in einem Landstädtchen als Hülfslehrer fungirt, dort nach Möglichkeit das Zeichnen gepflegt habe, nun zu vollständiger Ausbildung an die Akademie gekommen sei und ein Talent besitze, das, von den Professoren als eminent gepriesen und von eisernem Fleiße unterstützt, zu den schönsten Hoffnungen berechtige.

Ich fühlte mich mächtig zu dem jungen Manne hingezogen, aber es war schwer, an ihn heranzukommen, der so still befriedigt in sich selbst zurückgezogen schien. Die lebhafte ungebundene Studentenweise prallte an seiner freundlichen Passivität ab, ohne daß er sie abzuwehren schien. Eine eigenthümliche Sensitivität — drängte ihm doch eine plötzliche Anrede das Blut in Wellen bis an die Stirne, — war seine beste Schutzwehr und so vergingen Monate, ohne daß ich mich ihm nähern konnte. Da stand ich eines Tages in der **'schen Galerie an seiner Seite, eine Madonna des Murillo betrachtend, und plötzlich wurde der stumme, zage Reinhold Feuer und Flammen und wandte die Rede an mich:

— Das ist es, was ich über Alles liebe! In diesen demokratischen Madonnen ist die Poesie der Wirklichkeit erfaßt, gespiegelt. Der Idealismus soll nicht aus dem Abstrakten schöpfen, er soll die Realität verklären. Welch' eitler, thörichter Kampf zwischen Realismus und Idealismus! Als ob der Künstler nicht beider bedürfte, um den heiligen Satzungen der Kunst, der Wahrheit und Schönheit gerecht zu werden.

Gleiche Gesinnung, gleicher Enthusiasmus knüpfte uns fortan zusammen, wir wurden intime Freunde, von unsern Studiengenossen Orestes und Pilades bespottnamt. In stetem Verkehr verbrachten wir den größten Theil der Zeit miteinander, sei es nun im Studium, Ideenaustausch oder auf kleinen Fußtouren. In einer Krankheit erwies sich Reinhold als mein sorglicher Pfleger und er that mir viel zu lieb, nur zu Einem konnt' ich ihn nicht bewegen, mit mir einige mir engbefreundete Familien zu besuchen, die ihn

gern freundlich aufgenommen hätten. Das abgeschlossene Leben in seinem Heimathsdorfe und später im Landstädtchen, wo er immer auf sich angewiesen gewesen, hatte ihn im geselligen Verkehr scheu und ungelenk gemacht; schon ein Dritter störte ihn, und vor einem größeren Kreise floh er wie vor dem ärgsten Unheil. Nur wo die Kunst das Thema abgab, wurde er warm mit andern Genossen.

So vergingen anderthalb Jahre in schwungvollem Streben, emsigem Fleiße. Reinhold übertraf die kühnsten Erwartungen, die man von ihm gehegt, er war der Augapfel der Professoren und die Bilderhändler bewarben sich um Copien von seinem Pinsel, denn er verstand es trefflich die Individualität des Meisters bis in die kleinsten Nuancen wiederzugeben. Einer minder selbstkräftigen Natur hätte dieser Erfolg, der sich als sehr gute Geldquelle erwies, genügt, allein mein Freund, ein echter Künstler, von Schaffensdrang beseelt, betrachtete ihn nur als Mittel zum Zwecke; als er durch ihn alle Bedingungen der Muße gewonnen, stellte er die Leinwand auf der Staffelei zu einem eigenen Bilde zurecht.

„Der kreisende Berg und die Maus“ spotteten neidische Studiengenossen, als sie den Gegenstand besprachen, den sich Reinhold zum Vorwurf erwählt. Als Situation aufgefaßt, war er allerdings einfach genug, eine Schnitterfamilie, die, während ein Gewitterregen über das Erntefeld sich ergießt, unter einem Baum Schutz und Rast sucht. Diejenigen, welche in Reinhold's stillem Wesen und seiner edeln Kunstauffassung eitel Ueberspannung und Sentimentalität zu sehen glaubten, täuschten sich arg. Es wurzelte damals schon mit vollem Sinn ein Leben, aber auch nur mit jenem Künstlerblick, der, eine Wünschelruthe, aus den Schlacken des Gewöhnlichen das echte Gold der Poesie herausfindet, Diesem Blick ist nichts unbedeutend, und die Spötter mußten später zugestehen, daß diese „Maus“ ein würdigeres und bedeutenderes Kunstwerk sei als so manches historische „Paradestück“.

Mit dem Bilde wuchs auch Reinhold's Frohmuth. Die Freude des Schaffens erfüllte ihn so ganz, daß er sich auch freier und fester bewegte; dennoch aber blieb er seiner Abneigung gegen geselligen Verkehr außerhalb des Künstlerkreises treu. Eigentlich war es nicht einmal Abneigung, sondern die Furcht vor formeller Unbeholfenheit, ein sensitiver Stolz, der sich in bitterer Verlegenheit kund that, was ihn von Kreisen fern hielt, mit deren Interessen er bei seiner wolgeförderten Allgemeinbildung doch simpathisiren mußte.

Endlich war das Bild vollendet. Schwere Wolken, hier und dort von sich Bahn brechenden Sonnenstrahlen zerrissen, werfen dunkle Schlagschatten über das Erntefeld, auf dem die Garben zum Theil geschichtet liegen, während zum andern die Halme unter den wuchtigen Tropfen sich beugen. Ein heller Wolkensaum an den fernabgrenzenden Bergen zeigt, daß der Regenguß, welcher der Natur sichtlich willkommene Erfrischung bietet, bald vorüber sein wird. Von einem der Sonnenblicke gestreift, ruht unter einer

Baumgruppe die Schnitterfamilie. In gemächlicher Ruhe, sein Pfeifchen schmauchend, sitzt der Großvater an den Baumstamm gelehnt, die momentane Rast scheint ihm nicht unwillkommen. So auch nicht der Mutter, die, ein noch kräftiges, hübsches Weib, das Nestküchlein im Schooße hält und in heller Herzensfreude mit ihm tändelt. Umso ungeduldiger ist der Vater, der sich, seine Sichel wetzend, erhoben hat, um auszuluggen, ob denn die leidige Unterbrechung der Arbeit noch nicht bald vorüber? Der große braune Hund folgt der Bewegung seines Herrn, das kluge Auge auf das Gewölk gerichtet, die Schnauze in die Luft erhoben, um praktisch zu erproben, ob denn noch immer Tropfen fallen. Zur Seite spielen ein Büblein und ein hübsches, ohngefähr neunjähriges Mädchen Verstecken in den Garben, auf deren einer ein halbwüchsiger Junge behaglich schnarchend ausgestreckt liegt.

Die frische Anmuth und lebendige Naturwahrheit des Bildes übte einen Zauber, dessen Reiz sich kein Beschauer zu entziehen vermochte. Als wir am Tage nach Eröffnung der Ausstellung dieselbe besuchten, fanden wir einen dichten Kreis um das Bild Reinhold's geschaart, dem bei diesem Anblick die Freude das Blut in die Schläfe trieb. Noch hatten wir uns nicht lange in den Sälen herumgetrieben, da kam der Director auf uns zu und verkündete Reinhold, daß der Herr an seinem Arme, ein Freiherr von Eggern, sein Bild angekauft habe.

Der Freiherr, ein bekannter Mäcen, der, ein seltener Fall, so feinen Geschmack als reiche Mittel besaß, sprach sich in warmer Anerkennung über das Bild aus, das sein Eigen zu nennen ihm eine Herzensfreude sei. Er schloß ein längeres lebhaftes Gespräch ab, in dem er Reinhold zu einem Balle lud, der am selben Abende in seinem Hause statthaben sollte, und zu dem ich, ein alter Bekannter des Freiherrn, schon ehedem geladen gewesen. Zu meinem Erstaunen sagte mein Freund in seiner gehobenen Stimmung unbedenklich zu.

Während eitle Naturen vom Lobe berauscht verweichlichen, erstarken schlichte an der Anerkennung, die sie als verdient empfinden. Reinhold war durch seinen Erfolg so über sich selbst hinausgehoben, daß er alle kleinlichen Bedenken vergaß und mich bei seiner Toilette Kammerdienerdienste verrichten ließ, die bei seiner novizenhaften Unerfahrenheit in diesen Dingen höchst nothwendig waren. Kaum erkannte ich meinen scheuen Freund wieder, der sonst bei Erwähnung auch nur einer Gesellschaft das Hasenpanier ergriff und sich vor der Zumuthung, einen Ball zu besuchen, sicherlich bekreuzt hätte, wie er nun vergnügt die obligate Salon-Uniform, den vielgeschmähten und doch nicht auszurottenden Frack zum ersten Male in seinem Leben anzog.

Aber ach, nur zu bald soll't ich ihn wiedererkennen! Aufregung, wie mächtig sie auch sei, siegt nur momentan über eine altgewohnte Empfindungsweise. Tapfern Schrittes war er mit mir die Blumen geschmückte, hellerleuchtete Treppe emporgestiegen, da, als im Vorgemach die Diener uns der Ueberröcke entledigten, überkam ihn mit einem Male die alte Zaghaftig-

keit. Fast glaube ich noch zur Stunde, daß er verschüchtert Kehrt gemacht und sein Glück im Stiche gelassen, hätte ich ihn nicht schnell in den Saal gezogen. Die rasch aufeinanderfolgenden Gäste gestalteten unsern Empfang von Seiten der Hausfrau nur kurz, und wir gewannen zum Entzücken meines Freundes eine Fensternische. Er schien peinlich, ja zornig erregt und flüsterte mir zu:

— Was soll ich thun?

— Das fragt ein sechsundzwanzigjähriger Mann in der ersten Morgenröthe seines Künstlerruhmes! Tanzen, Dich und Andere unterhalten.

— Hilf Himmel, wovon spricht man wol mit solch' einer jungen Dame, um sie zu unterhalten.

Diesem Stoßseufzer vermochte ich nichts zu erwidern, einige Bekannte nahmen mich in Anspruch, ich konnte mich nur in Reinhold's Nähe halten, zu allfallsigem Succurs. Eben erklang die Introduction zum ersten Walzer, da nahte die Hausfrau Reinhold freundlich einladend, am Tanze Theil zu nehmen. Ich sah ihn sich verbeugen, bis an die Haarwurzeln erröthen, den Mund zu einer Entgegnung öffnen, ihn lautlos wieder schließen und wie in Verzweiflung mit Riesenschritten den Saal durchmessen und einer jungen Dame von strahlender Schönheit den Arm zum Tanze bieten. Die junge Schöne blickte verwundert auf, ihre Lippen umspielte ein Lächeln über diese Tanzwerbung im Sturme, sie wollte sprechen, aber schon hielt sie Reinhold krampfhaft umfaßt und wirbelte im Tanze hin, vorbei am Sohn des Hauses, der soeben mit ihr den Ball eröffnen gewollt.

Der junge Freiherr stand fassungslos, ein Flüstern und Kichern ging durch den Saal. Was hatte Freund Reinhold im Muthe der Verlegenheit angestellt? Er, der schüchternste, bescheidenste aller Ballgäste eröffnete mit Comtesse Agathe, der Königin aller Feste im freiherrlichen Hause den Ball, entführte sie ihrem eifrigsten Verehrer vor der Nase weg! Denn, daß der junge Herr von Eggern sich um die Mündel seines Vaters bewerbe, war ein durchsichtiges Geheimniß; ein undurchdringliches dagegen die Gesinnung der jungen Dame, die mit einer alten Tante lebte und in gleich gemessener Freundlichkeit gegen Alle zu keiner Vermuthung über ihre Herzenswahl Anlaß gab. Und wie gemüthlich walzte der Uebelthäter auf und nieder, unbekümmert um die Degen und Pistolen, die der junge Eggern ihm nachblickte. Auch der Hausfrau Blicke waren eben nicht freundlich, als sie dem schönen Paare folgten; die etwas zeremoniöse Dame konnte es nicht verschmerzen, ihren Ball so gegen alle Regeln des Herkommens eröffnet zu sehen. Dagegen nahm der alte Freiherr die Sache mit liebenswürdigem Humor auf; er liebte seine Mündel sehr und war stolz auf den Eindruck, den ihre Schönheit auf den jungen Künstler hervorgebracht haben mußte, um ihn zu einem so extravaganten Benehmen fortzureißen.

Das junge Paar schien mit vorzüglichen Athmungswerkzeugen gesegnet, denn es hielt bis zum letzten Takte tapfer aus. Und nun, sieh da! bot Reinhold seiner Tänzerin ganz ruhig den Arm und führte sie in ein blumen-

geschmücktes Nebengemach. Der Thüre gegenüber nahm er an ihrer Seite Platz und schien plötzlich ganz gut zu wissen, was man zu sprechen habe, um junge Damen zu unterhalten, denn ich sah ihn so eifrig peroriren wie damals vor Murillo's demokratischer Madonna und die Miene seiner Partnerin, ihre animirten Zwischenreden, verriethen, daß er sich nicht allein unterhalte.

Für den gereizten Zustand des jungen Eggern war dieser Anblick zu viel, er riß sich von seinem Vater los, der ihm nur noch ernsten Tones nachrief: „Ich verbiete jeden Eclat!“ durchmaß nun seinerseits im Sturmschritt den Saal und stand urplötzlich vor den jungen Leuten, die durch seine brüske Annäherung aufgeschreckt schienen. Ich war gleichfalls herzugetreten.

— Ich denke, Comtesse, daß Sie sich lange genug, ja überlange der Gesellschaft entzogen haben, — bemerkte Eggern, Reinholds Rede unsanft entzweischneidend.

Agathe erhob sich, rasch folgte Reinhold und bot ihr den Arm, sie in den Saal zurückzuführen. Die junge Gräfin, die Welterfahrung genug besaß, um zu wissen, daß sie sich gegen das heiligste Gebot der feinen Gesellschaft, die Convenienz, versündigt habe, blickte halb unwillig auf den kühnen Fremdling, der sie dazu verleitet, allein ihre Züge nahmen allsogleich einen viel milderen Ausdruck an, als ihr Auge auf das Gluth übergossene Antlitz ihres Partners traf. Reinhold besaß die merkwürdige Eigenschaft, die ich sonst nur an sehr jungen Mädchen wahrnahm, bei aller Verlegenheit nicht linkisch, sondern mit einer gewissen Grazie unbehilflich zu sein. Mehr noch als das vollendete Ebenmaß seiner Gestalt trug der Adel seiner Bewegungen dazu bei, seiner Zagheit das Gepräge poetischer Scheu aufzudrücken. Gräfin Agathe schien wie ich zu denken, denn ihr unwilliger Blick wandelte sich zu einem recht wolgefälligen, als er auf meinem Freunde ruhte.

— Nun, Comtesse, ist es endlich Zeit! — stieß Eggern ungestüm und herb hervor.

Agathe that einen Schritt vorwärts, eine neue Blutwelle ergoß sich über Reinhold's klare Züge; ich dachte, er würde seinen dargebotenen Arm sinken lassen, allein nein, er that in seiner Verlegenheit das Unthunliche, ergriff mit der Linken die Hand der jungen Dame und schob sie unter seinen Arm, sie nach dem Saal geleitend. Mit einer schalkhaften Miene, die ihm nichts Gutes verhieß, grüßte Agathe im Vorübergehen den jungen Freiherrn mit einer anmuthigen Fächerbewegung.

— Der Unverschämte soll mir Satisfaction geben, — stammelte der Gekränkte. — Wie kann nur die Gräfin — — — Ich weiß wol, daß sie Kunstfreundin — — exaltirt ist — — —

Ich wollte meinen Freund um jeden Preis vor der drohenden Blamage retten, zählte dazu auf den Schwachkopf des geckenhaften Eggern und knüpfte an seinen Ausruf:

— Wie kann die Gräfin! Das fragen Sie, lieber Eggern, der doch so viel Erfahrung hat! Ein kleines Manöver der Koketterie, wie es auch die

engelhafteste Frau ganz instinktiv übt. Ihr Ungestüm schmeichelt Comtesse Agathen, zeigen Sie sich kaltblütig, und sie wird nach kurzem Schmollen Ihnen wieder ihre Aufmerksamkeit zuwenden. Dieses Argument verfing an dem jungen Freiherrn; die beginnende Quadrille that das Uebrige; er eilte zu seiner Tänzerin. Auch Agathe stand schon mit ihrem Tänzer in den Reihen; aber Reinhold als getreuer Schildknappe, ihr Bouquet haltend, hinter ihr.

Die Gelegenheit war da, sollte ich meinem Freunde sein wunderliches Benehmen vorhalten, ihn warnen? Nein, das Bewußtsein nicht korrekt verfahren zu sein, macht den Verlegenen noch zehnmal verlegener, überdies glaubt' ich zu bemerken, daß mein guter Reinhold nicht allein verlegen sei. Er verschlang die aristokratische Ballgöttin mit ebenso entzückten und verklärten Blicken, wie er sonst nur die demokratischen Madonnen zu verschlingen pflegte. In mir regte sich nicht allein der Freund, auch der Maler; ein schöneres Paar konnte man nimmer sehen!

Und siehe da! die Königin des Balles vernachlässigte ihren Tänzer und plauderte mit ihrem Schildknappen, ja, sie versäumte in diesem Geplauder sogar eine Tour. Sicher war es nicht Neugierde, sondern treue Freundessorge, daß ich ein klein wenig lauschte. Nun, Reinhold war an diesem Abend wahrlich der Mann der Ueberraschungen. Seinem Benehmen nach mußte man glauben, er spreche in leidenschaftlicher Bewunderung zu dem Mädchen, das er mit offenbarem Entzücken betrachtete, statt des — in der Verlegenheit seines Herzens, — philosophirte er, zum Takte des Contretanzes über das Leben. Zum Glück wurde Agathe von ihren Freundinnen als Blaustrumpf verdächtigt, Interesse und Bildung befähigten sie an dieser seltsamen Ballconversation Theil zu nehmen. Vielleicht reizte sie das Originelle an meinem Freunde, vielleicht auch fühlte sich ihr Zartgefühl geschmeichelt durch eine so offenbare und doch stumme Huldigung, wie es sich häufig durch die plumpen Complimente eines Eggern und Consorten verletzt fühlen mochte.

— Nichts ist richtig im Leben, -- docirte der arme Reinhold — wenn man seine wahre Bedeutung nur erfaßt; zum Beispiel der Tanz, wie oft wird er nicht thöricht gescholten, und doch entspricht er einem tief eingewurzelten Trieb nach Rhythmik und Schönheit der Bewegung. Es wird mir dies erst jetzt wieder so recht klar. Mit welcher rhythmischen Anmuth bewegt sich dies reizende junge Mädchen dort. Man vergißt ganz, daß seine Füßchen herkömmliche Pas auf das Parket zeichnen, und meint einfach, die natürlicher jugendlicher Lust zu sehen. Nein, Fräulein, wer das Tanzen schilt, versteht und verstand die Poesie der Jugend nie und nimmer.

Für ein Dutzend Dämchen wäre das Lob einer Ballrivalin noch zehnmal ärgere Sünde gewesen, als das Philosophiren, allein Comtesse Agathe — da er sie Fräulein nannte, wußte Reinhold offenbar nicht einmal, mit wem er sprach, — war darüber hinaus. Sie erwiderte:

— Wol, und eben darum erscheint der Tanz bei älteren Personen so lächerlich und widrig, weil er mit ihrer natürlichen Empfindungsweise

unmöglich im Einklang stehen kann. Eben die so durchaus richtige Charakterisirung der verschiedenen Altersstufen ist es, was mich auf Ihrem Bilde — Agathe also wußte, mit wem sie sprach, obwol Reinhold ihr nicht vorgestellt worden, — so wolthuend berührt. Ihre Menschen sind so naturwahr, wie die Bäume, Gräser und Halme, die sich an dem frischen Regen laben. Ich beneide Ihren Beruf.

Die nähere Erörterung ihres Neides war der Gräfin durch die Pflicht ein graziöses Solo zu tanzen, abgeschnitten. Als sie wieder zurückkam, rief Reinhold erregt:

— Gewiß ist mein Beruf der beglückendste. Zweifellos ist die Malerei die positivste Form des Schaffens. Es gibt keine vollständigere Gestaltung als die durch Zeichnung und Farbe. Nicht der Musiker und selbst der Dichter nicht vermag seinen Gedanken und Anschauungen so präcisen Ausdruck zu verleihen und in keiner andern Kunst ist die Schönheit so nöthigendes Gebot.

— Eben das ist es, um was ich Sie beneide. Das Verkörpern des Ideals. — — — —

— Ich wieder nenne es das Idealisiren des Verkörperten, das Erfassen aller Dinge und Verhältnisse in ihrer höchsten Potenz und adeligsten Bedeutung, und dies kann man auch ohne Pinsel im Leben bethätigen. Eben dem Leben den idealen Stempel aufzudrücken ist die Aufgabe der Frauen. Eine heilige Aufgabe, deren Bedeutung ich in ihrem vollen Umfang erst zu ahnen beginne.

Reinhold's und der Gräfin Benehmen hatte allgemeine Aufmerksamkeit erregt, man lächelte, zischelte. Der junge Eggern schien des Grimmes voll, und auch auf der Stirne seiner Mutter sammelten sich finstere Wolken. Der Sache mußte ein Ende gemacht werden. Ich nahm Reinhold's Arm und flüsterte ihm eindringlich zu:

— Komm', es ist hohe Zeit fortzugehen.

— Ach nein, der Ball hat ja noch nicht lange begonnen, und ich unterhalte mich sehr gut, wirklich sehr gut, wie Du es vorausgesagt, — meinte mein Freund in kostbarer Naivetät.

Meinem Ernst in Ton und Miene gelang es, Reinhold zu überzeugen, daß er mich begleiten müsse. Erst auf der Straße bemerkte ich, daß er immer noch Agathens Bouquet in Händen hielt.

— Weißt Du, mit wem Du getanzt und gesprochen? — fragte ich ihn.

— O, sie ist ein wunderschönes Mädchen! Das wäre eine herrliche Iphigenie! So edel und klar, so schön dabei! Mit dem Ausdruck, den ihre Züge trugen, als sie die Wahrheit die höchste Pflicht im Leben nannte, möchte ich sie in der Szene mit König Thoas malen. Als sie aber vom Streben nach dem Ideale sprach, da trugen ihre großen, dunkeln Augen wieder ganz das Gepräge einer tiefinnern Sehnsucht, die mich an Mignon gemahnte. Wenn sie die Vorurtheile schilt, erinnert sie mit ihren stolzen Kopfwurf an Semiramis, manchmal an Jeanne d'Arc, und doch hat sie

milde Augenblicke, die sie madonnenhaft erscheinen lassen. Guter Himmel; wie viele schöne Bilder liegen in diesem herrlichen Mädchen!

— Du weißt ja nicht einmal den Namen dieses herrlichen, bilderreichen Mädchens. So höre: es heißt Gräfin Agathe Bergheim.

— Agathe! Agathe! o, das ist ein sehr schöner Name, es freut mich, daß sie Agathe heißt! Das klingt stolz und mild zugleich. Agathe ist sehr schön.

— Ja, aber sie heißt nicht Agathe allein, sie heißt auch Bergheim und über ihren Namen prangt eine neunperlige Krone, die sie allerdings bald mit einer etwas einfachern und mit einem andern Namen vertauschen wird, denn sie gilt als die Braut des jungen Eggern.

— Unmöglich! — rief Reinhold und fuhr so heftig zusammen, daß einige leichte Blüthen aus dem Strauß, den er als eine Reliquie in Händen hielt, mit den Schneeflocken zu Boden fielen.

Schweigend gingen wir bis an Reinhold's Wohnung, unter dem Thore blieb er stehen. Bei dem flackernden Lichte der Straßenlaterne sah ich sein Antlitz, das heute so viel von dem leidigen Erröthen gelitten, nun ganz bleich und er sprach dumpfen Tones:

— Ich danke Dir, daß Du mich fortgeführt. Jetzt will ich lieber allein sein. Morgen sehen wir uns wieder.

Reinhold's Weise hatte mich ergriffen; vergebens suchte ich mir den Eindruck wegzuscherzen. Unter allen befrackten Erdensöhnen wandelt vielleicht nicht einer, dessen Herz nicht einmal von einer Ballschönheit, vermeintlich „für ewige Zeiten“ gerührt worden. Aber wie die Friedensschlüsse auf „ewige Zeiten“, geht das vorüber und wird zu einer schönen Erinnerung. Wol ein Dutzend Mal sagte ich mir das, allein es wollte nicht verfangen; Reinhold gehörte eben nicht zu den „befrackten“ Erdensöhnen, wenn er auch heute seinen guten Geschmack durch Benützung dieses Kleidungsstückes befleckt hatte; er hatte nie mit Frauen verkehrt, ihr Zauber war ihm neu. Wie alle Theoretiker im Frauenverkehr, hatte er ihnen nur Schönheit und Gemüth zugesprochen, nun hatte er Schönheit, edle Weiblichkeit und Geist, Bildung und, was mächtigen Eindruck auf ihn hervorbringen mußte, mit regem Interesse für seine geliebte Kunst vereint gefunden. Sein Gefühlsleben war umso mächtiger, je weniger es bis nun in's Spiel gekommen, denn seinen Geschwistern daheim im Dörflein war er wol anhänglich, aber doch der Eigenart und den Interessen noch zu fremd, um eine wärmere Neigung für sie zu empfinden; in der eigentlichen Bedeutung des Wortes war ich sein einziger Freund. Das war gefährlich, sehr gefährlich.

Auch war Agathe ganz das Mädchen, seine Neigung zu erregen, zu verdienen, das konnt' ich mir nicht verhehlen, aber auch sie zu erwidern? Sie wurde allerdings als Schwärmerin, exaltirt und ungewöhnlich gescholten von ihren lieben Mitschwestern, kalt und stolz von den Männern. Letzteres vielleicht nicht ganz unverdient, denn sie hatte bisher ihre Bewunderer auf die grausamste Art, nämlich mit freundlicher Gleichgültigkeit behandelt. Gegen

Reinhold war sie freilich ganz anders gewesen, so verwandelt wie er gegen sie. Aber sollte der Eindruck, den er offenbar auf sie hervorgebracht, ein nachhaltiger sein? Und wenn, was weiter zwischen der reichen, jungen Gräfin und dem armen, jungen Maler?

Früh am Morgen trieb mich die Sorge heraus und zu Reinhold; ihn jedoch hatte die Sorge noch früher hinausgetrieben; ich traf ihn nicht mehr an, er sei über Land gegangen, hieß es. Vor einer Copie der Murillo'schen Madonna stand Agathens Strauß im Wasser.

Anderen Tages suchte er mich selbst auf. Er sah ernst und blaß aus und begehrte, ich soll ihm ohne jede Bemerkung, kurz und auf Freundeswort genau erzählen, wie er sich an jenem Abend verhalten habe. Nun erschien mir die unverhüllte Wahrheit Gebot und ich erzählte ihm, was ich hier davon niedergeschrieben. Sichtlich litt sein Stolz unter meiner Erzählung.

— Ich habe mich benommen wie — wie ein thörichter, kopfscheuer Junge und mich lächerlich gemacht vor diesen fremden Leuten und — und — was soll ich thun?

— Du hast Dich außergewöhnlich benommen, aber nicht lächerlich gemacht, das kann sich ein Mann von Kopf und Herz niemals. Ueberdies hat Dein frühes Fortgehen Deinem Benehmen alles für Dich oder die Gräfin Compromittirende benommen. Das Klügste ist, Du kommst dieser Tage mit mir zum Freiherrn, der Dich ja wegen eines Pendants zu Deinem Bilde sprechen will, und sprichst mit Begeisterung von Agathens Schönheit, dann kommt Alles auf Rechnung Deines Künstlerenthusiasmus.

Letzterer Vorschlag schien Reinhold arg zu verletzen, er erwähnte überhaupt Agathen mit keiner Sylbe.

Einige Tage später mahnte ich Reinhold an den nothwendigen Besuch. Nach leidiger Gewohnheit schoß ihm das Blut wieder in die bleichen Wangen, doch ergriff er ohne Widerrede den Hut und kam mit mir. Vergeblich waren alle meine Versuche ein Geplauder in Gang zu bringen. Der Diener unterrichtete uns, daß wir den Freiherrn in der kleinen Galerie, einen nach dem Garten hinausgehenden, langen und schmalen Saal, in dem der Hauptstock der freiherrlichen Sammlung untergebracht war, finden würden. Wir traten in die Galerie und fanden vor Reinhold's Bild — Agathe.

Diesmal aber war es nicht er allein, dem sich die Wangen dunkel färbten, die Gräfin schien eben so beklommen und verwirrt, wie mein armer Freund. Die Stille des Himmels lastete schwer auf Allen, die Erregung war peinlich, da brach Reinhold beinahe stammelnd vor Verwirrung aus:

— Eigentlich muß ich Sie um Entschuldigung bitten, Gräfin, ich habe mich neulich sehr, sehr seltsam benommen, ich fühle es, allein Gott weiß, ich konnte nicht anders, denn ich liebe Sie von ganzer Seele.

Was er mir nicht zu vertrauen vermocht, was er vielleicht nicht einmal sich selber so trocken gestanden, da platzte er es in seiner Verlegenheit heraus gegen die junge Dame, die ihn zum zweiten Male im Leben erst sah. Und

nicht genug damit, er ergriff flehend ihre Hand, sie mit seinen großen Augen wie andachtsvoll anschauend, und fuhr fort:

— Sie können mir wohl nicht verzeihen?

— Doch! — erklang es ganz, ganz leise von Agathens Lippen.

Nun hielt ich es für ein Gebot der Discretion, die beiden Verlegenen sich selbst zu überlassen, und den nahenden Freiherrn im Nebengemach ein wenig aufzuhalten. Während wir dort über die neue Richtung in der Malerei debattirten, vollendete Reinhold im Muthe der Verlegenheit seinen Sieg.

Der Freiherr, der noch am selben Tage ins Geheimniß gezogen wurde, blickte recht düster und trübe drein; gar zu gerne hätte er das liebe Mündel zur Schwiegertochter gehabt, allein er war zur Werther-Periode jung gewesen, unter ihrem Einflusse Mann geworden, und hielt den Satz: „der Zug des Herzens ist des Schicksals Stimme“ heilig. Doch war er gewissenhaft genug, nicht in falscher Sentimentalität sein Mündel gleich in der ersten Gefühlswallung über sein Geschick bestimmen zu lassen. Er verlangte, daß einstweilen keine Verlobung stattfinde und die ganze Angelegenheit geheim gehalten werde. Reinhold solle auf ein Jahr nach Rom gehen und erst wenn er zurückkehre, Agathe die Entscheidung treffen. In Gottes Namen, sollten sich auch die jungen Leute schreiben.

Reinhold sandte zwei schöne Bilder von Rom, und fand sich bei seiner Zurückkunft als ein gemachter, ja berühmter Mann. Sechs Monate später stand er, ein glücklicher Bräutigam, mit Agathen am Altar. Die leidige Verlegenheit hatte er jenseits der Alpen in fortwährendem Verkehr und wol mehr noch im Glücksbewußtsein gänzlich eingebüßt, aber er erinnerte sich ihrer dankbar und flüsterte seiner Braut zu:

— Gesegnet sei die Verlegenheit, die mir in ihrer Pein den Muth gab, zu thun und zu sagen, was ich bei kaltem Blute und besonnenem Kopfe niemals gewagt hätte.“

— — — — — — — — — — — — — —

Hier schloß das Manuskript. Ich legte es bei Seite und kehrte in den Tanzsaal zurück. Lächelnd trat mir der freundliche Wirth entgegen.

— Nun wissen Sie, zu welchem Muthe die Verlegenheit aufstacheln kann und weßhalb ich gewissenhaft jeden 23. Jänner als Erinnerungsfest einen Ball gebe. Vielleicht ist es Manchem schon ähnlich ergangen und manches Glück, manche kühne, vielgepriesene That dankte ihren Ursprung nur: dem Muthe der Verlegenheit.

Aphorismen.

Von

Marie Freiin von Ebner-Eschenbach.

Wenn es einen Glauben giebt der Berge versetzen kann, so ist es der Glaube an die eigene Kraft.

Was uns an der sichtbaren Schönheit entzückt, ist ewig nur die unsichtbare.

Die verstehen sehr wenig, die nur das verstehen was sich erklären läßt.

Ein Urtheil läßt sich widerlegen, aber niemals ein Vorurtheil.

Vertrauen ist Mut, und Treue ist Kraft.

Die jetzigen Menschen sind zum Tadeln geboren. Vom ganzen Achilles sehen sie nur die Ferse.

Die glücklichen Pessimisten! Welche Freude empfinden sie, so oft sie bewiesen haben, daß es keine Freude gibt.

Es hat noch Niemand etwas Ordentliches geleistet, der nicht etwas Außerordentliches leisten wollte.

Siege, aber triumphire nicht.

Der Zufall ist die in Schleier gehüllte Notwendigkeit.

Andere neidlos Erfolge erringen sehen, nach denen man selbst strebt, ist Größe.

Wir lieben oder hassen nie einen Menschen, sondern nur das Bild das wir uns von ihm gemacht haben.

Der Hochmut ist ein plebejisches Laster.

Geduld mit der Streitsucht der Einfältigen! Es ist nicht so leicht zu begreifen, daß man nicht begreift.

Die größte Nachsicht mit einem Menschen entspringt aus der Verzweiflung an ihm.

Alt werden heißt sehend werden.

Grazie ist ein Ausströmen der inneren Harmonie.

Wie weise muß man sein, um immer gut zu sein!

Die einfachste und bekannteste Wahrheit erscheint uns augenblicklich neu und wunderbar, sobald wir sie zum ersten Male an uns selbst erleben.

Der Verstandesmensch verhöhnt nichts so bitter als den Edelmut, dessen er sich unfähig fühlt.

Wir verlangen sehr oft nur deshalb Tugenden von Anderen, damit unsere Fehler sich bequemer ausbreiten können.

„Der Gescheidtere giebt nach!“ Ein unsterbliches Wort. Es begründet die Weltherrschaft der Dummheit.

Künstler! was du nicht schaffen mußt, das darfst du nicht schaffen.

Der Charakter des Künstlers ernährt, oder verzehrt sein Talent.

Eiserne Ausdauer und klaglose Entsagung sind die zwei äußersten Pole der menschlichen Kraft.

Nichts wird so oft unwiderbringlich versäumt als eine Gelegenheit, die sich täglich bietet.

Warten lernen wir gewöhnlich dann, wenn wir nichts mehr zu erwarten haben.

Die Leidenschaft ist immer ein Leiden, auch die befriedigte.

Schüchterne Dummheit und verschämte Armut sind den Göttern heilig.

Sag' etwas, das sich von selbst versteht, zum ersten Mal, und du bist unsterblich.

Barcarolen.

Von

C. Dauern.

1.

Kling in die Ruh' der heil'gen Nacht,
Mein kleines Lied hinaus,
Und flute leis und schwing dich sacht
Um der Geliebten Haus!

Und wenn du sie siehst, so sag' ihr,
Es harre der Gondolier,
Und mit den Lüften trag' ihr
Viel Grüße zu vom Meer!

2.

Annina, mein Schätzchen,
Was zierst du dich so?
Komm', gib' mir ein Schmätzchen,
Der Tag schon entfloh!

Rings lauschet kein Späher:
Hoch oben nur thront
Der Allerweltseher,
Der schelmische Mond.

Er spinnt dir, mein Mädchen,
In's lockige Haar
Der silbernen Fädchen
Geschmeidige Schaar.

Die werden dann neckend
Vom Haupt dir geküsst,
Daß, leise erschreckend,
Dein Arm mich umschließt.

Es glühen die Wangen,
Es zittert die Flut,
O habe kein Bangen,
Die Liebe bringt Mut!

Bald find'st du dein Plätzchen,
Bald lehnst du mir sacht
Am Herzen, mein Schätzchen —
Blüh auf nun, o Nacht!

3.

Träumend wiegt sich meine Gondel,
An den Stufen der Piazetta —
Gondolier, zur Hand das Ruder,
Auf, zur reizenden Marietta!

Draußen auf dem Lido wohnt sie,
Wo die schatt'gen Bäume rauschen,
Und die bunten Fischersegel
Sich im Windhauch blähend bauschen.

Hinter jene graue Brücke
Lenk' den Kahn, doch sacht, geschmeidig,
Mancher dunkle Sohn Venedigs
Ist um meine Lieb' mir neidig.

Horch, schon tönt mit weichem Klange
Vom Altan' die Mandoline,
Durch die Wipfel hör' ich's zittern,
Wie ein Hohenlied der Minne.

Ja, du bist es, süßes Liebchen,
Komm', eh' Mond und Sterne sinken,
Brust an Brust, und Lipp' an Lippe,
Laß den Kelch der Lust uns trinken!

Liebe klingt im Windesbeben,
Liebe rauscht im Meeresregen —
Gondolier, zur Hand das Ruder,
Zieh' dem Morgenstern entgegen!

Sonette.

Von

Friedrich Ritter von Heintl.

1.

Emanuel Geibel.

Wenn du entfaltest deines Liedes Schwingen,
Um aus dem Erdqualm uns emporzuheben,
Dann rufst du wach in uns der Kindheit Leben,
Dann hören wir die Engel wieder singen.

Du scheust dich nicht, am heil'gen Band zu weben,
Das hoffend wir um Welt und Gottheit schlingen;
Du überhörest nicht das Osterklingen,
Wenn auch im Zeitensturm die Tempel beben.

Ein echter Dichter, holest du von Oben
Für alles Schöne die Verklärungsstrahlen,
Zum Kranz von dir aus Lust und Leid gewoben.
Nur stummen Dankes Zoll vermag zu zahlen
Die Schaar von Tausenden, die du erhoben
Aus dunkler Seelenkämpfe bittern Qualen.

2.

Otto Ludwig.

Erschüttert steh'n wir und mit uns entzweit,
Wenn in den Abgrund wir hinunterblicken,
Den uns der Dichter zeigt, der den Geschicken
Der Menschenbrust das Wort des Sehers leiht.

Er weiß, was uns durch's eigne Ich bedräut,
Mit Zauberkraft vor unser Aug' zu rücken;
Er duldet im Gemälde keine Lücken,
Wenn auch das Herz sich vor der Wahrheit scheut.

Mit Einem Zug oft, wie der große Britte,
Enthüllt der Dichter uns ein ganzes Leben,
Herausgerissen aus des Daseins Mitte —
Bei dir, Herz-Anatom, sehn wir mit Beben
Das Zucken aller Fibern unterm Schnitte,
Der sicher folgt den zartesten Geweben.

Walther von der Vogelweide.

Studie

zur Errichtung des Walther-Denkmals in Bozen.

Von

Joh. Er. Sojka.

Als im Herbste 1874 auf der Vogelweide in Tirol das Walther-Fest gefeiert und die Gedenktafel enthüllt ward, die an den großen Sänger, der sich nach der „Vogelweide" nennt, dauernd erinnern soll, wuchs aus diesem vaterländischen Feste der Gedanke auf, daß es wohl dem ganzen Oesterreich und dem gesammten Volke deutscher Zunge zukomme, einem so großen Ahnen durch ein künstlerisches Denkmal seine Unvergänglichkeit und Unvergeßlichkeit zu bezeugen. Bürger von Bozen, in dessen Fläche der Vogelweidhof liegt, haben zuerst diesem Gedanken Form und Ausdruck gegeben, und zu einem Ausschusse vereinigt, zu Sammlungen aufgerufen. Angeregt durch sie und mit ihnen verschmolzen, hat sich das Centralcomité in der österreichischen Hauptstadt gebildet und wendet sich an alle Oesterreicher und an die gesammte deutsche Nation, indem es sie auffordert, einen ihrer edelsten Sänger und Kämpfer zu ehren.

Walther von der Vogelweide, der Sohn Oesterreichs, der Schützling und Lobsänger von Oesterreichs Fürsten, der Freund deutscher Könige und Kaiser, in Würzburg am Main zur letzten Ruhe gebettet, gehört uns Allen, hat sich von uns Allen Bewunderung, Ehre und Liebe verdient.

Der größte Liederdichter deutscher Zunge vom Mittelalter bis zu Goethe's Aufgang, vierzig Jahre lang den ganzen Inhalt seiner Welterkenntniß und seines wahrhaft deutschen Gemüthes in goldenen Liedern ausprägend, steht er als eine herzerhebende ewige Gestalt unter den Sangesmeistern aller Zeiten und Völker da. Heiterer Lebenssinn und edle Melancholie, Schalkhaftigkeit und Tiefsinn, der Liebe Lust und Leid und des Vaterlandes Geschick, innerliche Noth und politische Leidenschaft erklingen vieltönig und

hinreißend in seinem reinen Gesange. Deutsche Ehre und Art, deutsche Manneswürde und Frauenschöne hat Keiner herrlicher verkündigt, als er, denn er war so innig wie mannhaft, so liebenswürdig wie groß.

In Bozen, der alten, herrlich gelegenen Stadt an der alten Völkerstraße des Etschthales soll das Denkmal Walther's von der Vogelweide erstehen. Für dieses Denkmal beizusteuern, zu sammeln, Filialcomités zu bilden, die dem Centralcomité sich anschließen, rufen wir alle Begeisterungsfähigen auf, denen die Vergangenheit ihres Reiches und ihrer Kunst noch lebendig, die Vergangenheit ihrer Unsterblichen ewige Gegenwart ist."

Dieser vom 26. März 1875 datirte Aufruf des Wiener Centralcomités zur Errichtung eines Walther-Denkmals in Bozen war die Veranlassung, die Werke und Geschicke Walther's von der Vogelweide eingehend zu studiren und die Bedeutung desselben als Mensch, Deutscher und Dichter in diesem Jahrbuche darzulegen.

* * *

Zusammengebrochen ist der stolze Bau der antiken Welt! Verglommen ist ihr letzter Lebensfunke — fort sind die hohen Gestalten aus Griechenland und Rom! Alle Denkmale der Kraft, des Genies und der Tugend der alten Welt liegen in Trümmern — ein Werk von Jahrtausenden, um nicht wieder aufzuerstehen. Barbarenhorden stürzten lavinenartig über Rom, der letzten Centralstätte antiker Cultur und schwemmten gleich einer Sündfluth es hinweg wie zur Strafe für die Verbrechen an der Idee der Menschlichkeit, an Menschengut und Menschenwerth, an Menschenehre und Menschenfreiheit. Der Schauplatz der Weltgeschichte wurde vom Süden nach dem rauhen Norden Europas verlegt. Nach den Stürmen der Völkerwanderung wird die schwellende Macht des fränkischen Reiches der neue politische Schwerpunkt für Europa, wo die mit einander liirten Factoren Hierarchie und Lehenwesen den großen Bewegungen der Völkermassen Halt gebieten und dem ganzen Abendlande eine dauernde, wenn auch gleichförmige Gestalt geben. Von Carl dem Großen bis zu den Kreuzzügen lebt Mitteleuropa in tiefer Nacht oder sagen wir euphemistisch mit Schlegel „in sternenheller Nacht", doch trotz Sternenhelle im Zustande consolidirter Barbarei. Erst mit Beginn der Kreuzzüge, der sogenannten „heiligen Kriege" in der Weltgeschichte, beginnt es zu dämmern und eine leicht und freundlich aufsteigende Morgenröthe verkündet Mitteleuropa eine lichtere, freiere Zukunft. Mit dem Aufleuchten des Tages leuchtet die Civilisation unter den Menschen auf; ihrem mächtigen Strahlenglanze muß weichen die alte Rohheit und Unwissenheit, Anarchie und Tyrannei, die Leibeigenschaft, das Faustrecht, welches in den heillosen Befehdungen seine traurige Sanction im Mittelalter gefunden, das Vehmgericht, der Aberglaube, die Uebermacht der Hierarchie

und des Adels; ja auch der päbstliche Bannstrahl, welcher jedes Aufstreben zur Freiheit niederschlug, wird machtlos und der Menschenverstand in sein natürliches Recht eingesetzt.

In dem Zeitraume, von dem aus wir unsere Betrachtung anheben, erstrahlte die Leuchte der Civilisation noch nicht in diesem Glanze, um die Menschheit Mitteleuropas aller dieser Wohlthaten einer glücklich durchgeführten socialen und staatlichen Umwälzung theilhaftig werden zu lassen. Die Civilisation mußte ihre geistigen Vorkämpfer und Dulder haben, — und unter diesen begegnen wir in erster Reihe Walther von der Vogelweide, dem Minnesänger, welcher gleich Orpheus mit seinem Sange, dem mächtigen Zauber des Wortes und des Gedankens, dem dauerhaften Erglühen für Wahrheit und Recht, für Gott und Vaterland, für das Schöne, Gute, Edle und Erhabene der Menschen Herz und Sinn bewegete, läuterte und zu veredeln wußte.

Unter der großen Zahl vielgepriesener „Minnesänger", deren Dichtungen den Sturm der Jahrhunderte überdauert haben, hat Keiner die germanistische Kritik so lebhaft in Anspruch genommen, wie Walther von der Vogelweide, und dieses tiefe Interesse einer späteren Nachwelt verdankt der Dichter nicht ausschließlich der Genialität und dem süßen Zauber seiner erotischen Muse, sondern vor Allem seiner edlen Persönlichkeit selbst. Diese offenbart sich im vollsten Glanze in der politischen Dichtung. Hier entfaltet Walther eine Hoheit des Geistes, einen Adel der Gesinnung, eine Reife des Urtheils, eine Gluth des Patriotismus, eine Ueberzeugungstreue und einen Freimuth, wie wir ihn bei einem armen Sänger, der von Hof zu Hof wandernd mit dem Erlöse seiner Kunst mühsam sein Dasein fristet, nicht vorauszusetzen vermögen.

In dieser politischen Dichtung liegt demnach auch der Schwerpunkt der Bedeutung Walther's für die Geschichte des deutschen Volkes. Er berührt die wichtigsten politischen und kirchlichen Fragen — die verhängnißvollsten Ereignisse seiner Zeit und erhellt den spätesten Geschlechtern nicht nur ein längst entschwundenes Jahrhundert mit blendenden Schlaglichtern, sondern er greift selbst überall thätig in die Entwicklung der Geschicke der Nation ein und gibt sich als einen ebenso einflußreichen, wie beredten Sprecher einer Partei zu erkennen, die, unbeirrt von den streitenden dynastischen Interessen der Ghibellinen und Welfen die rein nationale Sache vertrat und unverrückt ein Ziel im Auge behielt, nämlich die Ehre und Größe der Nation, die Idee des weltbeherrschenden deutschen Kaiserthums.

Nun erst erscheinen uns Walther's Gedichte* werthvoll und zugleich verständlich. Zu beklagen ist, daß dieselben, wie die vergleichende Kritik aus

---

* Franz Pfeiffer's Walther von der Vogelweide (deutsche Classiker des Mittelalters I.). Leipzig 1872. F. A. Brockhaus.

Carl Simrock (beste Uebersetzung) 4. Auflage. Leipzig 1869.

den sich offenbarenden Lücken nachgewiesen, uns nicht in ihrer Gänze, sondern nur fragmentarisch zugekommen. Allein auch dieser spärliche Ueberrest poetischen Thatendranges genügt dem kritischen Geiste, durch eine glückliche Combination* die dunkelsten Partien im Leben des Dichters sowohl, als des Patrioten aufzuhellen und ein volles üppiges Bild jener Kämpfe zu entwerfen, an denen Walther bis an sein Lebensende einen so lebhaften Antheil genommen.

Wann und wo Walther von der Vogelweide geboren, darüber herrschte unter den deutschen Gelehrten lange ein Meinungsstreit. Aus allen Combinationen und Berechnungen ergaben sich für Walther's Geburtsjahr als weiteste Grenzen die Jahre 1157 und 1167.

Ueber die Frage nach Walther's Heimat geben seine Gedichte keine befriedigende Aufklärung. Wohl schildert der hochbetagte Sänger in einem seiner letzten und schönsten Lieder in mächtig ergreifenden Tönen das Wiedersehen der Heimat nach den Stürmen eines langen, wechselvollen Lebens, doch ohne genaue Ortsangabe, und wir erfahren nur, daß er die Stätte, wo einst seine Wiege gestanden, seit den Kinderjahren bis 1228 nicht wiederbetreten hat. „Alles ist ihm dort fremd geworden, die Leute und das Land; der Wiesengrund ist zu Ackerland geworden, der Wald ausgehauen. Nur das Wasser fließet noch, wie es weiland floß."

An welcher Stelle aber das bereitete Feld, der verhauene Wald und das fließende Wasser, die Zeugen seiner Knabenspiele, zu suchen seien, erfahren wir nicht. Und so stritten sich Schweiz, Schwaben, die Rheinlande, Franken, Baiern, Meißen, Böhmen, Oesterreich, Steiermark und schließlich Tirol um die Ehre, Walther den Ihrigen nennen zu dürfen.

Lange hat die Kritik alle Spürkraft und allen Scharfsinn aufgeboten, um aus einzelnen Stellen seiner Gedichte und aus späteren Nachrichten einen Halt für die Feststellung seiner Geburtsstätte zu gewinnen, bis endlich Franz Pfeiffer in seiner Ausgabe 1864 die Vermuthung ausgesprochen, daß die Heimat Walther's in Tirol zu suchen sei.

Dort ist sie endlich auch gefunden worden, sie ist im Lande am Eisack — es ist der Vogelweider-Hof bei Klausen, wie Johannes Haller, Pfarrer in Laien, im Jahre 1866 herausgefunden, Canonicus Schrott und Professor Ignaz Zingerle später näher erörtert haben.**

---

* Max Rieger, das Leben Walther's von der Vogelweide. Gießen 1863.
Ludw. Uhland, Walther von der Vogelweide 1822.
Heinrich Kurz, Walther's Herkunft und Heimat. Aarau 1863.
Carl Bartsch, deutsche Liederdichter. Leipzig 1864.
Fr. Rud. Menzel, Leben Walther's von der Vogelweide. Leipzig 1865.
Johann Schrott, Walther von der Vogelweide. München 1875.
Otto Abel über die Zeit einiger Gedichte Walther's von der Vogelweide 1853.
** „Bote für Tirol und Vorarlberg" 1874. Nr. 140—142.

Dadurch findet die von Pfeiffer ausgesprochene Muthmaßung ihre Bestätigung; füglich darf auch angenommen werden, daß der Familienname Walther's von diesem Ortsnamen „Vogelweide“, althochdeutsch „fogilweida“ (aviarium), „Vogelgehege“ herzuleiten ist, wo vorzugsweise die Jagdfalken, aber auch wohl Ziervögel oder solche, die für die Tafel des Herrn bestimmt waren, unterhalten wurden. Solche Aviarien und erfahrene Wärter für dieselben waren ein unentbehrliches Bedürfniß jedes größeren Adels- oder Fürstenhofes, und es muß deren auch sehr viele in allen Gegenden Deutschlands gegeben haben.

Daß Walther von edler Geburt war, steht außer allem Zweifel; er selbst gesteht, daß er schon 1198 königlicher Dienstmann war.

Heinrich Kurz spricht sich allerdings gegen Walther's adelige und für seine bürgerliche Geburt aus, doch scheint er die damalige innere und äußere Lage des Bürgerstandes verkannt zu haben. Walther selbst, wie zahlreiche Stellen in seinen Gedichten beweisen, war über jedes Standesvorurtheil erhaben. Der klare, freie Blick, die patriotische Gluth haften ebenso ausschließlich an seiner Individualität, wie sein poetisches Genie und der unvergleichliche Zauber seiner Sprache. Was er ist, ist er aus sich geworden, nicht durch seinen Stand und seine Umgebung. Wenn aber wirklich, sagt Menzel, einer der beiden Stände in damaliger Zeit besonders befähigt gewesen sein soll zu einer freieren Auffassung der menschlichen und politischen Verhältnisse, so war es gewiß nicht der Bürgerstand in seiner beengten Sphäre, sondern der ritterliche Adel.

Letzterer stand zur Zeit der Kreuzzüge auf der Höhe seiner Macht und seines Glanzes — er machte Weltgeschichte; er gab dem ganzen Zeitalter sein charakteristisches Gepräge, er verlieh dem höfischen Leben mit seinen Sitten und Gebräuchen, — vor Allem der höfischen Dichtung jenen eigenthümlichen romantischen Reiz, der sie auszeichnet. Die echte Volksdichtung jener Zeit bewegte sich im Gebiete des nationalen Epos und des Volksliedes*; sie stellte sich der höfischen Modedichtung ziemlich schroff gegenüber und ward von ihr in den Hintergrund gedrängt. Der Minnedienst dagegen und die Minnedichtung sind ausschließliche Schöpfung des ritterlich-romantischen Adels, und ihr genialer Vertreter, der Minne beredtester Herold, ist gewiß kein Bürgerlicher gewesen, wenn ihn auch manche Bürgerliche zum Muster genommen. Er war vielmehr ebenso gewiß ein Adeliger, als der tapferste Ritter, der gewandteste Turnierheld ein Adeliger war.

Allerdings ist Walther nur von niederem, doch unbeflecktem Adel, dem Ehre mehr galt als das Gut, und darum ist er auch so stolz auf denselben gewesen — trotz all seiner Armuth.

Und diese Armuth, die Walther offen bekennt, seine frühe Entfernung aus der Heimat, die völlige Umgestaltung des väterlichen Heimwesens bei

* Vilmar's Geschichte der deutschen Literatur.

seiner späten Rückkehr beweist, daß die Familienbesitzung derer „von der Vogelweide“ nicht erträgnißreich, recht unansehnlich gewesen und nur das einfache Gehöfte eines niederen Dienstmannes (Ministerialen) in abgeschiedener Waldeslichtung gebildet habe.

Von seiner Familie erzählt Walther gar nichts; ob er früh verwaist und wie er als Sohn eines armen Ministerialen sein Brod in der Fremde zu suchen gezwungen war, darüber verlautet nichts. Aus seinem „Heimatsliede“ geht hervor, daß er in seinem vierzehnten bis sechzehnten Lebensjahre dem väterlichen Heimwesen Lebewohl gesagt haben mochte, und heimkehrte, als das väterliche Gehöfte längst in fremde Hände übergegangen und umgestaltet worden war.

Nun finden wir Walther am Hofe zu Wien. Hier beginnen seine Lehrjahre; hier lernt er „singen und sagen“; hier erhält er seine Ausbildung, begründet in den Achtziger und Neunziger Jahren des XII. Jahrhunderts seinen Ruf als höfischer Minnesänger und tritt, als Mißgeschick ihn vom Hofe vertrieb, im Jahre 1198 sein Wanderleben an. Klagend betritt er diese neue Bahn.

„Ich habe wohl und hofgemäß bisher gesungen,
Mein höfisch Singen hat mich nun verdrungen,
Daß die Unhöfischen jetzt am Hof genehmer sind, als ich:
Was mich ehren sollte, das entehrt mich“ —

singt er, allein schon im nächsten Momente ist sein Entschluß gefaßt:

„Nun will ich auch den scharfen Sang zur Waffe wählen:
Nun mäste sich die Bosheit, da sie den Sieg errang.

Die Geburt Walther's, dessen Lehr- und Wanderjahre fallen in die Zeit der Kreuzzüge. Diese waren keine politische, sondern eine religiöse Unternehmung der Völker, und trotz ihres Mißlingens, trotzdem daß ohne den angestrebten Erfolg an sieben Millionen Christen im Kampfe um die „Gottesidee“, um das heilige Grab wider die Saracenen gefallen, sind dieselben für die Menschheit, insbesondere die europäische, von wohlthätigsten Wirkungen begleitet gewesen, nicht bloß in nationaler, social-politischer, kirchlicher und mercantiler, sondern auch in cultureller und freiheitlicher Richtung. Ihnen war auch die Entstehung des eigentlichen Ritterstandes mit corporativen Gesetzen und Gelübden zu verdanken, denn erst der Kampf für die Ehre Christi hat allen Waffengenossen einen heiligen Ernst gegeben. Seit den Kreuzzügen nahm auch die gesammte europäische Ritterschaft den christlichen Ernst und eine halbgeistige Färbung an. Der Ritterstand war eine große, über alle christlichen Länder verbreitete Corporation; sein Grundgedanke war nicht etwa, in der heidnisch Odin'schen Begriffsweise die Racekraft und Heldenlust für egoistische Zwecke der Ruhmsucht, Habgier und Rache austoben zu lassen, sondern Gott, der Ehre, dem Rechte, der Unschuld zu dienen und den Frauen zu huldigen. Dem ritterlichen

Frauencultus lag zunächst die uralte germanische Frauenverehrung zu Grunde. In der Verehrung der Gottesmutter rankten die religiösen und ritterlichen Gefühle sich gleichsam mit ihren Gipfeln ineinander; doch der Abglanz der süßesten Heiligkeit fiel auf die irdischen Schönen, und jeder Ritter erkannte in der Dame seines Herzens ein Wesen, dem er knieend huldigte, und an das er demüthige Gebete richtete.

Das ist der Sinn alles Minnegesanges, welcher entschieden auf Uebung höfischer Zucht und Standessitte, auf Pflege des religiösen Gefühles gerichtet war und deßwegen als ein wesentliches Attribut des ritterlichen Lebens, als sittigendes Bildungselement im Mittelalter gegolten hat.

Außerdem kommt noch ein anderes, streng politisches Moment in Betracht. Walther's Jugendzeit fällt in das Ende des XII. Jahrhunderts, als Deutschland unter dem gewaltigsten Geschlechte, das je einen Thron geziert, den Hohenstaufen, auf dem Gipfel seiner Macht und Größe stand. Das heilige römische Reich deutscher Nation, in den Augen der Völker als rechtlicher Nachfolger des alten römischen Imperiums, war die erste Macht Europas; sein Kaiser hatte als Schirmvogt der Christenheit höheres Ansehen als alle anderen Könige und Fürsten. Zu dieser rechtlichen Stellung im christlichen Völkerverbande kam die große äußere Machtentfaltung, welche die Individualität der Hohenstaufen dem Reiche verlieh. In dem gewaltigen Barbarossa, dessen Heldengestalt Sage und Dichtung verklärt haben, und seinem jugendlichen Sohne Heinrich VI waren die alten Kaiserideen wieder aufgelebt. Und als der greise Heldenkaiser im fernen Morgenlande seinen Tod gefunden, herrschte sein Sohn wohl mit gewaltiger Hand und mit des Vaters Geiste, doch nicht mit dessen rücksichtsvoller Milde. Er trug sich mit dem kühnen Plane, die alte Weltmonarchie der römischen Cäsaren durch Unterwerfung des morschen griechischen Kaiserthums wieder aufzurichten, und schon zitterte Byzanz vor dem Nahen des gewaltigen Gebieters, als dieser leider zu früh für sein Haus und für Deutschland in der Blüthe der Jugend dem Leben entrissen wurde.

Wie das deutsche Reich damals nach Außen gebietend und gefürchtet stand, so blühte es auch im Innern. Der alte Barbarossa hatte mit fester Hand Ruhe und Ordnung geschaffen; an den Fürstenhöfen und in den Städten herrschte blühender Wohlstand. Und seit die mächtige Bewegung der Kreuzzüge den Westen erschütterte, hatte ein neuer Geist das Volk durchdrungen.

Allerorten strömte ein reicher Quell der Sage und des Liedes; an den Höfen der Fürsten, wie auf den Burgen der Ritter ertönte lieblicher Gesang und selbst die gewaltigen Staufen-Kaiser, wie Heinrich VI. fanden es nicht unter ihrer Würde zarte Lieder zu dichten. Dem Glanze des Kaiserhofes folgten die Fürstenhöfe. Insbesondere herrschte aber zu Wien, nächst Köln der blühendsten Stadt Deutschlands und dem Centralpunkte geistigen Lebens

zu jener Zeit, an dem „wonniglichen Hofe“ der sangliebenden Babenberger große Pracht und Lust.

Als Walther zwischen den Jahren 1171 und 1183 die Residenz der Babenberger betrat, um dort in einer standesgemäßen Bedienstung sein Brod zu suchen und die Freistunden zur Ausbildung in der höfischen Dichtkunst zu verwerthen, regierte Leopold VI. der Tugendhafte, der seinem Vater Heinrich II., dem ersten babenbergischen Herzoge Oesterreichs im Jahre 1177 auf dem Throne gefolgt war. Der Hof dieses Fürsten war ein äußerst glänzender und belebter. Die schönste Zierde des Wiener Hofes war aber eine Reihe kundiger Sänger, die auf das freigebigste gepflegt, den Ruhm Oesterreichs als der wahren Heimat höfischer Kunst durch weithin verbreitete Minnelieder begründeten.

Der Mittelpunkt und Meister dieses Dichterkreises waren Reinmar der Alte, „die Nachtigall aus Hagenau“, welchen Gottfried von Straßburg als den trefflichsten Minnesänger vor Walther von der Vogelweide bezeichnet. In ihm gewann Walther ein würdiges Vorbild, einen eifrigen Lehrer und wohlwollenden Freund, dessen er in seinen Sprüchen stets mit dankbarem Herzen gedachte.

Neben Reinmar war das öffentliche Leben selbst Walther's Hof- und Lehrmeister und sein heller Verstand lehrte ihn mit vorurtheilsfreiem Blicke die Menschen und ihre Verhältnisse erkennen. Die reichste Nahrung bot aber die unmittelbare Gegenwart seiner feurigen Vaterlandsliebe. Das deutsche Reich stand auf der Höhe seiner Macht; die Entwicklung der Kirche, die Begeisterung für die Kreuzzüge, der Glanz des Ritterthums, der allgemeine Wohlstand und der Frohsinn, welcher die politische Macht begleitete, wirkte sehr anregend auf das empfängliche Dichtergemüth. Der Reflex der großen Zeitereignisse trat auch am Wiener Hofe deutlich zu Tage. Stand doch der Herzog in den engsten Beziehungen zum hohenstaufischen Kaiserhause und nahm selbst an allen Reichsangelegenheiten den lebhaftesten Antheil! Als Friedrich I. zu Pfingsten 1184 das prachtvolle Reichsfest, an dem die Blüthe des Ritterthums theilnahm, in Mainz feierte, befand sich Lepold von Oesterreich unter den Festtheilnehmern, und mit begeistertem Herzen mag Walther von der Vogelweide den Heimkehrenden gelauscht haben, welche in der Heimat von der Kaiserpracht zu Mainz erzählt haben.

Noch mächtiger mag aber die junge Dichterseele durch die hervorragende Rolle bewegt worden sein, welche nach Barbarossa's Tode Oesterreichs Herzog auf dem dritten Kreuzzuge gespielt hatte. Doch schon im Jahre 1194 starb Leopold der Tugendhafte.

Sein Nachfolger war Friedrich der Katholische. Der hohen Gunst und glänzenden Freigebigkeit dieses jugendlichen, erst zwanzigjährigen Fürsten verdankte Walther, welcher bereits im „Wiener Tone“ zu dichten, seine Gönner zu ehren und zu preisen begann, mehrere Jahre des vollendetsten Glückes, wie eben seine vielen Sprüche und Reminiscenzen beweisen.

Leider regierte Friedrich nicht lange, und schmerzlich beklagt Walther den Tod dieses Fürsten, den Verlust des Glückes, das dieser ihm bereitet hatte.

Unter der Regierung Leopolds VII. fiel Walther, wahrscheinlich durch Machinationskünste seiner Neider und Nebenbuhler, in Ungnade — und dahin war die Glanzperiode aufstrahlenden Dichterruhmes und Jugendglückes, das von Walther oft und so inniglich gepriesen und bis in die spätesten Tage mit Rührung besungen wird.

Mit dem Wiener Aufenthalte schließt die Periode des jugendlichen Leichtmuthes, des sorgenfreien dichterischen Schaffens, endet der übersprudelnde Sang der höfischen Minne, welcher von den Kritikern als der „Wiener Hofton" bezeichnet wird. Ob die Minnelieder des „Wiener Hoftones" oder auch noch spätere einen realen Hintergrund haben, auf positiven Herzenserlebnissen basiren, erscheint für uns ganz irrelevant; wir erblicken in Walther von der Vogelweide stets nur den genialen, phantasievollen und in der poëtischen Gestaltung höchst gewandten Herold der Minne, und von diesem Gesichtspunkte aus wollen wir auch den Schleier des Geheimnisses, der, wie Menzel treffend bemerkt, den mittelalterlichen Minnedichtungen einen erhöhten Zauber verleiht, ungelüftet lassen und uns der Schönheit der einzelnen Lieder freuen. Dieser Anschauung gemäß nehmen wir Umgang von jener Eintheilung, nach welcher Carl Simrock in den Liedern zwei bestimmte Minneverhältnisse — eine niedere und eine hohe Minne — herausgefunden und dadurch, wenn vielleicht unbewußt und unwillkürlich, den Veilchenduft zu ersticken oder abzustreifen wagte, welchen diese Minnelieder alle athmen.

Nach der Katastrophe des Jahres 1198 zu Wien beginnt Walther, zum vollendeten Manne gereift, sein Wanderleben und singt recht sorglich und wehmuthsvoll:

„Ich saß auf einem Steine: da deckt ich Bein mit Beine,
Darauf der Ellenbogen stand; Es schmiegt sich in meine Hand
Das Kinn und eine Wange. Da dacht ich sorglich bange
Dem Weltlauf nach und ird'schem Heil . . .

Ja leider mag es nimmer sein, daß Gottes Gnade kehre
Mit Reichthum und mit Ehre — Ja wieder in dasselbe Herz.
Untreu hält Hof und Leute, Gewalt fährt aus auf Beute —
So Fried als Recht sind todeswund . . .

Zu Rom hört ich lügen — Zwei Könige betrügen:
Das gab den allergrößten Streit,
Der jemals ward in aller Zeit:
Da sah man sich entzweien
Die Pfaffen und die Laien.
Die Noth war über alle Noth;
Da lagen Leib und Seele todt . . ."

Mit diesen Strophen eröffnete sich Walther nicht nur eine von keinem höfischen Sänger bisher betretene Bahn dichterischen Ruhmes, sondern auch

die Aussicht auf hohe politische Bedeutung und eine einflußreiche Stellung im Mittelpunkte der Zeitbewegungen — am Staufischen Hofe selbst.

Solange das deutsche Reich einig und stark war, und der Dichter selbst zu Wien im Vollgenusse des Glückes schwelgte, hatte er keine Veranlassung, als politischer Streiter aufzutreten und mochte an der harmlosen Minnetändelei sich genügen lassen. Nun galt es die ganze Kraft im Dienste des Vaterlandes einzusetzen und sich, vertrieben von Wien — seiner zweiten theuern Heimat — einen warmen Heerd, eine sichere Existenz zu gründen. Von Wien eilt er in die Rheinlande, ist in Mainz Zeuge der Krönung König Philipps des Staufen's, eines Freundes des höfischen Sanges und tritt in dessen Dienste, um ihn in dem neuerfundenen „Philippstone" zu feiern.

Unmittelbar nach dem Krönungsfeste begann der Kampf Philipps mit dem Gegenkönige Otto IV. von Braunschweig. In diesem Kampfe theilt sich nicht nur Deutschland, sondern ganz Europa in zwei Lager, an deren Spitze sich Pabst Innocenz III. stellt als entscheidender, ausschlaggebender Factor. Recht bald durchschaut Walther den Charakter und die Pläne dieses Pabstes und beginnt gegen ihn mit unversöhnlichem Haße zu eifern. Innocenz erscheint in der Geschichte als der Executor des Riesenplanes Gregors VII., der darin bestand, den geistlichen Stand über alle Abhängigkeit von bürgerlichen Verhältnissen und bürgerlicher Gewalt zu erheben, ja ihn selbst zum Oberherrn des weltlichen Regiments zu machen und dann dem Pabste die Vollgewalt in dem geistlichen Reiche zu geben. Gregor, der Erfinder der „Zwei Schwerter"-Theorie, huldigte der Idee, daß der Pabst die Sonne der Welt sei, von der der Kaiser und alle anderen Fürsten ihr Licht empfangen. Diese Idee zur vollen Wahrheit zu machen, war das höchste Ziel Innocenz III. Dieser, bekannt durch seine Herrschkraft und Herrschsucht, wie durch seine Staatsklugheit, schlug sich an die Seite Ottos; die päbstliche Bulle vom 1. März 1201 erkannte Otto IV. feierlich als König an und belegte seinen Gegner mit dem Banne. Diese Entscheidung rief im Lager der Staufischen Partei die heftigste Erbitterung hervor. Walther beginnt in seinen „Sprüchen" die Gefahr zu ahnen, welche der deutschen Nation und dem Reiche von Seite Innocenz droht, und es ist erklärlich, wie nicht bloß persönliches Interesse und Dankbarkeit, dieser Hauptgrundzug in Walther's Charakter, sondern auch politische Ueberzeugung und erleuchteter Patriotismus ihn an den Brennpunkt ghibellinischer Macht mit ehernen Banden fesselten. Deßhalb aber nimmt sich Walther auch die Freiheit heraus, dem königlichen Gönner gegenüber als ernster Mahner und Rathgeber zu erscheinen, wo dieser nicht in seinem Sinne handelt, und appellirt bei der immer wachsenden Begehrlichkeit der Fürsten, die ihre Dienste erkauft und belohnt haben wollten, an die königliche Milde und Freigebigkeit, damit das große Ziel — die Wiederherstellung der Kaisermacht, wie sie Heinrich VI. besessen, erreicht werde. Fast alle auf Philipp bezüglichen Sprüche besprechen mit tiefem Ernst, warmem Vaterlandsgefühle und reifer Urtheilskraft die politische Weltlage, so daß die Vermuthung

naheliegt, daß Walther am königlichen Hofe weniger den Minnegesang zu cultiviren hatte, sondern mehr zu ernsten politischen Geschäften und Missionen an den Fürstenhöfen verwendet wurde. In Allem jedoch, was Walther trieb, bekundet er sich, so hoch die Wogen des Parteikampfes gehen mochten, stets als treuer Anhänger Philipps, der er auch bis zu dessen Tode blieb, wiewohl Walther's Verhältniß zum Könige nicht immer ungetrübt geblieben sein mochte und Walther manchen Grund hatte, mit der Politik Philipps, insbesondere in Folge der Aussöhnung mit dem Pabste und der Zugeständnisse, durch welche letztere erkauft wurde, unzufrieden zu sein. Doch schon im Jahre 1208 wurde das Band der Anhänglichkeit und Treue durchschnitten. Philipp fiel im Juni unter dem mörderischen Streiche des von ihm mit Wohlthaten überhäuften Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach. In Folge dieses Ereignisses war die Staufische Sache verloren. Otto IV. wurde aufs Neue zum Könige gewählt und wilde Fehde entbrannte im ganzen Reiche. Die Raubsucht stürzt über die schutzlosen Staufischen Erblande; Raub und Plünderung, Brand der Städte und Dörfer überall, dazu furchtbare Dürre und Hungersnoth! — Ergreifend singt nun Walther angesichts der unheilvollen Anarchie und Verwildung, dieser traurigen Folgen der langen Bürgerkriege, von dem „Nahen des jüngsten Tages“ und klagt:

„Die Sonne hat den Schein verkehret, Untreu den Samen ausgeleeret allwärts über Feld und Rain. Der Bruder seinem Bruder lüget, die Geistlichkeit in Kutten trüget, statt Gott der Menschen Herz zu weihn. Gewalt siegt ob, des Rechtes Ansehn schwindet.“

Der consequente Charakter Walther's und die in ihm festgewordene Ueberzeugung, daß der Pabst Innocenz, mag auch die Geschichte über diesen billiger urtheilen, als es das patriotische Dichtergemüth gethan, der Erb- und Erzfeind der deutschen Nation und ihrer Größe sei, ließen ihn nicht sogleich in Contact mit Otto IV. treten, obgleich er in ihm, wie es scheint, den rechtmäßigen König erblickte Erst als Otto im Banne war, begrüßt ihn Walther mit einem neuen, ihm zu Ehren erfundenen Tone, dem „Ottentone“.

Am 4. October 1209 empfing Otto in Rom die Kaiserkrone. Mit diesem Acte war Otto kein Welfischer Gegenkönig mehr, sondern wurde der Erbe des Staufischen Kaiserthums, und als solcher eröffnete er den Kampf gegen Innocenz. Doch schon am 18. November 1210 traf ihn der Bannfluch des Pabstes. Und hier ist der Moment, wo Walther sich dem Verfechter der Kaiseridee zuwendet und an seiner Seite im Streite ausharrt, unbekümmert, ob er einen oder welchen Lohn er findet. Er findet jedoch keinen! Das ficht ihn aber wenig an. Er vertheidigt seinen Kaiser, wie kein Zweiter in der Schaar der wenigen Treuen, er streitet mit wuchtiger Kraft gegen den Pabst als den Gegner und Feind des Kaisers und singt nun, da Otto von dem Bannfluche belastet, von den „Zwei Zungen“, — von der Einen, welche Otto urbi et orbi als Kaiser proclamirte, und von der Andern, welche den Bannfluch über ihn aussprach. Mit Walther sang die treue Ritterschaft und das Volk

„Gott gibt zum König, wen er will! — das glaub ich gern und schweige still. Uns Laien wundert nur der Pfaffen Lehre: Was sie vor Kurzem uns gelehrt, wird nun ins Widerspiel verkehrt.

Nun thuts um Gott und eure eigne Ehre, und sagt bei eurer Treue, mit welchem Wort ihr uns betrogt. Beweiset uns das Eine recht vom Grunde, das Alte oder das Neue: Gewiß ist, daß ihr Eines logt. Zwei Zungen stehen schlecht in einem Munde."

Doch nicht genug an dem. In seinem heiligen Ingrimm ob der päbstlichen Willkür und Gewaltthat ruft Walther Gott selbst als Kläger an und gerirt sich als Abgesandten Gottes, indem er Allen, die Ohren haben, zuruft:

„Herr Kaiser, ich bin hergesandt als Gottes Bot aus Himmelsland: Ihr habt die Erd, er hat den Himmel droben. Er will, daß ihr ihm Recht verschafft: Ihr seid sein Vogt, die Heidenschaft laßt nicht in seinem Lande toben."

Mit diesen und ähnlichen Strophen, wie in „Fluch und Segen" trat Walther als Kämpfer für die Ehre und Wohlfahrt der deutschen Nation in die Schranken, und schlägt mit der wachsenden Gefahr für beide immer gewaltigere Töne an, welche an Kühnheit Alles übertreffen, was vor der Reformation gegen den Mißbrauch der Kirchengewalt geschrieben und gesprochen wurde. Doch nicht nur als Dichter und als Organ der nationalen Partei, in noch höherem Grade war Walther dem allgewaltigen Innocenz als gewandter Diplomat gefährlich, welcher die durch Intriguenkünste vielfach zersetzte Partei des gebannten Otto längere Zeit zusammenzuhalten wußte. Und für alles das — kein Lohn! . . Die Klage des Dichters über Undank erscheint demnach nicht unbegründet, je größer sonst die Erpressungen der Ritterschaft waren und die unbedingte Treue und Hingebung an Kaiser und Reich in Mißcredit gebracht haben.

Freigebiger als Otto IV. zeigte sich Friedrich II., der junge liebenswürdige Staufe, welcher als Gegenkönig mit Innocenz Frieden schloß und dadurch bewirkte, daß Welfen und Ghibellinen ihre Rollen gewechselt haben. Otto kämpfte eigentlich für die Staufische Kaiseridee, Friedrich der Staufer trug nun das Banner des Pabstes und der Welfen. Dies war es aber, was Walther trotz aller Freigebigkeit und trotz glänzender Aussichten den „Pfaffenkönig" verwünschen und bei Otto als dem durch den Pabst Erniedrigten ausharren ließ bis fast zu dessen am 19. Mai 1218 erfolgtem Tode.

In dieser letzteren Periode kämpfte Walther in seinen Sprüchen gegen Pabst Innocenz und die Geistlichkeit am heftigsten und geißelt deren Ränke und sittliche Verkommenheit in der bittersten Weise. Er appellirt vor Allem an die Fürsten, „nicht zu glauben, was ihnen Lügenbolde sagen, und guten Rath zu folgen, wenn sie auf das Himmelreich vertrauen wollen", und setzt dann seine spitzige Lanze gegen die päbstliche Herrschaft ein, indem er anhebt:

„Sosehr im Argen lag die Christenheit wol nimmer; die sie belehren sollten, die sind selber noch viel schlimmer."

Er eifert gegen den „Neuen Judas", betonend, daß der heilige Vater der Gläubigen Sinn immermehr verwirret; er zieht los gegen die Simonie, gegen den „welschen Schrein", den „Kirchenstock" und sagt:

„Sagt an, Herr Stock, hat euch der Pabst hieher gesendet, daß ihr ihn bereichert und uns arme Deutsche pfändet? . . . Herr Stock, er ist zum Schaden hergesandt, ob er in deutschen Landen Thörinnen und Narren fände."

Bezüglich der Einschwärzung der Pseudo-Isidor'schen Decretalien-Sammlung schilt Walther den Pabst sogar einen Schwarzkünstler, wie Gerbert war, der nicht allein sich selbst, sondern „die ganze Christenheit und Gottes Erlösungswerk verderbe, indem er sein Wort verfälsche und seinen Himmelshort veruntreue."

Mit gleicher Schärfe eifert Walther gegen die unter der Geistlichkeit eingerissene Sittenverderbniß und klagt, daß die Geistlichen, anstatt die Laien zu belehren, selbst in des Satans Dienst stehen und überall mit bösem Beispiel vorangehen.

Groß und heftig sind die Invectiven, die Walther in seinem Ingrimm gegen Pabst und Clerus richtet, doch galten dieselben nicht den Vertretern der christlichen Religion, nicht dem Christenthume und dessen Kirche, nicht den Dienern der Kirche als solchen — denn Walther verkehrte mit Hoch und Nieder aus diesem Stande und hatte selbst den Patriarchen von Aquilea zum Gönner —, sondern nur den Auswüchsen und Uebelständen im Regimente der Kirche. Seine ausgesprochene fromme Gesinnung schützt übrigens den Dichter vor maßloser Ausschreitung, spricht ihn von dem Vorwurfe der Ketzerei frei und läßt ihn nur als Eiferer für Verbesserung der Kirchenzucht — der Zucht im Allgemeinen auf geistlichem, wie auf weltlichem Gebiete erscheinen. Er achtet den Beruf der Geistlichkeit. Doch so tief seine eigene religiöse Ueberzeugung, von welcher die dem Gottesdienste und den Kreuzzügen gewidmeten Dichtungen volles Zeugniß geben, wurzelte: in eben dem Grade verabscheut Walther das Streben des römischen Stuhles nach irdischer Herrschaft, nach Demüthigung des Kaiserthums und der deutschen Nation. In diesem Streben erblickt er den Verfall des Glaubens und der Kirche selbst. Und ausgehend von der durch die Päbste verbreiteten Ansicht, daß die Herrschaft über Rom und den Kirchenstaat, sowie überhaupt die weltliche Gewalt des Statthalters Christi eine Schenkung Constantins des Großen sei, erzählt der Dichter, daß die Engel damals, in die Zukunft vorschauend, dreimal Wehe! geschrieen haben über das Unheil, das nun der Stuhl zu Rom über die Christenheit bringen werde. Er klagt es Gott, daß die „Pfaffen das Laienrecht verkehrt" — und daß er hierin, wie in anderen Dingen nicht ganz unrecht hatte, beweist die Geschichte. Doch wie er die Geistlichen und den Pabst tadelte, so hat er auch die Kaiser, die Fürsten und selbst seine Gönner, die Richter und Räthe, die Hofleute und Ritter, die Frauen und alle seine Zeitgenossen mit herbem Tadel überschüttet, wann sie von dem Pfade des Rechten, des Guten und Schönen abweichen, und bezeugte dadurch seinen

lauteren, makellosen, sittlich strengen Charakter. Ja selbst die Engel im Himmel entgehen seinem Tadel nicht. Er machte den drei Erzengeln Vorwürfe darüber, daß sie sich bei der Eroberung des heiligen Landes so schlecht betheiligt haben, und will sie deßwegen nicht eher grüßen oder loben, bis sie den Heiden einen Schaden zugefügt haben.

Es läßt sich nicht verläugnen, daß Walther mit seinen Sprüchen einen großen Einfluß auf die öffentliche Meinung üben mußte; allein trotzdem mußte er zu seinem Schmerze wie im geistlichen, so auch im weltlichen Lager erkennen, daß überall Habsucht über das Ehrgefühl obsiege. Daher seine Klage:

„Die Meisten kümmerts nicht, wie sie Gut erwerben. Soll ich es so gewinnen, so geh schlafen, hoher Muth! Ehre galt einst im Leben mehr, als Gut; jetzt ist es umgekehrt. Vor Frauen und Fürsten gilt Gut für das Höchste.“

Unter solchen Umständen konnte wohl die Stimmung des Dichters keine rosige sein. Zu alledem kam, daß seine politischen Hoffnungen zu Schanden, seine Erwartungen, für anerkannte Dienstleistungen Lohn zu finden und einem unsicheren Dasein, einem unstäten Wanderleben entrückt zu werden, immer wieder getäuscht wurden. Was ferner auch nicht fehlte, um den Dichter nahezu der Verzweiflung in die Arme zu führen, war Mißachtung und Hohn seitens seiner Gegner, Kühle im Lager der Treuen, das Gefühl der Isolirtheit. Solchen grimmigen Mächten gegenüber in schlimmen Tagen Widerstand zu leisten, vermochte nur eine hohe Seele: stark entwickelte Charakterfestigkeit und Principientreue, welche Walther bis an sein Lebensende bekundete. Vergebens sehnt er sich nach dem schönen Süden, dem Lande seiner Jugend, der ehemaligen Stätte seines Glückes und Ruhmes! Verlassen von Allen wendet er sich, seinen Haß gegen Innocenz in sich niederkämpfend und den vollendeten Thatsachen sich anbequemend, vertrauensvoll an Friedrich, um ihm die Unbill zu klagen, die Otto ihm zugefügt, und von der Milde und Freigebigkeit des Staufers die Erfüllung langgehegter Wünsche zu erflehen. Und in der That, was der Dichter von Otto IV. vergebens erfleht — eine, wenn auch bescheidene, so doch gesicherte, unabhängige Existenz: das gewährte ihm König Friedrich.

Er erhält um das Jahr 1214 ein Lehen bei Würzburg, tritt in die Dienste Friedrichs und erfindet zu dessen Ruhm und Ehre den „Friedrichston“.

Mit welcher Dankbarkeit, mit welchem Herzensjubel verkündet der Dichter die endliche Erfüllung seines langjährigen Wunsches!

„Ich hab ein Lehen, alle Welt, ich hab ein Lehen!
Nun fürcht ich länger nicht den Hornung an den Zehen.
Will auch alle kargen Herren desto minder flehen.
Der edle Herr, der milde Herr hat mich berathen,
Daß ich im Sommer freie Luft und Winters Glut gewann . . .
Zu lange lag ich an der Armut Uebel krank,

> Ich war so voller Scheltens, daß mein Athem stank:
> Den hat der König rein gemacht, dazu auch mein Sang."

Mit dem fahrenden Leben und dessen Sorgen, Widerwärtigkeiten und Entbehrungen hat es mit einem Male ein Ende. Der Dichter nimmt in der Welt eine achtbare Stellung ein, sein tief verbittertes Gemüth wacht auf zur neuen Freude und zu neuem Lebensmuth. „Vergessen hat er, was er litt." Dies gestehend singt er:

> „Mein hat die Krone, hat das Reich sich angenommen.
> Wolauf, wer tanzen will, ich will ihm geigen."

Durch die Belehnung tritt Walther in die höchste Classe der Dienstmannen ein: er wird Reichsministeriale. Um diese Zeit traf er auf dem Würzburger Hoftage mit Herzog Leopold von Oesterreich zusammen, und wir dürfen annehmen, daß von diesem eine Einladung an den Dichter erfolgte, seinen, wenn auch vorübergehenden Aufenthalt wieder an dem Wiener Hofe zu nehmen, wo er „singen und sagen" gelernt und seine glückliche Jugend verlebt hatte.

Mittlerweile ist auch am 16. Juli 1216 Pabst Innocenz III. in Perugia gestorben. Von da an schweigt auch die politische Muse des Dichters — sei es, weil der milde, redliche, fromme und nachgiebige Pabst Honorius zum weiteren Kampfe keinen Anlaß bot, sei es, daß Friedrich eine offene nationale Agitation gegen die päbstliche Curie mißbilligte und nicht duldete, daß die Winkelzüge seiner diplomatischen Strategie und Tactik von anderen Factoren durchkreuzt werden.

Im Jahre 1217 vor Beginn des Kreuzzuges finden wir Walther in Wien, wo er die im Herbste 1219 erfolgte Rückkehr Leopolds aus Egypten mit einem Gedichte feiert. Während dieses Aufenthaltes machte er wahrscheinlich Besuche zu Mödling bei Wien, wo Leopolds Oheim, Heinrich, residirte, sowie bei dem Patriarchen von Aquileia, Berthold von Andechs, mit dem er schon früher in Beziehungen gestanden sein mag, da die Andechs in Tirol und zwar gerade in der Nähe seiner Heimat Besitzungen hatten, und beim Herzoge von Kärnten. Im Jahre 1220 scheint Walther wieder aus Wien, wahrscheinlich auf den Ruf seines Lehensherrn, rückgekehrt zu sein, um ein wichtiges Amt zu übernehmen, nämlich die Erziehung des königlichen Sohnes Heinrich.

König Friedrich trat nun, nachdem er die römische Curie mit Versprechungen zu beschwichtigen wußte, und nachdem er dem Pabste auch die Einwilligung zur Kaiserkrönung abgelockt hatte, in diesem Jahre 1220 den Römerzug an, um die für Deutschland so unheilvolle italienische Kaiserpolitik seines Vaters und Großvaters wieder aufzunehmen. Vorher hielt Friedrich einen großen Reichstag zu Frankfurt und stellte an die Spitze der Reichsverwaltung während seiner Abwesenheit den großen Erzbischof von Köln, Engelbert, aus dem Geschlechte der Grafen von Berg.

Dieser Aufbruch nach Italien veranlaßt Walther zu einem neuen Tone, dem „Kaiser Friedrichs- oder Engelbertstone“. In den Sprüchen dieses Tones sehen wir den Dichter sich niederwerfen vor „Gottes Majestät, als dem Unbegreiflichen, den zu erforschen alle Mühe bei Tag und Nacht verloren ist, den keine Predigt, kein Glaubenssatz erklärt“; hier dankt er auch dem Kaiser für die ihm neuerdings erwiesenen Gnaden und Gunstbezeugungen, indem er singt:

„Erhabener Kaiser Roms, ihr habt mir so gethan,
Daß meinen Dank in diesem Liede ihr müßt empfahn.
Ich kann euch selbst nicht danken, d'rum seht den Willen an.
Euere Kerze* habt ihr gnädiglich mir zugesendet,
Deren Licht die Braun versengt hat Allen, die sie sahn;
Auch die Augen hat sie Vielen ganz verblendet,
Doch haben sie das Weiße oft mir zugewendet:
So hat mein Glück und eure Gunst ihr Schielen mir geschändet.“

Das Reichsverweseramt, welches Engelbert kräftig leitete, schloß mit dessen unnatürlichem Tode, worüber Walther in Klagen über diese Gewaltthat ausbricht, zugleich den Reichsverweser und allgemein geachteten Kirchenfürsten das glänzendste Lob spendend.

Mit Engelberts Tode war leider auch die Ruhe und der innere Friede aus Deutschland gewichen und aufs Neue erhoben sich Fehde und Gewaltthat.

Um diese Zeit mag auch Walther das schwere Hof- und Zuchtmeisteramt bei dem ungerathenen königlichen Knaben niedergelegt haben, den er mit folgendem Spruche bedachte:

„Die Kinder hat man nun erzogen,
Daß Sohn und Vater sind betrogen:
So that man wider Salomonis Lehre.
Der sagt, daß, wer die Ruthe spart,
Einst der Versäumniß Lohn gewahrt:
Den Ungestraften mangelt Zucht und Ehre.“

Der Dichter beklagt sich dann offen über das verwahrloste Kind, „mit dem Niemand fertig werden könne, das für die Ruthe zu groß, für das Schwert zu klein sei“; er schildert die aufopfernde Liebe, Sorgfalt und Geduld, die er dem Kinde zugewendet, bis er sich in allen seinen pädagogischen Hoffnungen getäuscht gefunden, und schilt seine Thorheit, daß er ihm höheren Werth beigelegt habe.

Mit dieser Klage findet das Hofmeisteramt seinen Abschluß.

Walther zieht sich auf sein Lehen zurück und ergibt sich für eine kurze Zeit dem beschaulichen Leben. Seine Dichtungen aus dieser Zeit tragen das Gepräge des Alters und sind fast nur religiösen Inhaltes. Die Welt hat für Walther keinen Reiz mehr; er sehnt sich nach der ewigen Heimat. „Gott geb

* Das Kerzengeschenk ist zweifelsohne ein Zeichen der Ministerialität.

euch eine gute Nacht" — ruft er der Frau Welt zu — „mich treibts zur Herberg einzugehn." Am meisten aber beschäftigt ihn während der Jahre 1225 bis 1228 der Gedanke an die heilige Sache des Kreuzzuges, und er wird nicht müde, die saumseligen und indifferenten Fürsten und Völker anzueifern, die Rettung des heiligen Landes nach Kräften zu fördern. Ja sein frommes Gefühl hat ihn sogar in seinen alten Tagen noch bestimmt, das Kreuz zu nehmen und sich dem Heere anzuschließen, das der nun auch im päbstlichen Banne befindliche Kaiser Friedrich im Jahre 1228 nach Palästina führte.

Die vielfach ausgesprochene Behauptung, Walther's Kreuzlieder seien in Deutschland abgefaßt und nur das Product einer gesteigerten Imaginationskraft, müssen wir entschieden zurückweisen, da wir keinen Grund haben, an seinen Aussagen und an seiner Schilderung des Erlebten zu zweifeln, besonders als er nach erreichtem Ziele dankend ausruft:

„Leid vergaß ich und Beschwerde,
Seit mein sündges Auge sieht
Diesen Strand und diese Erde,
Deren Preis erklingt im Lied.
Mir geschah, wie stets ich bat,
Da der Stätt' ich bin genaht,
Die der Herr als Mensch betrat."

In langen Schaaren ziehen vom Norden her die Pilger und Waller durch Würzburg. Dem Kaiser, dessen Abfahrt nach dem Morgenlande am 11. August 1228 erfolgte, eilte Walther bereits in den Frühlingstagen voran. Er wandte sich den Alpen zu und wählte die nächste und bequemste der damals gangbaren Alpenstraßen, die über den Brenner führt, an dessen südlichem Fuße er zum ersten Male seit den Knabenjahren die geliebte Stätte seiner Geburt wieder begrüßte. Diese lag zwischen Brixen und Bozen, südöstlich von der Stadt Klausen in Tirol, an der grünen sonnigen Berghalde, deren Fuß die Wogen des tosenden Eisacks bespülen, in dem Gehöfte zur „inneren Vogelweide" — also in dem Eisack-Etsch-Gebiete, dem auch die Dichter Leuthold von Savene (Seben), Hêr Rubîn (Rubein bei Obermais) und Walther von Metze angehören, mit denen Walther von der Vogelweide gleichsam eine poetische Landsmannschaft bildet, der auch der spätere Oswald von Wolkenstein beigezählt werden muß.

Wenn man heute vom Bahnhofe in Waidbruck eine halbe Stunde aufwärts steigt, findet man eine kleine gothische Kirche, der heiligen Katharina gewidmet. Ob dem Kirchlein liegen zwei Höfe, die Vogelweide* genannt, „Außer und Inner-Vogelweide". Letztere ist die Geburtsstätte eines der größten Dichter. Das Schloß Trostburg, das der Vogelweide gegenüber liegt, ist mit dieser durch eine Brücke verbunden, welche dem daranliegenden Weiler den Namen Waidbruck gegeben hat. Die Edlen von Wolkenstein hatten auch Besitzungen von Laien, die kaum eine halbe Stunde

* Seit 1874 ziert den Inner-Vogelweidehof eine Gedenktafel aus Marmor.

von der Vogelweide entfernt lagen. Wenn man nun von der Vogelweide aus einige Minuten einen Hügel hinansteigt, so liegt Seben vor unseren Augen und ziert den hohen Felsen wie eine edle Krone. Die Entfernung der Vogelweide von Seben beträgt nicht mehr als eine Stunde.

Hier also ist die Stätte, die einst Walther's Wiege getragen! Und fürwahr, nie hat ein Dichter das Wiedersehen der Heimat nach langer Abwesenheit in ergreifenderen Tönen besungen, als hier Walther von der Vogelweide die Stätte begrüßt, die seiner Kindheit Spiele gesehen und wo nun Alles fremd, ganz verändert und das väterliche Heimwesen in Verfall.

So singt er das prachtvolle, wehmüthige Heimatslied:

„O weh! Wohin verschwunden ist so manches Jahr?
Träumte mir mein Leben, oder ist es wahr?
Was stets mich wirklich deuchte, wars ein trüglich Spiel?
Ich habe lang geschlafen, daß es mir entfiel.
Nun bin ich erwacht und ist mir unbekannt,
Was mir so kund einst war wie diese jener Hand.
Leut und Land, die meine Kinderjahre sahn,
Sind mir so fremde jetzt, als wär es Lug und Wahn.
Die mir Gespielen waren, sind nun träg und alt,
Umbrochen ist das Feld, verhauen ist der Wald,
Nur das Wasser fließet, wie es weiland floß:
Ja gewiß, ich bin des Unglücks Spielgenoß.
Mich grüßet Mancher lau, der mich einst wolgekannt;
Die Welt fiel allenthalben aus der Gnade Stand.
Weh, gedenk ich jetzt an manchen Wonnetag,
Der mir nun zerronnen ist, wie in das Meer ein Schlag:
Immer mehr o weh! . . .“

Ihm erscheint das Wiedersehen der Heimat als eine schöne Vision. Das „Heimatslied“ ist vielleicht sein letztes Lied gewesen auf dem europäischen Continente — sein Schwanengesang.

Nach dem Kreuzzuge haben wir kein Lebenszeichen mehr von unserem Dichter; ja wir würden nicht einmal wissen, ob er aus dem gelobten Lande, wo er neuerdings die traurigsten Erfahrungen sammelte und auch dort die Christenheit in Verfall, Verrath und Heimtücken triumphiren sah, zurückgekehrt sei, wenn nicht ein glaubwürdiges Zeugniß aus späterer Zeit von seinem Grabe in Würzburg berichten würde.

Die bekannte, im XIV. Jahrhunderte angefertigte sogenannte Würzburger Handschrift, welche jetzt auf der königlichen Hofbibliothek in München sich befindet, theilt uns Walther's lateinische Grabschrift mit und die Nachricht, daß Walther inmitten des von einem Kreuzgange umschlossenen Klosterhofes des neuen Münsters zu Würzburg unter einer stattlichen Linde begraben sei. Das Epitaph lautet:

„Pascua qui volucrum vivus, Walthere, fuisti,
Qui flos eloquii, qui Palladis os, obiisti
Ergo quod aureolam probitas tua possit habere,
Qui legit, hic dicat: „Deus istius miserere!“

Walther starb wahrscheinlich um das Jahr 1230 und dürfte ein Alter von 70 Jahren erreicht haben.

Ein vielbewegtes, thaten- und gedankenreiches Leben war damit abgeschlossen, auf das wir nochmals einen kurzen Blick zurückwerfen wollen, um das Bild dieses, seinerzeit gewaltigen Mannes mit wenigen Zügen zu vollenden.

An dem „wonniglichen" Hofe zu Wien hat er „singen und sagen" gelernt. Hineingestellt in eine große Zeit, in die Zeit Barbarossas, wird er zuerst ergriffen von der fröhlichen jungen Kunst des Minnegesanges und aus voller jugendlicher Brust entströmen ihm die herrlichen Lieder zum Preise der Liebe, der Maienlust und Sommerwonne. Bald schreitet er über die enge Grenze dieses Gesanges hinaus und zieht Alles, was die menschliche Brust mächtig bewegen kann, in den Bereich seiner Dichtung. Die Geschicke des Vaterlandes ergreifen ihn, das im Begriffe steht, von kaum erklommener Höhe der Macht und des Glanzes wieder herabzusteigen und sich selbst im blutigen Bürgerkriege zu zerfleischen. Er tritt auf mit der ganzen Wucht seiner dichterischen Kraft als Streiter für Gott und Vaterland, durchdrungen von echt religiöser Gesinnung und der reinsten Vaterlandsliebe, getragen von einem gleich mächtigen politischen, wie religiösen Ideale. Man mag über die politische Haltung unseres Sängers getheilter Ansicht sein, doch darf man, will man gerecht sein, nicht vergessen, daß es sich in dem tragischen langjährigen Hader zwischen Päbsten und Königen im Mittelalter nicht so sehr um kirchliche Glaubens- und Sittenlehren handelte, mit denen Walther niemals im Ernste zerfallen war, sondern um die Abwägung der politischen Rechte in Kirche und Staat. Und als in dem großen Kampfe zwischen Pabst und Kaiser die Staufer unterlagen, hat nicht die Kirche über das Reich gesiegt, sondern beide — Kirche und Reich sind einer neuen Macht: dem Staate unterlegen.

Von diesem Gesichtspunkte aufgefaßt war auch der Vogelweider, wie etwa Dante nach 150 Jahren in Italien, ein treuer Sohn der Kirche, alle ihre Dogmen und Lehren bekennend, aber ein Feind des in seinen Laienaugen ungeziemenden Einflusses, den die damaligen Päbste in Fragen streng politischen Charakters nahmen. Deßwegen ist Walther nicht bloß Meister des Gesanges, sondern der Lehrer und Erzieher der Nation, der höhere Zucht- und Sittenmeister.

Als Mensch, als Nationaler, wie als Dichter ist er gleich groß, liebenswürdig und bewundernswerth.

Als Mensch ziert ihn gewinnende Milde, biedere Geradheit, strenger Rechtssinn, Männlichkeit, eiserne Festigkeit des Charakters, in dem Herz

und Verstand, Gefühl und Willensstärke, Weltlust und Frömmigkeit in vollster Harmonie stehen.

Als Nationaler ist und bleibt er bis in die späteste Nachwelt ein Vorbild der reinsten, uneigennützigsten, glühendsten Vaterlandsliebe, welche immer jedoch klug maßzuhalten weiß.

Und in seinen Dichtungen! Welch eine Formenfülle, welch eine Mannigfaltigkeit des Stoffes, welch eine krystallhelle Reinheit und Durchsichtigkeit der Sprache voll des süßesten Wohllautes, welch eine Bilderpracht, Wärme des Gefühles und Kraft des Ausdruckes! Deßhalb auch haben seine Lieder, gesungen vor Kaisern und Königen, auf allen Fürstenhöfen den lebhaftesten Anklang und Widerhall gefunden.

Walther manifestirt sich als großer Dichter in allen Stücken, gleichviel ob er die Natur in ihrem Frühlingszauber, Wonne und Leid der Liebe, die Unendlichkeit und Macht Gottes, die Reinheit und Schönheit der Gottesmutter, die Weisheit und Stärke der Engel preist; ob er des Mannes Zucht, Ehre und Tugend, der Frauen Schönheit und Sitte und das Vaterland verherrlicht oder dessen Verfall beklagt: überall zeigt sich eine Fülle der Ideen, Edelsinn und Zartheit.

Niemand hat deutsche Zucht, deutsche Frauen, deutsche Männer mit höherem Preise besungen, als Walther von der Vogelweide in seinem herrlichen Liede zu Deutschlands Ehre, das schon zu seinen Lebszeiten berühmt war:

Heißt mich froh willkommen sein,
Der euch Neues bringet, das bin ich;
Eitle Worte sind's allein,
Die ihr noch vernehm't; jetzt fraget mich.
Wenn ihr Lohn gewähret
Und den Sold nicht scheut,
Will ich manches sagen, was die Herzen freut;
Seht, wie ihr mich würdig ehret!

Ich verkünde deutschen Frauen
Solche Dinge, daß sie alle Welt
Noch begier'ger wird zu schauen;
Dafür nehm' ich weder Gut noch Geld.
Was wollt' ihr von den Süßen?
Sind sie doch zu hehr!
Darum bescheid' ich mich und bitte sie nichts mehr
Als mich freundlich stets zu grüßen.

Lande hab' ich viel gesehen,
Nach den Besten blickt' ich allerwärts.
Uibel möge mir geschehen,
Wenn sich je bereden ließ mein Herz,
Daß ihm wohlgefalle
Fremder Lande Brauch.
Wenn ich lügen wollte, lohnte es mir auch?
Deutsche Zucht geht über alle.

Von der Elbe bis zum Rhein,
Und zurück bis her an Ungerland,
Da mögen wohl die besten sein,
Die ich irgend auf der Erde fand.
Weiß ich recht zu schauen —
Schönheit, Huld und Zier,
Hilf mir Gott! so schwör' ich, daß sie besser hier
Sind als andrer Länder Frauen.

Züchtig ist der deutsche Mann,
Deutsche Frau'n sind engelschön und rein;
Thöricht, wer sie schelten kann;
Anders wahrlich mag es nimmer sein.

Zucht und reine Minne,
Wer die sucht und liebt,
Komm' in unser Land, wo es noch beide gibt;
Lebt' ich lange nur darinne! —

Und als allmälig unter dem verderblichen Einflusse der aus Neapel, Apulien und Sicilien heimkehrenden deutschen Schaaren der Hohenstaufen, und der rückkehrenden Kreuzfahrer deutsche Sitte, Zucht und Ehre mehr und mehr verfallen, als damit der schöne Frohsinn früherer Zeit verschwindet, als die Macht des deutschen Reiches und die Blüthe des deutschen Gesanges zu sinken beginnen, da klagt Herr Walther schmerzlich und bitter, doch nicht als ein Splitterrichter oder mürrischer Greis, sondern aus der Tiefe seines treuen deutschen Herzens, das edlere und schönere Zeiten erlebt. So sagt er über das beginnende, allem Gefühl sittlicher Ehre hohnsprechende Streben nach Reichthum und die Ueberschätzung von Geld und Gut:

Von der Mur zur Seine wandt' ich meine Schritte,
Von der Trave bis zum Po kenn' ich der Menschen Sitte,
Die Meisten kümmert's nicht, wie sie erwerben Gut.
Soll ich es so gewinnen, so geh schlafen, hoher Muth!
Gut war stets genehm, doch Ehre galt im Leben
Mehr als Gut; jetzt darf sich's überheben;
Daß es gewaltig vor der Ehre zu den Frauen geht,
Mit den Fürsten in dem Rath der Könige räth.
So weh dir, Gut! wie römisch Reich nun steht!
Du bist nicht gut, du hast zu sehr der Schande dich ergeben.

Mannigfaltig ist auch der Stoff seiner Dichtungen — der Lieder und Sprüche. Trotz der vielseitigen Vorwürfe, die er für seine Lieder gewählt, ist in Allem vollendete Beherrschung des Stoffes und der Form, natürliche Einfachheit, bald der anmuthigste Scherz und der erhabenste Ernst.

So steht Walther als der eigentliche Schöpfer und Vollender der höfischen Dichtkunst, unerreicht in der Literaturgeschichte da, und dankbar mögen noch spätere Generationen, die an den herrlichen Dichtungen eines Schiller's und Goethe sich laben, zu Walther von der Vogelweide zurückwallen und mit Gottfried von Straßburg singen:

„Die Nachtigallen sind viele, wer aber soll der ganzen lieben Schaar Leitfraue und Meisterin sein? Ich kenne sie wol: es ist die von der Vogelweide. Hei, was die über die Haide mit hoher Stimme klinget! was Wunder sie uns bringet! wie fein sie organiret, ihr Singen moduliret! Die weiß wol, wo sie suchen soll der Minne Melodien."

Wien im Mai 1875.

Epistel an einen Bräutigam.

Aus dem Ungarischen.

Von

L u d w i g D ó c z y.

Das ist kein glücklich Menschenkind,
Dem Vater und Mutter verloren sind,
Und all sein' Freud auf dieser Erd
Ist ihm als Gnadenbrot bescheert.
Ihm ist das Glück auf seiner Bahn
Stiefmütterlich nur zugethan,
An seinem Segen ist kein Heil,
Verkürzt ist ihm das beste Theil.
Denn nicht in Noth und Drang zumeist,
Im Glück erst fühlt er sich verwaist.
Da, wo ihn krönt des Sieges Kranz,
Da fühlt er seine Lust nicht ganz.
Denn wo zu End' der stolze Lauf,
Thut sich ihm keine Welt mehr auf,
Sobald der Ringbahn Schranke fällt,
Streicht er, ein Irrstern, durch die Welt,
Fährt weglos aufwärts, unstät nieder,
Zur Heimat kehrt er nimmer wieder.

O segne Gott zu jeder Frist,
Dem solche Zier belassen ist,
Daß nah' und fern, in Lust und Graun
Der Eltern Augen auf ihn schaun.
Gehn Wind und Wogen noch so kraus,
Ihm stehet fest des Vaters Haus,
Ob jubelnd er, ob grambeschwert
Zur Wiegenstätte wiederkehrt,

Als Flüchtling oder Freudengast,
Zur Hütte oder zum Palast:
Sobald er auf die Schwelle tritt,
Bringt er ein fürstlich Erbe mit.
Ihm dünkt es als ein sichrer Thron,
Daß er hier seines Vaters Sohn,
Sein Haupt fährt hoch, sein Tritt wird fest,
Und in den Greisenbildern läßt
Erinnrung ihn mit stolzem Grauen
Die königlichen Ahnen schauen.

Weh dem, deß Schritt hier einsam hallt!
Die Waise ist, ein Kind, schon alt
Und fühlt noch schwer zu später Frist,
Daß ihr eine Saite geborsten ist.
Wol fällt im Herbst der Schmuck vom Baum,
Doch kommt der Lenz, verspürt er's kaum;
So wird, dem Vater und Mutter sind,
In ihrem Arm auf's Neue Kind.
Doch weh', dem solches nicht gelingt,
Daß er erinnernd sich verjüngt,
Ihm war die Kinderzeit verloren
Und nimmer wird er neugeboren.

. . . . . . Und unglückselig ist der Mann,
Der Liebe nimmer sich gewann,
Dem ruhewarm und wünschelos
Ein weiblich Herz sich nie erschloß.
Was Guts und Schlimmes die Erde hat,
Klingt ihm wie Lärmen in fremder Stadt,
Halb hört er, doch er fühlt es nicht,
Was man in fremden Tönen spricht.
Durch bunte Straßen irrt sein Fuß,
Er sieht sich satt, er kauft Genuß,
Da kommt die Nacht mit Schatten groß,
Und findt seine Seele obdachlos.
Wol manches Bett empfängt ihn gern,
Doch ist sein Herz von Ruhe fern,
Und schlaferfüllt noch streift sein Blick

Vom fremden Ruheort zurück:
Ein hungrig Kind macht's Aug nicht zu,
Ein leer Gemüth geht schwer zur Ruh.

Weh dem, der spielend sich verlor,
Bis er zum Götzen sich selbst erkor;
Und wehe dem, der im Genuß
Gemächlich reift zum Ueberdruß.
Doch zweifach Thor, der arg verkehrt,
Der Lieb und Lust sich selbst erwehrt,
Und sich verklagt mit grauem Haupt,
Daß er des Frühlings sich beraubt.
Was ihn auch trieb, war's Ruhm, war's Pflicht,
Das Schaffen gibt ihm's Leben nicht.
Es kommt der Tag, wo an der That
Sein inneres Herz kein Theil mehr hat,
Wo er auf Wegen, steil und krumm,
Sich fragt: Wohin? Sich klagt: Warum?
Und fühlt, daß, ob er heut vergeht,
Die Welt den Fehl kaum spüren thät.
Denn Andre treten in die Reih,
Er ist ein Stück, kein Glied dabei.
Ob er nach Wahrheit ringend strebt,
Ob er im Lied die Herzen hebt,
Ob er, zu bauen, die Hände regt,
Ob er als Sieger Schlachten schlägt,
Zur Säule ist er blos hingestellt,
Er schlägt nicht Wurzel in der Welt.
Wofür das Volk ihn selig spricht,
Das war sein höchstes Wesen nicht,
Er fühlt's, ein Schandmal, aufgeprägt,
Daß er sich selbst nicht Früchte trägt,
Denn dürr ist der und folgelos,
Der nie zur Liebe sich erschloß.
Nur Lieb' ist's, die der Erdenbraut
Als Weihering uns stetig traut,
Und ohne Liebe weilt jede Lust
Nur wie die Dirne an deiner Brust,
Mit Blut bezahlt, gelockt vom Weine,
Laßt sie im Alter dich alleine.

O preise die Stunde bis an dein Grab,
Die für dein Herz ein Herz dir gab,
Was dir auch drohe an bittrem Leid,
Dein Bestes ist in Sicherheit.
Ja selig du selbst, der in Lieb
Beraubt, verlassen zurücke blieb,
Der Räuber mag in Frieden ziehn,
Sei froh: Du gabst deinen Schatz doch hin.
Nur der mag kranken immerfort,
Dem seine Blüth im Stengel dorrt,
Dem seine Seel im Kerker pochte,
Weil Niemand, Niemand öffnen mochte.

. . . . . Doch dreimal fluchbeladen ist,
Der heimatlos sein Land vergißt,
Den Schicksal oder Laune bannt,
Zu leben fremd, im fremden Land,
Dem Findling gleich, den Mitleid tränkt,
Der an des Dorfes Brüsten hängt.
Er hat nicht Ruh' von Land zu Land,
Bis er den besten Bissen fand,
Und wie ein Tagwerk wird sein Lauf,
Bald kennt er die Länder um und auf,
Und sagt, wie ein Schulkind, kreuz und quer,
Die schöne Welt auswendig her.
Und hat er vollendet, wo hebt er an?
Er hat das Leben abgethan.
Noch glücklich wer das Vaterland,
Das er verloren, nie gekannt.
Doch weh dem, der im Uebermuth
Sich selbst verbannt und stolz drauf thut!
Dem's eigene Land zu eng und klein,
Wird auch kein andres heimlich sein,
Wie Einer, der viel Weiber kirrt,
Am End' mit Keiner glücklich wird.
Und weh dem, der sich so betrügt,
Daß ihm als Heim nur die Welt genügt,
Die Welt ist schön, die Welt ist groß,
Und wer sie liebt, liebt hoffnungslos.

Der regungslos aus dem Busche bricht,
Ist ihr der Weltenbürger nicht,
Er ist nicht Sohn der Gottesnatur,
Er gilt als Hergelaufner nur,
Der's Erbe verpraßt und nichts eigen nennt,
Kein Land, von dem er sagen könnt':
Das hat der Herrgott so gemacht,
Als hätt' er eben an mich gedacht.
O, eitel sagt Ihrs und bethört,
Daß auch das Ganze Gott gehört;
Selbst Gott ist uns daheim bekannt,
Und scheint ein Andrer in fremdem Land.
Als Flut im Nil, am Libanon
Im fahlen Blitz, im Donnerton,
Geruht die Eine Urgewalt
In tausendfältiger Gestalt
Auf dieser Erd', der winzig kleinen,
Als Gott der Heimat zu erscheinen.
Drum, leugnet wer sein Vaterland,
Hat er sich auch von Gott gewandt,
Und streicht er fremd auf Weg und Strassen,
So hat ihn Gott der Herr verlassen.

Nichts ist so süß auf dieser Welt,
Als was uns hier gebunden hält;
Wohl quillt uns daraus jeglich Leiden,
Doch frei sein, heißt vom Leben scheiden.

Drum trage stolz den Schmuck das Kind,
Dem Vater und Mutter am Leben sind;
Bewahr' es dankbar bis in sein Grab,
Wenn sich ein Weib zu eigen gab;
Und ende verlassen an Weges Rand,
Wer je verleugnet sein Volk und Land!

Arme Psyche!

Von

H. Wild.

Auf dem Felsen, bang alleine,
Steht sie frierend, bar und bloß —
Ach ihr Leiden ist zu groß!
Mitleid regte selbst im Steine
Sich, säh', Aermste, er dein Loos.

Haben dich mit Sang und Klagen
Und mit Thränen hergebracht;
Sühnend deiner Schönheit Macht,
Sollst der Göttin Zorn du tragen,
Sinken in des Todes Nacht.

Arme Psyche! Und du stehest
Zitternd da in dich verschränkt,
Und die Nacht sich schonend senkt,
Daß das Schreckniß du nicht sehest,
Das auf dich das Schicksal lenkt.

Aber in dem finstern Grauen,
Regt sich's nicht wie Seufzer leis?
Aus der Wolken schwülem Kreis
Rosendüfte niederthauen,
Fächelnd dir die Wange leis.

Und ein laues Luftgetriebe
Jagt dich plötzlich auf und fort,
Führt es dich zum schönsten Ort,
Wo der holde Gott der Liebe
Dich empfing mit süßem Wort.

Und es tönen und es klingen
Jubellied und Festesschall,
Da er aus des Himmels Saal,
Dich, o Schönste, zu erringen,
Heimlich sich hernieder stahl.

Heil! Dir ward ein Loos beschieden,
Das in Räthsel zwar gehüllt,
Doch das Herz mit Wonne füllt,
Wie kein andres Weib hienieden,
Es nur ahnend je gefühlt —

Aber irdisch war dein Schauen,
Irdisch deiner Seele Drang,
Was mit Lust dich so bezwang,
Weckte dir ein stilles Grauen,
Das nach Licht und Wahrheit rang.

Arme Psyche! — Denn der hehre
Hohe Gott der heitern Lust,
Zürnend floh er deine Brust,
Und mit deiner Sünde Schwere,
Ward dir erst dein Glück bewußt.

Deine Schuld hat ihn vertrieben,
Deine Reue sühnt ihn nicht.
Strenge geht er in's Gericht:
Solltest glauben nur und lieben,
Doch du trugst die Prüfung nicht!

Arme Psyche! und du fandest
Nirgend den Geliebten mehr,
Bis du nach viel Kummer schwer,
Bittres Todesweh empfandest
Und es Nacht ward um dich her.

Da im Augenblick entspringen
Flügel deinen Schultern leicht,
Unter dir der Boden weicht,
Staunend fühlst du auf dich schwingen
Und der Erde Schatten bleicht.

Jener von dem du geschieden,
Mild versöhnt von deiner Reu',
Schwebt nun sehnsuchtsvoll und treu,
In den Augen Licht und Frieden,
In die Arme dir auf's neu.

Hast dir Ewigkeit errungen,
Ewigkeit und Seligkeit,
Bist vor jedem Schmerz gefei't;
Unter dir, in Nacht bezwungen,
Schwindet die Vergangenheit.

Höre! Alle Himmel tönen
Dir zum Preis, und Götter nah'n
Die Entführte zu empfah'n,
Die zum Urquell alles Schönen
Sich durch Leiden brach die Bahn.

Himmelslüfte dich umfächeln,
Himmelswonnen warten dein
Mit dem Theu'ren im Verein —
Warum scheint dein süßes Lächeln
Denn mit Gram verwebt zu sein?

Arme Psyche! hört sie klagen:
„Ach die Kraft ist mir verweht!
Auch kein todtes Glück ersteht!
Hab' gelitten und getragen —
Ach die Freude kam zu spät!“

Die Myrte.

Eine Skizze.

Von

Heinrich Stadelmann.

„Der Myrtenbaum (Myrtus communis) mit seinen schönen weißen, einzeln stehenden, von zwei Blättchen umgebenen Blüthen und kleinen Blättern ist fast in jedem Kunstgarten bekannt, und seine schönen grünen Zweige werden an manchen Orten zu Brautkränzen geflochten."

So schildert der liebe alte Schubert diese in vieler Hinsicht interessante, von alten und neuen Dichtern vielfach gefeierte Pflanze, die wir hiemit zum Gegenstand einer kurzen Besprechung machen wollen.

„Formosae myrtus Veneri, sua laurea Phoebo"

sagt Virgil und bezeichnet damit ihre Bestimmung als Sinnbild der Liebe, ja die Göttin der Liebe selbst heißt Venus Myrtea (Plin. 15, 29), woraus später Murtia oder Murcia geworden, und hatte im römischen Circus einer Capelle gegenüber einen ihr geheiligten Myrtenhain.

So fordert Goethe in seinen „Römischen Elegien (XII, 33 und 34) seine Geliebte mit folgenden Worten auf, sich mit ihm der Liebe zu freuen:

„Jene buschige Myrte beschattet ein heiliges Plätzchen;
Uns're Zufriedenheit bringt keine Gefährde der Welt."

Und Bürger in seiner „Umarmung" wünscht:

„Unter Myrten, wo wir fallen,
Bleib' uns eine Gruft bevor!"

Bei Hochzeiten schmückte ein Myrtenkranz das Haupt der Braut und noch jetzt herrscht diese Sitte. Wo nur immer ein Dichter eine bräutliche Scene malt, da wird auch der Myrte Erwähnung gethan.

„Und mit einem Kranz von Myrten
Naht die Götterkönigin,
Und sie führt den schönsten Hirten
Zu der schönsten Hirtin hin,"

singt unser Schiller in seinem erhabenen eleusischen Festgesang, und

„Mit der Myrte geschmückt und dem Brautgeschmeid
Des Wärters Tochter, die rosige Maid,"

Chamisso in seinem rührenden Gedicht „die Löwenbraut". Ebenso heißt es in desselben Dichters „Frauenliebe und Leben":

Helft mir, ihr Schwestern,
Freundlich mich schmücken,
Dient der Glücklichen heute mir!
Windet geschäftig
Mir um die Stirne
Noch der blühenden Myrte Zier.

Aber nicht Symbol der Liebe allein ist die Myrte: sie ist auch, als immer grün, Sinnbild des Lebens; deßhalb wurde in Gortyne auf Kreta am alljährlichen Frühlingsfeste der von Zeus entführten Europa, welches die Vermälung der Sonne mit der Erde versinnbildlichte, ein großer Myrtenkranz mit aufgestellt, und auch in den eleusischen Mysterien, die sich auf die Erzeugung des Jahressegens bezogen, ist die Myrte von Bedeutung.

Weil aber, um mit dem Dichter zu reden,

. . . „Welken im Blüh'n und schon im Frühling der Herbst ist",

weil alles Leben schon den Keim des Todes in sich trägt, so wurden, wie ja die Göttin der Liebe selbst als Libitina zugleich Leichengöttin ist, auch die Symbole des Lebens und der Liebe auf den Tod angewendet. So zierte man bei den Griechen die Gräber mit Myrtenzweigen; so bekränzt sich der fromme Aeneas bei der Todtenfeier seines Vaters mit Myrten (Virg. Aen. V, 72). Sinnig hat Friedrich Rückert dieses Doppelamt der Myrte, dem Leben wie dem Tode eine treue Gefährtin zu sein, in folgenden Versen ausgesprochen:

„O Myrtenkrone!
Dein Loos ist schön; du dienst der Lieb' im Leben,
Der Unschuld dienest du im Sarg zum Lohne."

Wie aber die Liebe selbst im Tode fortdauert, so auch das Symbol derselben. In den Gefilden der Trauer und des Todes umhüllt bei Virgil (Aen. VI, 441, 589) Diejenigen, welche der Liebe schmerzliche Sehnsucht getödtet hat, ein Myrtenwäldchen:

„Hier, im entlegenen Thal, von Myrtengebüschen umschattet
Weilt, wen grausam die Flamme der schmachtenden Liebe verzehrt hat."

Und:

„Dort weilt, wen das Geschick fortriß aus den Armen der Liebe,
Dort mit Myrtenzweig kränzt er das schimmernde Haar"

singt Tibull in seiner herrlichen Elegie an Messala.* Im Anschlusse hieran schildert der liebliche neulateinische Dichter Johannes Secundus in seinem zweiten „Kuß“, ein Gedicht, das Bürger in seiner „Umarmung“ nachgedichtet hat, die Gefilde der Seligen:

„Wo Heroinen, gesellt zu erhabenen Göttersöhnen,
In alter Liebe Netz verstrickt,
Ewig sich schwingen in Reih'n und, fröhliche Wechselgesänge
Beginnend, ziehn durchs Myrtenthal.“ **

Auch bei den Neueren begegnen wir ähnlichen Vorstellungen; so in Eichendorff's lieblichwehmüthigem Lied „Auf meines Kindes Tod“:

„Jetzt auf lichtgrünem Plan
Stehst du im Myrtenkranze
Und lächelst aus dem Glanze
Mich still voll Mitleid an.“

Daß die heiteren Alten die festliche Myrte neben der Rose, der Blume der Liebe, auch bei frohen Trinkgelagen eine Rolle spielen ließen, hat nichts Befremdendes.

So hebt bei Anakreon ein reizendes Trink- und Liebeslied an:

„Auf Myrten gebettet,
Von Lotus umkränzt,
So lasset mich trinken,
Weil Eros kredenzt!“

und Horaz ermuntert seinen Schenken:

„Kränze mich mit Myrtenlaube,
Schönste Zierde dir und mir,
Weil ich schlürf' den Saft der Traube
In der Rebe Schatten hier!“

Auffallender ist es, daß diese friedliche Pflanze in dem berühmten Schwertlied des Kallistratos erscheint:

„In Myrtengrün will ich mein Schlachtschwert tragen,
Wie Harmodios und Aristogiton gethan,
Als sie den Tyrannen Hipparchos erschlagen
Und der Freiheit Athenä's gebrochen die Bahn“ — ***

woran anknüpfend Friedrich von Matthisson in seiner „Heldenskolie“:

„Nun feiern die Schwerter,
Durch Scharten uns werther,
Als Demant und Gold.

* Nach der trefflichen Uebersetzung Emanuel Geibel's.
** Aus: „Küsse“. Aus dem Lateinischen des Joh. Secundus, übersetzt von Franz Passow.
*** Wie die beiden vorhergehenden Strophen aus des Verfassers Schriftchen: „Aus Tibur und Teus“.

Wie schön, sie zu gürten
Umschlungen von Myrten,
Der Tapferkeit Sold!“

und Emanuel Geibel in seinem „Schenkenbuch“:

„Schwärmen wollen wir eine Zeit
Bei den trunkensten Wirthen,
Aber es liege das Schwert bereit
Unter dem Grün der Myrten!“

wobei, nebenbei bemerkt, die Doppelnatur des Dichters überhaupt, der gerne sich heiterem Lebensgenuß hingibt, gerne schwärmt und träumt, dabei aber seiner höheren Pflicht das Wahre und Edle mit seiner Wehr und Waffe zu verfechten nicht vergißt, meisterhaft gezeichnet erscheint.

Nun noch eine Frage! Wie kommt es wohl, daß man das Wort Myrte so häufig falsch geschrieben und gedruckt findet und nicht bloß bei Solchen, die kein Latein und Griechisch verstehen, nein, auch bei namhaften Dichtern und Gelehrten? Ja, dem Verfasser dieser Zeilen ist es mehr als einmal begegnet, daß ihm, wenn er, von Sehnsucht nach dem wonnigen Süden durchdrungen, von fernen Myrten und Lorbeeren, ohne die es dabei nicht abgeht, sang, seine geschriebenen Myr**t**en als gedruckte Myr**th**en wieder zu Gesicht kamen. Doch Myr**t**en oder Myr**th**en — glücklich der, dem ein holdes Geschick vergönnt, mit eigenen Augen das Wunderland zu schauen,

— „das Land, wo die Citronen blühn,
Im dunklen Laub die Goldorangen glühn,
Ein sanfter Wind vom blauen Himmel weht,
Die Myrte still und hoch der Lorbeer steht!“ —

Mögen den Schluß dieser kurzen Skizze einige Verse aus der begeisterten Elegie eines neulateinischen Sängers — Lotichius — bilden:

Kränze doch nicht mein Haupt — o nimm ihn zurück! — mit dem Lorbeer,
  Nimm ihn zurück! nur dir ziemt er, ein würdiger Schmuck.
Ich, weichmüthig gestimmt und in zärtlicher Liebe befangen,
  Wind' um die Stirn hinfort Kronen aus Myrtengesproß.
Heil dir, gefeierter Baum, in italischen Hainen gedeihend,
  Den ein kälterer Strich deutschem Gebiete versagt.
Möchtest du doch aufkeimen und blüh'n auch an unseren Ufern,
  Wo durch Auen der Fluß Cynthius schlängelnd sich rollte.
Wünschte dich mehr, als selber den heiligen Baum der Citrone,
  Oder die punische Frucht, durstendem Gaume so lieb.
Sucht ihr Andern das Höchste! der Liebende wählt sich die Myrte:
  Schmücke mir, bin ich es werth, künftig die Myrte das Haupt!“ *

* Uebersetzt von Ernst Gottlob Köstlin, Halle 1826.

Eine magyarische Dichterin.

Von

K. Buchberger.

Im dritten Jahrgange der „Dioskuren" (1874) ist im Aufsatze von Ad. Dux: „Zwei magyarische Dichterinen", kurz die Geschichte der Therese Ferenczy und der Julie Szendrey erzählt. Im Nachfolgenden sei die Lebensskizze einer dritten im Bunde, jene der Julie Szalé wiedergegeben, die das tragische Ende mit Therese Ferenczy gemein hat, wie auch die gleiche Seelenpein und die gleiche Schwärmerei in ihren Gedichten sich ausspricht.

Julie Szalé (Szalé-Kovács), in der Waldeinsamkeit der wildromantischen Thäler der Szolyva und Ploszko aufgewachsen, schuf sich in ihrer lebhaften Einbildungskraft mit ihrem edlen Gemüthe eine Welt, die weit verschieden war von der, in die sie das Schicksal warf.

Nach dem Verluste der zärtlichst geliebten Eltern, als hilflose Waise von 17 Jahren, war sie gezwungen einem Manne zum Altare zu folgen, der in allen Stücken das Gegentheil von ihr war; er flößte ihr nur Abneigung ein; ihr feingebildeter Geist, ihr gefühlvolles Herz fanden keinen Rückhalt am ungebildeten Mann. Sieben Jahre kämpfte sie gegen jede eheliche Annäherung, sieben Jahre fand sie in der Einsamkeit des düsteren Schlosses Szent-Miklós bei Munkács keinen anderen Trost als in der edlen Dichtkunst.

Ihre Dichtungen sind der volle wahre Ausdruck ihres inneren Leidens. Die Sehnsucht nach Befreiung von dem irdischen Sein, von dieser Welt, die ihr nur Täuschung bot, dringt aus jedem Worte; so auch ihr edler Sinn, ihr tiefes inniges Gemüth. Die Sprache ist edel, die Ausdrucksweise lebhaft.

Die Hinweisung auf ihr nahes Ende spricht sich fast in jedem ihrer Lieder aus und ihr tragischer Tod gibt deren Verständniß.

Am 17. August 1857, kaum 24 Jahre alt, endete sie ihr qualvolles Dasein durch einen Pistolenschuß ins Herz.

Zwei ihrer Dichtungen folgen hier in Uebersetzung:

1.

Ist die greise Welt erstorben
Und ihr Zauber ganz verdorben? —
Daß ringsum die öde Stille
Nicht den Ruf des Trostes fülle?

Glänzet nicht des Morgens Lichte
Auf die Nacht, die schleierdichte?
Flammt nicht mehr der Blitz gezogen
Durch die schwarzen Wolkenwogen?

Ist's die Sonne nicht die alte,
Die wie sonst den Tag uns malte?
Daß im Blumen-Prachtgeschmeide
Sich die grüne Wiese kleide?

Tönen Nachtigallen-Lieder
Klagend nicht im Waldgrund wieder?
Steigen nicht herab den hellen
Kies des Berges muntre Quellen?

Alles ist so, wie sonst immer,
Baum und Strauch, es ändert nimmer
Die Natur des Lebens Fülle,
Nicht die zauberische Hülle.

Meine Brust nur ist verödet,
Sproß und Zweig in ihr getödtet,
Alles Leben, aller Frieden
Ist aus meiner Brust geschieden.

Und so sink' ich dir zu Füßen,
Heilige Natur, zu büßen,
Daß mein ganzer Dichterglaube
Fiel des Herzens Gluth zum Raube.

2.

Warum bin ich getreten
In Gottes Haus herein,
Mit meiner Brust voll Klagen
Voll kalter stummer Pein?

Wo Viele auf den Knieen
Voll Andacht liegen, dort
Tönt nicht der matten Seele
Des Glaubens sanftes Wort.

Der Wölbung weiten Bogen
Erfüllt der Orgel Klang:
Wie Himmelssturm erschallet
Des Psalters Hochgesang.

Noch kämpft das Schuldbewußtsein,
Das mir im Busen ruht,
Da faßt die Seele plötzlich
Die ungeahnte Gluth.

Aus weiter, weiter Ferne
Erinn'rung vor mir steht,
Das Auge glänzt in Thränen,
Ich fühle — das Gebet!

Gerettet.

Eine kleine Erzählung aus der Gegenwart.

Von

H. Auegg.

Nicht leicht gibt es etwas Auffallenderes für denkende und beobachtende Menschen als das unvermittelte Nebeneinander von großartigen Naturbildern und gewöhnlichem oberflächlichem Menschengetriebe, und nirgend tritt dies deutlicher zu Tage, als in Seebädern, wo sich die geputzte, plaudernde Menschenmenge neben dem großen Ozean geltend macht.

Ein grosses, kasernenähnliches Hôtel, eine Anzal livrirter und befrackter Diener, lärmende Bademusik mit den Motiven aller geläufigen Opern Europas, Herren und Damen nach dem neuesten Modejournal und Konversazion in allen europäischen Idiomen, das ist die Welt und die Weltlichkeit auf der einen Seite und im Hintergrunde das brausende, brandende, ewig neue und ewig ernste Meer, das ist die Welt der Natur, das ist die andere Seite des Bildes. Und wie überwiegend groß, wie verschlingend und bedeckend groß ist sie nicht, diese Seite der Welt! wie woltuend absorbirt sie nicht unsere ganze Aufmerksamkeit! Es ist, als brande und brause uns eine neue Welt, ein neues Leben entgegen, als müßte dieses schöne weite Meer, diese „heilige Flut“ unser ganzes Vergangenheitselend hinwegschäumen, und alles übertönen, was je misklang in unserm Leben; es ist, als müßten auch wir groß und weit und mächtig werden und eine Welt in uns selbst darstellen.

So mochte vielleicht der junge Mann denken, der auf der Terrasse einer Villa stand und unverwandt in's Meer hinaussah, denn es lag Mut und Ernst auf seiner Stirn und ein Ausdruck von Wolgefallen auf seinen Zügen; der Anblick des Meeres mußte ihm woltun. — Es war Dr. Paul Hille, der Arzt des Seebades N. an der Nordsee, und die Villa war zugleich sein gutes festes Haus.

Er bekleidete diese Stelle seit einigen Jahren und hatte sich schnell einen bedeutenden ärztlichen Ruf erworben und dieses Haus bewohnte er allein mit einer alten Tante, der Wittwe eines Oheims aus England, welcher ihm ein grosses Vermögen hinterließ, ohne sich je früher um ihn gekümmert zu haben.

Dr. Hille war armer Eltern Kind gewesen und hatte sich ziemlich mühsam durch die Studienjahre durchgebracht und war eben selbstständig als

graduirter Arzt in die Welt getreten, als ihm das Vermögen seines Onkels zufiel; er hatte hierauf Reisen gemacht und sich endlich in N. am Meere niedergelassen, wo er die Badepraxis mit einer grossen Landarmenpraxis verband. Mistreß Wool, seine Tante, eine geborne Deutsche, führte sein Haus, und es bestand ein sehr gutes Verhältniß zwischen den beiden; die alte Dame war sehr liebenswürdig und heiter, und liebte den strebsamen jungen Mann und dieser hing mit grosser Verehrung an der einzigen Verwandten, die er überhaupt hatte und die ihm so plötzlich mit Gut und Reichtum, mit Freundschaft und Teilnahme entgegengekommen war. —

„Warum lächelst Du in all' Deinen Ernst hinein?" frug Mrs. Wool, als sie zu Dr. Hille auf die Terrasse trat. „„Es ist mir dies elegante Menschengewälze dort unten am Strande und bei dem Hôtel so komisch"", antwortete der Doktor; „„die Leutchen gehen da herum, als wären sie in Baden-Baden oder auf einem Pariser Boulevard und nicht an den Ufern des Meeres, das alles Kleinliche so sehr beschämt."" „Oho, mein liebster Herr Neffe", meinte dagegen die Tante, „wer belacht immer die Eleganz und hat sich doch die eleganteste Villa gebaut, die weit und breit zu sehen ist?"

„„Wenn man schon überhaupt baut und kauft, soll es schön und ordentlich sein"", antwortete freundlich der Doktor, „„und wenn man sein Haus überhaupt mit all' dem hübschen Unsinn ausstattet, so soll es auch der hübscheste sein, den man auftreiben kann."" —

„Und weiter, mein Freund?" fuhr die alte Dame mit einem fragenden Blick fort, „wenn man sein Haus so schön ausstattet, gibt man demselben auch das Schönste, was ein Haus haben soll, eine junge Hausfrau?"

„„Nein, liebe Tante, das tut man nicht"", entgegnete rasch der Doktor mit solch' entschiedenem Ausdrucke, daß es wol Niemandem beigefallen wäre, den Gegenstand weiter zu verfolgen. —

Die Tante seufzte und der junge Mann sah wieder nach dem See, als ein Diener eintrat, und einen Brief und eine Karte brachte. —

Der Doktor las den Brief zweimal, betrachtete die Karte sorgfältig und sagte dann zu Mrs. Wool: „„Tantchen, das ist etwas für Euch und Euere Beschützungspassion; da erhalte ich einen Brief von einem Arzte aus Hermannstadt in Siebenbürgen, der mir eine Pazientin empfielt und dieselbe auch in gesellschaftlicher Beziehung unter meinen Schutz stellt; der Mann muß entweder wissen, daß ich solch' liebenswürdiges Hausmütterchen hier habe, oder er muß finden, daß ein unverheirateter Mann von 32 Jahren ein ganz passender Schutz für ein Mädchen von 22 sei."" —

„Niemand denkt eben, daß ein Badearzt unverheiratet sei, weil sich das gar nicht schickt", entgegnete rasch die alte Dame, „aber kömmt denn das Mädchen ganz allein hieher?"

„„O nein"", sagte der Doktor, und sah nochmals den Brief durch. „„Fräulein von Parow hat eine Gesellschaftsdame und Dienerschaft mit sich gebracht und diese gesellschaftliche Empfelung wird hoffentlich nur eine

höfliche Frase des Arztes sein, der übrigens eine Capacität sein muß; sein Brief ist ein Meisterstück. Ich habe stets eine „närrische" Freude, wenn mir Damen besonders anempfolen werden, aber ich will so beflissen und dienstbereit sein, als nur möglich, liebe Tante, und wenn die junge Dame nur halbwegs so ist, wie der Siebenbürger Medicus meint, sollt Ihr die Freude haben, sie zu beschützen und mich dabei von dieser süssen Pflicht zu befreien."" — Hierauf nahm der Doktor Hut und Rock und ging. —

Nach einer Stunde kehrte er zurück, setzte sich neben Mrs. Wool in dem runden Salon, den diese besonders liebte, auf einen Schaukelstul, wiegte sich auf und nieder und lachte aus voller Brust. „Paul, was hast Du?" frug Mrs. Wool erstaunt. „Du bist mir unheimlich, weshalb lachst Du so sehr?"

„„Weil es immer besser kömmt"", antwortete Paul Hille unter fortwährendem Lachen; „„vorerst graut mir schon vor dem Beschützen, vor den zu erwartenden Diners und Thees, mit weiß Gott welch' schmachtendem Frauengesicht, und —! Es ist zu komisch!""

„Was nun? was ist komisch?" frug nun unwillkürlich mitlachend die alte Dame.

„„Das Kammerkätzchen hat den Fuß verstaucht, und die Gesellschafterin hat die Masern, beide mußte ich augenblicklich in mein Spital bringen lassen; es ist zu possierlich!""

„Du Unmensch!" rief Mrs. Wool, „wie kannst Du das komisch und possierlich finden? ich kenne Dich gar nicht; das ist ja eine fürchterliche Situazion für das arme junge Mädchen, was wird sie nun anfangen?"

„„Darin liegt eben die Komik"", lachte der Doktor weiter; „„wir müssen sie hieher nehmen, denn in dem grossen Hôtel kann sie doch nicht allein bleiben. Da haben wir den „besonderen Schutz!""

„Natürlich, natürlich", meinte Mrs. Wool; „ich bin froh, daß Du es selbst einsiehst."

„„Und selbst antragen mußtest, setzen Sie hinzu. O, wenn es sich geschickt hätte, ich hätte vor ihr gelacht über diese Ironie des Schicksals. Fräulein von Parow ist übrigens sehr nett und gehört zu den erträglichsten Exemplaren ihres Geschlechtes; sie war sehr bekümmert um die beiden Erkrankten, wollte sie selbst pflegen, und dergleichen edlen Unsinn mehr, aber sie ist ein junges Mädchen, das ich mir nun selbst hier hereinpflanzen muß; wenn es nicht so komisch wäre, wäre es eigentlich traurig.""

Damit schien des Mannes Heiterkeit erschöpft, er stand auf und sagte: „„Ich habe anspannen lassen, lieb' Tantchen, bitte, fahrt die paar Schritte Weges nach dem Hôtel und holt Fräulein von Parow ab; ich werde ein anständiger und gefaßter Hausherr sein.""

Wieder nach einer Stunde standen drei Personen auf der Terrasse der Villa Hille und sahen nach der Sonne, die in voller goldener Pracht ins Meer sank.

Der Himmel war rosig und das Meer spiegelte ihn wieder und das Ganze war von jener ruhigen, großartigen Schönheit, die Niemanden kalt lassen kann, selbst den nicht, der oft und oft vor diesem Schauspiele gestanden.

Wie begreiflich war es, daß dem jungen Mädchen, welches zum ersten Male einen solchen Sonnenuntergang sah, die Tränen in die Augen traten, und daß es sich an die alte Dame anschmiegte, die ihm so mütterlich freundlich entgegengekommen war.

Als der rote Ball längst untergetaucht hatte und Himmel und Meer schon die eigentümliche bleigraue Farbe angenommen hatten, die dem Sonnenuntergange folgt, sagte Fräulein Parow leise: „Ich bin so froh, daß ich dies zum ersten Male nicht allein sehen mußte, es ist zu schön, um es allein zu sehen.“ —

Mrs. Wool war sehr angenehm berührt durch diese Aeusserung, und indem sie dem jungen Mädchen streichelnd mit der Hand über die Stirne fuhr und sagte: „„Nicht wahr, liebes Kind, das ist schön?““ sah sie nach ihrem Neffen und nach dem Eindrucke, den diese Worte auf ihn gemacht haben konnten. — Dieser blickte allerdings auf Fräulein von Parow, seinen jugendlichen Gast, aber mit so unverkennbar ärztlichem Blicke und so ernst, daß Mrs. Wool unwillkürlich jenes Briefes gedenken mußte, den ihr Neffe ein Meisterstück genannt hatte, und ohne weiter zu überlegen, frug sie das Mädchen: „„Sind Sie wirklich der Kur wegen hieher gesandt worden, Fräulein Parow? Sie sehen gar nicht krank aus?““

„Ich weiß nicht genau, weshalb unser Arzt dieses Seebad für mich wünschte; man sagt mir, ich sei nervenleidend, aber ich füle mich ganz gesund“, antwortete lächelnd Fräulein Parow und sah fragend nach Dr. Hille um.

Dieser aber lenkte ihre Aufmerksamkeit auf ein Dampfboot, welches ziemlich nahe vorüberfuhr und in bestimmter Entfernung vom Strande ein Kanonensignal geben würde, sie möge nicht erschrecken. —

Die Warnung kam aber doch zu spät, wie es schien, denn der Schuß fiel und Fräulein Parow sank zu Boden, ehe die Nebenstehenden mehr für sie tun konnten, als sie zu stützen, um die Heftigkeit des Falles zu mindern.

„„„Da haben wir die Gesundheit!“““ sagte trocken der junge Arzt, nahm die Ohnmächtige wie ein Kind auf seine Arme und trug sie zu einem Ruhebette im Salon, legte sie sanft darauf, untersuchte den Puls und beobachtete sie genau, denn sie sah nicht aus wie bewußtlos, nur wie schlafend.

Nach einigen Minuten nahm er ein kleines Fläschchen aus der Tasche und goß dem Mädchen einige Tropfen Arznei auf den Mund. Sie erwachte augenblicklich und lächelte ganz unbefangen, als ihr Hille sagte: „„„Sie haben ein bischen geschlafen, das ist sehr gut; das geschieht den meisten Leuten, die zum ersten Male an die See kommen.“““

Zu Mrs. Wool aber sagte er im Hinausgehen leise: „„„Tut nichts dergleichen; sie weiß nichts davon; sonst hat dieser Schlaf stundenlang gedauert; die Leute haben eben keine Arzneien.“““ —

Die gute alte Dame war ein bischen erschreckt, fand sich aber schnell zurecht, als ihr das junge Mädchen allerlei aus der Heimat erzälte und in aller Einfachheit der Mitteilung ein reiches Gemüts- und Geistesleben darlegte. —

Und so blieb es durch längere Zeit; Dora von Parow wohnte in der Villa Hille, freute sich des Meeres und des Bades und Mrs. Wool freute sich ihres Schützlings; Dr. Paul brachte täglich gute Nachrichten von den Pazienten im Spital; begleitete seine beiden Hausgenossen zu Fuß, zu Schiff und zu Wagen, immer artig, aber immer ernst und nach dem Geschmacke seiner Tante viel zu viel als Arzt und viel zu wenig als junger Hausherr.

Die Pflegebefolene befand sich sehr wol und verfiel immer seltener in jenen eigentümlichen Schlaf, selbst wenn sie unvorbereitet starken Lärm hörte, und Dr. Hille erwiderte auf alle Anfragen seiner Tante sehr bestimmt: „Wird gesund werden.“

Als die Gesellschaftsdame und das Kammermädchen genesen waren, wurden sie eben auch in der Villa Hille bewohnt und Niemand sprach vom Umziehen nach dem Hôtel, und zwischen der Villa und dem Landgute der Familie Parow in Siebenbürgen hatte sich eine lebhafte, freundschaftliche Korrespondenz entwickelt. Dora's Vater leitete die Bewirtschaftung seiner ausgedehnten Güter und Dora's Mutter, eine sehr zarte kränkliche Dame, war mit den jüngern Kindern zu Hause geblieben, und hatte sich entschlossen, die Tochter einer bewährten Gesellschafterin anzuvertrauen, weil sie sich die weite Reise nicht zutrauen konnte.

Die Eltern Parow schrieben natürlich sehr gerührt und dankbar und Mrs. Wool erwähnte so häufig und so gewinnend der grossen Ressource, welche ihr, der tochterlosen, alten Frau die Nähe Dora's gewährte, daß allseitige Befriedigung die Folge davon sein mußte.

Dora war ein hübsches Mädchen mit ausdrucksvollen Zügen und schönen dunkelblauen Augen; in ihrem ganzen Wesen sprach sich Klarheit und Offenheit und eine überfliessende Güte aus, jene reizende lebhafte Form des Mitleides, die den Frauen so einzig gut steht. —

Paul Hille war ein ausgesprochen schöner Mann, groß und schlank, mit einem Kopfe, dem der siegreiche Stempel der Intelligenz, die Macht des Wissens aufgedrückt war; ein Mann mit lebhaftem Feingefüle für alles Schöne und Liebenswürdige.

Da war es denn leicht möglich, daß diese beiden jungen Menschen sich für einander interessirten, umsomehr, als Hille die Härte und Ironie, die sonst öfters in seine Sprechweise drang, Dora gegenüber verbarg und nie aus der rücksichtsvollen, teilnehmenden Sorgfalt heraustrat, welche er vom ersten Tage an ihr gegenüber angenommen hatte; und als anderseits Dora ihm mit grossem Vertrauen entgegenkam und ihm dadurch den Blick in ihr ganzes Wesen immer leichter und immer fesselnder machte.

Aber, aber — und so oft im Leben tritt uns dieses Aber entgegen — es stand ein unsichtbares Etwas zwischen dem jungen Paare; es war, als

würden sie ernster und trauriger, je mehr sie ihre Uebereinstimmung fülten; es war, als begännen sie sich zu meiden, so weit dies bei Paul's Sorgfalt und bei Dora's Unbefangenheit möglich war.

Auf ihren gemeinschaftlichen Spaziergängen ging Dora nach wie vor am Arme Paul's, aber oft schweigend und ernst wie er, und wenn sie sprachen, so sprachen sie über Bücher und Länder und andere Menschen, und nicht über sich selbst, wie früher.

Paul Hille kämpfte einen schweren Kampf, das fülte Dora, sie wäre kein Mädchen gewesen, wenn sie es nicht gefült hätte, aber sie stand still vor dem Rätsel dieses Kampfes, und es war ihr nicht, als wenn es je gelöst werden könnte.

Und doch war es ihre Karaktereigentümlichkeit, welche allein alles löste und klar machte und gerade in dem, was ihren größten Reiz im Verkehre ausmachte, in der Art, ganz unerwartete Dinge auf die einfachste und natürlichste Art zu sagen. —

So hatte sie eines Abends mit Mrs. Wool im Salon gesessen, um eine Fotografiensammlung anzusehen, die Paul aus verschiedenen Ländern zusammengestellt hatte, als dieser eintrat und sich sichtlich erschöpft in einen Lehnstul warf und sich damit entschuldigte, daß er den ganzen Nachmittag im Spitale ermüdend und angreifend angestrengt gewesen sei. Mrs. Wool ging rasch fort, um in mütterlicher Besorgnis für ihren Liebling Thee zu bestellen, und Dora blieb allein zurück.

Sie stand langsam auf, ging zu Paul's Lehnstul und sagte ihm freundlich: „Nicht wahr, Ihr Beruf ist das Einzige, was Sie glücklich macht?"

Erstaunt sah Paul auf, es war so sehr richtig, in dem Augenblicke seinen Beruf als Freude aufzufassen, in dem er durch seine Ermüdung bewies, daß es ihm ernst damit sei, ihm dem reichen Manne, und doch hätten Tausende von Menschen diese Bemerkung nicht eben in diesem Augenblicke gemacht: „„Mädchen"", rief er endlich aus, „„wie kommen Sie zu dieser Frage?"" —

„Habe ich nicht Recht, ist Ihr Beruf nicht Ihr Glück?"

„„Allerdings, aber warum mein einziges Glück?""

„Können Sie leugnen, daß Sie im Uebrigen unglücklich sind?"

„„Wer sagt Ihnen das?""

„Ich sehe es, ich füle es, ich weiß es."

„„Das ist nicht wahr, das ist nicht möglich"", schrie Paul, sprang auf und faßte Dora an beiden Händen; als er sie aber erbleichen sah, fuhr er leiser fort; „„erschrecken Sie nicht, Kind, ich will Ihnen nichts zu Leide tun; ich kann es nur nicht fassen, wie jemand, wie gerade Sie in meiner Seele lesen könnten; ich bin nicht unglücklich, ich kann es nicht sein, ich will es nicht sein.""

Damit hatte er Dora bis zur Glastüre vorgeführt und sah sie bei dem schwachen Dämmerlichte scharf und forschend an. — Dora hielt seinen Blick

ruhig aus, obwol sie zitterte, und sagte: „O ja, ich weiß, Sie wollen es nicht sein und halten mit Riesenkraft Ihr Leid nieder, aber eben deshalb bleibt es so groß, hätten Sie sich ausgeklagt und mitgeteilt, so wäre es längst besser."

„„Es gibt Dinge, die nie gut werden"", entgegnete Paul wie für sich und dann sah er wieder forschend auf das junge Mädchen. „„Dora, Dora, was haben Sie aus mir gemacht; ich möchte Ihnen so gerne glauben können, ich möchte an Rettung, an Auferstehung, an ein neues Glück glauben können; aber es ist umsonst, es ist uns nicht zu helfen.""

„Uns nicht zu helfen"", frug Dora schnell, „uns? was meinen Sie?" Sie haben sich verraten, ich bin krank, ohne es zu wissen; sagen Sie es mir, Sie sind es mir jetzt schuldig." —

„„Was Sie wollen, nur jetzt nicht"", antwortete Paul, da er Mrs. Wool eintreten sah, die sehr erstaunt war, die Beiden in sichtlich aufgeregter Stimmung zu finden. —

Der Thee wurde gebracht und unter grossem Schweigen eingenommen; dann begab sich die kleine Gesellschaft auf die offene Terrasse, da die Nacht sehr milde war und Paul selbst es vorgeschlagen hatte; er hüllte Dora in einen Shawl und versicherte seiner Tante, daß es ihrer Pflegebefolenen gewiß nicht schaden werde, noch ein Stündchen im Freien zu sitzen. —

Es war ein stiller, lauer Abend, das Meer brandete nur mäßig, der Himmel war ganz rein, und die Sterne hatten jenes zarte blasse Licht, welches den nördlichen Gegenden eigen ist. —

Mrs. Wool sagte bereitwillig zu, bemerkte aber bald, daß Paul trotz seiner Aufforderung ganz still blieb, und es schien ihr, als läge irgend ein Misverständniß, ein Streit in der Luft, und so entschloß sie sich, ihre Schutzbefolene ein bischen zu verlassen, da sie ja doch wußte, wie ritterlich ihr Neffe sei. — Sie stand auf, ohne ein Wort der Erklärung zu sagen und ging in den runden Salon, dessen Türen auf die Terrasse heraus öffneten. —

Paul sah ihr einen Augenblick erstaunt nach, aber Dora erhob sich rasch, ging auf ihn zu und sagte: „Verzeihen Sie, lieber Doktor, daß ich vorher Ihr Wort so schnell aufgriff; Sie wollten über sich und Ihr Leben sprechen und ich frug so ängstlich um mich; vergessen Sie das und sagen Sie mir, warum Sie nicht an Rettung für sich glauben können." —

„„O, Mädchen! das sieht Dir gleich"", rief Paul mit einem Ausdrucke aus, der Dora nicht in Zweifel darüber lassen konnte, worin das Glück läge, an welches er so gerne glauben möchte. —

„„Kommen Sie"", fuhr er mit Wärme fort, „„setzen Sie sich hieher und hören Sie mir geduldig zu; ich schulde Ihnen ein offenes Wort, wenn auch in einem andern Sinne, als Sie meinten.""

Paul lehnte sich an das Geländer der Terrasse, knapp vor Dora's Sitz und sprach mit gedämpfter Stimme: „„Ich habe Sie durch meinen feigen Schmerzensruf erschreckt, so daß Sie sich für geheimnisvoll und unheilbar krank halten werden, wenn ich Ihnen nicht die volle Wahrheit über Sie selbst

sage. — Nun war dies ohnedies meine Absicht, da ich mit dem Heilsysteme, dem Sie unterzogen wurden, nicht einverstanden bin und ich habe dies nur auf eine unüberlegte Weise verfrüht. —

„„Sehen Sie, liebe Dora, das Geheimnis Ihres Unwolseins ist sehr einfach; Sie haben vor mehreren Jahren einen großen Schreck erfahren, über den Sie das Bewußtsein verloren hatten. Als Sie nach vielen Stunden endlich zu sich kamen, hatten Sie das Erlebnis selbst vollkommen aus dem Gedächtnisse verloren, aber eine eigentümliche Empfindlichkeit für Schreck und Lärm behalten. Sobald Sie unvorbereitet starken Lärm hörten, verfielen Sie in einen tiefen, ohnmachtartigen Schlaf, der zur Sorge der Ihrigen oft stundenlang währte.

„„Niemand wußte Hilfe und Niemand hatte den Mut, Sie mit Ihrem Leiden bekannt zu machen. Ihr Siebenbürger Arzt, der mit grossem Eifer und mit grosser Teilname für Sie erfüllt ist, empfal schließlich das Beste, was er für Nervenleiden wußte, ein Seebad, und da er behauptet, ich hätte besonderen Ruf für Nervenkrankheiten, so wies er Sie an mich. Ich habe nun eine wesentlich andere Auffassung solcher Dinge und gab Ihnen ausser dem Seebade noch eine Arznei, die Ihnen, Gottlob, recht gut getan, und ich halte Sie für kräftig genug, mein Experiment zu vertragen.““ —

„Ein Experiment?“ frug Dora bescheiden, nachdem sie aufmerksam zugehört hatte.

„„Ja““, fuhr Paul fort, „„Ihr Arzt ist der Ansicht, daß man es riskiren sollte, Sie einmal ganz ohne Erweckungsversuche Ihrem Schlafe zu überlassen; es sei dies gefährlich, aber er wisse nichts anderes, um diesem Nervenzustande auf den Grund zu kommen. Ich habe mich alsbald schon gegen dieses Experiment empört und könnte es jetzt absolut nicht mehr vollführen. — Wenn Sie nicht mehr erwachten, wenn ich Sie unter meinen Händen sterben sehen müßte!““ Er hielt bewegt and tief atmend inne. Dora fülte und ahnte die Bewegung und fiel rasch ein: „Sagen Sie mir nur, lieber Doktor, wozu denn all' die unheimlichen Dinge, wozu denn ein Experiment? ich füle mich ganz wol, und wenn ich manchmal plötzlich schlafe, so tut das ja niemand etwas zu Leide.“ —

„„Freilich nicht, mein Kind, und ich möchte Sie nur vor all' diesen Versuchen schützen, deshalb will ich etwas ungefährliches vornehmen, ich will Ihnen sagen, was Sie ursprünglich so sehr erschreckte, weil ich glaube, daß Ihnen dies jetzt helfen wird, wie es Ihnen damals geschadet hat. — Sie haben gesehen, wie ein junger Mann, den Sie kannten, sich erschoß, und dieser fürchterliche Anblick hatte den fatalen Eindruck auf Ihr Nervensystem gemacht.

„„Trachten Sie nun, sich diesen Moment zurückzurufen, darüber nachzudenken, und sich dann darüber auszusprechen. — Der junge Mann war Norbert Wallen, Ihr Vetter, der Ihnen sehr lebhaft den Hof gemacht hatte und sich oft sehr verzweifelt über Ihre Kälte geäussert hatte. In der Residenz war

der junge Mensch in sehr schlechte Gesellschaft geraten und in jeder Beziehung verunglückt; er kam nur in die Heimat zurück, um die Seinen noch einmal zu sehen, wie er brieflich mitteilte, und erschoß sich dann im Garten, auf dem Platze, an welchem er als Kind täglich mit Ihnen gespielt hatte. — Sie kamen zufällig des Weges und sahen den Unglücklichen verscheiden."" —

Soweit hatte Dr. Paul in möglichst ruhigem Tone erzält und dann hielt er inne, um die Wirkung des Mitgeteilten zu beobachten; er hatte doch unverkennbar grosse Sorge, daß auch sein Hilfsmittel, daß auch sein Experiment wirkungslos, oder auch schädlich sein könnte, und war daher nicht wenig erstaunt, als Dora ruhig antwortete: „O, ich war nicht zufällig des Weges gekommen, ich hatte um den Entschluß des Unglücklichen gewußt und war in den Garten geeilt, um das Schreckliche vielleicht noch verhüten zu können; ich kam leider zu spät." —

„„So wußten Sie auch um die Veranlassung?"" frug Paul rasch durch den Gegenstand gefesselt. —

„Norbert hatte mir geschrieben, hatte mir alles bekannt", war Dora's Antwort; „ich erinnere mich jetzt genau an alles und es ist mir, als erwachte ich aus einem schweren Traume." —

„„Und es ist Ihnen nicht peinlich, sich all' dieser traurigen Umstände zu erinnern?"" frug Paul weiter, als er bemerkte, daß ihre Stimme tränenerfüllt klang.

„O nein, ich danke Ihnen, es tut mir wol, wieder klar zu sehen; Sie hatten ganz Recht, lieber Doktor, man hätte es mir längst sagen sollen."

„„Ich glaube, die Ihrigen waren von dem Gedanken beherrscht, daß Sie sich irgend eine Schuld an dem Seelenzustande des jungen Mannes zuschrieben, und deshalb wollten sie wol auch diese Erinnerung nicht wachrufen"", meinte Paul zögernd und beobachtend.

„Das wäre wol ganz unrichtig", entgegnete Dora, „ich kannte Norberts unglückliche Leidenschaft für eine Künstlerin Wien's und wußte, wie es kam, daß ihn diese Leidenschaft zur Verzweiflung gebracht; — er dauerte mich unendlich, aber die Menschen, welche er durch seinen Leichtsinn unglücklich gemacht hatte, dauerten mich noch viel mehr."

„„Wollen Sie mir nicht erzälen, was sie Näheres darüber wissen?"" frug Paul mit einer Art von Bangigkeit.

„O ja, lieber Doktor, ich will Ihnen alles sagen", entgegnete Dora, „aber morgen will ich es Ihnen sagen; es ist eine traurige Geschichte und ich möchte heute lieber Ihre Antwort über Sie selbst hören; Sie haben mir versprochen, mir über Ihr eigenes Leben zu reden." —

„„O mein Kind"", sagte Paul rasch, als erwachte er aus einer Betäubung, „„Sie sind jetzt müde und ergriffen, Sie müssen ruhen und morgen werden wir weiter erzälen. — Ruhen Sie recht gut und machen Sie meiner Pflege Ehre, dann ist uns Beiden wol."" — Dies sagte Paul scheinbar scherzend, aber Dora kannte ihn schon zu gut, um nicht zu wissen,

daß er eben nur wieder als Arzt mit ihr spräche; sie ließ sich gehorsam von ihm in den Salon führen und sagte ihm nur nochmals: „Ich danke ihnen viel tausend Mal, vergessen Sie nicht, was Sie mir versprochen haben.“

Tags darauf war des Doktors Pflegekind sehr müde und lag auf einem Ruhebett, gehätschelt von Mrs. Wool. — Dora hatte die glückliche Lösung gefunden, die für alle Frauen in den Tränen liegt; hatte ruhig und klar all' die Erinnerungen überdacht, welche ihr gestern wachgerufen worden waren, und sah schon wieder vergnügt darein, als Dr. Paul eintrat, ihr einen guten Morgen wünschte und ihr versicherte, er betrachte sie als genesen. —

Paul bat sie dann sich in sein Zimmer zu verfügen, es sei dies das ruhigste und külste des ganzen Hauses; er habe den ganzen Tag auswärts zu tun und könne sie erst Abends zu einer kleinen Spazierfahrt abholen. — Mrs. Wool wußte, daß Dora noch allein mit Paul zu sprechen habe, und überließ ihm die Pflegebefolene wieder, so sehr sie das Eigentümliche dieser Situazion fülte. — Paul etablirte seinen Schützling möglichst comfortable mit der Aussicht auf's Meer, sah nach der Uhr und frug Dora, ob sie ihm jetzt erzälen wolle, was sie von dem Schicksale ihres Vetters wisse, und was sie daran so sehr ergriffen habe. —

„Ich finde heute, daß die Geschichte viel kürzer ist, als sie mir gestern erschien, es ist, als ob ich die lange Zeit mitgefült hätte, welche zwischen meiner Erinnerung und diesen traurigen Ereignissen gelegen hat; es ist ebenso traurig, als einfach. — Norbert hatte in Wien eine junge dramatische Künstlerin kennen gelernt, die ihm durch ihre Schönheit auffiel, die ihn aber hauptsächlich deshalb interessirte, weil man ihm sagte, sie sei die Braut eines armen Mannes und sei unempfindlich gegen jede andere Huldigung. Dies reizte seine Eitelkeit und seinen Leichtsinn, wie er mir gestand, und er gab nicht nach, bis er die Liebe des Mädchens gewonnen. Er verschwendete bedeutende Summen, um das unglückliche Geschöpf zu betören, und rühmte sich allenthalben ihrer Gunst. Plötzlich aber erschien der Bräutigam, welcher inzwischen vermöglich geworden war, erfuhr die Treulosigkeit seiner Braut, sandte ihr, ohne sie wiederzusehen, ohne nach dem Namen des Verführers zu fragen, eine grosse Entschädigungssumme für das ungelöste Heiratsversprechen und reiste wieder ab. —

„Die Art und Weise, in der er dies getan, soll aber so ehrenhaft und doch so mild gewesen sein, daß die junge Künstlerin zu ihrem vollen Schuldbewußtsein erwachte und nun mit Abschen sich von dem Manne abwandte, der an Allem die größte Schuld trug. — Sie sandte Norbert seine Geschenke zurück und überhäufte ihn mit Vorwürfen. —

„Norbert ärgerte sich, stürzte sich in neue Torheiten und Verschwendungen und ging zu Grunde, wie Sie wissen, aber mit der Versicherung, daß er die Schmach nicht ertragen könne, jenen ehrlichen Mann vielleicht unglück-

lich gemacht zu haben, und daß, wenn es eine Reue gäbe, er sie darüber empfinde, ein schwaches Weib aus Eitelkeit und Ehrgeiz zur Treulosigkeit gebracht zu haben. — Das ist nicht lange, nicht wahr, und doch so traurig?" schloß Dora und sah fragend auf Paul, der ganz in sich zusammengesunken schien. Er stand auf, ging zum Fenster und öffnete es, dann wandte er sich langsam um und sagte sehr leise: „„Den Namen der Künstlerin haben Sie nicht genannt?"" —

„Frl. Marie F.", antwortete Dora, und setzte rasch hinzu: „Doktor, wie sehen Sie aus, wie streng, wie bleich? habe ich Sie verletzt durch diese Mitteilungen?"

„„Nein, mein gutes Kind"", entgegnete Paul, „„aber meine Kranken warten."" —

„Nein", rief Dora aus und sprang von ihrem Platze auf. „Ihre Kranken warten nicht, aber Sie sind krank, Sie ringen nach Fassung, Doktor Paul, mich erfaßt eine fürchterliche Angst; ich habe Ihnen weh getan, o, reden Sie, ich bitte Sie!" —

Paul ging ruhig auf sie zu, führte sie zu seinem Schreibtische und öffnete ein kleines Etui, welches gesperrt auf demselben stand. — Es enthielt einen Frauenkopf von auffallender Schönheit.

„„Sehen Sie dieses Bild gut an, es ist Alles, was ich Ihnen über mich mitteilen kann; dies war meine Braut, ist Frl. Marie F., unsere Schicksale, Dora, treffen in diesem Bilde eigentümlich zusammen."" —

Dora hielt das Bild lange mit beiden Händen fest und sah es an, bis ihr die Tränen die Augen verdunkelten und dann sagte sie endlich:

„Das arme Mädchen!" —

„„Warum arm?"" frug Paul fast strenge, und doch neugierig, denn dieses Wort hatte er nicht erwartet.

„Ist sie nicht arm, ist sie nicht zum Erbarmen nach all' dem, was sie gelitten haben muß?" — „„Was gelitten?"" rief Paul schmerzlich aus; „„wer hat gelitten? ich, ich allein habe gelitten. — Mädchen, können Sie sich nicht vorstellen, was es ist, wenn ein junger Mann zum ersten und einzigen Male in seinem Leben liebt, heiß und groß und mit einem echten Glauben an Treue und Wahrheit liebt; wenn er ringt mit dem Geschicke, wenn er sich mit eiserner Kraft durch Armut und Entbehrung hindurcharbeitet, um das Weib seines Herzens heimführen zu können; wenn er endlich am Ziele steht und nicht nur ein selbsterworbenes bescheidenes Loos, sondern auch durch eine günstige Schicksalswendung ein reiches, gesichertes Leben zu bieten hat, und er kömmt in heisser, lebensfroher Sehnsucht und findet seine Braut in den Armen eines Anderen?

„„Kind, wer in einem solchen Momente nicht mordet, der ist in seinem ganzen Leben vor jeder bösen Tat sicher, aber die Liebe und der Glauben sind todt in seinem Herzen und können nicht auferstehen, selbst wenn es ihm schiene, als wünschte er es."" —

Dora sah noch immer auf das Bild und eine tiefe Röte übergoß sie, als Paul so lebhaft und erregt sprach.

„„Sie haben mir noch nicht geantwortet““, fuhr er fort, „„warum Sie Mitleid mit der Unglücklichen haben, in dem Augenblicke, in dem Sie erfahren, daß sie mein Leben vernichtet hat?““

„Eben weil sie dies getan, dauert sie mich so unendlich“, war Dora's offene Antwort, „denn, wenn sie die Frau ihrer Wal gewesen, muß ihre Seele einen edlen Grund gehabt haben und der Moment des Erwachens muß fürchterlich geworden sein. — Sie hatte Sie geliebt, wie mußte ihr die Ueberzeugung dann auf der Seele brennen, daß sie Ihr Leben verbittert hatte? Verzeihen Sie mir, daß ich in diesem Augenblicke mit der Schuldigen das größte Mitleid habe; deshalb verstehe ich Ihr Fülen doch, lieber Freund.“ —

„„Ich habe Ihnen gar nichts zu verzeihen, liebes Kind““, antwortete Paul in weichem Tone, „„Sie haben ein Herz wie Gold und Sie hatten ganz Recht, es tut wol, sein Leid mitzuteilen, selbst wenn es eine erfahr'ne Schmach ist, die man mitzuteilen hat, und — sehen Sie mich nicht so ängstlich an, ich weiß, was sie befürchten. —

„„Seien Sie ruhig, ich füle keinen Haß und keinen Rachewunsch; ich habe vollkommen vergeben, und nicht mein Fluch war es, der Ihren unglücklichen Vetter in den Tod gejagt. —

„„Wenn ich auch nicht in dem Maße gläubig bin wie Sie, Dora, die grossen, schönen Lehren der Milde und Erbarmung habe ich allezeit geliebt und befolgt. — Ich glaube nicht mehr an Treue und Glück und gerade jetzt — lassen wir das. Dank Gott, daß Sie gerettet sind, und — Abends fahren wir spazieren.““ —

Draussen war er, ehe Dora ein Wort sagen konnte, und sie hätte auch wahrscheinlich keines gesprochen; sie sah noch lange auf das Bild, das sie in Händen hielt, und schloß das Etui endlich mit dem Gedanken „er liebt sie noch, das ist sein Kampf — aber jetzt hat er sich ausgesprochen und das ist ein Woltat für ihn.“ —

Wunderbar schön war die See an diesem Morgen und als Dora still und ruhig und doch so tief bewegt hinaussah auf die blaue weite Meeresfläche, auf die einzelnen Brandungswellen, die heute besonders gleichmäßig und kleiner als sonst waren; als ihr das ganze Bild einen friedlichen Eindruck machte, da war es ihr, als wäre die Aufgabe ihres Lebens erfüllt, als möchte sie tief unter dieser blauen Wasserwelt ruhen und nichts mehr wünschen als ewige Stille um sich und ober sich. —

Es ist ein Glück für die Menschen, daß des Tages gewöhnliche Einteilungen zwischen grosse Ereignisse und lebhafte Gemütsbewegungen treten, und daß die Natur draussen so unbekümmert ihren Lauf nimmt und ihr Leben lebt; dadurch kömmt der Einzelne immer wieder zurück in das normale

Maß von Fassung und Stimmung, wenn auch oft um ein gut Stück reicher oder ärmer, als zuvor.

So hatte Dora mit Mrs. Wool gespeist, gearbeitet und geplaudert, so hatte Paul seine Kranken besucht, als wäre die Welt nie anders gewesen, als hätten sie nicht Dinge erfahren und besprochen, die von größter, einschneidendster Wichtigkeit für sie waren.

Abends kehrte Paul heim und kündigte den Damen an, daß er Boote zum Fahren bestellt habe, daß die See ruhig sei und er eine kleine Fahrt vorschlage. — Der Vorschlag wurde angenommen, und die Bewohner der Villa Hille vertrauten sich den Fluten der See, wie gewöhnlich Mrs. Wool, die Gesellschaftsdame Dora's und zwei Bootsleute in dem einen Schiffchen, Dora, Paul und ein Bootsmann in den anderen.

Pauls Boot war kleiner, denn er ruderte selbst anstatt des zweiten Schiffers, und Dora's größter Spaß war es, wenn er so nahe an das andere Boot anfuhr, daß sie nach Mrs. Wool hinübergreifen konnte.

Heute aber war Paul nachdenkend und Dora nicht so unbefangen als sonst; Paul ruderte ohne zu achten, wohin der Bootsmann steuerte, bis dieser ihn plötzlich frug, ob er nicht auch umwenden solle; die andern seien schon lange umgekehrt, weil ein Gewitter drohe.

Paul erschrak und ließ augenblicklich umwenden, denn er wußte, wie schnell zu dieser Jahreszeit ein Gewittersturm hereinbrechen könne, und wußte, wie schlimm es dann für sein kleines Boot und für seinen Schützling stünde. — Er ruderte mit Riesenkraft und rief Dora wiederholt zu, sie möge nur ruhig sein, er und der Bootsmann seien vortreffliche Schwimmer, und wenn auch ein kleines Malheur mit dem Boot passiere, sie würde gewiß unversehrt im Triumf „heimgeschwommen“ werden. —

Dora war auch nicht besorgt um sich, sondern sah mit Interesse dem schönen Schauspiele des herannahenden Sturmes zu, aber es bangte ihr, daß die übermenschliche Anstrengung, mit welcher Paul arbeitete, ihm schaden könne, schaden müsse, wenn der Regen sie ereilen werde.

Sie bat ihn inständig, nicht so ängstlich angestrengt zu rudern, sie würden mit Gottes Hilfe gewiß noch glücklich heimkommen, und er könne auch nichts dafür, selbst wenn ihr ein Unglück zustossen sollte. —

Ein blitzartiges Lächeln flog über sein Gesicht und dann sah er wie vor nach den Wolken und dem Strande. — Das Bild der empörten Natur war großartig schön, denn am Himmel jagten die schwarzen Wolken in den fantastischesten Gestalten daher, das Meer lag in der dunkelsten Tinte vor ihnen und die weissen Schaumkämme der Wellen wurden immer gespenstiger und mächtiger.

Nur einige hundert Ellen weit war das Boot vom Landungsplatze der Villa entfernt, Paul konnte sehen, daß das grössere Boot in Sicherheit sei, daß viele Menschen vor seinem Hause standen, und daß ein anderes kleines Boot vergebens versuchte, gegen die Brandung ihnen zu Hilfe zu kommen.

So nahe waren sie dem Ziele und doch sanken ihm Mut und Kraft, denn eben jetzt brach das Gewitter in voller Wut los und alles Kämpfen schien vergebens; der Sturm und die Wellen trieben zwar das Boot dem Strande zu, aber das Toben vom Wind und Wasser war zu stark; Paul sah, daß sie mußten mit dem nächsten Windstoße umgeschleudert werden, verließ die Ruder und erfaßte Dora in dem Augenblicke, in welchem die Wellen sie aus dem Boote geschleudert hatten. —

Momente der fürchterlichen Angst und Aufregung waren es für die Zuseher am Ufer, als das Boot umgestürzt umhertrieb und die Schwimmenden hie und da gesehen wurden, um wieder in dem tobenden Gewässer zu verschwinden.

Von welch' grosser Kraft der Mensch im Augenblicke der Angst sein könne, bewies Paul Hille wieder aufs glücklichste; er hatte mit seiner Bürde die grosse Strecke, hatte die Brandung, durchschwommen, und hatte die Bewußtlose so zu halten und zu schützen gewußt, daß sie vom Anschleudern an's Ufer nicht gelitten.

Hoch wie im Triumfe, unter dem Jubelgeschrei der Schiffer, trug er sie in's Haus, legte sie sanft auf ihr Lager und dann brach der starke Mann zusammen, weinend wie ein Kind. —

Als Dora die Augen aufschlug, lehnte sie in Paul's Arm, „gerettet, ganz gerettet", riefen Beide aus und wußten, daß es nun keine Trennung mehr gebe für sie.

„„Du bist gerettet, mein Lieb"", sagte Paul, „„dem Himmel sei Dank; aber auch ich bin es; die Gefahr, die Todesangst um Dich ließ mich's erkennen, daß ich wieder an Liebe und Glück glaube, daß meine Sorge um Dich schon Liebe gewesen, ehe ich es recht verstanden. Dora, Dora, nicht wahr, Du gibst mir Dein Herz zu eigen, Du wirst mein sein für immer?""

Und Dora sagte nicht nein, denn sie liebte diesen Mann mit der ganzen Kraft ihrer klaren, reichen Seele, und die in Siebenbürgen sagten nicht nein, denn sie glaubten an ihres Kindes Glück, und das Meer, das ewig schöne, war es wol auch zufrieden, denn es glänzte so hell und spiegelte so blau am Hochzeitsmorgen, als kümmerte es sich doch manchmal um Menschenlos und Menschenglück. —

Schreckensidylle.

Zur Erinnerung an den 26. Juni 1875 in Budapest.

Von

Albert Sturm.

Es war im fünfundsiebzíger Jahr,
Da saß in der Stube ein junges Paar.

Die Mutter hält einen Säugling im Arm
Und schaut ihn an mit Blicken warm.

Der Vater lächelt: der Bub wird Soldat —
Die Mutter drauf nichts erwidert hat.

Geöffnet hat sich der Boden zumal,
Draus schießt empor ein gewaltiger Strahl.

Das Kind liegt zerschmettert, die Mutter verschwand,
Er blickt in die Tiefe unverwandt.

Er blickt in die Tiefe und weicht nicht zurück —
Drin liegt ja begraben sein junges Glück.

Zwei Männer dringen durchs Fenster ein:
Du Aermster, du sollst gerettet sein.

Er steht auf der Straße, da stürzet sein Haus,
Er sieht es verschwinden im Wogengebraus.

Er sieht es verschwinden und wendet den Blick:
Drin liegt ja begraben sein junges Glück.

Die Wogen wachsen, sie steigen zur Stund,
Viel hat schon verschlungen ihr tückischer Mund.

Den Kinderlosen ergreift es mit Wuth,
Auskämpfen will er den Kampf mit der Fluth.

Er ringet gewaltig, er ringet gut,
Er kämpft mit den Wogen voll Löwenmuth.

Gerettet hat er an selbigem Ort
Zehn Kinder, acht Frauen an sicheren Port.

Er kämpft mit den Wogen, er ringet gut,
Doch dann übermannt ihn die wilde Fluth.

Sie stürzt mit Brausen über ihn hin —
Der Donau Wogen schon tragen ihn.

Sie tragen ihn an den seichten Strand,
Sein junges Glück er da wiederfand.

Es war im fünfundsiebziger Jahr,
Da lag auf der Bahre ein junges Paar.

Ein kleiner Sarg auf selbiger Bahr' —
Der Bub' nicht Soldat geworden war.

Gedichte.

Von

Ludwig Bowitsch.

I.

Der Mönch.

1.

Es wandelt im Klostergange
Ein Knabe zart und fein —
Dem fällt auf bleiche Wange
Der brennende Abendschein.

Wie säuselt der Liebe Geflüster
So süß durch dämmernde Au —
Wie läuten die Glocken so düster
Im alten Kirchenbau!

2.

Es kniet vorm Hochaltare
Ein Jüngling schön und hold —
Dem rollen die blonden Haare
Vom Haupt wie flüssiges Gold.

Der Abt so ernst und strenge
Ergreift ein altes Buch —
Der Mönche dumpfe Gesänge
Begleiten jeden Spruch.

Der Jüngling beugt sich nieder,
Er legt auf's Herz die Hand —
Und hüllt seine schlanken Glieder
Ins schwarze Mönchsgewand.

3.

Wie läuten im Morgenscheine
Die Glocken so feierlich —
Wie drängt die gläub'ge Gemeine
Zum jungen Priester sich.

Der spendet seinen Segen
Nach allen Seiten aus,
Da tritt ein Mägdlein entgegen,
Ein Mägdlein aus edlem Haus.

Er faltet betend die Hände
Und zittert wie Laub im Wind:
„Daß Gott seine Huld dir spende
Du engelschönes Kind!“

4.

Es steht in der Klosterkapelle
Ein festlich geschmücktes Paar:
Des Morgenrothes Helle
Vergoldet den Altar.

Der Mönch vollzieht die Trauung
Und leget Hand in Hand,
Und segnet voll Erbauung
Das heil'ge Liebesband.

Wie leuchten die weißen Rosen
Im dunklen Haare der Braut —
Wie wird von süßem Kosen
Die stille Halle laut!

Er blickt zum Marienbilde,
Doch wehrt er der Thräne nicht,
Die schmerzlich zugleich und milde
Aus seinen Augen bricht.

5.

Es schwelgt in hoher Wonne
Ein jugendliches Paar
Und blinkt in die gold'ne Sonne,
Verlöschend wunderbar.

Da schallt ein Glöcklein leise
Vom Klosterthurm herab —
Geschlossen ist eine Reise,
Gegraben wird ein Grab.

Trübselige Lieder klagen
Bei mattem Fackelschein,
Und schwarze Mönche tragen
Des jüngsten Bruders Schrein.

II.

Der Schloßbrunnen.

Schloß und Thurm sind längst zerfallen
Und von den gerühmten Hallen
Wölbt sich auch nicht eine mehr —
Nur den Brunnenbau, den alten
Hat die finst're Zeit erhalten —
Keiner ist so tief, wie der!

Manch ein Jahr wohl ging verloren,
Bis die Felsen zu durchbohren
Endlich es gelungen war —
D'rum bewacht auch heut zu Tage
Die Legende und die Sage
Noch das Werk so wunderbar!

Frühling war's — der Lüfte Kosen
Galt den wilden, weißen Rosen
In dem stillen Todtenreich —
Plötzlich aus des Thales Grauen
Traten zwei bejahrte Frauen
Und ein Mädchen schön und bleich.

Lang nicht waren sie alleine
Als ein Hirt durch Schutt und Steine
Bahn sich zu den Fremden brach:
„Der ich hier seit Jahren wohne,
„Diene gern als Cicerone,
„Ruf' Euch das Vergangne wach."

Und er sprach von harten Kriegen,
Heldenkämpfen, Heldensiegen —
Auch der Lindwurm fehlte nicht —
„Glaubt es mir, die Todten leben —
„S'ist ein wundersames Schweben
„Oft zur Nacht beim Mondenlicht.

„Hier der Bronnen — Fräulein tretet
„Nicht zu nah — hier hat gebetet
„Mancher schon vor Angst und Grau'n —
„Unheil birgt sich hier im Grunde —
„Fräulein — achtet meiner Kunde —
„Wagt' es nicht, hinab zu schau'n.

„Ach, wie viel sind hier begraben,
„Die verschmäht mein Warnen haben
„Und, von Geisterhand erfaßt,
„Spurlos in der Nacht verschwunden,
„Wo sie vor der Zeit gefunden
„Eine ungeweihte Rast!

„Kürzlich erst am Wanderstabe
„Kam herauf ein blonder Knabe
„Ihn zu schildern wird mir schwer;
„Trat auch vor mit kecker Miene,
„Rief dann plötzlich: Albertine —
„Und ich sah ihn nimmermehr!"

„Wirklich!" rief das Mädchen bebend,
Einmal noch empor sich hebend,
Und verschwindend wie ein Hauch —
Dr'auf der Hirt: „Ihr armen Frauen,
„Wagt es nicht, ihr nachzuschauen,
„Sonst — ich kenn's — verbüßt Ihr's auch!"



Ein Traum im Walde.

Philosophische Arabeske.

Von

Margarethe Halm.

. . . bad bei Graz 1871.

So muß es denn sein, daß ich von dir scheide, du lieber Wald! Von deinem wohlriechenden, belebenden Hauche, von der Musik, die in deinen Wipfeln rauscht, von deinem heiteren Vogelgesange, von dem Thau, der so prächtig auf deinen Gräsern und Gesträuchen hanget, der oft, indem er aufblitzend von deinen Nadelästen fiel, schmeichelnd an meiner Wange herabglitt. — Noch ruhe ich aus in deinem lieblichen, gedankenerhebenden Bereiche!

Ein Ameisenhaufe wimmelt zu meinen Füßen. So abgenutzt der Vergleich des Insectenlebens mit dem unseren ist, so ist er doch vortrefflich. Wie jagt und plagt sich das kleine Gesindel, wie mühsam schleppt jedes Thierchen eine Baumnadel vor sich hin, bald hinter sich, oder geschwungen auf der schwarzen Schulter wie ein Soldatengewehr. Sie arbeiten, schaffen eilig, rastlos; um was, wozu?

Und der Mensch, der blindwollende, unbewußte, ist sein Standpunkt ein höherer, als der des Insectes? Hält er sich nur einen Moment bei der Frage auf: was bin ich, woher komme ich, wohin gehe ich, und warum bin ich da? Nein; er ißt, trinkt, schläft, wacht, und diese Dinge, um die er gar oft mit Anstrengung und Gefahr strebt, sind ihm Alles. Er nennt sie Genuß — sie sind sein Darum, sein Ziel, sein Zweck.

Es schallt das Glöcklein der Dorfkirche, und in feierlicher Reihenfolge dringen die Orgeltöne mit erhebender Gewalt in meine Seele. Wie gerne möchte ich im Momente des seligen Vergessens vertrauensvoll und ergeben hinsinken vor der unbekannten Macht; wie rührend erscheint mir die Schaar der Gläubigen, die ehrfürchtig vor der Thür eines der Tempel stehen, in welchen die Menge ihr verzweifeltes Nothgeschrei über ihr Dasein in Harmonie zu bringen trachtet.

Unsagbares Wehe durchzieht meine Brust. — Sollen wir immer nur klagen, immer fragen ohne Hoffnung auf Antwort?

Da liegen sie im Staube, die Armen, klopfen an ihre Brust. — Ist denn des Einzelnen Dasein seine Schuld, daß er sie büßen muß mit dem Leben?

Sie liegen auf den Knieen und beten. Unter Bildern von Menschen, unter dem eigenen Bilde!

Ein großer Trost zieht ein in meine Seele. Haben die Menschen vor Zeiten — irrend, den Zusammenhang des Einzelnen mit dem großen Ganzen suchend — noch Steine, Kälber und Stiere als Wohnstätten des Göttlichen anbeten können, wie ferne muß ihnen da noch der Begriff der eigenen Machtstellung in der Natur gelegen sein! Heute noch behängen sie veredelte, im Ideale gedachte Bruderbilder mit Gold und Flitter; bald werden sie sich selbst erkennen und den Keim jener großen Eigenschaften in sich finden, welche sie naiv suchten außer sich, für immerdar!

Eine grüngeflügelte Libelle flog jetzt fein klappernd herbei und wieder fort und wieder um mich herum; die Sonne begann in leichten Streifen durch die Tannen in den Wald hinab zu leuchten: das Zirpen und Summen der Insecten auf der nahen Wiese ward unter ihrem Einflusse immer stärker; die Luft sog sich gleichsam voll davon und legte sich in angenehmer Schwere auf meine Nerven. Halbsinnend, den Kopf in die beiden Hände gestützt auf dem kleinen Tischchen, das vor meiner Bank stand, saß ich da, als sich unfern ein Rauschen vernehmen ließ, wie von schleppenden Gewändern, und die dürren Aeste am Boden knackten auf bei dem Tritte einer Person, deren Anblick ich wohl nur unter dem zauberischen Einflusse der Waldluft ohne Erstaunen ertragen konnte.

Es war ein Mann in dunklem, schwerfallendem Priestergewande. Ein goldglänzender Gürtel voll schwarzer Hieroglyphen umschlang seinen hohen Wuchs; auf seiner Brust befanden sich, golden in den dunklen Stoff seines Kleides geprägt, die arabischen Ziffern, im Kreise laufend, wie ein Rad, dessen Mittelpunkt ein Fragezeichen bildete. Sein Antlitz war jung, aber reif und blaß, dunkles Haar floß von seiner Stirne zurück, welche göttlich erschien, wie die Sinaitafeln. Augen hatte er wie die Liebe, ein Lächeln wie das Glück.

Wer war es? Ich fragte ihn darum. Mit tiefem Wohlklange sprach er: „Träumst Du nicht lebelang das Ideal Deiner Ergänzung?"

Ich mußte bejahend mein Haupt neigen.

„Hast Du es je gefunden?" fragte der Wunderbare weiter, und um seine schönen Lippen floß ein ironisches Lächeln.

„Nein!" rief ich klagend, und meine Hand hob sich wie zum Schwure, darauf er sprach: „Wohlan, ich bin gekommen, es Dir zu sein!"

„O dann sprich!" rief ich, und erhob mich von meinem Sitze. „Gib mir von Deinem Wissen, auf daß es der zitternden Leuchte meiner Ahnung Nahrung gebe und Kraft, um aufzuleuchten der ganzen armen Welt. Sprich, erzähle mir von den Wundern der Welt, vom Räthsel des Daseins — nenne mir Gott!"

Klar ruhte sein Blick auf mir, die ich, sehnsüchtig der Antwort harrend, vor ihm stand. „Eine Idee“, sprach er, „ein Zustand, den jedes Planetenleben, jedes Weltwir, inneleben kann, oder nicht.“

„Ich verstehe Dich nicht“, unterbrach ich.

Da lächelte er wieder, und ich fühlte seine Hand auf meinem Scheitel, und es drang aus seinen Fingerspitzen wie Licht in meine Seele. „Wie willst Du etwas denken, das nicht wäre?“ sprach er. „Nur das Nichts ist undenkbar. Was Du aber denken willst, und mit Nothwendigkeit denken mußt als etwas Wirkendes und Handelndes, das mußt Du Dir auch vorstellen können. Jede Vorstellung aber ist sinnlich; kannst Du einen Geist denken ohne Körper? kannst Du selbst Dich leiblos denken, ohne Dir das Sehen, das Hören, oder das Empfinden zuzumuthen? Versuch' es.“

Ich schloß die Augen — er hatte Recht.

„Des Geistes Werk wird vernichtet, ja, es kann nicht entstehen, wenn es nicht durch Materielles Form, Ausdruck und Dauer erhält. Die Dauer jedoch ist ewig, aber nur im Wechsel. Dieser dauert ewig fort und war ewig; denn jedes Ding hat, daß es da ist, seine Ursache, diese Ursache aber mußte wieder eine haben, um entstanden zu sein, und so fort zurück, und ebenso nachfolgend ins Unendliche. Die Welt besteht aus unzähligen Sternen, deren jeder eine bewohnte oder zu bewohnende Welt ist, ähnlich wie die unsere. Die Anzahl der Welten in der Welt aber ist dem Raume nach ebenso endlos, wie es die Zeit der Länge nach ist. Gott allein mißt Zeit und Raum.“

„Noch verstehe ich Gott nicht“, sagte ich bebend.

„Höre“, sprach der Wunderbare und legte seine zweite Hand auf meinen Scheitel, und der goldene Zahlenkreis auf seiner Brust leuchtete blendend in meine Augen hinein. „Der Kreis, in welchem die altindischen, später als arabisch angenommenen Zahlen laufen, ist das Bild des Planetenlebens, der Gäa, unserer Erde. Die Geologie lehrt uns die Entstehung derselben. Sie entwickelte sich aus Dunst und Aethermassen; was waren aber diese Dünste, diese Massen, woher kamen sie?“

„Wohl aus den Resten einer früheren Existenz desselben Planeten?“ fragte ich schüchtern.

„Möglich“, erwiderte die seltsame Erscheinung und trat, ihre Hände nun von meinem Haupte nehmend, um einige Schritte zurück. „Deßhalb annehmbar sogar, weil ein Entstehen aus Nichts, angesichts der Naturgesetze, ein Unsinn ist. Die erste Schöpfungs- oder vielmehr Wiedergeburtsperiode der Gäa suche demnach unter Ziffer 9. Unter 8 bilden sich die festeren Massen, das anorganische Reich zum Theile. Es versteht sich, daß hier nicht nach historischen Zeiträumen, sondern nach geologischen gerechnet werden muß, welche an Zahl der Jahre ins Milliardenfache fallen. Unter der Ziffer 7 beginnt die Pflanzenperiode der Erde, die erste Poesie des jetzigen Weltlebens: Gäa. Allmälig entstand mit der Ziffer 6 der belebter werdende

Drang in den Pflanzenfressern, aus diesen aber, unter Ziffer 5 entwickelten sich die Fleischfresser, und schließlich unter Ziffer 4 die Menschen."

„Also", rief ich, „hätten wir bald das Schlimmste am Erdenleben überstanden? Die Ziffer 3 ist bereits eine Phase höherer Zustände, die wir —"

„Ich und Du, bereits mit Bewußtsein innezuleben begonnen haben", sagte mein Freund im Aufleuchten seliger Heiterkeit, und faßte meine Hände.

Ich aber sprach: „Wir also sind sogar schon die dualistische Spitze des großen Weltwirs Gäa, Mann und Weib. Wir repräsentiren die fördernde Spaltung, den Widerspruch, der allein ein Ausringen aus dem Elende dieses Weltlebens hoffen läßt?"

Er nickte freundlich. Meine Gedanken aber verwirrten sich wieder, und ich sann: „Sprich, was ist es mit Gott?"

„Das Weltall", war seine Antwort. „Jede Welt, jeder Stern, das Leben, alles was da ist, fußt auf einer mathematischen Ordnung. Die Zahl der Organismen, von den Sternen an bis zum Infusorium, ist gezählt — doch nur Gott kennt sie."

„Er!" rief ich, und wollte weiter sprechen. Er aber fuhr ununterbrochen fort: „Die Zahl der Organismen jeder Weltkugel aber muß, könnte unser Auge sie durchblicken, unser Geist sie fassen, das schönste Rechenspiel abgeben, das denkbar ist. So wie die Bahnen der Sterne von diesen durchkreuzt werden, und dem Menschen bis auf gewisse Grenzen berechenbar sind, so läuft die geheime Lebensrechnung der Natur ab, und einst im Fortschritte unserer Fähigkeiten werden wir im Stande sein, ihrer erhabenen Buchhaltung zu folgen."

„Siehe die Zählung in der Natur nach den sich entwickelnden Gattungen, nach den Schöpfungsperioden. Nimm die Zahl der Menschen, sie ist berechenbar. Die der Thiere ist im Vergleiche schon so groß, daß sie nicht mehr zu zählen wäre. Die Pflanzen selbst zählen zu wollen, ist schon ein schwindelerregender Begriff; das anorganische Reich mit jedem Erdstäubchen und Splitter als zählbar zu denken, ist das Unmöglichste was es gibt, während Dunst und Aether schon als absolut unzählbar erscheinen."

„Verstehst Du nun, daß, je höher construirt die Organismen auftreten, auch ihre Vielheit abnimmt, während, je tiefer hinab in den Organisationen, ihre Vielheit zunimmt?"

„Auf die geologische Vergangenheitshypothese die Erscheinungen der Gegenwart bauend, kannst Du Dir da nicht die nächst aus den gewöhnlichen Menschen herauszuringende Gattung denken, und daß diese geringer an Zahl sein muß, als die der heutigen Menschen? Aber unsäglich vollkommener, besser, im Vergleiche etwa, wie jetzt die Thiere zum Menschen stehen. Diese Gattung stelle ich unter Ziffer 3 hin — die Zukunftsmenschen. Alle Poeten, Philosophen und Künstler, jeder wahrhaft Edle, die Hellersehenden, zeigen bereits den Anfang jener höheren Gattung! Ihre Eigenschaften lassen sich nicht genau voraus bestimmen; wer kennt die Zukunft? Nur der inneren

Ahnung offenbart sich ein Bild. Jene Menschen, die gleich wilden Raubthieren, feindlich unter sich wüthen, diese werden einst unter die Herrschaft der Zukunftsmenschen kommen. Nicht nur an Intelligenz und ethischem Werthe werden diese die Menschen überragen, sondern sie werden Eigenschaften und Kräfte besitzen, mit welchen sie sich die Natur weit gründlicher unterthan machen werden, als jetzt die gewöhnlichen Menschen es können. Dann wird es keine politischen Streitigkeiten mehr geben, kein Nationalitätengeklügel, das doch nicht viel besser ist, als veredelter Gattungsstolz, und keinen Krieg. Die Zeit des großen Kosmopolitismus wird angebrochen sein, und Glück und Friede werden herrschen. Die Zukunftsmenschen werden die Erde gleichmäßig vertheilen und beglückend walten, ohne Neid, ohne Haß, ohne Mord, denn es wird die Erkenntniß unter ihnen sein, und das Wissen, und durch diese die Liebe."

„Tod und ewige Trennung der Individuen sind dann nicht mehr. Die Brücke zwischen Tod und Leben des Individuums, nach welcher Schopenhauer in seinem Buche: „Die Welt als Wille und Vorstellung" (Seite 575) fragt, wird gefunden sein — in der Erinnerung an frühere Existenzen."

Ich wagte hier zu ergänzen: „Also eine individuelle Unsterblichkeit? Ist dies vereinbar mit dem Glauben an den Fortschritt und an den ewigen Wechsel?" Er antwortete: „Die Zahl der Wesen auf unserer Erde ist nicht eine stets gleiche, daher keine positive Wiedergeburt denkbar — hiermit keine individuelle Unsterblichkeit für Jeden. Möchtest Du etwa alle die Elenddummen, Schändlichbösen, die Du mit dem Heiligenscheine Deiner Phantasie vergebens zu verklären versuchst, die Du umsonst mit Deinem göttlichen Athem behauchst, um sie zu Menschen zu machen, möchtest Du Diese wiederholt wissen wollen ins Endlose?"

Ich schüttelte mit Abscheu das Haupt; er aber fuhr fort: „Die Zahl der Organismen oder Wesen vereinfacht sich in ihrem Aufsteigen in höhere Organisationen hinein, so zwar, daß gleichsam auf ein entstehendes Wesen, irgend welche andere verschiedener, aber geringerer Art kommen, sowie ein Accord aus vielen Tönen doch nur einen, aber volleren Ton gibt. Da Alles aus einer Kraft stammt, so ist Alles, was da lebt, untereinander identisch. Das Ichgefühl aber ist in jedem selbständigen Wesen; dasselbe potenzirt sich im Individuum so, daß jedes Individuum sich als Mittelpunkt der Welt dünkt. Sich selbst ist es am nächsten, sich selbst liebt es am meisten, und von sich aus überblickt es das Uebrige als sein Zugehöriges, zu Benützendes, oder zu Bekämpfendes. Das große Weltich spiegelt sich in jedem Wesen wieder, das zwar ein abhängiger Theil des großen Ganzen, aber dennoch ein total Abgesondertes und Ganzes für sich ist."

„Es ist also alles Eins", sprach ich drein, „ob ich als Dieser, oder als Jener wiedergeboren werde? ich komme als Gattungsnummer und erwache allmälig zum Ichbewußtsein. Aber wo die Brücke vom Tode zum Leben — jetzt, wo wir noch keine Erinnerung haben?"

„Die Brücke ist bisher eine bloß mathematische, und zwar eine rein fortschrittliche. Auf den Tod eines jeden Individuums folgt, dem Gesetze des Fortschrittes entsprechend, augenblicklich ein Neues, Vollkommeneres. Der innere Kern aber der Individualität bleibt. Z. B. wenn ich sterbe, und Du, so finden wir, die wir auf gleicher Intelligenzstufe stehen, und die ringende Energie der Gäa in so verwandter Weise repräsentiren, uns sicher mit neu erwachendem Bewußtsein im nächsten Leben wieder."

„Wie?" rief ich voll Entzücken.

„Als andere neue Wesen", sagte in strahlender Hoheit mein idealer Freund. „Dein Haar wird anstatt dunkel Dein Haupt zu umwallen, etwa in goldlichten Wellen um Deine Stirne fließen; ich werde äußerlich ebenfalls ein ganz Anderer sein; aber jene uns heute schon innewohnende Sympathie, die uns jetzt einander finden hieß, wird uns immer und immer wieder vereinen, von Existenz zu Existenz. Lächelnd werden wir jedesmal zu Ende eines jeden Lebens dem Verfalle unseres Leibes entgegensehen, in der sicheren Erwartung, neuer, entzückens- und wissensfähigerer Form. Die mit der geistigen Entwicklung auftauchende Erinnerung, schon gewesen zu sein, wird das Sterben zu einem kurzen Abschied machen; denn wirst Du auch am Nordpol geboren, und ich am Aequator, unbewußt werden wir zu einander hingezogen werden, miteinander leben und arbeiten, für die Anderen, die noch unter uns stehen und die nach Milliarden von Jahren sich alle endlich erlöst in uns hineinleben müssen. Denn bei Erkaltung der Erdkruste, dem wahrscheinlichen Welttod der Gäa, wird ja alles Leben, die von der Vegetation geflohenen Pole meiden müssen, und sich um den Aequator sammeln, wo es allein noch möglich sein wird, durch unberechenbare Zeiträume zu existiren."

„Und wir, das Weltwir Gäa, wir sollen dann eines Tages plötzlich nach der allmäligen Verminderung der Wesenzahl allein, ganz allein dastehen auf dem elenden, letzten Fleckchen erkaltender Erde?" rief ich. „Jedenfalls muß sich bis dahin unser Körper derart vergeistigt haben, daß . . . „Kind" — sagte hier väterlichen Tones mein Freund — „das sind Zustände höherer Vollkommenheit, so ferne noch, daß an sie, als etwas genau Vorstellbares, heute noch nicht zu denken ist."

„Aber ich will!" rief es stürmisch aus mir heraus. „Ich will Alles wissen; nenne mir den ersten und letzten Grund aller Dinge; Gott!" „Wer kann ihn nennen, erklären, kennen? Er kennt sich selbst nicht, denn seine persönliche Darlebung wäre das Inneleben der Vollendung, diese aber — die Vernichtung", sprach er.

„Wie aber die Vollendung dennoch inneleben?" fragte ich von seltenen Ahnungen ergriffen.

„In der Auflösung des bis zur Ziffer 2 hineinpersonificirten Dualismus zur Einheit. Diesem Einwesen dürfte dann concentrirt das als vollkommenst zu Erreichende innewohnen —"

„O!“ rief ich, „und könnte ich Alles wissen, Berge und Thäler versetzen und, von Stern zu Stern schwebend, die Köstlichkeiten aller Welten schauen; wäre die Erdkugel der Schemel meiner Füße, und könnte ich Zeit und Raum messen, und ich hätte der Liebe nicht in einem gleichartigen Wesen, wie arm, wie elend wäre ich dennoch! Wie neidete ich dem Insect sein fröhliches Dahinsummen in seliger Vielheit, die Blumen in ihrer geselligen Blüthe, den heutigen Menschen in seiner ewigen Verschiedenheit des Anschaulichen und zu Empfindenden! — Nein, und hätte ich Gewalt über das ganze All', ich würde die Vernichtung suchen ob meiner einsamen Vollkommenheit — den Tod!“

„Beruhige Dich!“ sagte mein priesterlicher Freund jetzt, und zog mich an sein Herz. „Ich glaube, wir werden in dem Zustande der vollendeten Zweiheit Intelligenz und Kraft genug haben, unserer Erde Wiedergeburt zu leiten und wahrscheinlich während dieses Processes in echter Seligkeit das All durchschweben. Hat nicht heute der Mensch zum kleinen Theile schon die Natur in seiner Gewalt? fährt er nicht mit dem Dampfe, fliegt sein Wort nicht mit Blitzesschnelle durch den Electromagnetismus um die Erde? Ja, wir werden einst die Kraft haben, den Elementen zu gebieten.“

„Das glaube ich nicht!“ fiel ich ein. „Wozu könnten wir sie dann so in den Zustand des Absterbens hineingerathen lassen?“

„Weil wir heute machtlos sind, nachdem wir, als früheres Erdwir so frevle Dinge verschuldet haben, daß deren elendes Abspielen jetzt unsere Buße ist — eine Strafe, der wir uns nie wieder aussetzen dürfen. Glaubst Du, Schopenhauer hat seinen Willen umsonst so glühend geträumt und verkörpert?“

„Sein „„Wille““ ist ja aber gerade das Gegentheil von diesem Willen, den Du meinst, dem freien, persönlichen“, sagte ich staunend. „Der freie Wille wird jetzt allmälig wiedergeboren aus dem blinden Willen der Natur, den die Philosophen der Mode rückschrittlicher Weise als Ureinziges annehmen. Der blinde Wille aber ist eben nur ein aus dem ewigen, freien vorübergehend blindgewordener“, erwiderte mein Freund mit Nachdruck.

„Du glaubst also, daß . . “, ich wagte nicht weiter zu sprechen. Meine Gedanken kräuselten sich wirr durcheinander. Der Wunderbare aber wies mit beiden Händen den Zahlenkreis auf seiner Brust: „Der Zustand der Einheit muß für uns Idee bleiben, soll er sich nicht auflösen in Null, in das Nichts. Seine Innelebung bringt die Vernichtung, eine zeitliche zwar, aber eine doch durch Zeitewigkeiten andauernde, da es eine „ewige“ Ewigkeit nicht gibt, die dann so ein blindes, schreckliches, schmerzenreiches, todttragendes Emporringen zur Folge hat, wie wir es jetzt als Weltwir Gäa zu tragen haben. Jedes, auch das kleinste Lebendige, muß in Lust und Qual, in blühendem Entstehen und gräßlichem Vergehen, den Frevel der Gottwerdung büßen, welche ein Irrthum ist, der nur der höchsten menschlichen Vollkommenheit drohen kann. Denn je höher die geistige Rangstufe, desto größer

die Verantwortung des Geschöpfes. Je mehr Seligkeiten auf der einen Seite, desto mehr Schrecken und Verlockung auf der anderen. Das Böse, furchtbar Drohende muß immer da sein als der das Gute und Schöne haltende Gegensatz. Aber nur als eine Möglichkeit muß das Böse da sein, die uns als Strafe zu treffen hat; nicht als eine schreckliche, unausweichliche, unverdiente Gewißheit. Ja, wir werden einst die Bande der Nacht zu sprengen im Stande sein, und in ewig glückseligem Wechsel weiter leben — unsterblich sein. Nur der Widerspruch und die Gegensätze sind das perpetuum mobile das alles Leben bewegt und treibt was da ist von Ewigkeit zu Ewigkeit. Das ist die Lösung vom Räthsel der Welt."

„Einziger!" rief ich, und sank vor ihm nieder, „laß uns nie mehr solch' großen Irrthum begehen. Laß uns zu zweien bleiben immerdar! Gewiß, in dem Zustande der Erlöstheit werden wir einst die geistigen Mittel haben, sowie die materiellen, unseren Tod zu verhindern. Wir werden uns nach Willkür und Bedarf zu verändern, zu erneuern wissen. Hat doch die Wissenschaft heute schon die Mittel, durch Heilung von Krankheiten dem Menschen ein Stück Leben zu schaffen; warum dann, wenn die Scheidewand zwischen Kunst und Natur gefallen sein wird durch das Wissen — warum dann nicht das ewige?"

„Genug!" rief jetzt der seltsame Mann, und hielt mich an seinem hochklopfenden Herzen. „Wir haben uns gefunden als des Erdgeistes Gäa Doppelspitze. Wir wollen arbeiten und wirken, damit die Uebrigen uns schneller nachkommen können. Aber für uns leben dürfen wir doch auch in heiterem Genusse. Willst Du nicht jetzt mit mir fort?" Und er umschlang mich mit zarter Gewalt, und schob seinen Fuß unter meine linke Fußspitze, worauf wir uns sanft vom Boden zu heben begannen.

„Wohin denn?" fragte ich entzückt und ängstlich zugleich.

„Wohin Du willst und befiehlst, meine Herrin!" antwortete mein Freund und küßte in Ehrfurcht meine Hand. Ich aber jubelte laut auf vor Freude und schlug die Hände lustig ineinander, so heftig zwar, daß ich plötzlich wie einen jähen Ruck, einen Sturz in die Bäume des Waldes zurück fühlte, über welche wir uns längst erhoben hatten. Da — ein Schmerzempfinden an den Armen, die, leicht aufgerissen, bluten, und — — vor mir im Grase liegt die Platte des grobgezimmerten Tischchens, auf dem angelehnt, ich eingeschlafen war. Der Fuß des Tischchens stand plump und starr vor mir, wie ein Alltagsmensch, der mich nicht versteht.

Ich hatte eine halbe Stunde nach dem Erwachen noch Herzklopfen und Gliederzittern.

„In einem Parke, wo man so schön träumt, so eine schlechte Administration!" murrte die Prosa aus mir.



Blumen und Blätter

aus

Italiens Dichtergarten.

In Nachbildungen und einzelnen Characteristiken. *

Von

Cajetan Cerri.

Onorando coloro che sommi furono,
o sono, preparerete la via a quelli
che lo potranno essere un giorno.
Vincenzo Gioberti.

A.

Nachbildungen.

I.

Lodovico Ariosto.

(Geboren 1474 in Reggio. — Gestorben 1533 in Ferrara.)

Schilderung der Zauberin Alcina.**

So schön war sie an Formen, daß das Gleiche
Als Bestes nur von Mahlern wird erfunden;
Das blonde Haar, das lange üppigreiche,
War glänzend so wie Gold, und leicht gewunden;
Zart auf der Wange lag der Hauch, der weiche,
Von Rosenroth mit reinem Weiß verbunden;
Die heit're Stirne, glatt wie Elfenbein,
Hielt sanft das Maß der Schönheitslinie ein.
Zwei schwarze sieht man zierlich feine Bogen,
Und d'runter schwarze Augen, nein, zwei Sonnen,
Aus denen, vornehm, und doch mildgewogen,
Gott Amor, reich an Scherzen und an Wonnen,
Zahllose Pfeile schießt, die, rasch entflogen,

* Ein eingetretenes Augenleiden und Zeitbegrenzung haben den Verfasser dieses Beitrages, seiner ursprünglichen Absicht entgegen, bestimmt, von den hier aufgenommenen italienischen Dichtern nur einige der neueren und die neuesten — mit Gianni beginnend — auch in Characteristiken vorzuführen.

** Aus dem romantischen Epos: „Der rasende Roland." VII. Gesang, 11.—15. Strofe.

So sicher zieh'n, daß noch kein Herz entronnen;
Inmitten des Gesichts dann, sanft gesenkt,
Die Nase steht, der Lob selbst Mißgunst schenkt.
Und tiefer, wie von Thälern rings begrenzet,
Ein frischer, rother Mund sich zeigt den Blicken;
Dort eine selt'ne Doppelreihe glänzet
Von Perlen, die der Lippen Oeffnung schmücken;
Dort werden Worte, zart und süß, kredenzet,
Die selbst ein hartes, kaltes Herz entzücken;
Dort wohnt der Reitz, der, wenn die Lippe lacht,
Zum Paradies sogar die Erde macht.
Der Hals, so rein wie Schnee, der erst gefallen,
Wie Milch der Busen, voll und weiß die Brüste,
Zwei Aepfeln gleich, die noch nicht reif: sie wallen
Hinauf, hinab, sowie es an der Küste
Das Meer thut. Zu den and'ren Dingen allen
Kein Argusauge reicht, so viel ich wüßte;
Indessen kann man sich vorstellen leicht,
Daß das Verhüllte dem Enthüllten gleicht.
Es hat der Arm der Anmuth Maß, das strenge,
So auch die weiße Hand, die, hold zu sehen,
Mehr länglich ist, und in der Breite enge,
Nichts Spitzes zeigt, noch Adern, die sich blähen;
Zu Ende der Gestalt, voll Stolzgepränge,
Läßt sich ein niedlich kleiner Fuß erspähen.
Es kann das himmlisch schöne Engelsbild
Kein Schleier ganz verbergen und kein Schild.

II.

Giambattista Marini.*

(Geboren 1569 in Neapel. — Gestorben 1625 daselbst.)

Was die Liebe ist.

Ein blinder Luchs, ein Argus mit der Binde,
Ein Greis in Windeln, ein uralter Knabe,
Ein weiser Narr, ein Held in einem Kinde,
Ein stummer Schwätzer, Crösus ohne Habe,

* Ein während seiner Lebenszeit förmlich idolatrirter, seither aber fort und fort geschmähter Matador unter den Schriftstellern der für Italien vielfach unrühmlichen „Secentisten"-Epoche. Als Dichter unerträglich manierirt und schwülstig, als Mensch abentheuerlich, corrupt und corrumpirend, war dennoch der Verfasser des „Adone", selbst laut Urtheil des strengen Emiliani-Giudici, und des durchaus sittlichernsten Corniani, ein „eminentes Talent". Leider ging es an der Sucht „Allen gefallen" zu wollen, die nach Schiller bekanntlich „schlimm" ist, zu Grunde.

Erwünschtes Leiden, werthgeschätzte Sünde,
Schmerzlose Wunde, bitt're Freundesgabe,
Stürmische Ruhe, Kampf in Friedensbanden,
Ein Ding, empfunden, aber nicht verstanden.
Freiwill'ger Wahnsinn, angenehme Plage,
Bewegte Stille, nützliches Verderben,
Furchtsame Kühnheit, jubelvolle Klage,
Muthloses Hoffen, lebensstarkes Sterben,
Gluthheiße Kälte, eis'ge Sonnentage,
Wachsweicher Demant, hartes Glas in Scherben,
Kluft und Vereinigung zur selben Stelle,
Höllisches Himmelreich, himmlische Hölle.

Was ein Vogel ist.

Ein leichtbefiedertes, lebend'ges Klingen,
Ein warmer Hauch, auf Flügeln fortgetragen,
Ein Ton in Flaum gehüllt, ein Lied mit Schwingen.

III.

Giambattista Zappi.

(Geboren 1667 in Imola. — Gestorben 1719 in Rom.)

Vor Michelangelo's „Moses".*

Wer ist dies Menschenbild aus mächt'gem Steine,
Das, ein Gigant vom Haupt bis zu den Füßen,
Da sitzt — so wahr, so lebend, daß ich meine,
Zu seh'n die Lippen wortreich sich erschließen?
Ist's Moses gar? Er ist's! mir sagt es seine
Erhab'ne Ruh', sein Blick, d'raus Sterne schießen,
Sein dichter Bart, und diese Stirn im Scheine
Der beiden Strahlen, die sie licht umfließen.
So war er damals, vor viel tausend Jahren,
Als er das Meer erhob; so, da er's wieder
Ließ niederstürzen auf des Feindes Schaaren.
Und Dich, sein Volk, sah'n Götzen vor sich knieen?
Sänkst Du vor solchem Menschenbilde nieder,
Fürwahr, viel leichter wäre Dir verziehen!

---

* Von diesem Sonette kommen zwei ziemlich divergirende Lesearten vor, von denen jene hier übersetzt wurde, welche für die gelungenere gilt. Als besondere Curiosität in Betreff Zappi's möge erwähnt werden, daß dieser Arcadier schon mit dreizehn Jahren Doctor der Rechte an der Universität zu Bologna ward. Ticozzi nennt ihn den „Dichter der brillanten Phantasie".

IV.

Pietro Metastasio.*

(Geboren 1698 in Rom. — Gestorben 1782 in Wien.)

Aus der religiösen Dichtung: „Joas“.

Joad (zu dem den Thron besteigenden jungen Joas):

. . . . Ein Reich schenkt heute
Dir Gott, der einmal Rechenschaft darüber
Wird fordern. Zittere davor, und dieses
Gerichtes, das Dich schonungslos erwartet,
Gedenke fort und fort Du. Das Regieren
Beginn' es mit Dir selber. Deine ersten
Vasallen mögen sein: die eig'nen Wünsche,
Auf daß die Unterthanen
Von Dem, der da befiehlt, Gehorsam lernen.
Sei, was Du sollst, nicht was Du magst, Dir Richtschnur,
Und mehr als Deinen, förd're
Den Vortheil Aller. Trachte, daß den Vater
In Dir man lieb', nicht den Tyrannen fürchte.
Ein gar unsich'rer Wächter
Ist für Regenten And'rer Furcht — indessen
Sich And'rer Lieb' wohl auch nicht läßt erzwingen.
Belohnungen und Strafen theile immer
Mit richtigem Verständniß aus. Nur langsam
Entschließe Dich; dann handle rasch, und traue
Dem Schmeichelworte niemals,
Das, schwach Dich wähnend, sucht Dir zu gefallen.
Bei Deinen Thaten allen
Hab' Klugheit, Muth zur Seite,
Und so, bei Lust und Schmerzen,
Gerechtigkeit im Aug' und Gott im Herzen.

---

* Wenn hier von Metastasio (eigentlich: Trapassi), dem weichsten und geschmeidigsten Poeten Italiens, gerade die citirte Stelle gebracht wird, so geschieht es zum Zwecke einer Art Rectificirung. Diesen Styl schrieb — wenn es der Gegenstand und die Situation verlangten — der Dichter, den Viele „süßlich“ nennen; diese Gedanken dachte und äußerte der Mann, den Viele als „Höfling“ abfertigen, wahrscheinlich weil er, an einem hochsinnigen Hofe lebend, Huld und Güte mit Dankeswärme erwiderte, sich vor der Majestät der Krone beugte, und, wie Alles wahrhaft Große, so auch die große, unsterbliche Maria Theresia bewunderte. — „Joas“, eine Art Oratorium, wurde mit Musik von Reutter in der kaiserlichen Kapelle in Wien vorgetragen.

V.

Angelo Mazza.*

(Geboren 1741 in Parma. — Gestorben 1817 daselbst.)

Der Genius.

Sei Funke mir des ew'gen Lichts gegrüßt,
Unsterbliches Genie! wie groß, wie prächtig
Fühlt sich der Geist, den Du erfüllst — so mächtig,
Daß sich der Mensch sogar mit Gott dann mißt.
Wohin kein Auge reicht, auch Das erschließt
Sich Dir, und wär's noch so verborgen nächtig;
Mit Deinem Flug verglichen, scheint bedächtig
Der Adler, der empor zur Sonne schießt.
Aus tausend bunten und getrennten Dingen
Macht Eines, und aus Einem tausend dann,
Dein überallhin tausendart'ges Dringen.
Du schaffest nochmals die geschaff'nen Sachen,
Verdoppelst die Natur, und durch Dich kann
Dem Schöpfer das Geschöpf selbst nach es machen.

VI.

Vittorio Alfieri.

(Geboren 1749 in Asti. — Gestorben 1803 in Florenz.)

Charakteristische Verse aus den Tragödien „Filippo", „Antigone" und „Saul".

Filippo: Du hörtest . . ?
Gomez: Wohl!
Filippo: Du sah'st . . ?
Gomez: Ich sah.
Filippo: Oh Wuth!
Was ich geahnt . . .
Gomez: Besteht.
Filippo: Und ohne Rache
Bleibt Filipp noch!
Gomez: Bedenk' . . .
Filippo: Ich that's. Nun folg' mir!

* „Ein viel gelobter und sich lobender Dichter", sagt von ihm Cantù.

Kreon: Gewählt?
Antigone: Gewählt.
Kreon: Hämon . . ?
Antigone: Den Tod.
Kreon: Es sei!

Achimelech (der Hohepriester) zu Saul:

Kehr' in Dich, Saul! bist nur gekrönter Staub;
Ich, durch mich selbst, bin nichts: doch ein Gewitter,
Und Sturm, und Blitz bin ich, belebt mich Gott,
Der große Gott, der Dich schuf — wenn sein Auge
Auf Dich herabdräut, wo ist dann noch Saul?
. . . . Erbebe, Saul! Schon seh' ich oben
In Wolken, nächtig schwarz, auf Feuerschwingen
Des Todes düstren Engel Kreise zieh'n;
Schon mit der einen Hand reißt aus der Scheide
Der Rache Flammenschwert er, und erfaßt
Schon mit der anderen das graue Haar
Auf Deinem sünd'gen Haupt — erbebe, Saul!
. . . .
Wo ist des Saul Haus? er hat's errichtet
Auf Meeresgrund; nun wankt's, nun stürzt's zusammen —
Schon ist es wieder Schutt, schon ist's gewesen!

VII.

Jacopo Vittorelli.*

(Geboren 1749 in Bassano. — Gestorben 1835 daselbst.)

Anakreontisches Lied.

Sieh'! wie die Nacht so lichtblau,
Sieh'! wie der Mond so helle;
Kein Lufthauch weht zur Stelle,
Kein Blumenblatt sich regt.
Ein kleiner Vogel fliegt nur
Von einem Strauch zum andern,
Und ruft Die sanft, beim Wandern,
Die er im Herzen trägt.

Sie hört ihn kaum und folgt schon
Dem Rufe seiner Klagen,
Und scheint im still zu sagen:
Wein' nicht, ich bin bei Dir.
Oh wonnige Gefühle,
Oh süßes Fleh'n, Irene!
So hast Du wohl, o Schöne,
Gesprochen nie zu mir.

---

* „Gestern auf dem Altare, heute im Staube vergessen . . . und doch anbethungswürdig!" schrieb einst Brofferio über diesen Liebling der Grazien.

VIII.

Vincenzo Monti.

(Geboren 1754 zu Fusignano. — Gestorben 1827 in Mailand.)

Ludwig XVI. auf dem Schaffot.*

Dem Blutgerüste dem verhängnißvollen,
  Naht Ludwig jetzt. Er blickt es an und schreitet
  Zur Leiter ohne Angst und ohne Grollen.
Hinauf die Stufen er die Schritte leitet;
  Nun steht er oben, so voll Ernst und Milde,
  Daß Zagen in der Henker Adern gleitet.
Schon fing das Mitleid wieder an, an's wilde,
  Verdorb'ne Herz der Menge leis' zu pochen,
  Schon war's, als ob sich eine Wendung bilde;
Da, plötzlich, welch' ein Höllenspuck! es krochen
  Vier ries'ge Furien auf's Schaffot: sie standen
  Gespenstern gleich da, ohne Fleisch und Knochen.
Jedwede, einen blut'gen Dolch zu Handen,
  Im Blicke Unheil, Mordsucht in den Zügen,
  Steckt mit dem Hals und Schlund in Strickes-Banden,
Die strupp'gen Haare auf dem Schädel liegen
  Zerzaust, verworren, wit wenn reife Garben,
  Vom Sturm gepeitscht, am Feld sich formlos biegen;
Und an der finstren Stirn', voll Runzeln, Narben,
  Trägt jedes dieser grauenhaften Wesen
  Den eignen Nahmenszug in blut'gen Farben:
Damiens war da, dort Anckarström zu lesen,
  Hier Ravaillac; die Nahmensschrift verdeckte
  Sich mit der Hand die vierte dieser Bösen.
Von solcher Brut erfaßt, ein Fürst nun streckte
  (Den auf dem größten Thron einst sah'n die Massen)
  Dem Beile zu sein Haupt, das unbefleckte.
Gleich dem Gerechten, der von blindem Hassen
  Auf's Kreuz gebracht, verzeihend starb, und klagte:
  Warum, mein Vater, hast Du mich verlassen?
So bat auch er für's Volk, das ihn nun jagte
  Ins Grab, und sprach: Hab', Gott, mit mir Erbarmen,
  Und mit dem Volk, das, nur verirrt, Dies wagte.

---

* Aus dem II. Gesange der „Bassvilliana", einer epischen Dichtung („Cantica"), welche nach dem 1793 in Rom vom Pöbel erschlagenen Sendling Frankreichs Hugo Bassville so genannt, dem Geiste des Gefallenen die Folgen und Schreckensthaten der französischen Revolution vorführt.

Als er beendet diesen Spruch, den warmen.
Stieß eine Furie näher ihn zum Beile;
Die zweite half, und zog ihn an den Armen.
Am Haare zerrend, hielt ihn eine Weile
Die dritte fest, bis daß den Schnitt die vierte
Vollbrachte, der das Beil gelöst vom Seile.
Als fallend nun das Beil sein Werk vollführte,
Da donnerte der Himmel, und es wankte
Die Erde so, daß es das Meer verspürte.

IX.

Francesco Gianni.

(Geboren 1760 im Römischen. — Gestorben 1823 in Rom.)

1. Untergang der vier Reiche des Orients.

Hier der Assyrier ruht, der allzuweiche,
Der Rosenkränze um das Haar sich drückte;
Der Grieche, dem, im stets unein'gen Reiche,
Das Haupt der Bildung Lorbeerkrone schmückte;
Der Perser, den der Glanz, der selt'ne, bleiche,
Des perlenschwersten Diadems berückte;
Und dann, erschlagen von der eig'nen Bürde,
Der Römer stolz auf seines Helmes Zierde.

2. Vor einem anstürmende Hunnen darstellenden Bilde.

Wir kommen, wir kommen in brausender Schaar,
Auf fliegenden Rossen, bluttriefend das Haar;
Uns treibt das Verhängniß, uns nähret die Schmach —
Wo wir nur erscheinen,
Folgt Trauern und Weinen,
Folgt Sterben bald nach!

3. Eigenes Conterfei.

Nicht groß, nicht allzuklein, mißglückt der Rücken,
Die Haare blondlich, Blässe im Gesichte,
Hochroth die Lippe, Ausdruck in den Blicken,
An Barteszierde leer das Kinn, das schlichte;
Von Rom auf den Parnaß aus eignen Stücken,
Gemein der Stamm, doch nicht des Herzens Früchte,
Verachtend Glückeslaunen, ruhmeseitel —
Hier ist mein Bild vom Fuße bis zur Scheitel.

X.

Massimo D'Azeglio.

(Geboren 1798 in Turin. — Gestorben 1866 daselbst.)

Minister und Tänzerin.

Fräulein, wir Beide
Spielen — und wie!
Ich den Minister,
Sirenen Sie.
Sirenen, liebvoll
Auch in der Näh;
Anders als jene
Der Odyssee!
Wir Beide haben
Ein Publicum,
Daß man's vor Aerger
Oft wünschte zum . . .
Mit dem Director
Ist Streit in Flor —
Hinter dem Vorhang
Geht Manches vor.
Wir müssen trauern,
Wenn froh die Brust,
Und lustig scheinen,
Auch ohne Lust.
Ein Maskentreiben
Bleibt's in der That,
Ob nun Sirene,
Ob hoher Rath!
Ein schlimmes Leben
Unfreundlich, roh —
Fräulein Amalia,
Ist es nicht so?
Sie zwar, so jung noch,
Begabt und schön,
Daß, wer Sie einmal
Tanzen geseh'n,
Gleich vor Entzücken
Mit Hand und Fuß
Der „Diva“ spendet
Beifall und Gruß,

Sie müssen freilich
Schließlich gesteh'n:
Trotz allen Dornen,
Lebt sich's doch schön.
Doch mir sagt Niemand:
Ein schöner Kopf!
Höchstens denkt Mancher:
Ein schöner Zopf!
Und tret' ich auf dann
Im Parlament,
Auf jenem Boden,
Der öfters brennt,
Find' ich nicht immer
Das Gleichgewicht,
An dem es Ihnen
Niemals gebricht.
Gleit' ich gar aus noch —
Gott steh' mir bei
Vor der „Concordia“
Höllengeschrei!
Wahr ist's: es gibt noch
Größere Qual;
Doch Seccaturen
Sind stets fatal.
Also, mein Fräulein
Gesteh'n Sie ein,
Daß in Italien
Minister sein,
Nicht zu dem liebsten
Rollenfach zählt,
Zum Angenehmsten
Nicht auf der Welt.
Doch macht die Sache
Mir nicht zu bang —
Das Stück, das böse,
Dauert nicht lang!

XI.

Francesco Dall'Ongaro.

(Geboren 1808 in Mansuè. — Gestorben 1873 in Neapel.)

Aus dem ersten Theile der poetischen Erzählung: „Die Perle im Schutt".

Auf Sanct Andrea, nah' dem Meeresstrande,
Stand eines Abends, stumm und wie vernichtet,
Ein schönes Weib in ärmlichem Gewande,
Das schwarze Auge starr auf's Meer gerichtet,
Dem schmucken Schiff nachblickend, das vom Lande
Zu schnellem Flug die Anker erst gelichtet,
Und nun dahinglitt auf den Wellenbahnen,
Stolz und bereit, zu trotzen den Orkanen.

. . . .

Da plötzlich hörte man mit lautem Knallen
Fern der Fregatte Nachtsignal erbeben;
Rings fingen an die Trommeln zu erschallen,
Um uns die Heimgangsstunde kundzugeben;
Nun ward das Weib vom Wachmann angefallen:
„Zur Heimkehr schlägt's — Du mußt von hier Dich heben" —
Sie blickte um, sah Jenen an, und fühlte,
Wie ihr ein frost'ger Schmerz die Brust durchwühlte,
Von welcher Höh' herab das Wort sie drückte,
Oh! Dieses konnte jener Mann nicht wissen;
Die Arme neigte schweigend sich, und pflückte
Ein Blümchen hold, das sie bedeckt mit Küssen;
Indeß stand bei Pirano schon, und rückte
Stets fort das Schiff, das Alles ihr entrissen;
Sie sucht' es mit dem Aug' — dann nochmals — wieder —
Und dann noch einmal . . . .

XII.

Caterina Bon-Brenzoni.

(Geboren 1813 in Verona. — Gestorben 1856 daselbst.)

1. Mit einer Blume.

Der Blumen stillgeheimnißvolles Winken
Will schöner mir als laute Sprache dünken,

Denn reinen Seelen, und bewegten Herzen
Enthüllt es eine Welt von Lust und Schmerzen.
Du, der ein Wort von mir zum Eigenthume
Gewünscht, nimm' hin, statt dessen, diese Blume;
Selbst hab' ich sie gepflückt — sei gut der Kleinen,
Die, ob auch stumm, mit Dir wird lachen, weinen:
So mög' mit seinen schönsten Blumen eben,
Dir jeden Wunsch erfüllen stets das Leben!

2. Aus der Ode: „Die gefrorene Quelle".

Oh, warum schweigt dein süßes
Geflüster, liebe Quelle?
Warum glänzt Iris nicht mehr
Aus deiner Silberwelle?
Wie sich um dich entfärbten
Die einst so grünen Matten,
Als läg' auf jungen Wangen
Des Sterbens bleiche Schatten!
Du Weckerin verborg'ner,
Süßahnender Accente,
Du treue Zeugin hehrer
Begeisterungsmomente,

Wer hat dein Liederdasein
In Bande hart geschlagen?
Wer hat die Nacht des Todes
In deine Brust getragen?
Da tönt es durch die Lüfte
Wie geisterhaftes Flehen:
Mein Lied, mein Sein zerstörte
Des Nordwinds eis'ges Wehen.
Zu schön hat — ach! — der Himmel
Gestrahlt aus meinen Wogen;
Solch' himmlisches Genießen
Wird Irdischem entzogen.

XIII.

Iginio Tarchetti.

(Geboren 1840 bei Alessandria. — Gestorben 1869 in Mailand.)

1. Memento.

Wenn ich an deinem ros'gen Munde nippe,
Fällt, schönes Kind, mir ein: es berge sich
Ein weißer Schädel hinter dieser Lippe.
Wenn deinen süßen Leib ich dann umarme,
Fällt, schönes Kind, mir ein: daß ein Skelet
Nun hinter diesem Formenschatz erwarme.
So wirkt der düst're Sinn ununterbrochen;
Wohin sich auch verirre Mund und Hand,
Stets spür' ich überall der Leiche Knochen.

2. Mein Lieben.

Sollst mir nicht schwören
Ewige Liebe;
Folge Dein Herz nur
Frei seinem Triebe;
Darfst Dich nicht grämen,
Darfst Dich nicht schämen,
Wenn ihre Schwüre
Liebe nicht hält —
Kommt doch und geht
Lieb' auf der Welt!

Statt zu versprechen,
Küsse mich, Süsse;
Kannst Du Das heute?
Schweig' dann, und küsse!
Ich will nicht schwören,
Daß Dir gehören
Mein Herz wird morgen,
Daß Treu' es hält —
Kommt doch und geht
Lieb' auf der Welt!

3. Ein Traum.

Ein Schreckenstraum war's. Klein noch ich und Du,
Wir stiegen scherzend in ein off'nes Grab;
Da, plötzlich, fiel der schwere Deckel zu,
Und schloß — für alle Ewigkeit — uns ab!

XIV.

Andrea Maffei.

(Lebt größtentheils in Riva.)

Lieder.

1.

Deine Wange ist verblichen,
Deines Lächelns Lenz vergangen;
Lebensduft und Frische wichen
Dir vom blaßen Lockenkranz.
Kaum gepflückt! — Doch ist die Rose,
Welche Frohen färbt die Wangen,
Nicht so schön, o Freudenlose,
Wie Du, Blume ohne Glanz.
Sind verglüht auch und gesunken
Deines Blicks so helle Sterne,
Sprüh'n daraus doch Geistesfunken,
Die selbst lichter als das Licht.
Gleichest heut' der Waldesquelle,
Wenn des Frühlings Schmuck schon ferne:
Kahl der Rand, doch durch die Welle
Goldlicht aus der Tiefe bricht.

2.

Arme Schöne, warum immer
Also trauernd, also schweigend,
Wie ein Genius, sanft sich neigend
Ueber einen Grabesstein?
Ward die Ros' im Frühlingsschimmer
Auch vom Schmetterling verlassen,
Soll darum doch nicht erblassen
Ihrer Farben heller Schein.
Oh, vergiß! — Mit neuen Freuden
Wird Dein neuer Frühling prangen;
Laß' die Träume, die wie Schlangen
Kalt sich winden um Dein Herz.
Oh, vergiß! — Gott hat für Leiden
Diesen Balsam uns bemessen;
Hier den Becher: trink' Vergessen,
Lösche der Erinn'rung Schmerz!

XV.

Aleardo Aleardi.

(Lebt in Florenz.)

Aus dem zweiten Theile der Dichtung über die Unsterblichkeit: „Briefe an Maria“.

. . . . Vielleicht ist, Schöne,
Die Zähre, die vom Aug' so warm Dir fließt,
Als lebte sie, doch mehr als eine Thräne,
Mehr als ein Tropfen, der Dein Antlitz küßt.
Vielleicht ist's eine myst'sche Taufe, Kind,
Die Dich zur Rückkehr in die Himmel läutert,
Denn wiß', daß Alle wir von dorther sind —
Ein Jemand sprach's, deß Zeugniß nie gescheitert;
Was Hohes nur die Seele kann erfassen,
Wenn wir in seinen Zauber uns versenken,
Ist auch vielleicht ein Echo, ein Gedenken,
Das jene Heimat uns zurückgelassen.
Woher in mir, sonst, dieses ew'ge Drängen
Nach einem Ideal, das ich hiernieden
Nicht finden kann? ich such's in den Gesängen
Umsonst, die uns're Ahnen uns beschieden;
Umsonst im Lächeln von Italiens Schönen;
Umsonst in einer Flöte Zaubertönen,
Die Abends ahnungsvoll auf Zephirsflügeln
Wie Geister schweben über Thal und Hügeln;
Umsonst im Partenon, in Roma's Pracht,
Umsonst in jener Wunderwelt der Formen,
Die Rafael's Genius einst hervorgebracht,
Der Offenbarung folgend ew'ger Normen;
Ich such's umsonst im Meer und in der Wüste,
Und in den Sternen auch umsonst — es lebt
Wohl über'm Sternenzelt!
Wenn voll Gelüste
Das schwellend' Herz nach süßer Sünde strebt,
Wenn jede Fiber heiß, als ob sie glimme —
Woher in mir dann jene leise Stimme,
Die mit mir streitet, kämpft, und in der Stille
Des Staubes Gier besiegt, ihm eine Sitte
Aufzwingend fast, die anders als sein Wille?

Woher geschieht's, daß in der Grenzen Mitte,
Die uns gesetzt, ich, achtend kaum der Schranken,
Als triebe mich die Sehnsucht des Verbannten,
Hoch über sie, getragen vom Gedanken,
Den Flug anheb' ins Reich des Unbekannten?
Woher, daß uns, die wir den Donner hören,
Zumeist das Nichts erschrickt? und daß wir Alle,
Ob auch geweiht dem Tod und dem Verfalle,
Auf ew'gen Haß und ew'ge Liebe schwören?
Wär's also nicht, warum, warum betrübten
Uns oft sogar im Arme der Geliebten
Verdruß und Lebenseckel? sag', Marie:
Warum in Deiner Jahre Frühlingswerben,
Da Kraft noch Dein, und Reitz und Phantasie,
Warum oft, plötzlich, jener Wunsch zu sterben?
Und beim Tumult der Tänze, bei den reichen,
Mit Rosen hellgeschmückten Festgelagen,
Warum auch da oft des Gemüths Erweichen,
Und jene Lust zu weinen, zu entsagen?
Woher doch Hamlet's sonderbares Suchen
Des alten Witzes auf dem Knochenmunde
Des Narrenkopfs, den, unter Hohn und Fluchen,
Der Todtengräber hob in nächt'ger Stunde?
Woher die Schwermuth, sag', die weihevolle,
Die Dich ergreift bei einer Erdenscholle,
Wo ein Entschlaf'ner ruht? wer hat, o Mädchen,
Die Tempel all' in Städten und in Städtchen
Gefüllt im Geist mit Genien, gut und mild?
Wer sah dafür im bleichen Mondesscheine
Auf Feldern und in Wäldern, angstvoll, eine
Gespenst'ge Schaar von Schemen, bös und wild?
Was ist's, das Lebende an Todte bindet,
Und einen Weg vom Grab zur Wiege findet?

XVI.

Giovanni Prati.

(Lebt in Rom.)

1. Aus der Dichtung: „Tasso's Tod".

. . . . Hier ist er — ach, wie anders
Von dem, was er gewesen! Keine Spur mehr

Von ritterlichem Glanze; keine Mahnung
An kühne Ritte, Feste und Turniere,
Kein froher Uebermuth und keine stolze,
Sieghafte Jugend! Eine nackte Mauer,
Das matte Flackern einer düst'ren Lampe,
Ein schlichtes Bett, und rings um dieses, betend,
Nur ein paar stille, fromme Klostermönche.
Die Pulse flieh'n, es glüh'n die fahlen Wangen,
Und starr aus tiefen Höhlen glotzen Augen,
Die früher zuckten, blitzten — keine Wimper
Regt heut' der kranke Mann. Er scheint zu träumen,
Doch süß zu träumen: denn ein mildes Lächeln
Umspielt die bleichen Lippen ihm, als spräch' es
Von Sehnsucht — ach! — nach schöneren Planeten,
Als es die Erde ist . . . .

2. Fragment einer Ode.

Wie die Blume, die duftend erblühet
In des Kirchhofs geheiligten Räumen,
Und bald schwärmend sich neigt, bald erglühet,
Sanft umgaukelt von sonnigen Träumen,
In des Frühlings berauschender Luft:
Also träumt dort ein Mädchen; es hüllet
Einen Himmel ihr Aug' und es füllet
Engelsmilde die wogende Brust.
Oh, wer wird diesen Traum ihr verwehren,
Wer das Glück einer Rose verletzen?
Dennoch weißt Du: Einst werden auch Zähren
Ihr die *schuldige* Stirne benetzen,
Bald gealtert vor Reu' und vor Schmerz;
Ja, Du weißt es! Und kannst dennoch zaudern,
Sie vom Abgrund zu retten? — mit Schaudern
Füllt dein Name das menschliche Herz.
Nun, so freu' Dich; dein Ziel ward errungen:
Ihre Märchen, ihr Lenz sind vergangen,
Ihre freudigen Lieder verklungen,
Tiefgefurcht sind die bleichenden Wangen,

Ausgelöscht ihrer Hoffnungen Licht;
Also wandelt sie traurig, und weinen
Muß sie stets, wenn die Sterne dann scheinen,
Und der Sturm eine Blume zerbricht.

XVII.

Bernardino Zendrini.

(Lebt in Padua.)

1. Einem jungen Dichter.

Die Schwinge ward Dir, und der Blitz — es fehlt
Das hohe Ziel, wohin der Blitzstrahl dringe;
Der Blitz erlöscht im weiten Sumpf der Welt,
Und, hehrer Jüngling, schmutzig wird die Schwinge.
Nur seine Einsamkeit, so traut und mild,
Bleibt als Asyl noch dem Poeten heute,
Die Zuflucht in den Wald nur, fern und wild,
Den noch geschont die Sichel roher Leute.
Dort möge, süßberauscht von Sang und Duft,
Die Schwalben still als Schwestern er begrüßen,
Und, tauchend sich in Licht und reine Luft,
Des Sternes und der Blume Loos genießen.
Dort mög' er, sanft beglückt von inn'rer Lust,
Der Welt nicht achten, die ihn nicht beachtet,
Und, Dichter fühlend sich an deiner Brust,
Dein sein, Natur, die kein Verrath umnachtet!

2. Das Ziel.

Abend wird es; Sterneglühen
Senkt sich zitternd auf das Meer;
Wohin lockt Das? wohin ziehen
Jene Lichter mehr und mehr?
Soll das Ziel nicht glänzend werden,
Wenn so glänzend ist der Steg?
Kind, es ist schon spät auf Erden —
Nimm' das Ruder, laß' nur weg!

Zahllos mehren sich die Sterne,
Dich umleuchtend gar und ganz;
Sterne rings — fast glaub' ich gerne
Daß in uns auch strahl' ihr Glanz!
Laß' das Ruder ruhig stehen,
Wieg' der Kahn uns wie er will;
Weiter werden wir nicht gehen:
Küß' mich — himmlisch ist das Ziel.

XVIII.

Alessandro Arnaboldi.

(Lebt in Mailand.)

1. Lyrisches Fragment.

Als Hellas' Sohn mich fühlen
Darf ich, wie einst Homer,
Des Latiums Adler wühlen
In's Herz mir, stolz und hehr,
Und wie mit Heimatsbanden
Zieht's mich nach deutschen Landen.

2. Aus der Dichtung: „Goethe".

Als der Gigant, dem einst mit eigner Hand
Der Papst, im Dome zu Paris, die Krone
Des großen Carls stolz um die Stirne wand,
Als er, der Herr des Schwertes und der Throne,
Dem Herren des Gedankens — Goethe — tief
In's Auge sah, schritt er zu ihm, und rief:
„Ihr seid ein Mann!" Ein solcher Gruß ward Keinem
Aus des Gewalt'gen Lippen je wohl kund;
Denn stets verbarg der Stürme Fluth in seinem
Gemüth die eh'rne Stirn', und jener Mund,
Der nie ein Lächeln — wär's auch nur zum Spotte,
Und gält's den Erdball zu erobern — kannte.
Starr, eisig, finster, gleich dem Schicksalsgotte,
Trieb er sein Schlachtroß weiter stets, und rannte
Gleich unerbittlich nieder That und Träume,
Der Herrscher Throne und der Freiheit Bäume.
Der Greis, der weise, nun, der vor ihm stand,
Der blos der Wahrheit Welt erobern wollte,
Er schien ein Abgrund wohl dem Macht-Verstand,
Der Allem, was Empfindung hieß, nur grollte;
Doch mochte bald der Imperator sehen:
Daß hier genaht zwei gleiche Lebenshöhen!

3. Aus der Elegie: „Am Abend eines 2. Novembers."

. . . . Ihr, keusche Seelen,
Ihr glücklichen, die nie ein Traum berührte,
Der nicht der Mutter Glaubenstraum gewesen,

Sowie auch Ihr, Ihr kampfesmüden Geister,
Die Ihr, nach langem Ringen der Gedanken,
Nun im Asyl der Ueberzeugung ruhet,
Schmiegt an ein Kreuz Euch an! Und Ihr, für welche
Ein Mensch nur hängt an diesem schlichten Kreuze,
Doch über'm Sternenzelt ein Gott noch waltet,
Denkt eurer Todten im Gebet! Ihr gleichfalls,
Die Ihr uns lehrt, daß, ewig sich erneuernd,
Geheime Kräfte blos befolgt das Weltall,
Ihr kühnen Kosmos-Forscher, oh, gedenket,
Gedenkt auch Ihr heut' jener Heimgegang'nen!
Wenn wirklich sie in's Nichts zurückgesunken,
So ganz in's schreckenvolle Nichts auf ewig —
Laßt sie dann wenigstens in eurer Herzen
Erinnerung ein zweites Dasein leben!

XIX.

Giosuè Carducci.

(Lebt in Bologna.)

Fragmentarisches.

1. Aus den Oden: „Hellenische Lenze". (II. Dorisch.)

. . . .

Die andern Götter sterben; die der Griechen,
Sie kennen keinen Untergang, kein Siechen;
Im Meer, auf Bergeshöh', in Blumen, Bäumen,
Ruh'n sie und träumen.

. . . .

Weckt sie da einmal auf mit Liebestönen
Ein Dichterherz, das Antlitz einer Schönen,
Dann aus geheiligten Naturverließen
Sie leuchtend grüßen.

. . . . . .

2. Aus dem Gedichte: „An einen heinesirenden Italiener".

Als Heine warf, die blonden Locken schüttelnd,
Sein Lied in deutsche Winde,
Der Prosa Furien, Grazien dann — als wären's
Ein Bündel Wetterstrahlen,

Drang aus den Klängen all', wie Spuck der Gräber,
Der Schatten seines Denkens,

Der mit der Sichel an die Thore klopfend,
Rief, daß die Zeit gekommen!
Und vor dem Sturme seiner ew'gen Strofen,
Geräuschvoll berstend, neigten
Die alten Münster sich mit ihren Kuppeln,
Mit ihren heil'gen Bildern,

Indeß hoch oben, schwankend, jede Glocke,
Mit Todesstimme dröhnte,
Und zu Aachen Karl der Große, angstvoll,
Ins Leichentuch sich hüllte.

3. Danton.

Gebt Wein mir und Vergessen! Keiner, Keiner
Kehrt, Epigonen, den der Tod entrafft!
In seiner Stimme lag der Sturm, in seiner
Arme Gewalt lag die urwüchs'ge Kraft

Des ganzen Volks. Nein, jener Tag kehrt nimmer,
Da er, ein Riesenstier, die Wand zerschlug,
Und auf den Hörnern, brüllend durch die Trümmer
Die Fremden, Pfaffen und Tyrannen trug.

XX.

Mario Rapisardi.

(Lebt in Catania.)

Stellen aus den Liedern: „Leuchtwürmchen".

1.

Wir zogen mit Winden
Durch Thal und grüne Fluren,
Zwei Engelscreaturen.
Die, Hand in Hand, entschwinden —
Da zählten wir die süssen
Minuten nur mit Küssen.

Dahin! dies Wonneleben
Ging unter im Vergessen;
Vielleicht daß sie heut' Dessen
Gedenkt nur lachend eben -
Sie lacht; zur selben Stunde
Schwör' ich zu andrem Bunde.

2.

Ins tiefste Weltenwesen
Möcht' ich nur einmal dringen;
Möcht' auf ins All' mich lösen,
Mit Blitz und Sonne ringen,
Und Erd- und Himmelsleben
Als Sturm und Gluth umgeben.

Möcht' dann, gereift vom Leiden,
Genießen, Grollen, Hassen,
Hinscheiden mit dem Scheiden
Der Sterne, die erblaßen,
Und, fern vom Weltgetriebe,
Vergeh'n bei meiner Liebe!

XXI.

Ferdinando Galanti.

(Lebt in Venedig.)

Aus der Idylle: „Ein frohes Herz, dem steht Gott bei".

. . . . Mit heiterem Gesichte,
Die rothen Wangen rundlich und geglättet,
So kam heran der Pfarrer der Gemeinde,
Der trefflich es verstand, den Bachus-Cultus
Mit dem der Kirche, mit dem Papst Italien,
Mit alten Weinen junge — kurz mit Schwarzem
Das Weiße zu vereinigen. Ihm wurde
Solch' eine Friedenspolitik gleich dringend
Von seinem schweren Amt und Leib gerathen.
Doch war er gut, voll Schnacken und Geschichten,
Ein Meister lust'ger Rede; und so nahte
Gesell'gen Kreisen stets als Freudebotschaft
Sein rubicondes Antlitz . . . .

XXII.

Giuseppe Torre.

(Lebt im Neapolitanischen.)

Stornello.

Du sagst: Du liebst mich nicht mehr; ich Dich auch nicht;
Du sagst: ich laß' Dich kalt; Du mich dergleichen;
Du sagst: ein and'rer Fisch steh' Dir in Aussicht;
Auch ich pflück' bald von and'ren Blumensträuchen.
Am Besten ist es wohl, daß man sich ausspricht:
Ein Jeder folge seinem Himmelszeichen.
Nun bin ich frei, und kann es frei auch zeigen —
Ergeben Jedem, aber Keinem eigen.
Beständigkeit und Treu' giebt's nicht im Lieben;
Veränderlich bin ich, und bin es gerne.
Du brauchst nicht Nachsicht mehr mit mir zu üben,
Und ich zürn' Dir auch nicht, bleibst Du mir ferne;
Leicht, wie ein Vogel, folg' ich meinen Trieben,
Und lach', und singe froh im Schein der Sterne.
Nun bin ich frei, und kann es frei auch zeigen —
Ergeben Jedem, aber Keinem eigen!

B.

Characteristiken.*

Francesco Gianni.

Das improvisirte Lied hat in Italien, gleich mancher dichterischen Form und Gattung — wie z. B. das Sonett, das anakreontische Lied, das sogenannte Rispetto — seine specielle Geschichte, weßhalb es auch nirgends übergangen werden darf. Von den drei im vorhergehenden Theile dieser Arbeit mitgetheilten Gedichten Gianni's sind nun die zwei ersten Improvisationen, und ist Nr. 1 derselben als Resultat einer Art Wette anzusehen. Als nähmlich einst in Mailand bei einer Tischgesellschaft, welcher auch G. anwohnte, ein Gegner Desselben die unkünstlerische Weitläufigkeit im Allgemeinen tadelte, die so ziemlich allen Stegreifdichtern eigen sei, sprang der wie Quecksilber empfindliche Improvisator auf, und erbot sich, unter ungläubigem Kopfschütteln der Anwesenden, sogleich jedes beliebige Thema in einer Octave zu erledigen. Da schlug ihm ein junger Cleriker das an bezogener Stelle ersichtliche Thema vor, worauf G. in seiner gedehntsanglichen Weise das citirte Gedicht improvisirte. Ein ganz merkwürdiger Mensch dieser Gianni! Armer Leute Kind, selber ein Schneiderlehrling, der aber mehr auf Tasso's und Ariosto's Strophen, als auf seiner Nadel Stiche achtete, mit einem phänomenalen Gedächtnisse begabt und in die Dichterei völlig vernarrt, warf er bald, obwohl vermögenslos und aussichtslos, Fingerhut und Scheere bei Seite, und brachte es, nach der Bassville'schen Katastrophe aus Rom entfliehend, durch Ränke und Schwänke bis zum Leib-Lobdichter Napoleons des Großen, den er dann für 6000 Lire jährlich, unter obligater Verunglimpfung aller anderen Souveräne, im Salon des Staatskanzlers Corvetto, zu Mailand, immer wieder als den „Donnerer der Freiheit“(!) apotheosirte. Klein, ruppig und struppig, dabei „mißglückt im Rücken“ („gli omeri offeso“), das heißt einfach „höckerig“, gewann er sich doch die Dichterin Fantastici zur liebenden Freundin, die er später infamirte, und die französische Hofdame Brignole zur schwärmerischen Verehrerin, die

* Vergl. die erste Anmerkung zur ersten Abtheilung dieser Gesammtdarstellung.

ihn ihr Leben lang patronisirte und poussirte; gesinnungslos, frivol, zänkisch, und nicht blos „ruhmeseitel“, sondern von cynischer Ruhmbegierde kaum weniger erfüllt als Angelo Mazza, der auf sich selbst eine goldene Medaille mit der Inschrift „lebender Homer“ prägen ließ, starb er dennoch, wie dereinst sein Lieblingsdichter Corneille, als wahrhaftiger Bigott — er, der für baares Geld den gewaltthätigen Peiniger des wehrlosen, milden Pius VII. verhimmelt, und die päpstlichen Soldaten „Scenici armati in militar burbanza“ genannt hatte; nicht fähig am Schreibetisch Etwas Ordentliches ordentlich zu Papier zu bringen, wie es seine „Saluti del mattino, a della sera“ zur Genüge beweisen, war er, wenn ihn der Teufel der Improvisation packte, selber ein Satan, und factisch der viel gerühmte „cisalpinische Tyrtäus“, der als solcher alle Welt verblüffte und fascinirte, in Rom so gut wie in Genua, in Paris so gut wie in Mailand, der selbst von Alfieri bewundert wurde, der die sonstigen, älteren und neueren Improvisations-Notabilitäten: Bellini, Sgricci, Regaldi, die Taddei, Milli und Andere (um von Bindocci, dem italienischen Langenschwarz, ganz zu schweigen) an Ideenreichthum, Drang und Klang weit überragte, und der endlich, unter unausgesetzter Anwendung von Insulten der trivialsten Art, mit einem Monti zu rivalisiren wagte, welcher seinerseits wieder — ein „Genie ohne Gleichen“ am Schreibtische — wenig prompte Schlagfertigkeit besaß, und daher nicht immer gleich replizirte. Dies benutzte G., und mit dem Muthe der Fliege, die da weiß, daß sie oft ungestraft auch das Antlitz Cäsars belästigen durfte, trippelte und krabbelte der kleine Mensch mit Salfi, Berardi, Latanzio, und anderen Pygmäen, an den Fersen jenes Geistesriesen, jenes „Göttlichen“ herum, dem „Dante's Herz und seines Führers Lied“ verliehen waren. Doch der Genius ist großmüthig und edel; und sowie Monti einst Foscolo, als Dieser noch sein gewaltiger Gegner war, vor den Beschimpfungen eines vorwitzigen Gecken in Schutz genommen hatte, so war es Monti, welcher, als es sich darum handelte, G. in das Institut für Wissenschaft und Literatur aufzunehmen, und gar wenige Stimmen sich dafür aussprachen, die ganze Macht seiner Autorität zu Gunsten des Feindes in die Wagschale warf, dessen außerordentliches Talent glänzend betonend. Und wieder ist es derselbe Monti, der mit dem eigenen Ruhm, wie in der Fabel der Adler auf seinen Fittigen den Käfer zur Sonne, den Nahmen „Gianni“ zur Höhe der Unsterblichkeit getragen.

Massimo D'Azeglio.

Zählt zu den brillantesten, und dabei achtungswerthesten Erscheinungen unter den Rittern vom Geiste des neueren Italiens, so, daß man wohl sagen kann: mit dem Monumente, welches diesem Manne die Stadt Turin im Jahre 1873, am Tage nach der Aufstellung des Cavour-Monumentes, errichtete, sei ein Denkmal dem Menschenwerthe überhaupt errichtet worden. Als Soldat (unter Durando), als Staatsmann (Minister vor und mit Cavour, Gesandter

in London, Kabinetspräsident), als Künstler (Landschaftsmahler, Componist) und als Schriftsteller (die Romane: „Ettore Fieramosca“ — „Niccolò de' Lapi“, ferner politische Correspondenzen, Skizzen u. s. w.) immer tüchtig und eigenartig, bethätigte sich vor Allem Azeglio — eigentlich: Massimo Taparelli Marquis von Azeglio — sein ganzes Leben hindurch, trotz mancherlei Schwächen und Fehlern, als ein Character im edelsten Sinne des Wortes, was den Essayisten Camerini auch am Meisten für ihn begeistert. Mit Recht. Vollendeteres, als consequente Prinzipientreue, somit Erreichbares, erwartet vom Leben kein Vernünftiger, und es wäre nur ein banaler Kunstkniff, das Gegentheil insinuiren zu wollen; anderseits aber steht es ebenso fest, daß Prinzipien, als solche, keine Concessionen und Compromisse, keine Windungen und Wendungen kennen. Ein vorsichtig pactirendes „Prinzip“ würde genau denselben Werth haben, wie etwa eine Unterscheidung zwischen alten und neuen Idealen! Es giebt nur ein Ideal: Das Ideal; sowie es nur eine Ethik giebt, deren Regulativ in den Tiefen des unverderbten Menschenherzens waltet. Selbst die Sturm- und Drangperiode der Jugend Azeglio's weist nichts nach, was des Schülers, Freundes und Schwiegersohnes Manzoni's prinzipiell unwürdig gewesen wäre. Einsichtsvoll, vaterlandliebend und liberal, wie Wenige, vergoß er bei Vicenza sein Blut für die nationale Idee, und schickte später dem hochmüthigen Butenval eine Italien beleidigende Depesche einfach zurück; aber er wendete sich regelmäßig von allen jenen Bestrebungen ab, bei welchen corrupte und corrumpirende Elemente auftauchten, sorgte fort und fort mit Ernst und Energie für die sittliche Erziehung seines Volkes, und blieb bis zum letzten Athemzuge ein zielbewußter, alles Extreme bekämpfender, echter Culturkämpfer, der das finstere Sectenwesen ebenso perhorreszirte, wie das Chamäleonwesen des Phrasenthums. Wer ein Mehreres über ein überaus bewegtes politisch-artistisch-literarisches Leben erfahren will, der lese seine von Ciro d'Arco herausgegebenen autobiographischen „Ricordi“, welche stofflich und stylistisch zum Anziehendsten gehören, was die Memoirenliteratur besitzt. An Versen liegt in seinen Schriften nur sehr Weniges vor, und das hier mitgetheilte Scherzgedicht ist auch darum in Wahrheit eine Seltenheit. Der damalige „Minister“ verfaßte diese Humoreske, als er im Vorzimmer des Königs, auf den Ruf Desselben wartend, die bekannte „Tänzerin“ Amalie Ferraris bemerkte, welche ebenfalls auf Einlaß harrte. Noch sei hier bemerkt, daß „Concordia“ der Nahme eines damals in Turin edirten Oppositionsblattes war.

Francesco Dall'Ongaro.

Eine „Comödie der Irrungen“ könnte man Dall'Ongaro's ganzen Lebenslauf schlechtweg nennen, wenn einem unter Irrnissen und Kümmernissen, Enttäuschungen und Entbehrungen aller Art vertrödelten Dasein nicht

eher das Epitheton Tragödie, als jenes einer „Comödie“ im neueren Sinne des Wortes zukäme. Fast Alles, was der Mann erlebte, war genau das Gegentheil von Dem, was er, seinem Wesen gemäß, hätte erleben sollen, um beglückt, um befriedigt zu sein, während er seinerseits das bange Dichterwort: „Es irrt der Mensch so lang er lebt“ bestätigen zu wollen schien. Er, der polemisch gestimmte, sinnlich geartete, nach Unabhängigkeit lechzende, krankhaft ehrgeizige Poet, brachte die Jahre der Jugend, der Thatkraft, des Genusses als Seminarist, Priester und Kirchenprediger zu, und als er dann, ziemlich spät, nach Ablegung des Priesterkleides, sich vollständig säcularisirt sah, hatte bereits der Mehlthau der Sorgen und Beschwerden sich auf die Blüthe seines Lebens gesenkt. Er, der so oft verliebt war, daß echte Liebe kaum zweimal aufgekommen zu sein scheint, traf gerade da, zuerst auf eine verheirathete und pflichttreue Aristocratin, später auf eine gewandte Körbe-Flechterin, und lebte, obwohl des ehelichen Lebens, wie selten Einer, bedürftig, ohne Weib und Kind, ohne Herd und Heim. Er, der naive, patriarchalische, gern an die Scholle haftende Büchermensch „mit dem ehrwürdigen Aussehen eines Dogen“ mußte immer wieder von Ort zu Ort wandern, wandern, bis er endlich, arm, verkannt und verbittert, zu Neapel in den Armen seiner treuen Schwester starb, welche hierauf, obwohl D. mehrere Jahre in Florenz Professor der Kunstgeschichte und Literatur gewesen war, statt einer Pension ein Almosen von kaum 300 Lire erhält, so, daß der Dichter Galanti, aus Venedig, sich Ihrer erbarmt, und ihr durch private Subscription anderweitige 2000 Lire verschafft! Einiges an dieser Lebensverpfuschung mag allerdings D. selbst durch eigene Schuld veranlaßt haben, denn „alle Schuld rächt sich auf Erden“. Insolange Jemand die Würde eines katholischen Priesters kleidet, darf er nicht eine tiefstgefallene Hetäre poetisch excusiren, geschweige denn glorificiren; insolange Jemand der vertraute Freund eines italienischen Ministers (Correnti) ist, darf er nicht gleichzeitig auch ein Agent Mazzini's sein, und wer selber so grenzenlos ruhmsüchtig sich erwies, darf nicht Chateaubriand und Montalembert ob gleicher Schwäche verhöhnen, ebensowenig, als Derjenige, welcher der eigenen Ueberzeugungstreue so viele Opfer gebracht, hinterher einen Silvio Pellico, den idealsten Märtirer seiner Ueberzeugung, verdächtigen und verunglimpfen darf. Bei alledem war D. eine der gewinnendsten, gebildetsten und gemüthreichsten Persönlichkeiten, die mir je im Leben begegnet; dabei human, wohlthätig bis zur Uebertreibung, mitunter sarkastisch, öfters jedoch liebenswürdig humoristisch gestimmt. Auf der Durchreise nach München, hielt er sich 1869 ein paar Tage in Wien auf, wo einige Schriftsteller, so auch J. G. Seidl, ihn aus früheren Jahren kannten. Von hier aus schrieb er an seine Schwester unter anderem: „Da wohne ich vorläufig beim „wilden Mann“... Mitunter besser die Wilden, als die Uebercivilisirten.“ Als Poet zählt D. nicht zu Jenen, die mit dem Scheitel bis zur Höhe der Olympier emporragen, dafür aber unstreitig zu Jenen, auf welche die Götter selbst begnadend herab-

blicken. Seine vielen Bände „Poesie“ (darunter besonders die sogenannten „Ballate“ und die „Stornelli“), seine Dramen (vor allem „Fornaretto“) und seine „Scritti d'Arte“ (über Kunst und Kunstgeschichte) gereichen der italienischen Literatur zur höchsten Ehre. Tommaseo erklärt, daß sein Styl „fließend und sorgsam, überzeugend und gewählt“ sei. Näheres in Barbiera's Biographie des Dichters, im Buche „F. Dall'Ongaro e il suo epistolario scelto“, von De Gubernatis, in Valussi's Studie „Dell' animo e del l'ingegno di F. Dall' Ongaro“, und in Ludmilla Assing's Aufsatz (in der „Gartenlaube“) „Dichter und Agitator.“

Caterina Bon-Brenzoni.

Es giebt — in der Regel — nur wenige Frauen, denen denkende Menschenfreunde das Auftreten in der Oeffentlichkeit, so zu sagen, verzeihen können. Was auch heute tendentiöses Geschwätz uns vorspiegeln möge — Natur, Philosophie, Geschichte und soziale Verhältnisse weisen den Frauen nur das Priesterthum der Familie als ihre selbsteigenste Mission zu. Nicht am Schreibtische der Autoren, sondern am Nähtische; nicht auf Kathedern, in Kanzleien, bei Kassen und Banken, sondern am heim'schen Herd, in der Wirthschaftsstube, beim Webestuhle des geistig und phisisch vielbedürftigen häuslichen Lebens, mit einem Worte: zu Hause, der Bewachungsstätte von Cornelia's Schmuck, dort ist ihr Ehrenplatz, ihr Saatfeld, ihre Domäne, wo sie als guter Genius der Menschheit selbstbeglückt beglücken können; während auf anderen Gebieten, wohin doch gewöhnlich nur Eitelkeit sie drängt, und wo sie ebensowenig hingehören, wie Kinder auf die Bühne, gar oft mit dem Blüthenstaub des weiblichen Zartsinns, mit der Gloriole der frauenhaften Würde, auch ihr höchster Reiz verloren geht. Selbst wenn die leidigen Existenzbedingungen das Weib unabweisbar aus dem Kreise der eigenen Familie reißen, bleibt die Atmosphäre häuslicher Zucht die einzige, in welcher es als Gesellschafterin, Erzieherin, Lehrerin, Pflegerin u. s. w. segensreich und zweckdienlich sich entfalten soll. Allerdings: in einer Zeit, wo die Sucht, einerseits das Schlechte und Häßliche zu beschönigen, anderseits das Gute und Reine zu verdächtigen, dann wieder, je nach Bedarf, Gutes und Schlechtes zu einem widerlichen Brei zu vermengen, die Begriffe, ja, selbst den einfachen Sinn der Worte bereits so verwirrt und gefälscht hat, daß heute schon das Erscheinen eines Wörterbuches dringend nothwendig wäre, welches die ursprüngliche, rechte und echte Bedeutung der Worte wieder zur Geltung brächte, in solcher Zeit ist es freilich auch möglich, Bestrebungen im Sinne der Brutalisirung, oder doch, der Entweiblichung des Weibes als Emanationen, als Siege der Frauenwürde proclamirt zu sehen! Aber trotz Phrase und Reclame bleibt die Thatsache aufrecht: daß nur selten zusammentreffende, besondere Umstände bei Frauen das öffentliche Auftreten — somit auch die eigentliche literarische Production — ausnahms-

weise zulässig machen. Eine solche Ausnahme bildete Caterina Bon-Brenzoni. Man muß den ganzen Werth ihrer Eigenart, die Fülle ihrer geistigen und seelischen Vorzüge, den Ernst ihres Lebens und Strebens gekannt haben, um zu begreifen, daß sie gewissenhaft und graziös zugleich den Cultus der Muse mit dem Cultus der Familie zu vereinbaren vermochte. Reich, rüstig und rührig, dabei von seltener Energie des Willens, konnte sie leichter und rascher als irgend Jemand des Tages Aufgabe lösen, um sich dann, wirklichem Berufe folgend, in ihrer Kammer Abgeschiedenheit — während Andere im geräuschvollen Weltgetriebe der Gierde des Sehens und Gesehenwerdens fröhnten — dem Dienste Apollo's und Minerva's zu widmen. Auch hier war ihr Streben durchaus ernster Art. Sie studierte die Klassiker der Literatur, nahmentlich die italienischen Linguisten, deren Purismus sie sich aneignete, lernte fremde Sprachen, und ließ selbst das Feld der exacten Wissenschaften sich nicht ganz fremd bleiben. Dies führte sie zur persönlichen Bekanntschaft der gelehrten Engländerin Mary Sommerville, in Neapel, deren sensationelles Buch „Mechanik der Firmamente" die Basis und Hauptideen zu der Dichterin Poem in versi sciolti (ungereimte Verse) „I Cieli" abgab, zweifelsohne der B. bedeutendstes Werk und jenes, welches Zoncada auf dieselbe Höhe wie Mascheroni's „Invito a Lesbia" stellt. Leider ist diese Dichtung zur minutiösen Excerptirung nicht geeignet; ebensowenig ihre prächtige Canzone „Dante", und andere voluminösere Poeme, welche beweisen, daß die Schülerin Aleardi's und Rivalin der Bordoni in Wirklichkeit, wie etwa unsere tiefsinnige Betty Paoli, eine Vertreterin der sogenannten „Gedanken-Poesie" war, soweit diese moderne Klassificirung überhaupt irgend welche Berechtigung beanspruchen darf. Maffei pflegt sie stets als „illustre poetessa" zu bezeichnen. Caterina — nebenbei bemerkt, so ausnehmend schön, daß man sie in ihrer Vaterstadt „die Schwelle des Paradieses" nannte, und daß ihre Ausflüge nach Padua immer wieder unter dem dortigen Studenten- und Poeten-Völklein einen förmlichen Aufruhr hervorriefen — war die Frau eines gewöhnlichen, an geistigem Impulse ihr unebenbürtigen Mahlers, dem sie bis zum Grabe eine treue Gattin blieb, den sie aber fort und fort mit aller Eloquenz ihres stolzen Naturells zu höherem Schwunge, zu reicherem Schaffen — vergebens! — aufzurütteln versuchte. Diesen Umstand mußte man sich gegenwärtig halten, wollte man die sonst unerklärliche, tiefe, verschwiegene Melancholie einigermaßen errathen, welche über ihre ganze majestätische Erscheinung ausgebreitet war. Ihr seelenvolles Auge blickte immer wie durch den Flor einer zurückgehaltenen Thräne. Viele dachten unwillkürlich an die unglückliche Charlotte Stieglitz; doch wagte es Niemand in das Heiligthum ihres Seelenlebens zu dringen, und selbst Capparozzo, ihr Commentator, läßt diesen Punct unberührt. An der Schwelle des Paradieses tritt bekanntlich sogar Virgil von der weiteren Begleitung Dante's zurück.

Iginio Tarchetti.

Ein tristes, kurzes und dennoch bedeutsames Stück Menschenleben ist's, das ich hier vorzuführen habe. Mit dem Keime tödtlichen Leidens in der Brust, öffnete Tarchetti die Augen zu den Thränen des Daseins. Als Knabe empfängt er die Eindrücke einer aufregenden Kriegs- und Revolutionsepoche; hierauf vom Sensualismus und Skeptizismus der Zeit vorschnell aufgerieben, ist der Jüngling schon mit 20 Jahren lebenssatt, übernimmt aber „um zu leben" den abspannenden Dienst eines Kriegs-Untercommissärs — war doch auch der Librettist Solera Regierungscommissär, und der frühere Improvisator Mollo Polizeiminister; 1865 giebt er die Stelle auf, um sich ganz der literarischen, meistens novellistischen Production zu widmen; kurz darauf stirbt er — 29 Jahre alt — an der Tuberculose. T. bot eine vielfach interessante Erscheinung. Bildhübsch im Aeußeren, ließ geisterhafte Blässe auf der weiten, breiten Stirne, sowie des Auges Aufblitzen, den innen arbeitenden Gedankenproceß, den zerstörenden Kampf zwischen Idealität und Realität ahnen; dabei war er weltabwendig, verschlossen und in superlativem Grade reizbar. Er lachte wenig, sprach wenig, hatte wenige Freunde, diese jedoch von bewährter Treue; so den Kritiker Molmenti, der später dieser „Faust-Natur" eine warmberedete Studie widmete, so den Romancier Farina, welcher einige seiner Poeme sammelte und edirte. Mit T. erlosch ein Funke Heine-schen Geistes, der aber, je trübsinniger der Mensch wurde, um so bizarrer und ungeregelter, dabei fast fieberhaft hastig, zu Werke ging. In den vier Jahren seines eigentlichen schriftstellerischen Schaffens schrieb er nicht weniger als sieben mehrbändige Werke — und welch' ein Unterschied zwischen dem ersten („Paolina"), und dem späteren Haupterzeugniß, der wahrhaft düsteren „Fosca!" Nahe dem Tode, ließ er plötzlich in einem rührenden Sonette einen milden, ruhigen Lichtstrahl auf sein ganzes Leben zurückfallen, und verrieth theilweise das Geheimniß desselben. Es scheint, daß schmerzvolle Entsagung das frühzeitige Absterben des Dichters mit verursacht habe. Ist doch der Schmerz jene dunkle Hand, welche die Zeiger an der Uhr des Menschenlebens unsichtbar vorrückt.

Andrea Maffei.

Andrea Maffei (nicht zu verwechseln mit Gio. Pietro Maffei, der eine sehr geschätzte lateinische Geschichte Indiens schrieb, noch mit Scipione Maffei, dem Verfasser von „Verona illustrata" und der berühmten Tragödie „Merope", noch endlich mit Giuseppe Maffei, dem Literarhistoriker) ist, sowie Aleardi der gerühmteste, zweifelsohne der geschulteste, der vornehmste italienische Dichter unserer Tage. Man merkt ihm förmlich den Schüler und theilweise Mitarbeiter Monti's (in der Ueber-

tragung von Pyrker'schen Bruchstücken der „Tunisias") den Auserlesenen an, dem es noch vergönnt ward, von einem Abendblick jener glänzenden Sonne begnadet zu werden, gegen die nun seit ungefähr einem halben Jahrhundert so viele eitle Schreiberleins eine handvoll Sand zu schleudern sich vermessen, vor der aber, selbst dann noch als sie schon untergegangen war, um von anderen Größen zu schweigen, ein Geist und ein Character vom Kaliber Manzoni's, der doch mit Monti in der heute müssigen Frage ob „Klassicismus oder Romanticismus?" lebhaft polemisirt hatte, sich voll liebender Bewunderung beugte — was auch Maffei in gebundener und ungebundener Sprache that. M. wird als Dichter, mehr aber noch als Uebersetzer (von Werken und Werk-Fragmenten von: Goethe, Schiller, Klopstock, Heine, Gessner, Zedlitz, Pyrker, Shakespeare, Milton, Byron, Moore) von den Einen lahmgelobt, von den Anderen aber blind getadelt, und zwar Letzteres darum, weil er das Original sprachlich nicht immer ganz getreu wiedergiebt. Wie einst über Monti ob seiner nach wortwörtlichen Uebersetzungen Anderer geschaffener Homer-Nachdichtung mit dem „gran traditor dei traduttor d'Omero" gewitzelt ward, so erfand man für M. das geflügelte Wort, er sei „als Uebersetzer zu viel Originaldichter, und als Originaldichter zu viel Uebersetzer", und nannte seine interpretirende Muse eine „untreue Schöne", worauf die andere Partei mit dem weiteren fraglichen Witze antwortete, daß besser eine untreue Schöne, als eine treue Häßliche sei — und so fort mit Grazie! Witze sind indessen nicht immer skrupulös gerecht. Dies scheint mir auch bei der diesen und ähnlichen Epigrammen zur Stütze dienenden Kritik der Fall zu sein, welche über die Maffei'sche Uebersetzungsmethode von Camerini, Imbriani, Zendrini u. A. beliebt wurde. Concretiren wir die Sache. Was will ein fähiger und lojaler Uebersetzer vor Allem? doch nur: daß die Uebersetzung — unter thunlichster Festhaltung der Gedanken, Bilder und Wendungen des Originals — auf ihre Leser möglichst genau denselben Eindruck, dieselbe Wirkung mache, wie Letzteres auf seine; da nun das Wesen der Sprachen (besonders der deutschen und italienischen) ein gar differirendes ist, muß er wohl, so gut wie der Originaldichter, die in seinem Idiome jenen Eindruck, jene Wirkung fördernden Mittel, die sprachlichen miteinbegriffen, frei wählen dürfen. Dann ist aber eine verbal genaue Verdolmetschung jedes Ausdrucks ganz und gar unmöglich. Was also Anderes thun? De Gubernatis räth in seinem dem Rivaner Poeten gewidmeten, sonst höchst anerkennenden Denkblatt einfach „poetische Prosa" an. Eine solche würde indessen Etwas Amphibiologisches repräsentiren, das in keinem Elemente vollkommen heimisch wäre, noch befriedigen könnte, nachdem des Verses Metrum, Cadenz und Metallklang, Reim, Strophenform oft mitcharacterisiren. „Aber die Maffei'schen Versionen bringen nur Schiller's Hauch, nicht Schiller selbst." — Den kann Italien leider ebensowenig haben, als Deutschland etwa Metastasio, denn schließlich: „les poétes ne se traduisent pas", wenigstens nicht deren Individualität; hier kommt es eben in erster

Linie auf das Colorit, auf die Stimmung, auf die Seele ... auf den schöpferischen „Hauch" an, und diesen vermittelt gerade M. besser als alle Anderen, selbst Guerrieri-Gonzaga nicht ausgenommen. Ganz gewiß könnte die Uebersetzung der Brüderversöhnungsszene in der „Braut von Messina" anders als bei M. lauten — und doch hören wir, daß Platen, der große Meister des metrischen Styls, bis zur Erklärung weit ging, daß ihm die Tragödie mehr in der Maffei'schen Uebersetzung, als im Original, gefalle; ganz gewiß heißt auf Italienisch, genau genommen: „Staubgebilde" nicht „atomo di polve" — „schmeicheln" nicht „rapire" — „Taucher" nicht „Nuotatore" — aber unter gewissen Umständen ist Das ebensowenig entscheidend, wie ob „Todtenkranz" mit „Serto funereo", oder „Serto sepolcrale", ob „Berg" mit „monte", oder „rupe" übertragen wird. Thatsache ist's, daß beispielsweise Schiller's „Maria Stuart" durch M. in ganz Italien (allerdings auch theilweise Dank der mirakulösen Darstellung der Ristori) fast so populär ward, wie in Deutschland selbst, während Rota's linguistisch sklavische Uebersetzung des Goetheschen „Tasso" geeignet wäre, den deutschen Homeriden dem Lande der Citronen ungenießbar zu machen. Warum? zunächst: weil ihr die Seele und der Character der Original-Dichtung so ganz abgehen. Gerade aber das künstlerische Vermitteln dieser beiden Momente gestaltet beispielsweise Hamerling's deutsche Uebertragung des Leopardi, wo der Dichter den Dichter dichterisch erfaßte, zu einer geradezu mustergiltigen Leistung, so auch jene leider zu wenig gewürdigte der „Sepolcri" von Foscolo durch den unglücklichen Hilscher, wie nicht minder Varese's italienische Interpretirung der Bürger'schen Balladen. Hingegen war Bolza's philologisch-pedantische Nachtretung der „Todtenkränze" von Zedlitz so recht dazu angethan, den deutschen Autor für Italien noch früher literarisch todtzuschlagen, als M. ihn würdig, wenn auch nur in Fragmenten dort einzuführen vermochte. Mit einem Worte, M. bietet Nachdichtungen — im echten und rechten Sinne des Ausdruckes. Als Original-Dichter ist M. so, wie er im Leben selbst erscheint: fein, elegant, signoril, und doch voll Wärme und Natürlichkeit. Förmlich bezaubernd wirkt seine an Reinheit, Schmelz und Klang unerreichbare Prosodie, die Alles so musikalisch, so melodisch zu geben weiß, daß man fast an den wirklichen Bestand einer „unendlichen Melodie" glauben möchte. Niccolini, Ambrosoli, Zoncada, Achille Mauri und andere tonangebende Schriftsteller, haben ihn begeistert anerkannt. — M. als einer adeligen Familie Sohn (er ist Ritter) 1803 in Riva, am lachenden Gardasee, geboren, schrieb, gleich Silvio Pellico, schon mit 15 Jahren seine ersten Gedichte, was er selbst in einer Ode an den Grafen Matthäus Thun andeutet. Es ist reizvoll und rührend zugleich zu vernehmen, wie Monti und der Buchhändler Stella, in Mailand, den schüchternen Jüngling mit seinen nur dem Reinen und Schönen geweihten Poesien neidlos und freudvoll in die Welt führten, so gut als er selbst dann in reiferen Jahren die Dichterin Lutti ausbildete und der Welt vorführte. Später brachte M. zwei

Jahre in München zu, wo er die deutsche Sprache, und deren Meisterwerke, gründlich studierte. Heute ist M. ein noch immer rüstiger und geistesfrischer Greis, der erst vor Kurzem sein Vaterland mit Anakreon's Liedern und Heine's „Radcliff" in italienischer Umdichtung beschenkte. Möge er noch wenigstens das Morgenroth einer Klärung der Dinge aus unserer Tage unsagbar dunklem Wirrsal erleben, vor welchem, erschrocken, selbst der lustige „Trompeter von Säckingen" klagend ausruft:

„Die Welt von heut ist dienstbar falschen Götzen:
Die Wahrheit schweigt, die Schönheit schweigt und klagt,
Nur Unnatur und Lüge schafft Ergötzen,
Gott ist vergessen, Mammons Standbild ragt!
Wer da noch singt, der sollte, den Propheten
Nacheifernd, zürnen, strafen, traurig beten."

Laßt uns denn „Propheten" sein! Eine Regenerirung, eine Neuwerdung, eine Palingenesis der Gesellschaft, — und mit ihr auch der Literatur — sie wird, vielleicht spät, aber zuversichtlich kommen. Gott hat keine Eile.

Aleardo Aleardi.

Der gerühmteste Lyriker des heutigen Italiens — Lyriker, weil der Lyrismus der Hauptfactor seines dichterischen Vermögens bleibt, auch wenn es mit epischen Elementen sich bereichert. Aus der stark byronisirenden Schule Prati's erwachsen, dessen unbestrittene einzelne Geschmacksverirrungen er aber bald zu vermeiden wußte, repräsentirt seine poetische Erzählung „Arnalda", in Gestalt und Gewandung eine Nachahmung der Prati-schen „Edmenegarda", mit dem Unterschiede, daß dort das politische Motiv die eigentliche, wenn auch verborgene Triebfeder des Ganzen bildet. Also beiläufig dieselbe Position, welche zu Goethe's „Werther" Foscolo's „Jacopo Ortis" einnimmt. Und wie Foscolo, und mit ihm Carrer, den Vers gehaßt, der da „tönt, ohne zu schaffen", verachtet Aleardo Aleardi (eigentlich: Gaetano Aleardi) den Vers, welcher „des Herzens geheimste Dinge dem Pöbel preisgiebt". Mag Das auch jenen nebulösen Mysticismus mitverschulden, der wie ein Wolkenschleier des Dichters Muse verhüllt, so bedingt anderseits solche Hoheit der Gesinnung den imponirenden Adel im Inhalt und Ausdruck seines Liedes, das anmuthsvoll und würdevoll zugleich, die Mitte hält zwischen Zanella's akademischer Kühle und Carducci's effecthaschendem Decorationsfeuer; dabei durch sittlichen Ernst und metrische Euphonie lebhaft an Geibel mahnend, dem A. zufällig auch in der äußeren Erscheinung nicht unähnlich ist. Wohl ist im Ganzen auch etwas Posé zu vermerken; vor Allem, wenn er sich als politischer Märtyrer drapiert, oder, wenn er, der in Allem stets feinsäuberliche Mann, ganz besonders den Frauen gefallen will, denen zu Liebe er ohnehin seinen wahren Vornahmen „Cajetan", weil zu prosaisch, mit „Aleardo" vertauschte, „qui attire et sonne bien".

Bedenklicher ist jedenfalls ein anderer Zug an diesem Dichter, indem damit offenbar ein schädigender Antagonismus im Gestaltungsprocesse Desselben constatirt wird. Während nähmlich bei ihm die Form gar oft an der angedeuteten nebulösen Verschwommenheit krankt, zerlegt, zersplittert, zerfasert er gleichzeitig den Gedanken bis in seine minutiösesten Theile, dadurch die Wirkung eines einheitlichen Ganzen, besonders in seinen vielgepriesenen Schilderungen, schwächend. Er zerreißt, so zu sagen, die Blume, deren Schönheit er uns nachweisen will, und preßt die Thräne zwischen den Fingern zu Etwas Weiterem, aber auch Seichterem. Zoncada vindicirt ihm „lebhafteste Phantasie, tiefes Empfinden, und eine descriptive Gewandtheit, wie sie bei Wenigen anzutreffen", und Professor Trezza feiert seinen Idealismus und die schöne Form des Verses. Mit Recht; denn auf Aleardi's Diction könnte man fast immer die Worte seines Landsmannes Catull anwenden: dulci dulcius ambrosia. A. schrieb Vieles, wenn auch nicht Vielerlei. Am meisten electrisirten seinerzeit (1847) die bruchstückweise citirten „Lettere a Maria", deren Original jedoch in ungereimten Versen abgefaßt ist. Außerdem erschienen in verschiedenen Zwischenräumen: „Le prime storie" (1857), das Fragment „Il Monte Circello" (in der Manier der „Todtenkränze" von Zedlitz), die reizende Idylle „Raffaello a la Fornarina", die arabeskenartig concipirte „Un' ora di mia giovinezza", dann die politisirenden „Sette soldati" — „I tre fiumi" u. s. w. Aleardi's Leben bietet wenig Außerordentliches. Was er selbst darüber in einer Vorrede phantastisch-anmuthig andeutet, läßt gleich errathen, daß es sich da mehr um Dichtung, als um Wahrheit handelt, und was die Biographen Bazzoni und De Gubernatis über ihn vorbringen, bethätigt meinen Ausspruch. Eines adeligen, charactervollen Possidenten Sohn, ward er zu Verona 1814 geboren; erbte noch in jungen Jahren von dem unglücklichen, nahmhaften Poeten Cesare Betteloni eine kleine Villa; wurde in Padua Doctor der Rechte und Advocaturconcipient, und verkehrte dort lebhaft mit Barbieri, Prati, Gazzoletti, Somma (dem Dichter der an Pellico's „Francesca" sich lehnenden sensationellen Tragödie „Parisina"), Fortis, Fusinato u. A.; spielte seinerzeit als Vertrauter Manin's eine gewisse politische Rolle in Venedig, Rom und Paris, wohin er mit Gar als Vorläufer Tommaseo's kam, und wo sich ihm besonders La Mennais, Bastide, Béranger, Mickiewicz näherten, und brachte zu verschiedenen Epochen einige Zeit als Staatsgefangener in Mantua und in Josephstadt zu. Psichologisch interessant ist die Thatsache, daß A. in der ersten Studienzeit sich so begriffsstützig, unzureichend und unfähig erwies, daß er den Spottnahmen „Talpa" erhielt. Heute ist der „Maulwurf" Senator des Reiches und Professor in Florenz.

Giovanni Prati.

Ueber Prati, dessen Nahme wohl nirgends, also auch nicht hier, fehlen darf, wo „man die besten Nahmen nennt", haben die „Dioskuren" (Jahr-

gang 1874) bereits eine durch Beispiele aus des Dichters Poesien ergänzte, eingehendere Studie* gebracht, auf welche ich mit der ausdrücklichen Bemerkung verweise, daß die gegenwärtig mitgetheilten Fragmente unter jenen Beispielen nicht enthalten sind. Seitdem ist P. aus seiner grollenden Schweigsamkeit nicht wieder herausgetreten. Um so gesprächiger war indessen ihm gegenüber die Kritik, und zwar wieder sich in Extremen bewegend. Während nähmlich ein paar der accreditirtesten Journale Italiens über die letzteren Arbeiten des „Schwanes von Dasindo", statt objectiver Analysen, förmliche Dithyramben der Verzückung brachten, sind von Molmenti (in dessen Buch „Impressioni letterarie") und von Rovani (in dessen nachgelassenem zweibändigem Werke „Le tre arti"), Verurtheilungen des „Hofpoeten" in die Oeffentlichkeit gelangt, welche, indem sie den politischen und sozialen Standpunct besonders ins Auge fassen, an Schärfe und Vehemenz selbst Gutzkow's gewaltige Philippica gegen Menzel fast hinter sich lassen. Dazu noch eine Menge Banalitäten der üblichen Nachschwätzer. „Viel Feind, viel Ehr!"

Bernardino Zendrini.

Zu Bergamo, der bergsonnigen Stammstadt der Tasso's, 1836 geboren, kam Zendrini, Professor früher in Como, jetzt an der Universität in Padua, frühzeitig in die Lage, fremde Länder, darunter, mit literarischen Empfehlungen von Julius Grosse versehen, auch Deutschland, und da zugleich deutsche Art, Kunst und Literatur, kennen zu lernen, die bei ihm auf eben soviel Verständniß als Sympathie trafen. Beweis dafür seine vorerst in der „Nuova Antologia" niedergelegte scharfsinnige Studie „Enrico Heine ei suoi interpreti in Italia". Gleicherweise ist er unter den vielen italienischen Uebersetzern Heine's (Revere, Nievo, Peruzzini, Massarani, Chiarini, Carducci u. s. w.) weitaus im Erfassen und ideografisch präcisen Wiedergeben des Originalgedankens der beste. Die Strodtmann'sche Heine-Publication trägt ein Motto von Zendrini, welcher auch eine ihm aus Deutschland gespendete Locke Heine's besitzt. Als Dichter aus Eigenem hat Z. in den „Prime poesie" sogleich die Aufmerksamkeit Italiens auf sich gelenkt, und später durch das bei der Ariosto-Feier in Ferrara vorgetragene graziöse Poem „La casetta d'Ariosto" vielen Beifall geerntet. Nicht minder zündend wirkte seine aus Anlaß der Feier für Donizetti und Mayr in Bergamo gehaltene wahrhaft brillante Festrede. De Gubernatis bezeichnet gelegentlich diesen Autor als „vorzügliches Dichtertalent", als „liebevollen und gelehrten Uebersetzer Heine's, Schriftsteller voll Ideen und Gefühlswärme"; Filippi nennt ihn „un bell'ingegno, un critico fine, delicato, un'anima di poeta e di artista", und Barbiera sagt vom „originalen Dichter" außerdem noch: „Zendrini, welcher Poet und Kritiker zugleich ist, ahnt und forscht mit

* Bei diesem Anlasse sei es erlaubt, einen damals mitunterlaufenen schweren lapsus calami nachzucorrigiren. Seite 60, Zeile 5 von oben, soll es dort nähmlich Ariosto statt Metastasio heißen.

richtigem Tact, und weiß die edelsten Gestalten der Kunst warmpulsirend vor uns erstehen zu lassen". Ueberall weht aus seinen formgewandten Versen ein liebenswürdiger, gesitteter, feingebildeter Geist uns an, der stellenweise an Halm's Lyrik erinnert. Ich möchte ihn als den Dichter des denkenden Herzens bezeichnen. Leider laborirt Z. an fortwährender Kränklichkeit, was aber den seelenstarken Poeten nicht abhält, alles Schöne und Patriotische werkthätig zu fördern. Als ihn die Stadt Bergamo zur Abhaltung der gedachten Festrede für seine zwei Landsmänner einlud, schrieb er einem Freunde, daß er jenen Auftrag angenommen habe, aber vorläufig neuerdings an Fieber darniederliege, und fügte characteristisch hinzu: „Thut nichts! man muß bei der Bresche sterben."

Alessandro Arnaboldi.

Unter den erst in neuerer Zeit aufgetauchten Poeten Italiens ist es auch dem Lombarden (jedoch aus griechischer Familie stammenden) Arnaboldi gelungen, die öffentliche Aufmerksamkeit, sozusagen im Fluge zu erobern. Ob mit Recht? allerdings wirken heutzutage bei dem Gerühmt- und Berühmtwerden so viele und oft so unlautere Dinge mit, daß es ganz erklärlich erscheint, wenn der Lorbeer immer mehr an Autorität verliert. Thatsache bleibt es indessen: daß Arnaboldi gleich durch seine erste Poesien-Sammlung („Versi di Alessandro Arnaboldi", 1872) bei Publicum und Kritik, wie mit einem Schlage, so ziemlich alle früheren Lieblinge verdrängte. Am Objectivsten und Sachverständigsten sprach sich wohl der Mailänder Schriftsteller Viganò in ausführlicher Erörterung über Arnaboldi aus; Tedeschi in Florenz ging so weit, ihn als den Dritten im Bunde mit Manzoni und Leopardi zu proclamiren, und Dall'Ongaro, welchem der junge Mann, ohne ihn zu kennen, sein Buch zugesendet hatte, nimmt keinen Anstand, hierüber aus Neapel einem Freunde in Mailand unter Anderem zu schreiben: „Wer ist dieser Arnaboldi, der mir da aus Bosisio schreibt? . . . seine Muse tritt, wie Minerva, fertig und gerüstet auf. Mir gilt er als der größte der lebenden Dichter." Aber schon Farina fand an jenen „Versen" gar Vieles zu bemängeln, und der Parmaneser Professor Rondani hat gar Demselben eine eigene Broschüre („A proposito di un nuovo poeta", 1873) gewidmet, die mit destructivem Geiste das ganze Ruhmgebäude des „neuen Dichters" zu erschüttern geeignet ist. Anderseits läßt sich's nicht leugnen, daß Gedichte wie „Goethe" — „Pietra, bronzo e ferro" — „Sulla montagna" — „Due rondini" — Voci della sera" — „La statua d'Ercole" u. s. w. nur vom „Deus in nobis" inspirirt werden können. Alles in Allem documentirt sich Arnaboldi, welcher uns selbst erzählt, er habe erst nach langem Meditiren und vielem Studieren zur Feder gegriffen, als ein in Wahrheit hochgebildeter, ernststrebender Poet, der an klassischen Mustern großgezogen, die antike Austerität mit der Eleganz und Kühnheit neuerer Typen zu vereinigen trachtet. Sollte ich in der deutschen

Literatur des Tages auf eine congeniale Erscheinung hinzuweisen haben, so würde ich noch am Ersten den Namen Hermann Lingg aussprechen. Nur wirkt Arnaboldi directer und intensiver auf den eigentlichen Herzenspunct hin, wird aber dafür von Lingg an Universalität des Ideenfonds und an Oekonomie des technischen Materiales weit übertroffen. Denn, abgesehen davon, daß in Arnaboldi's Fühlen und Schaffen das griechische, lateinische und deutsche Element noch immer um das Uebergewicht mit einander kämpfen (ein Kampf, den gleich die zuerst angeführte Strophe prägnant ausdrückt), was allein schon eine Abgeschlossenheit des Styls kaum zuläßt, so bildet auch formell eine gewisse unkünstlerische Breite das eigentlich bedenkliche Moment seiner poetischen Gestaltungsweise. Man sehe z. B. wie er selbst im mitgetheilten kurzen Fragment der Dichtung „Goethe" (die von Tedeschi eine „Biographie in Versen" genannt ward) ohne irgend welche Nöthigung höher zielender Tendenz manches rein Aeußerliche breitspurig zeichnet. Wie ganz anders Manzoni und Goethe, welche doch die einbekannten Vorbilder Arnaboldi's sind! Ersterer colorirt in den „Verlobten" einen Frühlingsmorgen mit anderthalb Zeilen, und Goethe erfaßt eine Gesammtstimmung in fünf Worten: „Ueber allen Gipfeln ist Ruh." Auch ist eine Pointe der vorerwähnten Dichtung völlig unrichtig gegeben. Napoleon I. hat nähmlich Goethe, den er zum ersten Male sah, nicht mit der absonderlichen Apostrophe „Ihr seid ein Mann!" angesprochen; erst nach beendeter Unterredung sagte er zu seiner Umgebung: J'ai vu un homme!

Giosuè Carducci.

Wie der Dramatiker Cossa, Verfasser des „Nerone" — „Ariosto" — „Giulano l'Apostata" u. s. w., wird in Italien auch der Lyriker Carducci, der sich stets zugleich mit seinem Pseudonym Enotrio Romano vorführt, vom Despotismus der Cameraderie als ein von der sogenannten „Elementar-Kraft" besonders Gestählter der Bewunderung aufoctroyirt. Aber sowie Cossa's Stern, nach kurzem Flunkern, schon jetzt sichtbar im Sinken begriffen ist, so scheint auch Carducci's schöpferischer Funke vom Hauche der erkünstelten aura popularis bald erstickt werden zu wollen. Gedankenblitze, Kenntnisse, technische Mittel, darüber verfügt C. allerdings in Hülle und Fülle. Die Art jedoch, wie er das Alles verwerthet, ist größtentheils dermaßen excentrisch, burschikos und forcirt, daß zartorganisirte Herzen sich von diesem Talente, trotz seiner Intensität, befremdet und bedauernd abwenden. Hinzu tritt noch verstimmend eine mit vulgärer Verunglimpfung idealer Naturen Hand in Hand gehende geradezu cynische Selbstvergötterung, die, wäre nicht C. in Wahrheit ein Mann von Geist, unwillkürlich an Dasjenige erinnern müßte, was Jean Paul als „Perrücke geistiger Kahlheit" bezeichnet. Gleich im Motto und im ersten Gedichte der „Nuove Poesie" muß die hehre Muse für seine Censoren sprach-

liche Blüthen wie „fomier, ruffianato, crepa, asino, montone, castrato“ pflücken, und während er es sogar nicht unter seiner Würde hält, Gesinnungsgegner darüber zu verhöhnen, daß sie mager, gelblich und — brustleidend („tisicuzzo“) sind, oder gar von übelriechenden „serbatoi“ zu sprechen, weiß er nicht genug, uns von der Hoheit und Gewalt seines als „rugghiante spada“, als „ala d'incendio“ selbst qualifizirten Liedes vorzuerzählen; nicht genug, uns zu versichern, daß der Flug seines Hippogryphs „alto, forte, sicuro, indomito“ sei! Damit aber nichts fehle, treten nebenbei auch Symptome einer gewissen Sorte von Coquetterie auf, die, wie ein Apfel dem anderen, jener Talleyrand'schen Bescheidenheit ähnlich sieht, welche „sich herabläßt, nur damit sie dann um so höher gehoben werde.“ So bedauert er in einer der vielen langathmigen Anmerkungen („Nuove poesie“, Imola, 1873, Seite 126—127), daß seine Nachbildung einer griechischen Hymne aus der Sappho, welche im Originale schön wie eine Statue Phidia's erscheine, nur ein „hysterisches“ Weib gemacht habe, und spricht plötzlich von „mani villane e convulse“, die es nun einmal nicht anders können. Wer aber zwang ihn zu solcher Arbeit und wer zur Publizirung derselben? In questo di Procruste orribil letto chi ti sforza a giacer? Man rühmt an C. die Marmorglätte und Plastik des Vortrages. Zugegeben, obschon allzugroße Ignorirung des rhetorischen Beiwerks oft, wie bei Alfieri und Tommaseo, zur Kälte, zur Härte, zur Schwerfälligkeit des — Marmors führt. Doch das ist Sache des Formkünstlers. Was aber mit dem die Form belebenden Dichter? voll Mark und Macht, Wissen und Können; fähig, wie selten Einer, concrete Vorstellungen auch im Ausdrucke zu concretiren; über eine gewählte (C. verlebte seine Jugend in Toscana), wenn auch oft gesuchte und geschraubte Diction verfügend, macht er dennoch zunächst den Eindruck eines erhitzten Blousenmannes, der uns da die geballte Faust zeigt. Er forcirt eben die Register des leidigen Effects, und erscheint dann craß, rabulistisch, skurril. Wohl steckt in ihm ein gut Stück des politischen Freiligrath; aber um wie viel edler, herzenswärmer, vaterlandsliebender ist nicht, trotz kühnster Ausweitung des Freiheitsgedankens, der Sänger der „deutschen Auswanderer!“ C. aber proclamirt seine Heimath als feige, und während er, mit Ausnahme des Hellenismus, der Grazien im Exil und der Göttin Vernunft, so ziemlich Alles negirt und stigmatisirt, feiert er, weil Dies den sinnlichen Massen schmeichelt und gefällt, daher „Erfolg“ verspricht, die bestiale Kraft, die politische Rabbia, die Materie und — „Satanas.“ Mit Recht ruft hier der geistvolle Aesthetiker Mikelli aus: „Das ist die alte, verwegene Rebellion des Bösen gegen das Gute, des Häßlichen gegen das Schöne!“ Dabei verwirren die bewußten „rohen und convulsen“ Hände die Fäden des eigenen Gewebes. Er, der „Hellene“ schwärmt für den grotesknervösen Victor Hugo; er, der in phrygischer Verzückung schwelgend, fast von Allem, was „Gesetz“ heißt, abstrahirt, besingt Kant, und obwohl „Schönheit“ seine einzige Gottheit ist,

findet er an Marat's bekannter Erscheinung einen „balen di riso" und eine „terribile fronte"; das Häßlichste ist aber nun einmal absolut nicht das Schöne, und es giebt nur eine imaginäre „Aesthetik des Häßlichen." Allerdings läßt sich Alles, also auch Carducci's Dichten und Trachten, willkürlich commentiren, ja selbst patronisiren — „dafür sind wir Doctoren!" Was aber thut's? Der geistvolle und liberale Guerzoni hat schon längst, ernst abwehrend, auf die Abnormitäten und Consequenzen der Carducci-Poesie, welche gelegentlich auch „versifizirtes Petroleum" genannt wurde, hingewiesen, so gut als des Dichters Uebersetzungen aus Heine von Zendrini fast mehr noch durch die eigenen vortrefflichen Uebertragungen, als durch seine ätzende Heine-Studie, völlig vernichtet wurden. Von C., der noch vor Kurzem Professor in Bologna war, liegen, außer den Poesien, noch vor: eine gelegentlich der Petrarca-Feier gehaltene Rede, eine aus Anlaß der Ariosto-Feier publicirte Broschüre „Delle poesie edite e inedite di Lodovico Ariosto" und ein mir nicht bekannter Band „Studi letterari".

Mario Rapisardi.

Habent sua fata libelli! Viel früher als andere, selbst bemerkenswerthere Erscheinungen, sind die Gedichte Rapisardi's, eines Lieblings Dall'Ongaro's (gleich Arnaboldi und dem Sicilianer Poeten Costanzo) dem deutschen Publicum, und zwar in hoch anerkennender Weise, signalisirt worden. Schon vor einigen Jahren hat nähmlich eine italienische Correspondenz der „Frankfurter Zeitung" – wahrscheinlich aus Mangel politischen Stoffes — die damals kaum erschienene Poesien-Sammlung des genannten Cataniensers, selbe ausführlichst analysirend, empfohlen, und dabei gerade jene Piece (eine Art dramatischen Intermezzo's) ganz besonders hervorgehoben, die Vielen als die künstlerisch unhaltbarste erscheint. Es handelt sich da um eine phantastische, phrasenreiche Ausweitung, mit ganz moderner Balladenpointe, der von Dante mit antiker Einfachheit und in wenigen Conturen vorgeführten Francesca-Episode, wobei die schöne Sünderin (in Rapisardi's Dichtung) von einem Engel eingeladen, aus der Hölle in das Paradies überzutreten, es vorzieht, an der Seite des geliebten Paolo die Höllenqualen fortzuertragen, da — omnia amor vincit. Seitdem haben deutsche Blätter wiederholt dieses Autors Nahmen, und richtig auch vor Allem die erwähnte Dichtung, nachgerühmt. Selbst die mitgetheilte Stelle aus des Dichters „Lucciole", will mich kaum recht befriedigen. Hier rühmt sich fast R. — wie seinerseits auch Tarchetti — der Untreue in der Liebe, welche aber, wie jede andere Untreue, verwerflich ist, und die angebliche „Liebe" zu bloß frivoler Sinnenberauschung degradirt. Sehr richtig schreibt diesfalls der schon citirte Kritiker Barbiera, daß eine solche Liebe „selbst nicht, indem sie durch den Geist eines Genie's zieht, geläutert wird. Beweis dafür das Beispiel Lord Byrons, der mehrere Weiber tumultuarisch liebt, aber

immer wieder, durch das flammende Licht seines Dichtens hindurch, dunkle Sturmesrisse erblicken läßt. Dante hingegen begegnet, neun Jahre alt, bei einem Frühlingsfeste Beatrice, und vergißt sie nie mehr.“ Trotzalledem ist R. doch Poet. Zwar blendet, erschüttert, reißt er nicht hin; aber er überrascht mit feinen und ungekünstelten Wendungen, und besonders aus seinem lyrischen Cielus „Ricordanze“ (R. schrieb auch ein Poem „Palingenesi“, dann Dramen und eine Uebersetzung Catulls) spricht in milden, harmonischen Accorden, die hie und da wie Scheuerlin's Weisen klingen, ein vereinsamtes an Enttäuschung, Sehnsucht und Melancholie reiches Herz, dem die Welt bereits „Tedio“ einflößt. Er steht damit nicht allein da!

Fernando Galanti.

Der Dichter der rosigen Lebensanschauung, des heiteren Sinns, des Optimismus — den ihm die gütigen Götter lange belassen mögen! Wie anmuthend, selbst für Andersdenkende, diese Frohnatur zu fabuliren weiß, indem sie so echt, so naivunmittelbar, so fern aller Absicht, Schlimmes zu bemänteln und zu beschönigen, sich manifestirt! Ohne etwa zu den eigentlichen Vertretern der burlesk-satyrischen Richtung, der sogenanten „poesia bernesca“, wie Pananti, Guadagnoli, Fusinato und Andere, zu gehören, bleibt doch Galanti's Grundaccord ein durchaus frischpulsirender, luftathmender, liebenswürdig scherzender, so, daß De Gubernatis mit Recht den Autor gelegentlich „gentile poeta“ nennt. Die citirte Idylle „Cuor contento Dio l'ajuta“ ist in ihrer Art ein echter Brillant, von dem jedoch aus Rücksichten für den Raum, nur der allerkleinste Splitter geboten werden konnte. Leider! denn die ganze formgewandte Dichtung, mit ihrem einfachen, aber farbenreichen und leicht geschlungenen Erzählungsfaden, mit ihren allerliebsten, episodischen Schmucksächelchen, mit ihren herzwarmen, sinnigen Apophtegma's, zählt unstreitig zum Werthvollsten aus der jüngsten Literatur solchen Genre's. Allerdings dürfte dieses Poeten von Freudeempfinden und beseligender Zuversicht imprägnirte Stimmung unter der neuauftauchenden Poeten-Generation ziemlich vereinzelt dastehen. So ruft er an einer Stelle den Trübsehenden zu:

Glückesstunden
Verbergen sich im Schooß der Zukunft, Stunden,
Die niemals Du vielleicht erhofft — Vertraue!

Wie anders als die Anderen, und welch' ein Antagonismus beispielsweise zu Ardizzoni's, eines ebenfalls neuesten Poeten (in Sicilien), Auffassung, welcher das Weltall nur „vom dunklen Fittig ew'gen Leids beschattet“ sieht! dennoch sind Beide gleich echte und berechtigte Poetennaturen. Von Galanti's Lebensschicksalen und Verhältnissen konnte ich, bei allem fleißigen Nachspüren bloß das Eine in Erfahrung bringen: daß er bei irgend einem Amte angestellt ist, und nur selten, höchstens einmal im Jahre, literarisch auftritt. Mehr erfuhr ich nicht. Wohlan denn: wir wollen uns an sein Gedicht halten. Wer nun in Tagen wohlbegründeten Pessimismus sich an einem von holder,

poetischer Fiction gereichten Labetrunk erquicken will, der trinke von dieser frischen und reinen Quelle.

Giuseppe Torre.

Nicht leicht wäre es, deutschen Lesern das Specifische im Wesen des „Stornello“, welches, sogut wie das Sonett und das Madrigal, die Ghasele und die Makame, an bestimmte Inhalts- und Formgesetze gebunden ist, präcis zu definiren. Montanelli, auch in dieser dichterischen Form ein Virtuos, sagt einmal hierüber anmerkungsweise beiläufig Folgendes: Stornello sei eine Abart der Ritornelli, dessen Schema aber wirklichen Volksweisen entlehnt ist, und bei welcher der inhaltlich und formell „retournirende“ Grundgedanke im weiteren Verlaufe des Gedichtes mitunter paraphrasirt, gewöhnlich jedoch modifizirt — „storniert“ wird. Bei dem hier mitgetheilten Beispiele wäre das Erstere der Fall. Was die Persönlichkeit des Autors selbst betrifft, so konnte ich auch dieses Mal in der Sache absolut nichts Näheres erfahren. Es war mir, trotz allem Nachforschen, nur möglich zu eruiren, daß Torre sich im Neapolitanischen aufhalte, daß seine Lieder gerne und vielfach zu musikalischen Compositionen verwerthet werden, und daß das vorliegende für Verdi geschrieben worden sei. Selbes giebt sich auch recht melodiös, leichtgeschürzt und volksthümlich schneidig. Möge bei dieser Gelegenheit eine allgemeine Bemerkung hier Platz greifen. Zu den merkwürdig schwierigsten Dingen gehört es, verläßliche Nachrichten und Daten über die Lebensverhältnisse und Leistungen der neueren — selbst der hervorragendsten — Dichter, Schriftsteller und Künstler Italiens zu erhalten. Briefliche und mündliche Anfragen, Mühen und Kosten — Alles fast immer umsonst! Hier, statt vieler, nur eine significante Thatsache, welche noch dazu sich nicht einmal auf einen der neuesten, wohl aber auf einen der glänzendsten Nahmen der Weltliteratur bezieht. Im Jahre 1871, als Manzoni noch lebte, suchte ich persönlich bei allen Buchhändlern Mailands (nachdem mir anderweitig nur Vages, oder schon längst Bekanntes, mitgetheilt worden war) nach einer neueren, erschöpfenden, übersichtlichen Biographie, oder literarhistorischen Würdigung des großen Lombarden. All' das Nachforschen blieb resultatlos, und erst nach M.'s Tod regnete es Biographien und „Essai's“ die Menge. Damals aber wußte ich noch nicht, daß während mir Dies in Mailand, der Geburts- und Wohnstadt Manzoni's, begegnete, im fernen Böhmerlande ein deutscher Schriftsteller — Carl Marquard Sauer, in Prag — seine thatsächlich erschöpfende, übersichtliche, und von ihrem Standpunkte aus vorzügliche literarhistorische Studie „Alessandro Manzoni“ (bereits in dritter Auflage und auch in italienischer Uebersetzung erschienen) gerade der Presse übergeben hatte.

Wien, September 1875.

Die Karfunkelschlange.

Eine Geschichte aus Frankreich.

Erzählt von

C. v. Vincenti.

Im französischen Jura. Nicht gar weit von Saint-Claude, der freiständlichen Bergstadt, ketzerverderblichen Angedenkens, führt der Weg nach dem Antre-See empor, wo einst ein Spähhorst cäsarischer Legionen gewesen. Die Gletscheräugige Bienne kommt hastig und betäubend herunter. Der Pfad ist steil, und man hilft sich gerne mit den uralten Eisenringen, welche schon celtische Schmiede in den Felsen genietet. Ein zerstreutes Kirchdorf liegt im engen Thale, wie Spielzeug im Schrein; darüber auf breitem Sockel ein weitläufiger, etwas vernachläßigter Schloßbau im Style des dreizehnten Ludwig, Rohziegel in grauem Haustein gefaßt.

— „Herr, aus Barmherzigkeit, nur einen Sou für ein Ave . . .“

Und man stößt auf eine kleine Passionskapelle, wo fromme Rast. Am Gitter lauert ein christlicher Gebetmüller, dessen Zunge unaufhörlich den Weizen des ewigen Heils zermalmt; hinter dem Gitter bricht ein hölzerner Heiland in's Knie, offenbar aus Schreck vor den frommwüthigen Fresken auf den Wänden. Feuerfarbene Heilige mit Samielgesichtern reiten auf wirbelnden Weltsonnen, Apostel in byzantinischen Kniehosen und römischen Halbstiefeln bewandeln lohende Gründe, aus denen abgehärmte Engelein mit versengten Fittichen emporgreinen . . . .

— „Gib noch ein Paternoster zu, da sind zehn Sous, doch wem gehört das stolze, rothe Schloß dort?“

Der Alte schnalzt unwillkürlich leise mit der Zunge . .

— „Ist eine Brantweinbrennerei . . . das heißt seit sechs Monaten erst, früher gehörte es den Grafen von Bel-Hérault“.

— „Sie haben es verkauft?“

— „Sie sind nicht mehr . . . sie sind ausgestorben . . .“

Also eine Geschichte. Der Platz ist gut, die Aussicht herrlich und das Schloß liegt Einem immerfort in den Augen . . . Man greift unwillkürlich in die Tasche und der Betindustrielle wird mittheilsam.

— „Der Herr hat wohl von der „Vouivre gehört?“

— „Von der Schlange mit dem „Karfunkel?“

Der Alte nickt und schweigt. Der im französischen Jura so allgemein verbreitete, seltsame Aberglaube von der „Karfunkelschlange“ reizt die Neugierde, man klimpert verführerisch in der Tasche, und der Gebetmüller versteht diesen Klang ...

Und wahrhaftig der Mann erzählt ganz Verwunderliches; vielleicht läßt sich eine Geschichte daraus machen ....

I.

Die Bel-Hérault waren ein mächtiger Stamm, der üppige Reiser trieb. Sie hatten spanisches Blut in den Adern, stolzes, blau-frommes Blut. Es stammte diese orthodoxe Mischung aus jenen Zeiten, wo die Hispanier in der Franche-Comté Herrschaft ausübten, aus der Mitte des 17. Jahrhunderts. Damals rangirten die Bel-Hérault sogleich nach den Herzögen von Marnésia. Doch mälig verkümmerte ihr Mark am Hofe der Bourbonen, der Stamm vermorschte, der Saamen blieb taub oder vertrocknete unter der Soutane, denn sie dienten und stritten gern für Rom. So kam's, daß bald nur noch ein Sproße übrig blieb: Reginald-Balduin-Maria von Bel-Hérault, der Held unserer Geschichte, welche in diesen letzten Jahren spielt. Die jüngsten Weltereignisse, welche Frankreich in seinen Grundfesten erschütterten, hatten Schloß Bel-Hérault nur in so weit berührt, daß die Gräfin-Mutter daselbst ein Lazareth errichtete, wo ein Dutzend Verwundeter von der Ostarmee gepflegt wurden. Von sonstigen politischen Ereignissen der Jüngstzeit hatte man allda nur erfahren, daß der entthronte Bonaparte gestorben sei, daß Apostel Brunet, der Nachtwandler von Versailles, Frankreich dem Erlöser geweiht habe und die Deputirten im schönen Monat Mai nach Chartres gepilgert waren. Auch das letzte „Wunder“ war auf Bel-Hérault bekannt und gläubigst aufgenommen worden. Ueberhaupt müßten die letzten Tage der Bel-Hérault dem einstigen Historiographen dieser Familie ganz besonders von der Aureole strenger Gläubigkeit umstrahlt erscheinen ... wäre nicht die Geschichte mit der Karfunkelschlange.

Sommerabend. Eine Reihe von Fenstern im Schlosse Bel-Hérault ist beleuchtet, hier etwas gedämpfter, dort heller, festlicher. Wir betreten zuerst den Salon der Gräfin-Mutter. Alles streng, starr, kühl und solid, prächtig; dunkle Seidentapeten, dunkle Tentüren, dunkle massive Möbel, sehr keusche Broncefiguren und ein monumentaler Kamin aus Schwarzmarmor. An den Wänden ein paar Velasquez in steifer Grandezza, eine ultrasanfte Heilige im byzantinischen Styl und abseits, ein verirrtes Juwel, Rembrandt's heißtönige „Pilger von Emaus“. Es sind Gäste da, vier Herren am Bostontisch, sehr respectabel, sehr convenabel: der Unterpräfect aus Saint-Claude, der Gerichtspräsident von daselbst, der Friedensrichter und

ein gewesener Deputirter. Der Erste ist der incarnirte Sarcasmus, der Zweite die Fleisch gewordene Hypothese mit einer wohlwollenden Nase in einem sehr alltäglichen Gesicht, der Dritte der dickste Mann in der Franche-Comté, der Vierte ein quiescirter Mirabeau unter den parlamentarischen Bauchrednern. Wenn der Unterpräfect den Mund öffnet, möchte er beißen, aber zum Glück hat er keine Zähne. Acceptirt man „bedingungsweise" den Gerichtspräsidenten, weil er's für den ersten Augenblick dick hinter den Ohren zu haben scheint, so findet man bald, daß er's noch dicker vor der Stirne hat, eine behagliche Bornirtheit, über welche dünne, fadblonde Haare herabhängen. Der Friedensrichter hat eine frappante Aehnlichkeit mit den altrömischen Senatoren, wie man sie abkonterfeit sieht mit ihren endlosen Glatzen; seine unermeßliche Stirne ist eine wahre Brutstätte von Gedanken, die jedoch nie ausschlüpfen. Der quiescirte Volksvertreter endlich ist Specialist im „Wolkensammeln"; er sucht die harmlosesten Schäfchen am politischen Himmel zusammen, um Gewitterstürme und Windhosen daraus zu machen. Er trägt übrigens von wirthschaftlichen Händen zugeschnittene Gamaschen.

An einem Guéridon sitzt die Gräfin und spielt Domino mit ihrem Liebling, dem Abbé Marjac. Sie ist einmal schön gewesen, heute ist sie nur noch fromm; das Spiel mit den „Domino's" liebte sie allezeit, obwohl es nicht allezeit so harmlos gewesen war, wie wenigstens einige Freunde der Gräfin Martha wissen wollten. Sie verfügt übrigens noch über beachtenswerthe Reste; das blaugraue Auge ist hell, der Blick scharf, forschend; die Stirne nur mit einer Furche gezeichnet, aber dies Zeichen ist tief und erlaubt in Verbindung mit den zuckenden Ringen um die strengen Mundwinkel die Deutung auf Kränklichkeit, geheime Sorge, vielleicht noch mehr .... Ersteres trifft zu, eine starke Seele wohnt hier in gebrechlicher Hülle. Und diese Seele ist seit Jahren so ganz Gottes geworden, daß wohl tiefere Gründe dazu vorliegen mußten, denn der Glaube der Gräfin Martha hat alle Zweifel unerbittlich erwürgt. Ihr geistlicher Partner im tugendsamen Dominospiel ist ein Gemisch von Landpfarrer und feudalem Schloßcaplan, der Bauernsohn für christliche Salonzwecke abgerichtet; offenbar nur als gefüges Werkzeug von Patronatsdamen veranlagt und mit einer glücklichen Maske begabt. Er geht nicht, er wandelt, dieser Abbé Marjac; wenn er spricht, so ist's mit wehmuthsvoller Salbung und halbgeschlossenen Augen wie visionsgeblendet. Im Lachen hat er's nie weiter als bis zum Lächeln gebracht. Es dürfte wohl bezüglich all dieser Personen kaum die Bemerkung von Nöthen sein, daß sie politisch passabel antiquirten Meinungen huldigten und religiös keine ihrer äußeren Pflichten versäumten.

Es geht sehr still in diesem Kreise zu; die Spieler sind merkwürdig maßvoll und zugeknöpft; bisweilen nur erfährt man durch ein dünnpfeifiges Fistelstimmchen, wer den „Trick" gemacht hat. Dies Sprachflaschenett gehört dem wohlbeleibten Herrn Friedensrichter und contrastirt in seinem Tone gar

wunderlich mit der gigantischen Halbgötterruhe, mit welcher es gehandhabt wird. Sonst fällt kein Laut störend in diese gehaltene, ja gezwungene Stimmung. Doch war das nicht wie ein halbersticktes Kichern? Gräfin Martha wirft einen strengen Blick nach der Fenstervertiefung, wo ein junges Mädchen lehnt, welches die Bostonspieler verstohlen beobachtet.

Warum dieser strafende Blick, Frau Gräfin? Der verbissenste Kriminalist darf ja lachen, wenn ein Elephant die Flöte spielt, ich wollte sagen, wenn der Friedensrichter den „Trick“ meckert, um wie viel mehr ein Mädchen von kaum sechzehn Jahren! Lassen Sie Fräulein Josiane doch lachen, es thut so wohl inmitten dieser ganzen frostigen Nüchternheit. In diesem Alter der privilegirten Heiterkeit macht ein zurückgetretenes Lachen förmlich krank und die arme Josiane scheint ohnedem nicht an einem Ueberfluß von Gesundheit zu leiden. Sie ist zart und gebrechlich wie ein Perikind, das nur von Blüthenhonig lebt, in ihren großen, braunen Augen scheint der Schalk nur ein seltener Gast, und die bisweilen allzu lebhafte Röthe, welche über die leichtgebräunten Wangen des Kindes fliegt, würde mich, wäre ich sein Vater, besorgt machen. Allerdings ist auch Gräfin Martha deßhalb einigermaßen besorgt, denn Josiane von Ombreuse ist eine Waise, an welcher die Gräfin Mutterstelle vertritt, umsomehr, als diese Waise und zugleich weitläufig Verwandte eine gute Million besitzt und den letzten der Bel-Hérault heirathen wird, vorausgesetzt, daß sie's bei der Zartheit ihrer Körperbeschaffenheit zum Heirathsalter bringt. Bis dahin fehlt's ihr allerdings nicht an christlicher Pflege und Stärkung, wobei das orthodoxe Dogma von der Heirath mit dem Quasi-Cousin Reginald selbstverständlich nicht die letzte Rolle spielt.

Jetzt öffnet Josiane sachte den hohen Fensterflügel; die linden Düfte der Sommernacht dringen ein und sie athmet auf; es bedarf ja nur eines Hauchs der Natur, um den Zwang, den Menschen auferlegen, weniger fühlbar zu machen. Auf die mondbeglänzte Parkterrasse fällt weithinaus ein greller Lichtschein aus dem anstoßenden Schloßflügel, dessen Terrassenthüre offen steht. Jetzt ertönt von dort her fröhliches Lachen und Gläserklingen.....

— „Hoch Paris! Hoch Babylon!“

— „Hoch Patapouf!“

— „Hoch Croque-Princes!“

— „Hoch Tapioca!“ ...

Und darauf Gelächter und Jauchzen in allen Tonarten ... Welch bacchantische Rufe in diesem frommen Edelsitze! Welch seltsame Namen!

Die Bostonspieler, die doch sonst außer dem Knistern der bemalten Blätter und dem Klappern der Spielmarken nichts zu hören pflegten, legten sichtlich scandalisirt die Karten nieder und schauten sich an. Die Gräfin Martha jedoch, welche bei dem ersten Rufe einen kummervollen Blick mit dem Abbé gewechselt hatte, erhob sich bei den letzten zürnend...

Ueber die Terrasse draußen gaukelten langgestreckte Schatten und Gestalten tauchten in's Freie...

— „Hoch Reginald!"

Josiane lächelte.

Jetzt traf sie der kurze, befehlende Ruf der Gräfin:

— „Josiane!"

Sie schreckte empor.

— „Schließ das Fenster, mein Kind", fuhr die Dame etwas sanfter fort und zwischen den Zähnen murmelte sie:

— „Unerhört."

Was war vorgefallen?

— „O Gräuel! erscholl es jetzt in lamentablem Tone, und an der Salonthüre erschien mit gerungenen Händen ein Mann, beispiellos mager, wie ein riesiges Ausrufungszeichen, während dahinter im Halbdunkel des Vorzimmers die scharfe Silhouette eines weiblichen Wesens in gesticulirender Aufregung sichtbar ward.

Der eilig Eingetretene war Herr Martial Vandel, der Erzieher des jungen Grafen, ein merowingischer Gelehrter, welcher durch den Lärm aus seinen Studien emporgescheucht worden war. Gerade als er mit der blonden Galswinthe und andern verschollenen Schönen verkehrte, schlug das wüste Jauchzen, welches die Pariser Hölle verherrlichte, an sein Ohr und klangen gräuelvoll sündige Namen dazwischen. Da eilte er entsetzt zu seiner Gebieterin, die allein Macht über den eingebrochenen Dämon haben mochte. Unterwegs fand er die nicht minder entsetzte Mamsell Walpurgis, das wirthschaftliche Factotum der Gräfin und das frömmste, ehrsamste dienende Hausmöbel, dessen sich je eine adelige Familie erfreut.

— „Mußte es so weit kommen!" klagte der gelehrte Mann mit zitternder Hand seine kattunenen Schreibärmel losstreifend. „Die Frucht einer jahrelangen gottesfürchtigen Erziehung in einer Stunde verloren! Welche Namen drangen an mein Ohr, welche Laute! Entsetzlich!"

— „Entsetzlich!" erstarb es in verzweiflungsvollem Echo an der Thüre, wo die alte Walpurgis wie schreckgelähmt stand. In diesem Augenblick ertönte von draußen neues Geschrei, vermischt mit dem Klirren von Flaschen, welche auf der Terrasse zerschellten...

Die Gäste vermochten kaum ihre peinliche Aufregung niederzuhalten. Der Unterpräfect öffnete zu wiederholten Malen in drohender Weise den Mund, während der herculische Friedensrichter seinem Sprachinstrument einen möglichst lugubren Mollton entlockte, und der Criminalist zwischen den Zähnen murmelte:

— „Ich setze den Fall, diese hinausgeworfenen Flaschen hätten Jemanden schwer beschädigt, was dann?"

Und er strich sich hastig seine bleichen, spärlichen Haare über die Stirne. Der Deputirte schien seinerseits mühsam nach Worten zu ringen.

Gräfin Martha jedoch, ohne das Sturmsignal von dieser Seite zu erwarten, griff krampfhaft nach der Klingelschnur .....

Ein Lakai erschien.

— „Ich lasse den Grafen von Bel-Hérault für einen Augenblick hierher bitten!"

— „Der Herr Graf sind soeben von den Pariser Gästen begleitet auf eine Nachtpromenade ausgezogen"..

— „Seid Ihr toll, Lafleur!"

— „Die Frau Gräfin mögen sich selbst überzeugen", erwiderte der Diener, ein Fenster öffnend.

— „Gute Nacht, Tante, gute Nacht, Josiane!" rief es von draußen und Fackelschein röthete die Scheiben.

Die beiden Damen waren rasch an's Fenster getreten, denn sie hatten die Stimme Guy's von Ombreuse erkannt. Josianen's Bruder aber schien der Führer der nächtlichen Expedition zu sein.

— „Wißt Ihr, Lafleur, was die jungen Leute vorhaben?" wandte sich die Gräfin bleich vor Erregung an den Diener, während die Abziehenden draußen ein helles Lied anstimmten und der Fackelschein hinter den großen Linden des Parkes erstarb.

— „Ich habe etwas von der „Karfunkelschlange" gehört? .. Unser Herr ist ja ein Sonntagskind; der Herr Graf hat den Pankraz rufen lassen, und der Alte hat den jungen Herren vom „Schlangenfang" erzählt und dann sind sie alle fort...."

Wenigstens waren sie alle miteinander gezogen, dies beruhigte die Gräfin-Mutter einigermaßen. Die Gäste schauten sich schweigend an; übrigens Niemand lächelte; sie hatten ja alle den Glauben und da war sein wundergeborener Zwillingsbruder auch nicht gar weit.

Josiane blickte träumend hinaus in die sternblühende Nacht...

Mit der „Karfunkelschlange" aber ist's ein gar seltsam Ding...

II.

Es war heute der 24. Geburtstag des Grafen, zugleich ein Tag des Herrn. Lafleur hatte es gesagt, Reginald war ein Sonntagskind, was beim Volke schon halb so viel wie ein wunderbestimmtes Kind heißen will. Man hatte diesen Tag wie allemal mit einem stillen, schlichten Familienfeste feiern wollen, und dazu die oben vorgestellten honorablen Gäste aus der Stadt eingeladen, welche bei allen ähnlichen Anlässen eine stehende Staffage des Salons von Bel-Hérault bildeten. Ueber die belebende Anregung dieser Honoratioren-Gruppe, insbesondere für einen jungen Mann, läßt sich, wie wir gesehen haben, einigermaßen streiten; über ihre stellenweise überwältigende Komik durfte der wohlerzogene Reginald nicht lachen, und so blieb ihm von diesen Kostgängern der Langeweile nur die Letztere.

Da geschah etwas Ungeheures, Unerhörtes. Guy, der liebenswürdige, lebenslustige Bruder Josianen's, mit Reginald fast in gleichem Alter, demselben jedoch wenig ähnelnd, vielmehr bereits eine Celebrität in Pariser Sport- und Turfkreisen, hatte urplötzlich von einem halben Dutzend Gleichgesinnter begleitet, zum Geburtsfeste des Schloßherrn, Bel-Hérault überfallen und mit Hülfe der Gastfreundschaft erstürmt. Guy, so locker er sein mochte, konnte als Bruder Josianen's nicht abgewiesen werden und unter seiner Flagge passirten die übrigen Höllensöhne, welche es übrigens an heuchlerischen Mienen nicht fehlen ließen, um die frommen Bedenken der Gräfin einigermaßen abzuschwächen. Daß es gottloserweise auf eine kleine „Orgie“ abgesehen war, bei welcher der unerfahrene Reginald gewissermaßen seine Feuertaufe erhalten sollte, war eine Monstruosität, die hier Niemand ahnen konnte. Die Idee dazu war in Guy's an tollen Streichen überaus fruchtbarem Kopfe gewachsen.

Es mußten denn also die Festdispositionen noch im letzten Augenblicke abgeändert und insbesondere die ehrbar Geladenen von den unberufen Eingedrungenen sorgsam getrennt werden. An diesem Abende ward Reginald von Bel-Hérault wiedergeboren und so belehrsam in's Leben eingeführt, als dies bei seiner rührenden Unwissenheit in allem fashionabel Wissenswerthen nur möglich war. Daß unser Held jenen gleißenden Weltsitz Satans, welchen man Paris nennt, einzig nur aus den Predigten des ehrwürdigen Abbé Marjac kannte, daran wird wohl kein Leser sich zu zweifeln erlauben und wie Paris in diesen Kanzelphilippiken wegkam, darüber gibt sich selbiger Leser wohl auch keiner Täuschung hin. Es war den vereinten, christlichen Bemühungen der Gräfin, des Herrn Vandel, des Hochwürden Abbé und der tugendsamen Altjungfrau Walpurgis zu verdanken gewesen, daß der letzte Bel-Hérault bis da über eine wahrhaft unglaubliche, sittliche und politische Unverdorbenheit verfügt hatte. In Besançon hatte er die höheren Lyceumsclassen, natürlich unter Vandel's vertrauenswürdiger Obhut, durchgemacht und dann in Straßburg, als dem sittlich ungefährlichsten Musensitze des damaligen Frankreich, selbstverständlich wieder von Vandel begleitet, seine Studien vollendet. Kurz vor dem Kriege kehrte er nach Bel-Hérault zurück; sein Blut war zu kostbar, er war ja der Letzte des Stammes.

Vom Leben wußte er absolut nichts, denn Martial Vandel war trotz seiner merowingischen Gelehrsamkeit ein sehr wachsamer Mentor und in Sachen der Liebe war dem jungen Grafen nur bekannt, daß er seine Quasi-Cousine eines Tages heirathen sollte, ein Grund mehr, dieselbe vorderhand nur brüderlich zu lieben. Von Politik wußte der letzte Bel-Hérault vor Allem, daß man die Republik hassen müsse aus vollem Herzen, aus ganzer Seele, aus allen Kräften, wenn man altes Royalistenblut in den Adern trägt. Des Ferneren kannte er die dynastisch-emblematische Bedeutung der Lilien und Veilchen; von den Makeln jedoch, womit die französischen Könige die Reinheit der ersteren Wappenblume getrübt, war ihm nichts bekannt, hingegen hatte man

ihm die folgenschweren Sünden der bonapartistischen Veilchen nachdrücklichst und eindringlichst geschildert, mit selbstverständlicher Umgehung indeß von jedweder Anspielung auf jene heillosen „Veilchenesserinnen“, deren wenig biblische Namen der Unerfahrene leider aus dem Munde Guy's und seiner Genossen vernehmen sollte.

Der Saal, wo die Gäste aus Paris mit Reginald tafelten, war der große, im verflossenen Jahrhundert restaurirte Speisesaal des Schlosses. Grau auf grau getäfelt, zeigte er in den Wandfüllungen Prachtgobelins mit der Signatur Audran's, venetianische Kronleuchter und monumentale Alt-Sèvresvasen. Die gewobenen Wandbilder stellten meist biblische Vorwürfe dar, eines nur bot eine Scene aus „Bajazet“, wo Roxane im goldbrocatisirtem Zobelpelz und übermüthig gewundenem Turban gerade in einer furiosen Eifersuchtsanwandlung loslegt. Der Leser hat wohl schon errathen, daß es mit der „Orgie“ der jungen Leute durchaus nicht so ruchlos bestellt war, wie es den frommentsetzten Gemüthern des Schlosses vorkam; auf die arme Seele Reginald's konnte es bei der faktischen Abwesenheit jener weiblichen Klopfgeister, welche man nur dem Namen nach vorladen konnte, wohl nicht abgesehen sein. Es galt eben nur für Guy seine fromme Tante mit den Saint-Clauder Gästen und dem gottesfürchtigen Schloßvolk möglichst zu scandalisiren und zugleich einen unter strengster Familienzucht aufgewachsenen Provinzler aus dem Naiven herauszuarbeiten und amüsant zu frivolisiren, wie es eben in der Champagnerlaune durch junge, lebenstolle Köpfe fährt!

Einer nur in der gottlosen Tafelrunde war mit einem dunklen Hintergedanken gekommen; es war dies der junge Baron Vidal, ein halbruinirter, aber höchst frauengefährlicher Gentleman, welcher in Paris die Jahre Josianen's an den Fingern abgezählt und gefunden hatte, daß es für ihn Zeit sei, in Action zu treten. Seit kurzem beschäftigt, dem erst mündig gewordenen Guy sein Erbtheil auf möglichst galantem Wege durchbringen zu helfen, kannte Herr von Vidal die Verhältnisse sehr genau, aber Heirathsprojecte in der Sippe selbst pflegten ihm wenig zu imponiren. Uebrigens konnten es ja die Umstände fügen, daß Reginald inzwischen sein jungfräulich Herz anderswo vergab, wobei einige freundschaftliche Nachhilfe immerhin nicht vom Uebel sein mochte.

In Paris wäre dies Experiment im Handumdrehen gemacht und der bildhübsche Junge in einer einzigen Nacht mit einer betreffenden Halbgöttin des fashionablen Olymp's unter die Sterne versetzt gewesen, aber im Jura fehlte es absolut an passendem Köder. Reginald war in der That ein edles Menschenbild, fast gänzlich unberührt von jener brutalen Lebenskunst, die unter dem Vorwand der Sittenverfeinerung das der Gesellschaft zu überantwortende Individuum von aller Ursprünglichkeit gründlich säubert und die hohlen Stellen mit Phrasenstroh und faulen socialen Begriffen ausfüllt. So ausgestopft, wird der Mensch erst salonfähig und riskirt nicht mehr von der Schaar der Hohlköpfe ernstlich beanständet zu werden. Schlank, blond-

haarig, dunkeläugig, durch die Jagd — das einzige ritterliche Vergnügen, welches ihm die Mutter erlaubte — kräftig gemacht, behend und schmeidig in der Freiheit, im Salon jedoch von einer fast klösterlichen Unbeholfenheit, welche indeß dem jungen Grafen eher vortheilhaft ließ, konnte Reginald wohl Josianen's Träume beherrschen und beherrschte sie auch.

Wie doch ganz anders war die Welt, welche die „Pariser" heute vor seinen Augen aufthaten, jene heiße, lockende, sirenenhaft klingende, tollwechselnde, farbenrauschende Welt! Zog's sein junges Herz nach dieser Welt? Er wußte es selbst nicht, aber an Josiane dachte er heute nicht. Es war ja ohnedem ausgemacht, daß er sie heirathen sollte. Daß die Welt voll herrlicher Weiber und es aus schimmernden Lebensfernen mit weißen Händen nach ihm winken könnte, dies war ihm nie in den Sinn gekommen; wußte er doch kaum, von welcher Farbe Josianen's Augen waren. Sich selbst verloren hatte er sich also in diesen Augen bis da nicht. Er gehörte nicht zu jenen glühenden Naturen, welche in halbwachen Träumen tausend Weiberaugen aus dem Prisma ihrer Phantasie herausstrahlen sehen und sich plötzlich wie an tausend Stellen verwundet fühlen. Er gehörte zu jenen Vorherbestimmten, welche den Schmerz von tausend Liebeswunden in einer einzigen empfinden sollen; reiß den Pfeil aus und das Herz geht mit! Für solche anfänglich unbewußt Gefeite, gleicht die Liebe jener geheimnißvollen Pflanze, dem „hieraticum murorum", das nur an jäher Todesschroffe wächst...... Ahnungslos am gefährlichen Rande stehend, bücken sie sich nach dem wundersam schimmernden „Heilkräutlein" und stürzen in die Tiefe......

Reginald hatte heute Abend so viel zu hören, daß er keine Zeit zum Trinken fand. So kam es, daß bald der Gefeierte allein noch zurechnungsfähig blieb. Galant geschürzte „Racontars" bildeten selbstverständlich das Hauptgericht der Unterhaltung; stellenweise überkam Reginald ein gewisser Widerwillen und er verstummte plötzlich. „Il a le vin rêveur", spottete Vidal. Dieser Baron war dem jungen Bel-Hérault unangenehm, seine kalte, wegwerfende Skepsis, seine ätzende Frivolität widerstrebten nicht allein dem aufrichtig frommen, sondern auch dem edelmännischen Sinne Reginald's. Beim Nachtisch verlor man sich in's Phantastische Ein Champagner-Kühler, auf welchem ein Wilis-Reigen in erhabener Arbeit dargestellt war, gab Anlaß. Vidal kannte den Jura und ließ zufällig ein skeptisches Wort über die „Karfunkelschlange" fallen. Reginald witterte Spott und fing das Wort mit vollem Ernste auf. Er war zu sehr ein Kind seiner Heimath, als daß er sich von diesem Volksglauben vollständig frei zu machen im Stande gewesen wäre. Einen Augenblick ward's stiller; das Wunderbare beherrschte die Stimmung. Der Baron ironisirte insbesondere den Aberglauben, die „Vouivre" zeigte sich zu Zeiten als Weib, als geheimnißvolle Verlockerin...

— „Solche Schlangenweiber“, meinte er lachend, „gedeihen doch auf dem Boulevard weit besser, als im Juragebirg... Indeß gleichviel, hoch die „Vouivre!“

Und er leerte sein Glas. Reginald war's sichtlich unbehaglich zu Muthe. Er ließ die Stehglocke ertönen und gab dem erschienenen Diener leise einen Befehl. Bald darauf hörte man vom Corridor einen schlürfenden Gang, die Thüre ging auf und ein alter, hagerer Mann in schwarzem Sonntagswams, einen Breitkrämper aus rostbraunem Filz in der Hand, hinkte, das eine Bein nachschleifend, in den Saal herein. Jetzt blieb er stehen und strich sich das wirre, graue Haar aus der Stirne; das eine Auge war erloschen und unter einer schwarzen Binde verschlossen, während das andere zwichen den schlaffen Lidern unheimlich hervorblitzte.

— „Meine Herren“, wendete sich Reginald an seine Gäste, „ich stelle Ihnen hiemit den braven Pankraz vor. Er ist der gewandteste Vogelsteller im Jura, ein Abrichter von Lockvögeln, wie's keinen in den Bergen von Salins drüben gibt. Lassen Sie sich von ihm erzählen, was es für ein Bewandtniß mit dem Aberglauben der Karfunkelschlange hat.“

Der Alte sah ganz unwirsch drein, die neugierig-spöttischen Blicke, womit ihn die Pariser wie ein befremdlich Gethier musterten, schienen ihm wenig zu behagen. Er hub denn auch ohne Weiteres in rauher Weise an:

— „Ist Alles Aberglaube für die Nichtsglauber. Und warum ist der rothe Marcus vom hohen Geländ' drüben heute ein reicher Mann? Ich frag' warum? Und warum hat des Winzers Mathieu heute Fabriken in Dôle drunten und lebt wie ein Prinz? Ich frag' warum, wenn's keine Karfunkelschlange gibt. Die sind arm wie verhungerte Hamster nach dem Karfunkel ausgezogen und haben ihr Glück gemacht...“

Und des Vogelfängers Auge funkelte unheimlich...

— „Freilich“, fuhr er mit heiserer Stimme fort, „den Glauben muß man haben, den Glauben. Und ein Sonntagskind muß man sein, wie unser Herr da oder zum wenigsten in der Sylvesternacht ausziehen, wo der König Herodes umgeht. Wenn dann so ein Schlangenfänger auf der Lauer liegt beim See oben, wo der Hériabach unterm Röhricht so zahm hervorschleicht wie aus einem Erdschlauch, da muß es ihm plötzlich vor'm Gesicht aufleuchten, als wär' ein Blitz herabgefahren... Das ist die Schlange, welche durch die Luft fährt, so schnell, als wie ein Sonnenstrahl, denn sie hat Flügel wie 'ne Wasserjungfer. Und dann schlüpft sie ins Wasser wo's Schilfrohr recht schwarz und dicht... vorher aber legt sie ihr Karfunkelaug' — sie hat nur ein einziges, hier mitten auf der Stirn — in's Gras, und dann, wenn sie im Wasser drinnen ist, gilt's einen Sprung... einen Griff... und man hat den Karfunkel...“

Einen Moment hielt der Pankraz inne.

— „Aber dann“, fuhr er fort, „heißts die Ohren zustopfen und laufen wie'n Wiesel, denn die Schlange ist nun blind und jammert zum Herz-

brechen um ihr Aug, so recht jämmerlich, daß ein Mancher Kehrt macht und den Karfunkel wieder hinwirft... Ist schon vorgekommen und dann war's aus mit dem Glück, aus und vorbei..."

— „Doch wie ist's, Alter", warf Baron Vidal spöttisch hin, „wenn der Héria zugefroren ist?"

Der Vogelsteller, das Auge starr auf den Boden geheftet, antwortete langsam:

— „Ist ein Glücklicher, wer das Gethier im Winterschlaf überrascht ...das schimmert wie ein ganzer gelber Knäuel von Gold auf den Grund und der Karfunkel lodert herauf als wär' Feuer unter dem Eis..."

Und der Alte schlug sich wie geblendet die Hand vor's Auge... Dann plötzlich wie aus einer Betäubung erwachend, begann er halblaut in unheimlich abgerissenen Sätzen:

— „Aberglauben? ha, ha! Wo ist dann der braune Lucas hingekommen? Was ist aus dem Baldus geworden, den die lahme Crescenz aufgesäugt? Und — und was aus meinem Kind, meinem Florian, meinem guten, frommen, stillen Florian..."

Und des Vogelstellers Haupt sank auf die Brust, während seine Lippen sich krampfhaft bewegten.

Reginald aber seinen Gästen, die sich fragend anblickten, Stillschweigen zuwinkend, trat sachte an den Alten heran und sprach leise:

— „Wie war's doch mit dem Florian?

Der Greis schreckte empor; sein Auge loderte....

— „Das Weib, das Weib", murmelte er dumpf. Dann hob sich seine Brust, als wolle er sprechen, aber das Wort erstarb in einem tiefen Aufstöhnen; seine hagere Gestalt darauf zusammenraffend, hinkte der Vogelsteller wie ein zerschlagener Hund der Thüre zu und verschwand ohne sich nur umzusehen. Die Pariser waren nicht wenig verblüfft, worauf Reginald ihnen mittheilte, daß des Pankraz einziger Sohn vor vielen Jahren plötzlich verschwunden sei, und zwar in einer Nacht, wo er auf den „Schlangenfang" ausgezogen, worauf sich dann im Dorf der Glaube festgesetzt, der Florian habe in jener Nacht das Weib mit dem Karfunkel begegnet und ihrem Zauber folgen müssen. Das war schon sehr lange her, weßhalb auch der junge Bel-Hérault nichts davon wußte, daß man wenige Monate nach des Florian's Abgang unter dem Eis des Autre-See's eine wohlerhaltene Leiche gefunden hatte, welche jedoch nicht die Florians gewesen war, sondern eines Edelsteinjuden.... Des Pankraz stiller, frommer, blonder Junge aber war im Stillen ein Spieler und gottloser Hazardwürfler gewesen, und dann hatte man ihn nie mehr gesehen...

Einen Moment war die Stimmung fast eine bängliche geworden, bis Baron Vidal, eine Flasche knallen lassend, ausrief:

— „Schlange — Weib, nehmt's umgekehrt, wie Ihr wollt! Bedarf's des Volksglaubens, um Beides zu verbinden zu einem unbegreiflichen, phantastisch

gefährlichen, sich in allen Wundern häutenden Geschöpfe? Sind wir nicht alle — Reginald freilich ausgenommen — im Banne solcher Schlangenweiber, die wir mit unserem Golde füttern, mit unserem Blute säugen, während sie uns behaglich das Herz aus der Brust schlürfen? Bah, la Vouivre, hinunter mit ihr zu den grünzähnigen Nixen, welche die Seelen Ertrunkener bewachen, zu den Alraunwurzelweiblein, welche unter dem Galgen singen, zu den verliebten „homunculis“, welche wie Blutegel im Glase tanzen, zu den seelenlosen Seefrauen, zu den um ihre Brautnacht betrogenen Wilis, zu all dem nachtschwärmenden Fabeltroß. Was sind Marjolaine, Verd-Joli und Fleur-de-Pois? Namen für irrende Blumenseelen, für Liebestropfen im Weltkelche des Genusses, für jauchzende Sonnenfunken, für feuerberauschte Urkörperchen! Doch was ist all diese Phantasmagorie im Vergleich mit dem lebendigen Weibe von Paris? Es lebe die Pariserin, das ewige, einzige Schlangenweib!“

Und die Gläser schellten und zerschellten aneinander in hellem Toastjubel . . .

Reginald war's schwül zu Muthe, er hatte lang widerstanden, aber aus diesen Reden, diesem heißen Taumel züngelte es wie Versuchung nach ihm. Er stand auf und trat auf die Terrasse; dort am Fenster lehnte eine schlanke Gestalt; fast mißmuthig wandte er sich wieder hinein, wo indeß der Erfolg des Vidal'schen Toastes bereits verraucht war. Der Vorschlag eines nächtlichen Spazierganges ward von Guy gemacht und unisono angenommen. Reginald, als Sonntagskind, solle auf den Schlangenfang ausgehen, alle würden ihn begleiten ein Stück weit, so lange es geheuer, und man fand das Expeditionsproject zum Todtlachen.

„Hoch Reginald, der Schlangenfänger!“ jauchzte die kleine Schaar und bald waren Fackeln zur Hand, ein Dutzend Flaschen reisefertig gemacht... Der junge Graf ließ sich mit fortziehen, er begriff es eigentlich selbst nicht warum; wohl trieb ihn auch die dunkle Macht des Aberglaubens, den er frisch von der Amme Brust gesogen . . .

Eine Stunde später lagerte die fröhliche Schaar unter großen Nußbäumen, während Reginald allein den steilen Weg zum See hinaufstieg . . . Lange gellte ihm noch der Jubel seiner Gäste ihm Ohre nach, dann umfing ihn das tiefe, mondschmachtende Schweigen der Sommernacht . . .

Die drunten aber harrten lange, bis endlich der „Schlangenfänger“ wieder kam. Er war seltsam verstört und auf dem Heimweg gar verwunderlich schweigsam.

III.

Es ist diese alte Jura-Sage von der „Karfunkelschlange“ ein echtes Stück naiv-tiefsinniger Volks-Symbolik; die Schlange ist das tückische, gleißende, geflügelte, „einäugige“ Glück — wer es im rechten Augenblick

zu erhaschen weiß, der hält es. Des Glückes gefährlichste Verkörperung im Weibe liegt nahe, kein „Avatar“ ist ewig menschlicher, kein Aberglaube ausgiebiger und nie wird sich die Menschheit dem Sacrament dieses Wunderempfängnisses entziehen.

In unserem Juradorfe glaubten sie Alle an die „Vouivre“, schlechtweg, ohne Symbol — nur der Schulmeister, ein scandalös Aufgeklärter, pflegte das Ding mit gottloser Unbefangenheit in obiger Weise aufzufassen. Daran dachte nun Reginald, als er den finsteren Wald hinaufstieg im Jägerschritt. Und doch hielt er nicht inne und doch kehrte er nicht um. Zu seinen Häupten kichert's und ein verschlafen Käuzchen schlägt mit dem Flügel, fast schämt er sich seiner abergläubischen Nachtfahrt vor dem spöttischen Vogel und doch beflügelt er seinen Schritt.

Dann kamen ihm plötzlich des hinkenden Pankraz Worte: „Ist Alles Aberglaube für die Nichtsglauber“ — in den Sinn und verfolgten ihn. Er sah diese Worte in Funken vor seinen Augen sprühen, in bleicher Moosschrift vom dunklen Grunde leuchten. Wahrhaftig, es wandelte ihn heute ganz befremdlich beklommen an in dieser Waldnacht, die ihm sonst so heimlich lieb, ein unheimlich Gefühl, fast wie Furcht. Ha, ha! Er schreckt auf, wer hat gelacht? Du selbst, armer Junge; wenn man des Nachts allein im Walde ist, betrügt man ja gern sein leises Bangen mit einem lauten Ruf, einer kecken Lachnote; der tückische Koboldwein hat Dir's angethan, mein wohlerzogener Herzensjunge. Dich überkommt der erste Weinzauber und glaub' mir, der hat große Macht.

Das muß wohl sein, denn nie hat sich Reginald im Besitz so behender Füße gewußt, wie heute, er fliegt beinahe; auch kommen ihm alle seine Sinne tausendfach geschärft vor; er hört gar das müde Hinsinken der Leuchtkäfer auf den Busch; das Athemholen der Falter im Traume, ganz deutlich; der würzige Waldesduft wirkt berauschender als sonst auf seine scharferregten Geruchsnerven, sein Auge durchdringt wunderbar leicht die Finsterniß unter den alten, flechtbärtigen Föhren dort, die wie zu einem ernsthaften Zauber beisammen stehen, und es ist, als dämmerte Irrschein dahinter. Und der Schein gewinnt Form; ist's nicht ein Weib, das grausam verführerisch lächelt. Und hier auch und dort und überall... sie schweben ihm zur Seite, all die weiblichen Geister, die seine Gäste eben erst in sträflicher Verwegenheit heraufbeschworen; sie schrecken sein ängstlich Gehirn und strampeln mit dämonenhafter Schadenfreude auf den bravsten, löblichsten Gedanken herum, welche der Visionsgequälte zu Hülfe ruft. Und die Augen! Die tausend Augen, die ihm von allen Seiten so furchtbar ruhig bis in's Herz hineinfunkeln. Was kriecht dort wie dunkler Nebel über die schwarzvermoderten, gefallenen Stämme? Ist's das „schwarze Schaaf“, dann weich zurück, es bedeutet Unglück, doch sieh, es zerflattert wieder und der Dahineilende fühlt sanfte Kühle, als streiften ihm nachtfeuchte Schleier Stirn und Wangen... Es ist der Odem des nahen See's.

Der Wald lichtet sich zu einem sanftansteigenden Wiesenplan, von prächtigen Föhren umschloßen — ein rechter Tanzplatz für bleichfüßige Wilis. Reginald athmet auf. Dort schleicht traumgeschwätzig der Hériabach herab; der glitzernde Streif hinter den Bäumen ist der See, dem der Bach entfließt. Es ist merkwürdig stille für eine so schöne Sommernacht; kein vorlauter Frosch läßt sich hören, nur hie und da schlägt eine mondsüchtige Baumgrille die Pauke und bisweilen secundiren ein Paar Erdkäfer mit ihren Nachtwächterschnarren. Sonst kein Laut, selbst des Baches Geplauder wird unter dichtem Schilf fast erstickt, so daß man ihn nur leise im Rohre greinen hört, wie ein mißlaunig Kind. Wo die uralten Bäume dem See ganz nahe treten, umstehen sie eine kleine Bucht. Hagedorn duckt sich im Feuchten und Weiden treiben vorwitzig lange Ruthen über's Wasser, das hier unbeweglich; es starrt von schwarzem Röhricht, unter Pfeilkraut und Wasserlinsen schläft der Molch und bleiche Seerosen liegen wie hauptgeknickt auf ihren schweren, dunklen Blättern. Wo das Wasser frei, schimmert's in mattem Perlmutterglanz wie von einer Hornhaut überzogen. Auf dieser Schleifbahn herrscht mondtolles Leben und wie Blitzfunken schießen nachtschwärmende Insecten hin und her.

Einen Moment betrachtet Reginald dies heitere Funkeln, dann .... zum Glück verfängt sich sein Fuß im zähen Stachelnetz, welches die Brombeerstaude über's Ufer gebreitet, sonst wäre er blind in's Wasser getappt.... Ist's Täuschung der weingeneckten Sinne? Der Schlangenfänger drängt den Athem in die Brust zurück und klammert sich an die schwanken Weiden. ..... Ist's nicht ein nackter Fuß, der dort zwischen den dunklen Ruthen zum Wasser taucht; er leuchtet im Mondlicht wie fahles Silber, ein seltsam bleicher, sinnverwirrender Glanz! Nun ist er verschwunden, fast als wäre eine Flamme jäh verloschen. Still! Reginald ist Jäger, an Vorsicht gewohnt auf waidfreudigen Pfaden, er wird das Wild nicht verscheuchen. Sachte duckt er sich zum Wasser und lauscht; er hört die Schläge seines Herzens, das Branden seines fiebernden Blutes, sonst Ruhe, blos eine Baumgrille paukt betäubend darauf los. Er faßt das Ufer und schleicht gebückt im Schutze des Buschwerks voran; der spröde Schafthalm knistert unter ihm. Jetzt lüftet er die Zweige ....

— „Heiliger Gott, das Weib“ .... und sein Blut stockt und dunkel wird's ihm vor den Augen....

An einen Föhrenstamm gelehnt, im vollen Mondlicht, sitzt ein junges Weib, ganz schlicht, durchaus nicht märchenhaft in der Erscheinung, aber allerdings fast märchenhaft schön. Sie trägt ein Grauröckchen mit Joppe wie die Frauen aus dem Gexer Lande und ein Busentuch von derselben Farbe, vorn gelüftet, so daß es weiß hervorschimmert. Die Aermel aufgeschürzt, legt sie eben schwere, grobe Schuhe an, gewiß ungewohnt diesen Füßen, die gar zart erscheinen. Der athemlose Lauscher ist nicht nahe genug, um zu unterscheiden, daß diese Füße Blutspuren zeigen, wie von einem

harten, langen Marsch... Die nachtkühle Fluth hat wohl die Wunden etwas beruhigt... Nun sitzt sie unbeweglich; sie scheint sehr bleich, das schwarze Haar ist in Zöpfen nachlässig aufgesteckt, nichts von einer Nixenfrisur. Die kleinen, blaßen Hände über's Knie verschränkt, schaut sie auf den See hinaus, wo sich die Mondlichter necken zwischen den riesigen Föhrenschatten in der Fluth. Ihre feinen Züge sind ernst, ja schwermüthig, die tief dunklen Augen von strömendem Glanze, der Blick beängstigend träumerisch....

Jetzt geht's wie heller Schein über ihrem Antlitz auf, sie athmet tief und lächelt ... entzückt scheint sie zu lauschen, wie sich die Natur leise regt im 'mondbeglänzten Traum ... Ein großer Strohhut mit aufgerafften Seitenkrämpen liegt neben ihr; sie faßt ihm rasch und hascht nach etwas ... Sie hält es in der Hand und betrachtet's neugierig .... ein großer Nachtfalter, der sich im Blumenrausche fangen ließ. Nachdem sie lange die musivische Pracht seiner Flügel bewundert, läßt sie ihn lächelnd wieder entflattern ... Dann spricht sie halblaut mit sich selbst und summt leise vor sich hin ...

Da schlägt's dumpf in's Wasser ganz in der Nähe und jäh erschrocken springt sie auf; Reginald ist mit einem Fuß ausgeglitten; vom Zauber umfangen, hatte er seine Lage gänzlich vergessen und nun faßt er selber erschrocken nach den Weidenruthen und schwingt sich behend empor ... Zwei große dunkle Augen starren ihn an voll tödtlicher Angst ... dann hört er die Zweige zusammenschlagen und Alles ist weg ... Verwünschte Brombeerranke, die ihm den Fuß verstrickt! So ist der Sprung gelähmt, womit er die Erscheinung haschen wollte ... Lange stand Reginald unter der Föhre, aber keine Spur. Der Heimweg war ein Traum, aus dem zwei Augen herausstrahlten. Und sie gemahnten ihn an jene unauslöschlichen Heiligenaugen voll süßen Schauers, mit welchen die Murillo-Madonna im Oratorium der Gräfin Martha herniederlächelte.

IV.

Sein Name war Goliath. Aber auf diesen Namen dürfte bei ihm die Natur nicht vorbereitet gewesen sein, denn sie hatte ihn klein, schmächtig, schmal, spitz und schneidig entworfen, wie eine Schattenspielfigur oder ein Ali-Baba im türkischen Polichinelle-Theater, so eigentlich nur als Silhouette und gar fast so dünn, wie der soundsovicle Abzug von einem Menschenbilde. Und das war gegen die Tradition, denn die Käsesieder im Jura sind sonst robuste, wohlansehnliche Leute. Er aber war Käsesieder und Freidenker und Don Juan. Letzteres sind sie alle, doch bei Goliath hatte das seinen bedenklichen, gesetzlichen Haken, er war nämlich beweibt. Er konnte selbst nicht begreifen, wie ihm das so zwischen Tag und Nacht gekommen, aber es war einmal so. Ihr Name war Benedicte, aber sie hatte nichts „Gebenedeites“ in's Haus gebracht, als ihre Frömmelei und einen solchen Unfrieden,

daß ihr Gatte sich mit dessen Erduldung wohl eine Anwartschaft auf den ewigen Frieden im Jenseits erkaufen mochte. Sie war groß, stark, knochig, handfest, mit verwaschenem Teint, gesteiftem Lächeln und dolchspitzem Blick. Im Hause commandirte sie, wie mit dem Sprachrohr, beim Gebet fistelte sie. Es war eine Musterehe, leider fehlten die Kinder.

Als Junggeselle war der galante Käsemacher mit seinen Siedkesseln und sonstigen Utensilien von Haus zu Haus gezogen und hatte viel Käse gesotten und viel geliebt. Am gesegneten Tage der Benedicte aber hatte dies aufgehört; Goliath war säßig geworden in seiner Käsehütte, und damit er noch säßiger werde, hatte ihm sein Weib geboten, eine kleine Apotheke anzulegen zum Gebrauche für Landleute und Vieh. Später verband er damit noch eine Heilkräutlerei. Zwei Dinge jedoch konnte die eifersüchtige Frau nicht verwehren, daß nämlich die jungen Weiber aus dem Dorfe alltäglich zweimal ihre gefüllten Milchnäpfe zu Goliath's Siedkessel brachten, wo dann zu allerhand sträflichem Einverständniß Gelegenheit, und daß ihr Gatte als Knocheneinrenker, Feldscheer und Viehdoctor hie und da außer dem Hause gerufen ward. Letztere Functionen nämlich waren mit seiner eigentlichen Hantirung allezeit auf das Engste verbunden, seit der erste Käsemacher aus dem Canton Freiburg in die Welt gezogen.

Was die religiösen Gegensätze im Hause Goliath anbelangte, so hatte Frau Benedicte mit der offenen Freigeisterei und der „Philosophie" ihres Gesponses so ziemlich tabula rasa gemacht und selbigem strengstens den Umgang mit dem gottlos aufgeklärten Schulmeister verboten, welcher mit dem Bürgermeister verbündet, dem guten Abbé Marjac manche bittere Stunde bereitete. Diese beiden Leute lebten förmlich vom Schabernack an heiligen Dingen und standen im Verdacht, metallene Knöpfe anstatt Sousstücke in den Opferbeutel zu werfen. Für solche Gottesleugner durfte der fromm verehelichte Goliath weder Käse bereiten, noch sonstige Gefühle hegen. So weit war Benedicte mit ihrem Manne, leider war es ihr noch nicht gelungen, ihn dahin zu bringen, was die Franzosen „pratiquer" nennen; er vernachläßigte nämlich seine religiösen Pflichten immer noch in scandalöser Weise, doch Benedicte gab die Hoffnung nicht auf.

Zum Sylvestertag war's, vor der Vesper. Die Käsesiederin weilte in Saint-Claude unten in spezieller Mission des Herrn Abbé. Beim Goliath war großer Dorfklatsch los. Die Frauen und Mädchen saßen bei den leeren Näpfen und verarbeiteten die Tagesneuigkeiten mit vollen Backen. Man erzählte den Fall von Josef Maria Dalloz und der Anne-Cathérine Chavin, welche sich ohne den Segen der Kirche verheirathen wollten, unter dem Vorwand, die kirchliche Taxe von sechs Franken nicht bezahlen zu können, worauf die Frau Gräfin Bel-Hérault ihnen 100 Franken geschenkt habe, damit sie sich einsegnen ließen. Und das hatten sie denn nachher auch mit großer Andacht gethan. Dann wußte eine junge Frau, daß Hochwürden Abbé bei der Frau Bürgermeisterin eine Menge Bücher versteckt gefunden habe, welche

der heilige Index verdamme. Und darunter sei ein Buch gewesen, von einem sicheren Belot, unter dem Titel das „Feuerweib“ und darüber habe Hochwürden an den Bischof selbst referirt. Das „Feuerweib“ beschäftigte lange die Zungen. Was mochte doch dies für ein Weib sein?

— „Vielleicht eine, die's allen Männern anthut“, rief die blonde Sarotte, eine heiß-wüchsige Dirne, welche in derartigen Angelegenheiten das Wort führte und mit ihren vielversprechenden Augen und gewährenden Lippen das Ziel der geheimen sündigen Wünsche Goliath's bildete.

— „Da seid Ihr wohl auch ein Feuerweib, Sarotte?“ flüsterte der galante Käsesieder dem hübschen Mädchen zu, welches kokett auflachte.

Ja, nicht umsonst bekam die Sarotte, wenn die Bursche im Dorfe den Dirnen Maibäume vor die Fenster pflanzten, allemal einen Kirschbaum als Zeichen der Koketterie.

Die kleine, neuverheirathete Cypriane war ein nachdenkliches Weibchen. Sie meinte, das sei vielleicht so eine Geschichte von einem „Karfunkelweibe“. Das war ein rechtes Sujet für den Sylvestertag, wie wir wissen, der rechte Schlangenfängertag. Und ganz von selbst kam zum hundertsten Male die nächtliche Fahrt des Grafen Reginald und der „Pariser“ vom Sommer auf's Tapet, welche seither Gegenstand der mannigfachsten Commentare gewesen war. Eine Jede wußte etwas anderes darüber, in einem jedoch stimmten sie alle überein, daß nämlich seit jener Nacht auf Bel-Hérault droben etwas Unerklärliches vorgehe. Man hatte auch den Notar von Saint-Claude einigemal vom Schlosse kommen gesehen und zwar mit einem sehr ernsten Gesichte. Die Sarotte, welche für den jungen Grafen ein besonderes Auge und demzufolge bisweilen im Schlosse oben zu schaffen hatte oder sich wenigstens zu schaffen machte, riß darüber widerstandslos das Wort an sich und constatirte inmitten all der neugierig zusammengesteckten Köpfe, daß Graf Reginald fast nie zu Hause sei, sondern immer in den Bergen herumschweife, daß die Frau Gräfin-Mutter tagelang vor sich hinbrüte, daß Fräulein Josiane noch bleicher und stiller als sonst geworden sei, daß Mamsell Walpurgis oft verweinte Augen habe und der gute Vandel endlich vor lauter Studiren und geheimem Gram schon so mager und so grau geworden sei, wie eine Motte. Das liege da droben wie Blei auf all den Menschen und man höre kaum ein lautes Wort. Davon hatte sich die Sarotte erst vor wenig Tagen wieder selbst überzeugt.

Daß doch die Benedicte mit ihrer unzeitigen Rückkunft gerade mitten in diesen Hochgenuß von Klatsch hineinplatzen mußte! Alles stob auseinander und der Goliath möglichst weit von der Sarotte. Aber was war denn das heute? Madame Goliath, anstatt die weibliche Kundschaft mit ihrer gewohnten schnauzigen Miene anzulassen, lud dieselbe im Gegentheil ein, dazubleiben, in ihrem ganzen Wesen eine so auffallende Leutseligkeit kundgebend, daß man sich großer Dinge versehen konnte. In der That, die Käsesiederin mußte aus der frommen Stadt eine äußerst wichtige Kunde mit-

bringen, denn ihre Augen funkelten, ihre Geberden waren aufgeregt und ihre Stimme zitterte.

Und die Gäste fieberten förmlich den Dingen entgegen, die da kommen sollten. Also Benedicte war in Saint-Claude gewesen. Habe ich den Leser auch über diese Stadt gehörig erbaut? Der alte Teufelsbraten von Voltaire behauptet, es sei allda manches Hundert Ketzer zu todter Asche verbrannt worden; möglich, aber dafür ward später auch einmal der Stadt nicht übel eingeheizt und sie brannte zur guten Hälfte ab, erzählt die Chronika. Es geschah dies am 1. Messidor des Jahres VIII der „Souveränen", „Untheilbaren". Nichts geht doch über das Localwissen; doch was war das Alles im Vergleich mit dem, was gestern Abend erst in Saint-Claude passirt? Nun, laßt nur Frau Benedicte reden, die weiß es so haarklein, daß es ein Schauder ist.

Da hatte denn Madame Goliath in der Klosterstraße zu Saint-Claude eine alte Freundin, eine Wittib, welche einen Bilderladen hielt, wohlverstanden lauter fromme Bilder, schmerzensreiche Madonnen und Gekreuzigte, hochselige Märtyrer und betrübte Heilige, sowie auch die Photographien der neuesten Wunderbegnadeten und Heimgesuchten — kurz ein reich assortirtes Lager, vom colorirten Conterfei für fleißige Beichtkinder angefangen, bis zur großen Copie nach alten Meistern. Nebenbei war die Bilderhändlerin noch für die Verbreitung der Aufklärung durch Fabrication von Gebetschnüren thätig, welche massenweise nach Spanien und Griechenland gingen. Diese Frau hieß Madame Bethlehem, sie hätte nicht christlicher heißen können, der Name schon galt einer Taufe gleich, sollte sie selbst einmal Jüdin gewesen sein, was Niemand wußte. Aber Jedermann wußte, daß die Bethlehem in allen fünf Hauptpfarren und allen 109 Filialen der freiäbtlichen Stadt Saint-Claude das rechte Ohr der betreffenden Seelsorger inne hatte, bei den Parlamentswahlen des Departements eine geheime Rolle spielte und die weltliche Behörde mit ihr rechnen mußte. Sie war denn eine wahrhaftige katholische Macht, eine Stütze der Religion. Nachdem Benedicte ihre Freundin — sie betonte allemal das Wort — nach dieser Richtung hin des Breiteren charakterisirt, fuhr sie fort:

— „So komm' ich denn heute zu Ma'me Bethlehem und finde sie im Bett — ganz krank, die arme Frau. Auf der Flur draußen, da standen Euch Lakaien, echte, betreßte Lakaien von Herrschaften, und darunter der lange Nicolas von der Unterpräfektur und der Kammerdiener von Sr. hochwürdigen Gnaden dem Herrn Generalvicar, und die Alle erkundigten sich, wie es der guten Ma'me Bethlehem ginge, nachdem am frühen Morgen sich das Gerücht verbreitet, die gottesfürchtige Frau sei plötzlich erkrankt. Sie aber ließ Niemanden vor, außer mich, denn vor mir, müßt Ihr wissen, hat sie kein Geheimniß. Und so sitz' ich denn an ihrem Bett und halt ihre Hand in der meinigen, ihre heiße Hand, denn die Arme hatte das Fieber. Und wie schon ein Wort das andere gibt, da schluckt sie einen Löffel Medizin

von meiner Hand und lächelt so recht matt und sagt: „Du, Benedicte, Du sollst Alles wissen“. Mir kamen die Thränen in die Augen — hier schnäuzte sich die Erzählerin mit vollem Nachdruck — und die arme Frau erzählt mir, wie sie vor einigen Wochen in La Rixouse gewesen und gegen Abend auf dem Heimweg an der Passionskapelle zum „blutigen Stein“ eingekehrt, um ihr Gebet zu verrichten. Und da habe sie plötzlich hinter sich ein Lachen gehört, wie wenn die Teufel sich freuen, und als sie sich umgedreht, habe sie ein fremdes junges Weib hinter den Bäumen verschwinden sehen, bleich, wie der leibhaftige Tod und mit Augen, die wie Feuer brannten. Sie war ganz in Grau gekleidet, wie eine Gestalt aus Nebel und so wie Nebel verging sie auch“.

Die Käsesiederin hielt einen Moment inne; die ganze Versammlung saß wie aus Stein.

— „Das hat die arme Frau lange verfolgt“, begann darauf jene wieder, „und das Lachen hat sie immerfort in den Ohren gehabt. Da, stellt Euch vor, was passirt der Bethlehem gestern am Abend! Sie sitzt hinter ihrem Ladentisch bei der Lampe und liest im Brevier. Da geht die Thür auf und urplötzlich steht das graue, todtblasse Weib vor ihr und zieht einen Pack kleiner, gemalter Heiligenbilder aus dem Brusttuch und reicht sie der Bethlehem hin. Die nimmt die Bilder mit zitternden Händen, und wie sie einen Blick darauf wirft, da faßt sie ein Grauen und die Haare stehen ihr auf, denn sie sieht, daß die Augen der Heiligen mit Nadeln durchstochen sind . . . der stärkste Höllenzauber . . .“

— „Jesus Maria!“ zähneklapperte die ganze Gesellschaft, ein Kreuz schlagend.

— „Aber die Bethlehem hat den Glauben“, fuhr Madame Goliath triumphirend fort, „die schleudert Euch die Bilder von sich wie Feuer und packt Euch, nicht faul, wie sie ist, das Weib, die sie hat versuchen wollen, am Brusttuch und zerrt sie hin, wo das Bild des Gekreuzigten hängt und schreit: „Glaubst Du an den da oben?“ Die Bleiche aber stößt einen Schrei aus, welcher der Bethlehem durch Mark und Bein fährt, reißt sich los und ist durch die Thür verschwunden, wo gerade der Abbé Sayolle vom Kloster der Schwestern zum heiligen Geist aus Poligny eingetreten war. Die Bethlehem war in einer Ohnmacht niedergesunken und in der Nacht kam das Fieber über sie“.

Benedicte war zu Ende und genoß ihren Triumph in vollen Zügen. Selbst dem ungläubigen Goliath war die Gänsehaut aufgelaufen und er schien ganz kleinlaut. Die Frauen und Mädchen gingen nach Hause und was sie dort von der Geschichte der Madame Bethlehem erzählten, ward in unmittelbare Verbindung mit dem „Karfunkelweibe“ gebracht und lieferte solchermassen viel Gruseln für die Sylvesternacht.

Inzwischen war es Nacht geworden, und eine Schneewolke ging in rauhem Gestöber darnieder. Benedicte schloß die Fensterläden und verrie-

gelte die Thüre, denn heute Nacht ging's ja um. Dann vertiefte sie sich mit Genuß in eine Heiligengeschichte voll blutiger Martern, während Goliath sich mit nicht minderem Genuße in eine Flasche alten Schweizer Enzianschnapses vertiefte. Da plötzlich, gegen acht Uhr, wurde an die Thüre gepocht. Beide schauten sich an. Keines von Beiden wollte öffnen, endlich entschloß sich die Frau und schob mit einem Ave den Riegel zurück.... Doch im selben Augenblick hörte Goliath einen Schreckensruf und die Thür krachte wieder zu.

Benedicte aber bleich vor Entsetzen, stürzte herein und stöhnte sich wiederholt bekreuzigend:

— „Das Weib, das Weib!"

Als einige Minuten später Goliath trotz des Widerstandes seiner Frau vorsichtig den Fensterladen lüftete und hinauslugte, war Niemand da. Nur der Schnee fiel in schweren, großen Flocken nieder.

— „Schade", murmelte der Käsesieder, „hätte sie auch gern einmal gesehen. . ."

V.

Das war eine Nacht der Angst im Schlosse droben. Bis nach Mitternacht erwartete man Reginald vergebens. Die Gräfin und Josiane harrten beide im Oratorium. Sie hatten Boten mit Fackeln ausgesendet und knieeten nun beisammen und beteten. Was man sich im Dorfe unten erzählte, war richtig. Seit jener Sommernacht, wo der junge Graf auf den Schlangenfang ausgezogen, war er nicht mehr zu erkennen. Der sonst so offene, freundliche Reginald mied die Menschen, sprach Tage lang kein Wort und war Tage lang abwesend. Die Gräfin schien ihre alte Macht über den Sohn eingebüßt zu haben, denn auf ihre wiederholte strenge Rüge antwortete der junge Mann anfangs mit Schweigen, dann mit gereizten Worten. Josianen grüßte er wie immer, ruhig und mild, aber ihre Thränen sah er nicht... Vandel und Walpurgis waren zu bloßen Comparsen in seinen Augen geworden, er beachtete sie kaum und beklagten sie sich mit der herkömmlichen und auch begreiflichen Empfindlichkeit alter treuer Diener, so kehrte Reginald den Grafen heraus. Wie gesagt, er war wie ausgewechselt.

Das Oratorium der Gräfin ist halb Kapelle, halb Klosterzelle. Ueber einem geschnitzten Ebenholzbetschemel hängt eine silbergetriebene Weihbrunnmuschel und darunter ein Heiland aus vergilbtem Elfenbein auf schwarzem Sammtgrunde. Hier eine „Kreuztragung" von Morales dem „Göttlichen", dort die Murillo-Madonna mit jenen großen, süßschauernden Augen, die alle ewige Herrlichkeit geschaut. Sie hatten sich müde gebetet die Gräfin Martha und die kleine Josiane. Und nun saßen sie beisammen und das Mädchen las der Mutter des Geliebten vor mit ihrer rührenden Stimme und die strenge Frau strich dem Kinde mild die Haare aus der Stirne. Da wurden draußen Stimmen laut. Josiane stockte, sie fühlte, daß Reginald zurück sei, und warf

sich schluchzend der Gräfin in die Arme. Aber der junge Graf erschien nicht, obwohl Vandel unter Freudenthränen seine Ankunft gemeldet. Gräfin Martha wartete, dann stand sie plötzlich auf, ihre breite Stirnfalte grub sich tiefer, wie allemal bei großen Aufregungen.

— „Es muß sein, eine Erklärung endlich“, murmelte sie, aber im selben Augenblick fühlte sie sich von bittenden Armen niedergezogen, und eine thränenerstickte Stimme flüsterte:

— „Laß ihn, ich bitte Dich!“ . . . . Und die Gräfin sank zurück, den Blick stier auf den Boden geheftet. Sie schaute nicht zum allmilden Dulder empor, es war, als lähme eine geheime Schuld in ihrem Herzen den Glauben an des Herrn hohe Barmherzigkeit. Sie verzweifelte vielleicht an ihrer Würdigkeit . . .

Reginald war endlich heimgekehrt. Er schien auf's Aeußerste erschöpft und schmerzlich müde. So warf er sich im Jagdkleid auf's Bett, nachdem er vorher Wein verlangt und sich dann eingeschlossen. Alles ringsumher schien er vergessen zu haben. Was ging in dieser Nacht in seinem Innern vor? Um es zu begreifen, müßten wir wissen, wie und von wo er eben heimgekommen. Wir werden es wohl später erfahren, bis da genüge uns zu wissen, daß er Tags darauf viel ruhiger schien, aber nach kurzer Begrüßung der Damen sich wieder einschloß.

Ueber sein langes Ausbleiben in dieser Nacht gab er indeß Niemandem Auskunft und man ließ ihn gewähren, umsomehr, als einige Zeit darauf zwar die gewohnten langen Ausflüge in's Gebirg nicht aufhörten, ja sich eher noch öfter wiederholten, aber zugleich auch wieder Sonnenschein in seinem ganzen Wesen aufging. Er ward wieder umgänglicher und gesprächiger, und auf Schloß Bel-Hérault schienen bessere Tage zu winken. Es war dies eine Täuschung, in welcher vielleicht nur eine Person hell und klar sah, und diese war noch ein halbes Kind zwar, aber durch die Liebe gereift, war Josiane. Ihrem Liebesinstinct war Reginald nie so „brüderlich“ vorgekommen, als gerade in dieser letzten Zeit.

Ganz merkwürdig gereift fand unseren Helden auch der junge Baron Vidal, welcher mit Absichten auf Josiane bereits zweimal zum Besuch vorgesprochen, sich aber bald von der gänzlichen Hoffnungslosigkeit seiner Pläne überzeugt hatte. Josiane durchblickte, wie alle Leidensmenschen, die frühzeitig viel denken und zweifeln lernen, den „Freund“ ihres Bruders nach wenig Tagen und kehrte ihm den Rücken. Auch eine andere Person war in den letzten Monaten mehrere Male auf dem Schlosse erschienen, nämlich der Notar von Saint-Claude. Er hatte lange Conferenzen mit Gräfin Martha gehabt, welche dann allemal in sichtlich gedrückter Stimmung zurückblieb, obwohl sie sich die größte Mühe gab, unbefangen zu erscheinen.

Inzwischen kam wieder der Frühling. Im Kirchdorfe unten aber war etwas ganz Merkwürdiges in den Gemüthern vorgegangen. Man hatte einige für den Aberglauben seltsam ausgiebige Unglücksfälle zu verzeichnen. Leute von

blühender Gesundheit waren jäh verstorben und zwar kurz nach Sylvester, der Arzt von Saint-Claude meinte am Schlagfluß, aber man schüttelte die Köpfe. In Familien, wo früher die größte Einigkeit geherrscht, war plötzlich Zwietracht ausgebrochen, die Vernünftigen meinten, weil man sich eben ehegattlich gegenseitig auf verbotene Dinge gekommen sei, die Abergläubigen aber meinten nicht so; ein altes Madonnenbild war während des Hochamtes plötzlich vom Altare gefallen und die Frommen erschraken bis in den Tod und Alle schrieen, es müsse irgend ein böser Geist einen Zauber auf das Dorf geworfen haben, und die Benedicte war die Erste, welche den Namen des „Karfunkelweibes" aussprach. Ihr Mann war ihr in der letzten Zeit wieder sündenverstockter und widerspänstiger als sonst vorgekommen. Auch da war also ein böser Einfluß unverkennbar. Man wollte beim „Vipernfels" oben das bleiche Weib wieder gesehen haben und nun ging's von allen Seiten los: wem eine Kuh umstand, der verfluchte dies Weib, wem eine Purganz schlecht bekam, der schrieb es diesem bösen Zauber zu, wer im Würfelspiel gerupft ward, der schüttelte die Fäuste in der Richtung nach dem „Vipernfels", wer irgend einen Proceß verlor, der stieß Drohungen gegen die bleiche Hexe aus. Ihren Höhepunkt jedoch erreichte diese entsetzlich-alberne Bewegung, als sich eines Nachts ein allgemein beliebter Bursche, ein Urlauber, am See oben eine Kugel durch den Kopf jagte. Dies konnte nur die „Karfunkelschlange" gethan haben. Der Soldat war nämlich der zweite Sohn der lahmen Crescenz gewesen, der Bruder des, wie wir wissen, ebenfalls nach einem Schlangenfang in Verschollenheit gerathenen Baldus. Der gute Abbé Marjac, viel zu beschränkt, um sich selbst der ansteckenden Macht des Aberglaubens entziehen zu können, und viel zu schwach, um die allgemeine Erregung mit vernünftigen Seelsorgermitteln zu behandeln, begnügte sich, für seine Heerde zu beten und doppelten Ablaß in Aussicht zu stellen.

Die Gräfin Bel-Hérault blieb dieser Stimmung so ziemlich fern, die schwere Sorge, die seit einiger Zeit auf ihr zu lasten schien, machte sie für alles außer ihrem nächsten Gesichtskreise Liegende fast unempfindlich. Indeß war es der Mutterinstinct, welcher den Zustand Reginald's mit der „Karfunkelschlange" in Verbindung brachte. Wer weiß was geschehen konnte, vielleicht brach eine Gewaltthat auch jenen Bann, welcher den letzten Bel-Hérault umfangen hielt! . . .

* *
*

Der „Vipernfels" ist ein verrufener Ort. Einst war da eine Römerschanze gewesen und bröckelnd Gemäuer bildet heute noch gleichsam einen Zinnenkranz um die hohe jähe Schroffe, die zwischen zwei Abgründen aufgebäumt durch einen Holzsteg mit dem nach dem Kirchdorf führenden Pfade in Verbindung steht. Ein zweiter viel längerer Weg von dort führt auf der andern Seite vielfach verschlungen in's Thal. Die Leute von der Umgegend vermieden den Vipernfels, wo böser Spuck.

Den alten Balkensteg benützte kaum Jemand aus dem Dorfe. Man wählte, mußte es schon sein, lieber den viel weiteren Weg. Der „Vipernstein“ war übrigens auch noch gefährlich als riesig Schlangenbrutnest; hier hieß es, nistete im hohen Distelgestrüpp nebst den landbekannten Vipern, Ottern, Blindschleichen und grünen Eidechsen manch Natternpaar und dazu noch allerhand seltsam gräulich Gewürm, das von einem güldnen Kräutlein sich nährte und im Mondschein wie verzaubert leuchtete. Einige wollten dies Leuchten gesehen haben und vergassen es ihr Lebtag nicht.

Ganz nahe beim „Vipernstein“ lag ein gar vereinsamt Holzhaus, mit Schindeln gepanzert und gedeckt. Ein alter Wildheger hatte hier gewohnt bis zu seinem Tode. Dann wußte man längere Zeit nicht, war die Hütte bewohnt oder nicht, bis einige behaupteten, einen Klausner in des Hegers Haus gesehen zu haben, einen bejahrten Mann von sanften Mienen und mildem Blick. Im Herbste darauf hatte man in Saint-Claude und auf den Jahrmärkten zu Orgelet und Chaux-des-Crotenay hie und da einen ärmlich gekleideten, aber würdig, fast priesterhaft aussehenden Mann begegnet, der wunderschön gemalte, fromme Miniaturen um Billiges zum Verkauf anbot. Es war dies der Mann vom „Vipernstein“. Seinen Namen wußte man nicht, auch kümmerte sich weiter Niemand um den stillen, fremden Mann, der gar selten im Thale gesehen ward. Und er hieß Haëdo.

Das Häuschen war sein Eigenthum, der Heger hatte es ihm vermacht mit allem, wie es drinnen lag und stand, zwei Kugelstutzen ausgenommen, die er früher verschenkt. Seine Eigenhabe hatte der neue Inwohner selbst auf dem Rücken gebracht, ein magerer Bündel, Gepäck der Armuth, aber ein schönes Crucifix war dabei, der Generalvicar von Saint-Claude besaß kein schöneres. Dies Bild des Gekreuzigten hütete er ängstlich, betete davor und bisweilen küßte er es auch, und zwar nicht so obenhin, so lippenkühl, wie man fromm Geweihtes küßt. Fast seine ganze Zeit verbrachte Haëdo mit Malen von Christus- und Muttergotteskopfen, Heiligen und Blutzeugen des Glaubens. Auch Josef den Nährvater stellte er mit Vorliebe dar, aber nicht mit jener bestürzt einfältigen Miene, womit dieser sonst abgebildet erscheint. Manches gelang ihm so schön, daß gewiß Fra Angelico, der größte unter den frommen Miniaturisten, seine Freude daran gehabt hätte. Auch nicht übel Gold und Silber verpinselte er auf Heiligenscheine und Gnadenstrahlen. Und mit solcher Kunstfertigkeit fristete er sein vergessen Dasein.

Kaum war der Tag erwacht, so griff er schon zum Pinsel und erst mit dem letzten Abendstrahl legte er ihn weg. Da war es denn im verflossenen Sommer, daß man früh Morgens an seine Thür pochte. Und es stand ein bleiches, junges Mädchen draußen, so hinfällig, so erschöpft, daß sie sich kaum auf den Füßen zu halten vermochte. Es war ein wunderschönes Geschöpf, obschon nicht gerade sehr vortheilhaft ganz in grau gekleidet, so schön, daß Haëdo über ihrem Anblick fast vergaß, sie zum Eintreten einzuladen.

Drinnen brach sie besinnungslos zusammen. Dann kamen Tage, wo Haëdo's Pinsel ruhte; er saß am Lager der Fremden, das er in der Kammer neben hergerichtet. Da lag sie im Fieber, befremdlich schön mit ihren wunderbar strahlenden dunklen Augen, die Wangen leicht bepurpurt und dann wieder mit erschöpft geschlossenen Lidern wachsbleich und so rührend still, wie aufgebahrt. Manch seltsam verworren und doch in natürlichem Sinne deutbares Wort kreuzte, ein schwacher Blitz, ihre Fiebernacht. Doch der Alte forschte nicht, wenn das Fieber wich, er pflegte und tröstete. So genas sie in kurzer Frist und Haëdo fing wieder zu malen an und seine Madonnen waren nie wundermilder gewesen. Seltsam! Die Fremde blieb da und Haëdo hütete sich wohl, sie gehen zu heißen. Eines fragte er sie, wie sie denn heiße und sie antwortete: Claudine, mehr nicht. Es vergingen wieder einige Tage und Haëdo fragte ganz schüchtern, woher sie komme? Da blickte sie ihn ängstlich an und brach, das Gesicht mit den Händen bedeckend, in Thränen aus. Der einsame Mann bereute fast seine Frage, denn was lag ihm daran, woher sie kam, wenn sie nur dablieb. Sie zeigte keinen heitern Sinn, saß fast immer in sich gekehrt, aber seit sie da war, kam doch dem Klausner sein Leben ganz anders vor.

Sie wurden vertrauter und wie er sie „mein Kind" genannt, sagte sie ihm: „mein Vater". So glücklich schien der arme Mann noch nie gewesen zu sein. Ungefragt hatte sie dann einmal gesagt, daß sie keine Eltern, keine Heimath habe und nicht wisse wohin, worauf Haëdo meinte, sie sei ja hier zu Hause. Dann lehrte er sie kleine fromme Bilder coloriren. Anfangs zeigte sie eine auffallende Scheu, dann eine auffallende Gelehrigkeit; insbesondere waren ihr die verschollensten Heiligennamen unbegreiflich geläufig und wie unversehends verrieth sie hie und da ein so merkwürdiges hagiologisches Wissen, daß Haëdo einmal lächelnd bemerkte, sie müsse in einem Kloster erzogen worden sein. Darüber ließ sie erschrocken den Pinsel fallen. . . . .

Dies mochte den Alten denn doch befremden und eine Zeit lang zeigte er eine gewisse Zurückhaltung, welche Claudine schmerzlich zu berühren schien. Doch man sprach nicht weiter davon.

Indeß war es Winter geworden. Claudine hatte sich vollkommen an ihr neues Leben gewöhnt und suchte ihrem Freunde möglichst wenig zur Last zu fallen. Bald fand sie Gelegenheit sich dankbar zu zeigen, indem Haëdo krank wurde. Sie war es nun, welche in La Rixouse unten die kleinen Einkäufe für den Hausbedarf machte, welche der Alte bisher immer selbst besorgt hatte. Es hätte dem Kranken dabei auffallen können, daß sie stets die Abendstunden zu ihren Ausgängen wählte und sich den Kopf mit ihrem Busentuch sorgfältig verhüllte. Bald machte sich einiger Mangel fühlbar, seit Wochen feierte der Pinsel Haëdo's und Claudine hatte nur langsame Fortschritte gemacht. Doch der gute Wille schien das Talent ersetzen zu wollen, einige Bildchen gelangen ihr ganz vortrefflich. Bis spät in die Nacht malte

sie einmal bei der Lampe, während der Kranke schlummerte. Sie hatte eben einen Johannes den Täufer fertig gemacht und betrachtete mit Wohlgefallen den frischen, kräftig schönen, blonden Kopf, dessen lebenswahre Züge fast nach der Erinnerung gemalt schienen .... Und dabei lächelte sie träumerisch, als ob eine Vision vor ihrem Geiste vorüberzöge .... Sinnend nahm sie ihre Busennadel, küßte das Johannesbild und stach ihm heimlich durch Herz und Augen und küßte es wieder ..... Darauf fuhr sie erschrocken empor, warf einen scheuen Blick auf den Schlummernden und legte dann das Bild zu den Uebrigen ....

Den Tag vor Sylvester trug sie die Bilder hinab nach Saint-Claude zu Madame Bethlehem, wie ihr Haëdo angegeben. Entsetzlich verstört kam sie von dort spät Nachts zurück, ohne Bilder, ohne Geld. Der Leser weiß warum, der Klausner aber erfuhr es in dieser Nacht.

— „Mein Kind“, sprach der Kranke sich im Bette aufsetzend, „sei ohne Furcht, erleichtre endlich Dein Herz. Mein Ohr ist bereit, Dein Geheimniß zu vernehmen, es ist das Grab so mancher Bekenntnisse gewesen, denn wisse, es ist das Ohr eines Priesters ...“

Und Claudine, sich weinend am Bette niederwerfend, erzählte nun, daß sie aus dem Kloster der Schwestern zum heiligen Geist in Poligny unter dieser Verkleidung heimlich entflohen und nach mehreren Tagen Umherirrens im Gebirge endlich an diese Schwelle gekommen sei. Man habe sie nach dem Tode ihrer Eltern, die übrigens nur ihre Pflegeeltern gewesen, in's Kloster gelockt und daselbst auf Anstiften des Klosterabbé's, Herrn Sayolle, welcher ihr im Geheimen nachgestellt, mit Gewalt festgehalten. Zwei Jahre habe diese Kerkerhaft gedauert und da sollte sie denn nach diesem traurigen Noviziate, trotz ihres Sträubens, eben eingekleidet werden, als es ihr gelang, sich dem Abbé und der Einkleidung durch die Flucht zu entziehen. Diesen ihren Verfolger und Peiniger habe sie nun vor wenig Stunden im Bilderladen der Madame Bethlehem wieder begegnet, wo er sie zum Glück nicht wieder erkannt zu haben scheine. Da sei sie denn außer sich vor Schreck durch dies plötzliche Erscheinen sowohl als das unheimliche Betragen der Bilderhändlerin wie eine Wahnsinnige entflohen ...“

— „Mein Vater!“ schloß Claudine ihr Bekenntniß in herzzerreißendem Tone, „sagt mir, daß ich keine Verdammte, keine dem Bösen Verfallene bin, o, sagt es mir, ich flehe Euch an ...“

Haëdo schüttelte das Haupt, indeß ein mattes Lächeln über seine eingefallenen Züge schlich.

— „Beim Ewigen, nein, Du armes Kind“, antwortete er mit leise zitternder Stimme, „Du bist nicht verdammt. Ich spreche Dich los, ich ein Priester des Herrn und im Herrn, ich, der ich zwar selbst ein Ausgestoßener vor den Menschen, vor dem Allvergeber jedoch, der das Sühnopfer meiner Reue gnadenmild empfangen, ein Priester geblieben bin. Und so sage ich Dir im Namen des Allverzeihers, der kein Opfer

gegen sein heiliges Naturgesetz begehrt, steh' auf, Claudine, Dir ist vergeben! . . ."

VI.

Sie sind so mild schwermüthig diese stillen, einsamen Gebirgswinternächte, wenn einmal der Sturm ruht. Drinnen wachten sie heute noch lange und tauschten manch schmerzlich tröstend Wort, der Priester im Kirchenbann und die klosterflüchtige Waise. Kein Fünkchen Glut stiebt im kleinen Eisenofen, wo ehedem der Wildheger sein frugales Mahl gekocht. Sie aber merkten es nicht, sie erzählten sich. Claudine hatte indeß nicht gar viel zu erzählen. Ihre Eltern hatte sie nie gekannt; ihre Pflegeeltern waren aus dem Gexer Land; einige Jahre hatten sie in Lagny bei Paris gelebt, wo sie einen Weingarten besassen. Claudine erinnerte sich mit Freuden jener Zeit, sie war ein ausgelassenes, wildes Mädchen, aber die Pflegeeltern waren gut mit ihr. Haëdo, dessen Blick mit großer Aufmerksamkeit an den Lippen der Erzählerin hing, hatte, als sie den Ort Lagny genannt, nach dem Namen ihrer Pflegeeltern gefragt. Sie nannte ihn und der Priester schüttelte den Kopf, fast als habe er einen anderen Namen erwartet. Später, fuhr das Mädchen fort, kamen sie nach Poligny und lebten sehr zurückgezogen. Da ging's knapper und knapper im Hause und die Eltern hatten stillen Kummer, bis eines Tages Claudine mit 16 Jahren arm und allein dastand. Sie war fromm erzogen, aber nicht für's Kloster: doch hatte sie auch keine Scheu davor. Diese Scheu bekam sie erst im Kloster selbst. Das Uebrige wußte Haëdo.

Und jetzt kam die Reihe an ihn. Sein Geist schweifte in's Weite und seine Zunge schien, wie nach Jahren zum ersten Male, wieder vom Bann gelöst. Es war ein reiches Leben der Entsagung gewesen, wofür ihn die Kirche mit Acht entlohnt. Jahre lang hatte er in Paris verlebt und da ward er in schwacher Stunde sündig; darauf nahm er alles Ungemach gottergebener Seelsorge als Sühne auf sich. Sie schickten ihn in ferne Länder, nach den Colonien, wo er darbte, litt und blutete wie ein Priester des Kreuzes. Ein hartes Leben war's, meinte er in seiner sanften Weise und unser Bischof mußte sein Kreuz und seinen Ring verkaufen für . . . Brod. Dann kehrte Haëdo wieder und weil ihn die tödtliche Ferne verschont, verdarben ihn seine Feinde in der Heimath und stießen ihn aus.

— „Es war der Wille des Herrn", schloß er mit gefalteten Händen.

Die Nacht darauf sollte ganz anders sein. Haëdo litt an heftiger Gicht, seit einigen Tagen mit Fieberanfällen. Claudine, welche eine Zeit lang in der Infirmerie des Klosters verwendet worden, war nicht ohne Erfahrung mit Kranken. Sie wußte ein gutes Fiebermittel, welches die Schwestern zu Poligny den Armen auszutheilen pflegten. Gegen Abend eilte sie denn auf dem nächsten Weg nach dem Kirchdorfe hinab und klopfte an die Thüre

Goliath's, die man ihr bezeichnet hatte. Der klare Himmel hatte eine heitere, ruhige Nacht versprochen, aber bald war Claudine vom Gestöber überrascht worden. Welchen Empfang die Arme bei Benedicte gefunden, wissen wir. Nun aber erwartete sie das Schlimmste, der Heimweg. Es konnte ihr letzter Weg sein. Doch sie dachte nur an den einsamen Kranken und ihr Muth wankte nicht, aber am Ende waren es ihre Kräfte, die wankten ...

Gegen neun Uhr war's denn auch, daß Graf Reginald, der von Venduse heimgeritten kam, selbst mühsam gegen den Schneesturm ankämpfend, einen schwachen Hilferuf in seiner Nähe vernahm. Wenige Augenblicke später fand er eine weibliche Gestalt erschöpft zusammengebrochen.

Es war stockfinster und das Flockentreiben so dicht, daß selbst der Schnee nicht leuchtete. Er hob die Erschöpfte, deren Züge er nicht zu unterscheiden vermochte, auf's Pferd. Sie schien nicht sowohl erstarrt, als wie eingenickt und ließ ihn gewähren; sie ritten schweigend dahin, Brust an Brust und bald wunderbar erwärmt. Sie athmete tief auf und ihm wollte es die Brust zusammenschnüren . . .

Jetzt fiel der Wind immer matter ab und immer matter glitten die Flocken hernieder, bis die ganze stille, weiße Landschaft dem Auge offen dalag. Und auch oben ward's gemach lichter, vorwitzige Sternlein zwinkerten aus kalten Fernen, über die bisda schattenlose Fläche zogen Schatten wie leichter Rauch und der Mond schaute übers Gebirg. Das wird am Ende noch die schönste Winternacht . . .

Doch warum bäumt sich jäh auf des Grafen Roß? Reginald ist ihm plötzlich krampfhaft in die verschlafften Zügel gefahren und jetzt starrt er in zwei Augen, die er nur einmal geschaut und nicht mehr vergessen. Das edle Thier schauert und kann sich nicht beruhigen und sie klammert sich erschrocken an den Reiter . . . Zurück, um Gottes Willen, noch einen Schritt und Ihr stürzt alle drei in den Abgrund! . . . Wie sie sich instinctiv umfangen halten . . . gefahrvergessen, das kluge Thier aber steht still und Reginald taucht schaudernd den Blick über die Schroffe hinab . . .

Sie reiten zum „Vipernstein", sie hat es so gewollt. Der Reiter aber geht nebenher und führt das Pferd und sie hält sich ängstlich am Sattelknopf. Oft braucht sie Reginald's Hülfe, und dann fassen sich die Hände länger, als es die Gefahr erheischt.

Hie und da nur fällt ein Wort. Er fragt sie nicht, wie und von wannen er sie des Nachts halberstarrt im Schnee finden konnte, sie aber erzählt ungefragt von dem Kranken und dem Ziel ihres nächtlichen Ganges. Sie möchte nicht um die Welt anders erscheinen, als sie ist. Sonst fragen sie sich wenig mit Worten, mit Blicken umsomehr. Er findet im Stillen, daß es noch die schönste Winternacht geworden, und sie denkt, daß es erst gestern Abend gewesen, wo sie dem heiligen Johannes Augen und Herz mit ihrer Busennadel durchstochen, wie's die Mädchen im Kloster gethan. Es war dieselbe

Nadel, die jetzt ihr dunkles Kopftuch zusammen hielt, aus dessen Rahmen ihre reinen, hellen Züge so wunderbar verklärt hervorleuchteten.

Claudine brachte kein Heilmittel für den Kranken, ja, sie kam wohl selber krank nach Hause . . . Haëdo durfte diese Nacht wieder nicht schlafen, denn sie hatte ihm zu erzählen. Ueber die Benedicte war sie gar nicht böse und auch über Frau Bethlehem nicht mehr, sie verzieh ihnen, sie verzieh Allen, und als der Kranke, der zu all dem wie traurig-ergeben gelächelt, eingeschlummert, nahm Claudine Pinsel und Farben und malte einen „Johannes"; der bekam aber nicht die Züge des „Täufers", sondern des „Jüngers der Liebe" . . .

Wochen vergingen. Früher hatte Reginald wie Jedermann den Vipernsteg gemieden, von diesem Aberglauben aber schien er nun gründlich geheilt, ja er passirte den gefährlichen Ort sogar des Abends, und bisweilen winkte er noch einen Gruß hinüber, von wo das bleiche „Schlangenweib" dem Enteilenden lange nachschaute. An dies Weib glaubte er denn allerdings fester, als je, der Aberglaube war ihm also geblieben, und ich glaube, er hätte ihn nicht für sein Leben abgeschworen. Dem kranken Haëdo hatte es indeß nicht an Heilmittel gefehlt; auch ein Arzt war von La Rixouse drunten gekommen und wer ihn gesendet, das wußte nur Claudine. Doch der Kranke siechte fort. Da eines Tages war ein junger Waidmann im einsamen Hause eingekehrt und dann wiedergekommen. Er hatte einen schlichten Namen genannt, denselben, unter welchem ihn Claudine schon kannte. Haëdo erfuhr, daß dieser Gast derselbe junge Reiter war, der Claudine in jener Nacht vom Tode gerettet. Und der Kranke hatte ihn mit einem Dankeslächeln empfangen, dabei aber mit väterlichem Blick über die Waise gewacht, welche er als ein ihm von Gott anvertrautes Gut betrachtete. Doch, bald fand er, daß im Herzen dieses Gastes kein Verrath wohnte, in seinen Augen keine böse Lust, auf seinen Lippen kein beflecktes Wort. In stillem, gegenseitigem Vertrauen gewöhnten sie sich dann bald zu Drei, und draußen war's noch immer Winter, als sie drinnen längst schon Frühling hatten.

Und gemach kam der Sommer. Seit einiger Zeit schien des Gastes Stirne umwölkt, und einmal machte er den Vorschlag, ob es nicht sicherer sei, in La Rixouse unten zu wohnen, als hier auf der einsamen Höhe. Doch davon wollten weder der Priester noch das Mädchen etwas wissen. Der junge Mann aber drang nicht weiter in die Beiden.

Vom Vipernstein reichte der Blick weit in's Land. Hier die drei enganeinander gerückten Berge, welche Saint-Claude zu erdrücken drohen, und deren Tiefe die Bienne gen Nantua entflieht. Dort die Straße nach Besançon, ein breites Band schräg gen Nordosten gezogen, am Westhorizont die dunklen Wälder gen Clairvaux zu. Bisweilen saß hier Claudine auf dem alten Gemäuer der Römerburg und blickte träumend in's abendliche Land. Und so träumte sie heute, als plötzlich Steine neben ihr nieder-

kollerten. Bröckelte die Mauer herab? Jetzt sauste es dicht an ihrem Kopfe vorüber . . . ein Stein mit voller Wucht geschleudert, schlug in die Tiefe . . . Erschrocken springt sie auf, da sieht sie in geringer Entfernung eine Menge erhobener Arme, und hageldicht schlägt's ringsum ein . . . Am Hinterkopf fühlt sie einen dumpfen Schmerz, sie wankt, und ein wildes Gejohle gellt ihr in die Ohren:

— „Steinigt die Karfunkelhexe, werft sie hinunter!"

— „Für den Florian!"

— „Für den Lucas!"

— „Für der Crescenz ihre Buben!"

Und mit jedem Namen kommt ein wuchtiger Stein angesaust.

Einen Augenblick steht Claudine wie schreckgelähmt . . . Gilt das wirklich ihr selbst? Dann entflieht sie in tollem Entsetzen dem Hause zu. Aber heulend wirft sich ihr die Rotte entgegen:

— „Schlagt sie todt, nieder mit ihr!"

Auf der Schwelle des Hauses erscheint jetzt ein Mann, bleich und gespenstisch . . .

— „Schaut den Verstoßenen, den Teufelspriester, bei dem die Hexe wohnt!"

— „Die Crescenz kennt ihn, sie hat ihn in Orgelet unten gesehen! Nieder mit ihm!"

— „Ja, nieder mit dem Pfaffen der Hölle! Tödtet ihn! Steinigt ihn!"

Und einige der Angreifer, den hinkenden Pankraz an der Spitze, wenden sich dem Hause zu, während die Uebrigen von der Crescenz, einem hageren, unheimlich aussehenden, alten Weibe geführt, auf Claudine eindringen, welche todtbleich und blutend in's Knie gesunken, mit erhobenen Armen fleht:

— „Schont den Greis, um Gottes Barmherzigkeit willen!"

Haëdo aber erwartet unbeweglich stehend mit gefalteten Händen die Wüthenden . . . schon strecken sich die Arme nach ihm aus . . . da kracht ein Schuß, und eine Kugel reißt dem Pankraz den Hut vom Kopf und eine Stimme ertönt furchtbar:

— „Zurück, Ihr Wahnwitzigen, Ihr Mörder!"

Und Reginald steht mit einem Sprung mitten unter den Angreifern, die erschrocken auseinanderstiebend, murmeln:

— „Der Graf von Bel-Hérault."

— „Ja, der Graf von Bel-Hérault, der sich schämt Euer Landsmann zu sein, der Landsmann von feigen Mördern, die einen wehrlosen Greis und ein wehrloses Weib heimtückisch anfallen! Pfui, über Euch und Euren Aberglauben! Dies Weib hier, das „Schlangenweib", das Ihr erschlagen wolltet, ist meine Braut. Fort, sag' ich, Ihr Elenden, und wisset, wer diesem Weibe oder dem kranken Greise dort ein Haar krümmt, den schieß ich nieder, wie einen mordgierigen Wolf, so wahr ich ein Bel-Hérault bin."

— „Da ist ja der letzte Bel=Hérault auch verhext“, kreischte die wilde Crescenz, welche Claudinen von rückwärts beschlichen hatte. „Und so befrei' ich ihn vom Zauber . . .“

Und einen spitzen Stein aufraffend, wollte sie, ehe Reginald es verhindern konnte, einen Schlag nach dem Kopfe des Mädchens führen, als sie mit einem gräßlichen Aufschrei zurücktaumelte . . . . Eine Natter hatte sich um die Faust des Weibes geschlungen, als sie den Stein aufgehoben . . . Da stand sie, den Arm ausgestreckt, an welchem die pfauchende Schlange sich bäumte . . .

Entsetzt prallten die Bauern zurück, während die Crescenz mit angsttollem Geheule in wilden Sätzen entfloh . . . .

Wenige Augenblicke später war's wieder still auf dem „Vipernstein“. Claudine und Reginald knieten beim Kranken, dessen Fieberhand auf ihren Häuptern ruhte . . .

VII.

Die Vorgänge am „Vipernstein“ erfüllten die Gemüther im Kirchdorfe mit neuen abergläubischen Schrecken. Die Crescenz lag schwer darnieder, der Goliath zweifelte an ihrem Aufkommen. Die Einen erhoben großes Geschrei, daß Graf Reginald auf die Leute geschossen habe, die Andern zuckten die Achseln, und der Schulmeister meinte einfach: Gewalt für Gewalt. Der durchschossene Hut des Pankraz bildete einen Gegenstand der allgemeinsten Neugierde, man zeigte ihn in der Schenke am Tische herum und traktirte den Besitzer mit Enzianschnaps, vom Besten. Frau Benedicte spie Feuer und Flammen. Die heilige Jungfrau habe den Vogelsteller sichtlich beschützt; daß die Crescenz von einer Natter gebissen worden, könne Niemand Wunder nehmen, indem der Vipernstein ein Nest voll allerhand Gewürm sei, mit dem aber nur solche Leute gefahrlos zusammen leben konnten, die mit dem Höllischen im Bund. Sie betete denn auch für des letzten Bel=Hérault arme Seele. Dieser war spät Abends im Schloße angelangt, allein. Nach dem Vorgefallenen befürchtete er keinen zweiten Angriff auf das Haus am Vipernfels. Das Beispiel der Crescenz war wenig verlockend, und von dem Augenblicke, wo er Claudinen vor den Leuten seine Braut genannt, hielt er sie für gefeit. Besaß ja der Name Bel=Hérault immer noch etwas von seinem alten Zauber, und wo der nicht ausreichte, kam die Furcht zu Hülfe. Uebrigens hatte Haëdo das Asyl, welches ihm Reginald noch für die Nacht selbst im Schloße angeboten, mit auffallender Entschiedenheit, ja fast Schroffheit zurückgewiesen; Claudine ihrerseits wollte den Kranken nicht allein lassen, worauf Reginald nicht übel Lust gehabt, die Nacht auf dem Vipernstein zu wachen, die Befürchtung jedoch, selber dem bösen Aberglauben in Betreff Claudinens Nahrung zu bieten, obgesiegt hatte.

Gräfin Martha erwartete ihren Sohn Tags darauf im Oratorium, fest, stolz, kalt. Sie trat für das Wappen der Bel=Hérault ein, Reginald

aber stritt unter einem höheren Zeichen, die stolze Frau sollte dies bald erfahren.

Einen Augenblick standen sie sich schweigend gegenüber.

— „Man erzählt sich seltsame Vorgänge vom Vipernstein, mein Sohn", brach die Gräfin das Schweigen.

Reginald antwortete nicht.

— „Aberwitzige Dinge, wie sie in weinerhitzten Köpfen spucken"...

— „Verzeihung, meine Mutter", unterbrach der junge Graf, „diese Vorgänge mögen befremdlich und bedauerlich erscheinen, vielleicht sind sie auch entstellt worden, aber sie sind nicht erfunden."

— „Mit Ausnahme der schmachvollen Rolle, denke ich indeß, welche ein gewisser Graf von Bel-Hérault dabei gespielt..."

Reginald zuckte leise auf, doch er antwortete ruhig:

— „Diese Rolle, Madame, war sehr einfach. Dieser gewisse Graf von Bel-Hérault hat zwei wehrlose Menschen, einen Greis und ein Mädchen, gegen eine feige Mörderrotte beschützt. Die Grafen von Bel-Hérault sind vor solcher „Schmach" nie zurückgeschreckt..."

— „Ich danke für die Lection, mein Herr; damit wollen sie wohl sagen, daß jedes Weib des Schutzes eines Edelmannes werth ist, und wäre es auch die nächste beste abgefeimte Landstreicherin..."

— „Mutter!" bäumte sich Reginald auf, „Sie beschimpfen meine... Braut..."

Gräfin Martha schlug eine gelle Lache auf...

— „Wirklich? In der That? Die Bel-Hérault freien am Vipernstein? Man hatte mir's allerdings von Ihnen gesagt, aber ich konnte, ich wollte es nicht glauben. Nun dies aber, scheint es, doch so ist, was gedenken Sie zu thun? Wohl heute noch der zukünftigen Gräfin von Bel-Hérault ein Asyl hier im Schloße anzubieten?"

— „Sie, in Ansehung der Gefahr, in welcher Claudine schwebt, darum zu bitten, meine Mutter, lag allerdings in meiner Absicht", antwortete Reginald, dem Spotte der Gräfin die größte Kaltblütigkeit entgegensetzend.

— „Dacht' ich's doch", rief diese mit einem nervösen Lachen, ich bitte, sich doch nicht den geringsten Zwang anzulegen. Also Claudine heißt die Schöne? und wohin werden wir Mademoiselle Claudine logiren? Etwa in Josianen's Zimmer, mein Herr?"

— „Madame, dieser Spott..."

— „Soll ich etwa nicht lachen, soll ich Ihr Betragen ernst nehmen, mein Herr Sohn, dann versetzen Sie mich in die Lage, Ihnen zu meinem aufrichtigen Bedauern sagen zu müssen, daß Sie verrückt, total verrückt sind..."

Eine Pause trat ein.

— „Also Sie verweigern mir ein Asyl für dies arme Mädchen?" fragte nach einer Weile der Graf, sich aufraffend.

— „Ich verweise Sie in das Zimmer Josianen's, mein Herr, wo Sie fußfällige Abbitte zu leisten haben, für alles Leid, was Sie einem Engel seit Monaten durch Ihre unselige Verirrung bereitet haben."

Reginald stand unbeweglich.

— „So rührt Sie der Kummer dieses armen Kindes nicht? So sind Sie denn der einzig Blinde hier für Josianen's Leiden! Sie, der Unwürdige, für den sie sich verzehrt, für den sie sich langsam tödtet!"

— „Mutter", murmelte der junge Graf, „peinigen Sie mich nicht länger . . . ich vermag nichts für Josianen . . ."

Gräfin Martha erhob sich; sie stand hoch aufgerichtet, ihre Lippen zuckten:

— „Graf Reginald, Sie reichen innerhalb eines Monates Fräulein Josiane von Ombreuse die Hand, oder ich reiße Sie aus meinem Herzen . . ." Der junge Mann ward sehr bleich.

— „Meine Mutter", sprach er fest, „Claudine hat mein Wort, ich liebe Claudine und um den Preis eines Meineides will ich selbst die Liebe meiner Mutter nicht erkaufen."

— „Aber unglückseliger, behexter Thor", schrie die Gräfin außer sich, „hat nicht auch Josiane Dein Wort?"

— „Das Ihrige, meine Mutter, das meinige hatte sie nie. Fragen Sie Josianen selbst."

Die Gräfin sank erschöpft auf den Sessel nieder, das Gesicht mit den Händen bedeckend.

— „Meine Mutter", sprach Reginald sanft, ihre Hand ergreifend, „fassen Sie sich, ich flehe Sie an . . ."

Gräfin Martha blickte ihn mit stieren thränenlosen Augen an.

— „So muß ich Dir's denn sagen", murmelte sie die Hand ihres Sohnes krampfhaft zusammenpressend, „Du mußt Josianen heirathen, sonst sind wir Bettler . . ."

Reginald wankte . . .

Das war eine tiefschmerzliche Beichte. Ja, fast das ganze Vermögen der Bel-Hérault war verschlungen, wie in Rauch aufgegangen. Kaum eine kärgliche Jahresrente blieb ihnen. Wer war da schuldig? Reginald's vor einigen Jahren verstorbener Vater, der ein wüstes Leben, geführt und Gräfin Martha selbst, welche ihm die Mittel dazu nicht vorzuenthalten die Kraft gehabt. Und in dieser, für einen Charakter, wie ihn die Gräfin besaß, unbegreiflichen Schwäche lag ein Geheimniß. Graf Bel-Hérault Vater hatte in der Armee gedient und war fast immer abwesend gewesen. Reginald hatte ihn kaum gekannt und seine seltenen und kurzen Besuche waren dem Sohne nur dadurch im Gedächtniß geblieben, daß die Mutter jedesmal auf das Peinlichste von denselben berührt erschien. Des Grafen längste Abwesenheit war im Krimkriege gewesen. Während dieser Zeit lag einmal die Gräfin längere Zeit krank darnieder, dies war die erste Erinnerung,

welche dem Sohne aus seiner Kindheit eingeprägt geblieben. Er zählte damals zwischen fünf und sechs Jahren. Was das Kind nicht wissen konnte und auch der Jüngling nie ahnte, war, daß sein Vater bei jedem Besuch der Gräfin bedeutende Summen erpreßte. Sein Talisman war dabei ein geheimer, nicht ohne Folgen gebliebener Fehltritt Martha's — während ihr Gemal vor Sebastopol stand . . . Die Gräfin galt für ein Muster von weiblicher Tugend und Frömmigkeit, ihr Gemal besaß jedoch das Wort, welches diesen Heiligenschein insbesondere Reginald gegenüber entheiligen konnte, so erkaufte sie sein Stillschweigen mit dem größten Theile ihrer Habe. Der Graf starb in Algier. Speculationen, welche durch die Hand des Notars von Saint-Claude gingen, sollten das durch die Schuld Martha's Verschwendete wieder einbringen, aber sie schlugen fehl und der Ruin drohte . . .

Nicht alles dies konnte die Mutter dem Sohne sagen, aber genügend davon, daß ihm über die Lage kein Zweifel mehr blieb. Dennoch, — war's wirklich ein Zauber, der ihn gefangen hielt? — hatte er nicht die Kraft, Claudinen zu opfern. Eine kleine Rente blieb der Mutter, das Schloß der Väter war zu retten und für das Uebrige würde er schon sorgen. Der Jugend, die liebt, scheint ja das Arbeiten, das Erwerben so leicht. Er konnte Josianen nicht lieben, mit leerem Herzen vor die Jugendfreundin hintreten, um sich von ihr die Hände mit Gold füllen zu lassen, dies widerstrebte Reginald's vornehmem Sinn auf das Tiefste. Gräfin Martha hatte in die Heilkraft dieses letzten Mittels all ihr Vertrauen gesetzt, als Reginald sie trotzdem in seinem Entschlusse unerschüttert verließ, sank sie vernichtet auf ihren Betschemel zurück . . . .

— „Beim Gekreuzigten dort, zu welchem Du mich beten gelehrt, meine Mutter, ich kann nicht anders, ich kann Claudinen nicht lassen . . .“

Dies waren seine letzten Worte gewesen . . . .

Und die Mutter fühlte, daß der Zauber stärker war als Alles . . . .

Umsonst flehte sie zum Dulderbilde, daß er das Haus Bel-Hérault nicht in Nacht und Elend zusammenbrechen lasse. Kein Trostgedanke wollte sie heimsuchen. Lange saß sie dann in dumpfem Hinbrüten versunken, bis sie endlich das Haupt erhob. Ihr Auge funkelte. Und sie stand langsam vom Betstuhle auf und wandte ihr Antlitz ab vom Trostversager am Kreuze. Ein furchtbarer Gedanke keimte in ihrer Seele, ein Gedanke, der hier im Heiligthume nicht ausreifen durfte . . .

Sie verließ das Oratorium. Die Bel-Hérault konnten und durften nicht untergehen in Noth und Darben!

Des Nachmittags fragte sie nach ihrem Sohne; er war nach La Rixouse geritten. Dann ließ sie den Vogelsteller Pankraz holen. Er mußte ihr erzählen, wie sich's am Vipernsteg zugetragen. Sie sprachen halblaut und nur hie und da wäre ein Wort an das Ohr eines Horchers geflattert.

— „Der Vipernsteg ist alt und morsch“, meinte die Gräfin.

Darauf sagte der Vogelsteller:

— „Die Balken sind noch gut und halten, denk' ich“. . . .

— „Ihr täuscht Euch wohl, Alter“, murmelte Gräfin Martha dem Pankraz fest in sein einzig Auge blickend . . . . „Sie müssen morsch sein . . . .“

Der Vogelsteller ließ ein unheimlich Kichern hören:

— „Meinen die Frau Gräfin? Freilich, ich denk' fast auch . . . der Regen, der viele Schnee, das macht mürb', ja, sie müssen faul sein . . . .“

Und Beide schauten sich an und schwiegen eine Weile.

— „Guter Pankraz“, flüsterte dann die Mutter Reginald's, „wie war's doch mit Eurem Herzens-Florian?“

Der Alte raufte sich den kahlen Schädel . . .

Gräfin Martha nahm darauf den durchschossenen Hut des Vogelstellers in die Hand und betrachtete ihn genau, dann sprach sie leise einige Worte dem Alten in's Ohr und strich so mit der Hand über das Hohle des Hutes hin, als wollte sie sagen:

— „Gestrichen voll.“

Des Vogelstellers Auge aber warf einen Blitz. Die Gräfin mochte ihm ein „wohlgestrichenes“ Schmerzensgeld versprochen haben für das Loch im Hute, das glücklicherweise nicht weit genug klaffte, um die Hundert-Sous-stücke durchfallen zu lassen.

Nach einer Pause fuhr die Mutter Reginald's fort:

— „Pankraz, soll der letzte Bel-Hérault dem Bösen anheimfallen?“

— „Nein, Frau Gräfin, bei der armen Seele meines Florian, das soll er nicht, er hat auf mich geschossen, aber das soll er dennoch nicht . . .“

Wenige Augenblicke später war Gräfin Martha allein. Sie stand unbeweglich, den Blick stier auf den Boden geheftet . . . Im Corridor draußen aber verlor sich der schleifende Gang des Vogelstellers.

Am Abende dieses Tages konnte man dem Pankraz auf dem Wege begegnen, welcher von La Rixouse aus, also der entgegengesetzten Seite des Berges, nach dem Vipernfels führt. Hälfte Wegs an der Passionskapelle, wohin wir den Leser am Anfange dieser Geschichte geführt, hielt er an; sprach sein Gebet, tauchte seine beiden Hände in den Weihbrunnkessel und besprengte sich Gesicht und Brust mit geweihtem Wasser . . .

VIII.

Gräfin Martha war in ihrem Schlafgemach eingeschlossen, als des Abends Walpurgis an ihre Thüre pochte.

Die ehrsame Haushofmeisterin war kreideweiß im Gesicht und ihre Kniee schlotterten.

„Das Karfunkelweib steht draußen im Vorzimmer“, berichtete sie mit verlöschender Stimme, als die Gräfin geöffnet. „Ihre Augen leuchten, daß es ein Graus, und sie ist bleich wie der Tod . . .“

Auch die Mutter Reginald's erbleichte bis in die Lippen . . .

— „Sie hat einen Namen genannt“, flüsterte Walpurgis, „einen Namen, Frau Gräfin . . .“

Und die Alte stockte . . .

— „Einen Namen, in dessen Namen sie komme“, fuhr sie dann zähneklappernd fort, „und sie hält ein Kruzifix in der Hand, das Funken wirft . . .“

Gräfin Martha fühlte ihr Blut in den Adern erstarren . . .

— „Den Namen, den Namen“. . . preßte sie mühsam hervor . . .

— „Sie sagte: Mongrio . . .“

Die Mutter Reginald's konnte einen leisen Aufschrei nicht unterdrücken. Einen Augenblick wankte sie, aber dann stand sie fest und winkte Walpurgis, daß die Fremde eintrete . . .

Die Alte schlug dreimal das Kreuz und den Augenblick darauf erschien Claudine auf der Schwelle.

Ja, es war Claudine, das „Karfunkelweib“, ganz wie Walpurgis sie von der Käsesiederin hatte beschreiben hören.

Obwohl Walpurgis der Gräfin seit 26 Jahren diente, hatte sie doch nie an der Thüre gehorcht. Doch was heute vorging, war zu ungeheuerlich und überdies hatte die Fremde einen Namen genannt, dessen Geheimniß für die treue Dienerin kein Geheimniß zu sein schien. Und aus diesem Grunde horchte sie auch allein, sonst hätte sie sich in Herrn Vandel einen Mitschuldigen geholt, um wenigstens die Schande zu theilen. Aber sie kam selber nicht einmal in die Lage, sich allein zu schämen, denn nach kurzem Horchen vernahm sie, wie die Gräfin eine Thüre öffnete und wieder verschloß. Es war dies die Thüre des Oratoriums, welches mit dem Schlafzimmer in unmittelbarer Verbindung stand. Jetzt war's mit dem Horchen vorbei.

Es verstrich eine lange Zeit, eine wahre Ewigkeit für Walpurgis, welche ihren Rosenkranz schon dreimal hinauf- und wieder heruntergebetet hatte. Da schreckte sie plötzlich die Klingel empor . . .

Die Gräfin stand mitten im Schlafzimmer allein, die Fremde mochte noch im Oratorium sein. Walpurgis hatte ihre Gebieterin nie so seltsam erregt gesehen; ihre Wangen waren geröthet und sie schien geweint zu haben! Gräfin Martha geweint! Sie, die so oft sich beklagte, daß ihr Gott die Thräne versagt! Es war unerhört! Aber was jetzt die Gräfin gar noch für einen Befehl gab! Walpurgis betastete sich, ob sie nicht träume . . .

Der Befehl, kurz und bündig, lautete:

— „Walpurgis, die Fremde bleibt hier im Schloße, bereite ihr ein Zimmer!“

Die Haushofmeisterin entfernte sich keines Wortes fähig. Sie wußte nicht, was sie that, ob sie ging, stand, schwebte, ob sie überhaupt wirklich lebte . . . Da konnte denn doch nur Hexerei im Spiele sein! Während sie das Zimmer für den unheimlichen Gast in Stand setzte, erschien plötzlich Vandel an der offenen Thüre. Er stand wie ein erschrockenes Fragezeichen, aber Walpurgis wußte nicht zu antworten, umsoweniger, als ihr der gelehrte

Mann meldete, daß die Gräfin in aller Eile nach dem Pankraz geschickt habe und zugleich zwei Träger mit der Sänfte, welcher sich die Gräfin bei ihren Ausflügen zu bedienen pflegte, von des Grafen Reitknecht begleitet, nach dem Haus am „Vipernstein" abgegangen seien, um den kranken Klausner von dort in's Schloß zu holen . . .

Walpurgis ließ bei dieser Nachricht das Waschbecken aus Porzellan, welches sie eben in Händen hielt, niederfallen. Es zerschellte in tausend Stücke, aber die Alte merkte es gar nicht . . .

Auch im Hause am Vipernfels war einige Stunden früher Befremdliches vorgegangen. Der Name Bel-Hérault hatte auf Haëdo einen merkwürdigen Eindruck hervorgebracht und wäre am selben Abende Reginald nicht so ganz mit Claudine beschäftigt gewesen, hätte es ihm auffallen müssen, wie die Augen des Kranken unaufhörlich auf ihn gerichtet waren und ihn verfolgten. Natürlich merkte auch Claudine nichts davon, denn sie hatte Mühe sich von all den Schrecken des Abends zu erholen, worunter die Entdeckung, daß ihr Geliebter ein Graf, ihr nicht als der Geringste erschienen war. Doch auch diese neue Besorgniß wußte Reginald mit zärtlicher Beredtsamkeit zu zerstreuen und so schied man ruhiger, als man nach dem Geschehenen gehofft.

Claudine hatte am Hinterkopfe eine leichte Wunde von dem Steinwurf, der sie getroffen. Den ersten Verband hatte Reginald angelegt; Tags darauf that sie es selbst. Dabei mußte ihr aber der Kranke den schweren Strang ihrer Haare in die Höhe halten, weil sie mit beiden Händen beschäftigt war. Doch plötzlich ließ Haëdo die Haare fallen . . . Er hatte an Claudinen's Kopf eine haarfreie Stelle mit einer breiten Narbe entdeckt . . .

— „Du trägst hier die Spur einer alten Wunde, mein Kind", murmelte er.

— „Ein Hundebiß", antwortete das Mädchen, wie mir die Eltern sagten, als ich noch ein kleines Kind war, ich selbst kann mich dessen nicht erinnern."

— „So hattet Ihr einen Hund bei Euch in Lagny?"

— „Bei uns? Nie."

— „Claudine, mein Kind, erinnere Dich, wenn du kannst, haben Dir Deine Pflegeeltern nie gesagt, von wem sie Dich übernommen?"

— „Nie, mein Vater. Das heißt ich kann mich dunkel erinnern, daß die Mutter hie und da, wenn ich gar ausgelassen war, mir drohte: Claudine, wir werden Dich der Frau Rubenpré wieder zurückschicken und da fürchtete ich mich, ich wußte selbst nicht warum. Dann aber sagte die Mutter, daß die Rubenpré längst gestorben sei."

Haëdo hatte bei Nennung dieses Namens eine heftige Bewegung gemacht, welche Claudine seinen Gichtschmerzen zuschrieb.

— „Hast Du denn kein Zeichen von Deinen Pflegeeltern, nicht das geringste Andenken?" fragte er dann mit unsicherer Stimme."

— „Ob ich ein Zeichen habe?“ rief das Mädchen. „Und ein gutes Zeichen, mein Vater, das mich stets vor Gefahr beschützt und sich erst gestern wieder bewährt hat. Seht her!“

Und sie zog an einer dünnen Haarkette einen goldenen Reif mit einem winzigen blutrothen Körnlein aus dem Busen und küßte ihn wiederholt . . .

Haëdo aber hatte kaum einen Blick auf das Ringlein geworfen, als er vom Sturm seiner Gefühle übermannt auf die Kissen zurücksank und die Augen schloß . . .

Erschrocken faßte Claudine seine Hände, da fühlte sie Thränen auf ihre Hand niederfallen . . .

Dann aber entrang sich ein tiefer Seufzer der Brust des Kranken und er murmelte:

— „Armes Kind . . .“

Und er faßte Claudinens beide Hände und blickte ihr lange unverwandt in die dunklen, ängstlichen Augen. Es war dieser Blick ein Gemisch von solcher Wehmuth und solchem Entzücken zugleich, daß er das Mädchen gar seltsam berührte.

Darauf lag der Kranke einige Minuten ganz ruhig und seine Lippen bewegten sich wie im Gebet. Es schien ihn dies zu einem Entschluße gestärkt zu haben, denn sich aufrichtend sprach er ruhig:

— „Mein Kind, g'b Papier und Bleistift von dort her.“

Claudine gehorchte. Haëdo schrieb darauf einige Worte mit fester Hand und fuhr fort:

— „Und jetzt gib Deinen Ring! . . .“

Das Mädchen zögerte . . .

— „Gib“, wiederholte der Priester sanft drängend.

Unwillkürlich reichte sie den Reif hin, welchen Haëdo in das Geschriebene hinein legte.

— „Kind“, sprach er dann mit mildem Ernst, „versprich mir, daß, was auch geschehen möge, Du mich nie hassen wirst . . .“

— „Mein Vater!“ murmelte Claudine vorwurfsvoll, seine Hand mit Küssen bedeckend.

Und er berührte ihre Stirne mit seinen fieberheißen Lippen.

— „So, Claudine und jetzt nimm das Crucifix dort. Der Abend ist wunderschön. Geh hinunter nach Schloß Bel-Hérault und bring der Gräfin diesen Brief. Wenn sie Dich abweisen, dann zeig das Crucifix und nenne den Namen: Mongrio. Geh, meine Seele, geh . . .“

Claudine wußte selbst nicht, wie ihr zu Muthe war; sie hätte in Thränen ausbrechen mögen, Haëdo's Stimme war ruhig und fest und doch klangs drinnen so schmerzlich.

An der Thüre wandte sie sich noch einmal um, der Kranke war entsetzlich bleich . . . Mit einem Sprung stand sie an seinem Lager und einen Moment hielten sie sich umfangen . . .

— „Spute Dich, Kind“, drängte er dann, „spute Dich . . . Auf Wiedersehen . . .“

Claudine verschwand, der Greis aber sank tief erschöpft zurück. Seine Brust hob sich leise und kaum hörbar flüsterte er:

— „Armes Kind . . . wird sie Ersatz finden für den herben Verlust? Arme Claudine . . .“

Und er holte sein Brevier unter dem Kopfkissen hervor und versank ins Gebet . . .

Draußen aber strich ein Heimchen seine schwermüthige Fiedel . . .

Stunden verstrichen; es war eine schwüle Nacht, das gefiel dem Heimchen, dem fahrenden Musicus, der aus glühenden Einöden kommt, und er fiedelte lauter und lauter . . . Der Tag war doch milde gewesen, und jetzt diese drückende Luft! Röthlicher Schein dämmert hinter den Scheiben . . . ein verspätet Abendglühen, indeß schon die Nacht herab . . .

Dem Kranken perlen die schweren Schweißtropfen herab, es würgt ihm die Kehle, es dunkelt ihm vor den Augen. Nach Luft ringend springt er aus dem Bett . . . Qualm verfinstert die Stube . . . Feuer! Feuer!

Im selben Augenblicke kracht die Thür herein und eine Gestalt erscheint, unkenntlich im Rauch. Man hört nur den erstickten Ruf: „Claudine . . . Haëdo!“

— „Sie ist im Schloße unten“, keucht der Priester und ein Freudenschrei antwortet . . .

Wenige Augenblicke später flog ein Mann mit einer Last in den Armen durch das brennende Gestrüpp in mächtigen Sätzen dem Vipernsteg zu . . .

Zur selben Stunde lag Gräfin Martha vor dem Gekreuzigten auf den Knieen und betete mit überströmendem Herzen:

— „O Herr, ich danke Dir, daß Du meine Seele vor einem Verbrechen bewahrt hast . . .“

Die Sänftenträger vom Schlosse hatten den Feuerschein in der Richtung nach dem Vipernstein längere Zeit schon gesehen. Als sie oben anlangten, bot sich ihnen ein Schauspiel von grausiger Pracht. Der ganze Schlangenfels wogte in Flammen, das dürre Gestrüpp und die Distelstauden loderten hoch auf und wie sie sich krümmten und wanden war's, als bäumten sich Schlangen in der Glut . . .

Der Vipernsteg aber war hinuntergebrochen und es gähnte die Tiefe im düstren Feuerschein wie der Eingang zur Hölle . . .

Diese Nacht lag schwer auf dem Schloße Bel-Hérault. Tags darauf fand man die Leiche des letzten Bel-Hérault zerschmettert im Abgrund. Mit ihm ruhte im Tode Haëdo, oder vielmehr, um seinen wahren Namen zu nennen, Mongrio, der ausgestoßene Priester.

* *
*

Ein trüber Herbstabend. Aschgraue Nebel flattern vom Hochplateau von Septmoncel herab und umziehen das Schloß Bel-Hérault mit feuchten, schweren Schleiern. Das stolze Gemäuer ist entsetzlich still und öde, wie ein Grab. Gräfin Martha ringt mit dem Tode und es ist ein schwerer, harter Kampf. An ihrem Lager knieen hier Josiane, dort Claudine, das Kind Martha's und des Priesters . . .

Jetzt taucht aus der Thüre des Sterbezimmers ein Schatten ins Vorgemach . . . es ist Vandel. In der Mitte bleibt er stehen und spricht langsam und tonlos:

— „Die Gräfin Martha von Bel-Hérault ist todt . . ."

Dann blickt er wie ein Traumwandler mit leeren Augen ringsum, als suche er das zahlreiche Schloßgesinde von ehedem, doch er ist allein, nur Walpurgis schluchzt leise in der Ecke dort und der gespenstische Mann fährt sich über die Stirne, tritt zur großen Wanduhr und hält den Zeiger an . . .

Mitternacht. Der Name Bel-Hérault war erloschen . . .

Einige Zeit darauf fand bei den Schwestern vom heiligen Herzen in Besançon eine doppelte Einkleidung statt. Die Eingekleideten waren zwei „Schwestern mit dem todten Herzen", von denen die Eine, einst flüchtig vor dem Klosterzwang, nunmehr freiwillig zum Asyl wiederkehrte. Und sie hießen Josiane und Claudine . . .

Gedichte.

Von

Carl Egon Ritter von Ebert.

I.

An die Schwarzseher.

O ihr kleinen, stolzen Leute, wie ihr euch so fromm ereifert,
Sitte predigt hohen Tones, fremdes Thun so scharf begeifert,
Würmer sucht in jeder Blüthe, böse Geister schon in Kindern,
Lange Qualen droht den Schwachen, Strafen-Ewigkeit den Sündern!

Euern Gott, ihr seht ihn riesig, nebelhaft, in Tempelgrüften,
In der hagelschweren Wolke, in vom Blitz durchkreuzten Lüften,
In der Sündfluth harter Schickung, in Gomorrha's grausen Nöthen,
Ueb'rall, wo ihr Menschen sehet schänden, martern und zertreten.

O wie kennt ihr i h n so wenig, der so gern vergibt und schonet,
Jenen Geist, den lichten, klaren, der im blauen Aether wohnet.
Der den Frühling gibt der Erde, nur zum Heil läßt Donner rollen,
Der die Hoffnung schickt dem Kranken, und den Schlaf dem Kummervollen.

O wie kennt ihr sie so wenig, jene Werkstatt ird'scher Fehle,
Heißer Triebe, starker Kräfte Kampfplatz: eine Menschenseele!
Was in ihrer Tiefe ringet, was da ruht auf ihrem Grunde,
Habt ihr forschend nie beleuchtet, nie belauscht in trauter Stunde.

Und wie's erst in edlern Herzen, in den schönern, sich beweget,
Wie, wo ihr die Sünde wähnet, Hohes, Herrliches sich reget,
Wie ein Wollen sich gebäret, ein Empfinden sich entfaltet,
Wie ein Hochgedanke reifet, der sich kühn zur That gestaltet;

Wie im tiefgeheimen Raume Lust und Trauer Macht gewinnen,
Wie die Sehnsucht dort erblühet, ihr Geweb' die Sorgen spinnen,
Sie die Hoffnung sich erbauet, unterm Druck der Wunsch sich windet,
Wie ein Opfer sich bereitet, nimmer habt ihr das ergründet.

Hättet Ihr's, ihr wäret milder, ja ihr wagtet kaum zu ragen
Vor dem Volk, und euer strenges, kaltes Wort ihm vorzutragen,
Doch ihr starrt nur in das Dunkel, und ihr möchtet nie es lichten,
Und ihr kennet nicht die Seelen, aber wollt doch Seelen richten.

Euer Spruch, er ist ein Frevel, euer Glaub', er ist ein Zweifel,
Denn ihr glaubt nicht an den Menschen, nur an Engel oder Teufel,
Denn ihr glaubt nur an den Auswuchs, an die bösen Zwitterkeime,
Und an euch, und euer Blendwerk, und an eure finstern Träume.

Einst, am großen jüngsten Tage, sagt, wie wird es euch erschüttern,
Wenn ihr nichts vom Zähneklappern höret, und nichts seht vom Zittern,
Wenn auch die, so ihr verfluchtet, Gott, der sein Geschöpf begnadet,
Zu des Lichtes und der Liebe höchsten Seligkeiten ladet.

O wie wird es euch vernichten, seht ihr nirgend Geißeln, Schlangen,
Nirgend rothe Flammen lodern, nirgend glühnde Marterzangen,
Seht ihr vor dem Herrn im Staube Satan selbst mit den Genossen,
Und den ew'gen, allgemeinen, heil'gen Frieden abgeschlossen!

Traun, mich dünkt, ihr Qualverkünder lenkt dann aus der Sel'gen Mitte
Düstern Angesichts, im Innern grollend, seitab eure Schritte,
Unzufrieden mit dem Gotte, dessen allzu mildes Walten
Das Auto-da-fé des großen Weltgerichts euch vorenthalten.

II.

Bäume, Vögel, Träume.

1.

Bäume.

Ich wohn' in der alten Veste hier
Wie ein gefangener Ritter,
Doch nein, es wehrt ja die Aussicht mir
Kein eisernes Kerkergitter,
Ich weiß, ich kann in die Berge gehn,
Die, dicht bewaldet, so nah' mir stehn,
Als könnt' nach den grünen Wänden
Ich greifen mit den Händen.

Dort haben Bäume von jedem Rang,
Ob hoch — ob tiefher sie stammen,
Sich angesiedelt am steilen Hang,
Und leben friedlich zusammen;
Braucht auch der Eine größeren Raum,
So schützt er wieder den schlankeren Baum,
Hier pflegen sich nicht zu streiten
Die Hohen und die Breiten.

Seit Winters End' erfreut mich die Schau
Nach all den herrlichen Bäumen,
Erst waren Stämm' und Aeste noch grau,
Noch gab's kein Schwellen und Keimen,
Im alten immergrünen Gewand
Die Föhre nur und die Tanne stand,
Und in noch frischerem Lichte
Die hochaufstrebende Fichte.

Zuerst erwärmte der Sonne Schein
Den Fels und das Gerölle,
Dort zwängte der Schwarzdornstrauch sich ein
In jede lokere Stelle;
Noch eh' ein Blättchen hervor sich gestrekt,
Ist jeder Zweig schon mit Blüthen bedekt,
Sie konnten den lang erharrten,
Den Lenz nicht mehr erwarten.

Auch unten an des Baches Rand
Die fahle traurige Weide,
Die erst als Rumpf noch so öde stand,
Erscheint in neuem Kleide;
Sie ward verschnitten, und arg gestutzt,
Jetzt hat sie wieder sich aufgeputzt
Mit saftigen schimmernden Zweigen,
Die bis in's Wasser sich neigen.

Dort drüben in dem dunklen Tann
Drängt sich in dem düstren Bezirke
Allüberall, wo sie nur Raum gewann,
Hindurch die heitre Birke;

Die Hängebirke, die schönste der Schaar,
Umflossen vom langen feinen Haar,
Steht da wie im wallenden Schleier
Die Braut bei der Hochzeitfeier.

Der Lärchbaum dann, seit dem Herbst schon kahl,
Treibt seine zarte Spitzen,
Wie prächtig im blendenden Morgenstrahl
Die Nadelbüschel blitzen!
Der Lärchbaum hat das hellste Kleid
In dieser hellen Frühlingszeit,
Kein Grün von Bäumen und Sträuchen
Ist seinem zu vergleichen.

Die Pappel mit kraus verziertem Haupt
Ragt stolz am Straßengraben,
Die Eberesche, schön belaubt,
Wird bald auch Dolden haben;
Die lustige Esche plaudert schon,
Bald laut, und bald im Säuselton,
Bei'm stillsten ruhigsten Wetter
Hüpfen und tanzen die Blätter.

Bedächtig kommt die Buche nach
Dem leichteren Volk, und dem jungen,
Manch saftiges Blatt ist allgemach
Aus üppiger Knospe gedrungen;
Die Rieseneiche die stärkste Kraft,
Hält ihre Keime noch jetzt in Haft,
Soll sie Jahrhunderte weilen,
Darf sie mit dem Wachsen nicht eilen.

Noch länger säumt der Akazienbaum,
Trägt immer noch dürre Schoten,
Ihn wekten noch nicht aus dem Wintertraum
Des Lenzes laue Boten;
Aus wärmeren Zonen herübergesandt,
Scheint er, ein Fremdling doch hier zu Land,
In unsern Gauen, den kühlen,
Das Heimweh noch zu fühlen.

Doch endlich rinnt ihm wonniglich
Der Saft durch den Leib und die Glieder,
Was troken an ihm, er stößt es von sich,
Wirft alles Alte nieder;
Zu lange hat er sich schon bedacht,
D'rum eilt er vor mit aller Macht,
Zeigt plötzlich, kaum zu glauben,
So Blätter als Blüthentrauben.

Zu meinen Fenstern dringen auch
Herauf die lieblichen Düfte,
Und würzen mit ihrem süßen Hauch
Weitum die wandernden Lüfte;
Der Lenz ist da, wohin ich schau',
Die Erde grün, der Himmel blau,
Fort, fort aus den engen Räumen,
Hinaus in den Wald, zu den Bäumen!

Hinaus zu den Bäumen, die immer mir
Gleich Brüdern vertraut erschienen,
Gar viele sah ich pflanzen hier,
Und bin gewachsen mit ihnen;
Wir haben den gleichen Lebenslauf,
Sie aber streben noch kühn hinauf,
Ich, morsch, und faul im Kerne,
Bin plötzlichem Sturz nicht ferne.

Doch — keine Klage! — noch freut mich der Wald,
Hin lagr' ich mich unter der Rüster,
Horch, in den Gräsern mannichfalt
Welch heimlich leises Geflüster!
Die Wipfel rauschen, es murmelt der Bach,
Ich weiß nicht, träum' ich, oder bin wach,
Nur fühl' ich, daß, rings entfaltet,
Ein Zauber um mich her waltet.

Mir ist, als hätt' ich nie erlebt
Manch Leid, deß' ich doch mich entsinne,
Den Schmerz, daß ich oft vergebens gestrebt,
Die Qual ob verrathener Minne;

Ein Schleier ist über das Böse gerollt,
Nur dessen gedenk' ich, was lieb war und hold —
O Wald, das ist auch, wie ich merke,
Eins Deiner Wunderwerke!

2.

Vögel.

Feld, Forst und Wies' erscheinen im Glanz,
Geschmükt zum Erdenfeste,
Doch wäre die Feier nicht voll und ganz,
Es fehlte noch das Beste,
Wär' nicht, gekommen von fern und nah',
Das muntere fröhliche Völkchen da,
Dem, daß es recht leicht mag leben,
Die Schwingen wurden gegeben.

Wie schwirrt und flattert es durch die Luft,
Belebt das Thal und die Halde,
Der Finke schlägt, der Kukuk ruft,
Die Drossel pfeift im Walde,
Die Elster schwatzt, es hämmert der Specht,
Laut krächzt der Raben und Kräh'n Geschlecht,
Doch Grasmük', unten im Flieder,
Singt leise liebliche Lieder.

Die Schwalben schwingen in leichtem Zug
Unhörbar sich um die Hügel,
Bald heben sie sich zu kühnerem Flug,
Bald streift der Bach ihre Flügel;
Die Mauerschwalbe mit gellendem Schrei
Schießt wie ein Pfeil an mir vorbei,
Gleich kann sie im Weiterstreichen
Mein Aug' nicht mehr erreichen.

Jetzt stürzt vom Fels herab ein Falk,
Begierig nach sicherem Raube,
Doch diesmal fehlte der listige Schalk,
Den Krallen entschlüpfte die Taube;

Da steigt er senkrecht hoch hinauf,
Hält gänzlich inne dann im Lauf,
Bleibt, kaum sich regend, stehen,
Ein neues Wild zu ersehen.

Doch viele Vögel eilen heran,
Auch kleine, von allen Seiten,
Und die dem gefürchteten nie sonst nahn,
Sie wagen's, mit ihm zu streiten;
Es ist ja heute keine Gefahr,
Zu groß ist ihre versammelte Schaar,
Auch sehn sie Kräh'n als Genossen
Des Kampfes zu ihnen stossen.

Sie schwingen sich über den Räuber hin,
Sich ab von den Fängen zu kehren,
Sie zupfen ihn und rupfen ihn,
Er weiß sich kaum zu erwehren;
Empört ob solcher Erniedrigung,
Entreißt er mit kräftigem Flügelschwung,
Als ob er ihrer nur spotte,
Sich seiner Verfolger-Rotte.

Die Sieger eilen dem Flüchtling nach,
Ob Keiner ihn auch erreiche,
Sie zischen ihn aus ob seiner Schmach,
Ob seinem mißlungenen Streiche;
Doch plötzlich weicht von ihnen der Stolz,
Sie flüchten, so schnell sie können, in's Holz,
Ein Ruf hochher aus den Lüften
Verscheucht sie nach Höhlen und Klüften.

So schreit in gedehntem Ton ein Kind,
Gezüchtigt von Vaters Grimme,
Und so auch schallt, getragen vom Wind,
Des mächtigen Geiers Stimme;
Erst schwebt er als Punkt nur am Wolkenrand,
Senkt dann sich tiefer herab in's Land,
Umzieht in gewohnter Weise
Die Berg' in weitem Kreise.

Doch hat er, so scheint es, nichts zuort
Nach seinem Begehr gefunden,
Denn langsam zieht er weiter fort,
Ist hinter dem Wald schon verschwunden;
Da schlüpfen heraus aus ihrem Verstek
Die Aengstlichen wieder, thun jezt gar kek,
Und scheinen ob ihrem Schreken,
Einer den Andern zu neken. —

So achtet' ich Tag' und Wochen lang
Auf vieler Vögel Bräuche,
Doch plözlich verstummte Sang und Klang
Im Hain und im Gesträuche;
Die Sänger waren schon Paar und Paar,
Sie hatten Geschäft' und Sorgen; es war,
Wie andern Gatten, auch ihnen
Des Lebens Ernst erschienen.

Sie haben jezt so mancherlei
Zu suchen und zu erraffen,
Um für die erwarteten Sprossen herbei
Ein warmes Bettlein zu schaffen;
Gar gerne mag ich es mir beschaun,
Wie sie voll Eifers die Nester baun,
In Eigenart Jeder das seine,
Im Baum, im Gebüsch, im Gesteine.

Zuerst beginnen ihr künstlich Werk
Mit sondrem Geschik die Schwalben,
Sie richten klug ihr Augenmerk
Auf Bauplätz' allenthalben;
An Simsen, unter des Daches Rand,
An flacher auch, doch rauher Wand,
Kleben ihr Haus sie zusammen,
Und wissen es gut zu verrammen.

Mir unter den Fenstern sucht sich bald
In den alten bröklichen Mauern
Manch Pärchen einen geräumigen Spalt
Zum Schirm vor Regenschauern;

Bachstelz' auch fand sich dort den Raum,
Sie füllt ihn aus mit weichem Flaum,
Dort will sie sitzen und brüten,
Und später die Kindlein hüten.

Auch der gemeine Kerl, der Spatz,
Hat eine der Mauerritzen
Erobert sich als Festungsplatz,
Vor Feinden die Seinen zu schützen;
Die Ritz' ist eng, doch immer noch gut
Für solche Proletarierbrut,
Gern will sie zusammen sich pressen,
Gibts nur vollauf zu essen.

Dafür sorgt ohne Rast und Ruh'
Zur Zeit auch Vater und Mutter,
Sie fliegen wechselnd ab und zu,
Und bringen reichliches Futter,
Wenn's auch ein Körnlein Hafer nur ist,
Herausgelesen aus Pferdemist,
Der Wurm, die bauchige Spinne
Sind ganz nach der Hungrigen Sinne.

Die Schwälbelein, so weich und zart —
Schon zwitschern sie im Neste —
Bedürfen Speisen feinerer Art,
Die Eltern bringen das Beste,
In leichten Fluges eiligstem Lauf
Schnappen sie Müken und Motten auf,
Auch Larven können und Bienen
Als Lekerbissen dienen.

Frau Bachstelz' dort, das eitle Weib,
Sitzt, ihrer Klause nicht ferne,
Auf schwankem Zweig zum Zeitvertreib,
Sie schaukelt sich gar zu gerne;
Sie hebt und senkt sich mehr und mehr,
Und dreht ihr Köpfchen hin und her,
Und wedelt mit dem Schwanze,
Als schlüg' sie den Takt zum Tanze.

Jetzt aber fliegt von dem Zweig sie fort
In ganz geschäftiger Eile,
Und ist zurück am selben Ort
Gleich wieder in kleiner Weile;
Im Schnabel hält sie den Schmetterling fest,
Und wartet, bis er das Flattern läßt,
Vielleicht, weil die jungen Magen
Die frische Kost nicht vertragen.

Erst als ihr Opfer sich nicht mehr regt,
Huscht Bachstelz' in die Spalte,
Ich höre von dort, wie ein Streit bewegt
Die Jungen und die Alte;
Die Rangen alle kreischen und schrein,
Zu groß ist die Speise für Einen allein,
Doch soll sie auch Keiner missen —
Mama vertheilt die Bissen.

Still wurden die Kleinen nach lekerem Mahl,
Die Pflegerin blieb bei ihnen,
Ich sah hinab in's tiefe Thal,
Vom scheidenden Licht beschienen,
Da hielten die Schwalben den Abendflug,
Es schwirrt' ein langer, langer Zug
In letzter Tagesstunde
Rings um die Berg' in der Runde. —

Ihr glüklichen Vögel folgt nur dem Trieb,
Wißt nichts von Zwang und Gesetzen,
Thut, was euch freut, und nehmt, was euch lieb,
Ohn' ein Gebot zu verletzen;
Ihr lebt nur kurz, doch siechet nicht lang,
Heut ist euch vor dem „morgen" nicht bang,
In aller Geschöpfe Reihen
Seyd ihr die freisten der freien.

Wie uns Vernünftige stets beschränkt
Das Können, Sollen, und Müssen!
Ihr, von der Natur allein gelenkt,
Ergebt euch allen Genüssen;

Wir sind auf einen Platz gestellt,
Doch euch gehört die ganze Welt,
Wo es euch will behagen,
Dahin kann der Flügel euch tragen.

So sprach ich, hatte noch spät gewacht,
Ging dann verdrossen zu Bette; —
„Wozu die Kissen und Deken zur Nacht?
Wenn draußen ein Nest ich nur hätte!
Wie macht sich der Mensch das Leben so schwer,
Ach, daß ich ein Vogel, ein Vogel wär',
Da gäb's nicht Mühe, noch Kummer". —
Ich dacht' es, und sank im Schlummer.

3.

Träume.

Was vor dem Entschlafen ich gedacht
Voll Sehnsucht und Verlangen,
Das hatte mir wahr ein Traum gemacht,
Von dem ich ward befangen;
Kein Traum, ein Leben war es fast,
Verschwunden war mir die Körperlast,
Ich fand mich an Meeresborden,
Und war — ein Vogel geworden;

Ich wußt', ich sey ein stolzer Aar,
Der edelste Vogel von allen,
Ich hatt' ein gewaltiges Flügelpaar,
Und mächtige Fäng' und Krallen;
Mein scharfes Auge, spähend umher,
Zurück in's Land, dann über das Meer,
Konnt' auf die entferntesten Strecken
Ein Riff, ein Segel entdecken.

Vom Felsenrande schwang ich mich auf,
Flog hin ohn' alle Beschwerde,
Stieg immer höher und höher hinauf
Weit über die See und die Erde;

Schon dunkel ward's; am Horizont
Strahlte prächtig der volle Mond,
Und unten in seinen Schimmer
Zukte die Well' im Geflimmer.

Doch plötzlich fingen die Fluthen an
Zu gähren und zu schäumen,
Bald Schlünde zu öffnen, bald hoch hinan
Mit dumpfem Geheul sich zu bäumen;
Die schwärzeste Nacht brach schnell herein,
Ich hörte zeterndes Hilfeschrein,
Manch Schiff wohl mocht' an den Klippen
Zerschmettern die harten Rippen.

Was kümmerte mich dort hoch in der Luft
Der Jammer im Menschenvolke!
Ich athmete selig den Himmelsduft,
Ich schaukelte mich auf der Wolke,
Ich wiegte mich lässig hin und her,
Und ließ dann ohne Gegenwehr
Mit innerlichstem Behagen
Vom Wind mich tragen und jagen.

Ich sah mich im ersten Morgengraun
Auf einer unendlichen Fläche,
Rings war nur Sand, kein Grün zu schaun,
Auch gab's nicht Quellen und Bäche;
Drei einzelne Bäum' erhoben sich dort,
Da sucht' ich mir zum Ruhen den Ort,
Und sank mit müdem Gefieder
Auf eine Palme nieder.

Doch, kaum gestärkt, begann ich den Flug
Aus der öden traurigen Wüste,
Trieb fort und fort in raschem Zug,
Und fand bald wieder die Küste,
Und wieder lag die See vor mir,
Und wieder erfaßte mich die Begier,
Von einem Gestade zum andern
Mit frischem Muthe zu wandern.

So war ich gelangt, kaum weiß ich, wie,
Nach einem Wunderlande,
Dort ragt' ein Berg, der Feuer spie,
D'rin kocht es in ewigem Brande;
Ich mußte hinauf; hoch über dem Schlund
Sah ich hinab bis zum Flammengrund,
Doch eilt' ich bald von hinnen,
Der stikenden Gluth zu entrinnen.

Doch unten im Thal und in der Bucht
Lag Alles in goldigem Scheine,
Da glänzte die Blüthe neben der Frucht
Im duft'gen Orangenhaine,
Die Reb' umschlang den Olivenbaum,
Und trug die schwellenden Trauben kaum,
Der Last von Pfirsichen, Feigen
Mußten die Aeste sich beugen.

So purpurn sah ich der Sonne Licht
Bei'm Unter- und Aufgang nimmer,
Das Meer, den Aether so tiefblau nicht
Die Hügel in solchem Schimmer,
Auch Matten hatt' ich noch nie erblikt
So saftig grün und so buntgestikt,
Und nie in so dichtem Gewimmel
Die Stern' am nächtlichen Himmel.

Gar reitzend war's in dem schönen Port,
In diesen gesegneten Auen,
Und dennoch trieb mich die Sehnsucht fort
Nach fernen Alpengauen;
Mir däuchte, dort nur sei ich zu Haus,
Und könnte nur bei des Wildbachs Gebraus,
Am Eisfeld, in gähnenden Schlünden
Ganz glüklich und wohl mich befinden.

Und kaum daß ich das Ziel erreicht.
Der Hauch aus den Wäldern mich kühlte,
Als ich noch einmal mich so leicht,
Die Schwingen kräftiger fühlte;

Die Alpenluft, so klar und rein,
Sog ich voll Wollust gierig ein,
Auch Nebel am Morgen und Abend
Waren mir stärkend und labend.

Bald taucht' ich nieder in die Kluft,
Durchtobt von Wasserfällen,
Bald stieg' ich gerad' empor in die Luft,
Und schifft' auf Wolkenwellen,
Jetzt strich ich über den Bergsee hin,
Dann trieb mich's von Neuem, hinauf zu ziehn,
Mich über's Gebirg zu erheben,
Ja, hoch ob den Gletschern zu schweben.

Ein leerer Horst war bald entdekt
In einer Fichte Wipfel,
Die stand wie ein Ries' emporgestrekt,
Auf schroffem Felsengipfel,
Es war ein Vorsprung nur, ein Kamm,
Doch wurzelte tief in ihm der Stamm,
Und hatte seit hundert Jahren
Manch Rütteln doch schon erfahren.

Im Lager ruht' ich, schlummerte sacht,
Gebettet auf weichem Moose,
Da wekte mich mitten in der Nacht
Ein fürchterliches Getose;
Der Föhn war los, und schauervoll
Dröhnt' unaufhörliches Donnergeroll,
Ich fühlte die Ficht' erzittern,
Den Fels im Grund sich erschüttern.

Es kollerte, krachte Schlag auf Schlag,
Weit hallt' in den Bergen es wieder,
Vom Blitze ward es hell wie am Tag,
Jetzt fuhr ein prasselnder nieder,
Ich war getroffen! Die Fichte borst,
Ich stürzte gelähmt aus dem brennenden Horst
Tief in den Abgrund hinunter,
Und da — da ward ich — munter.

Ich fuhr empor, noch ganz verstört
Betäubt, und in mich verloren,
Und was ich eben kaum gehört,
Klang mir auch jetzt in die Ohren:
Es brüllten Donner und Sturm im Gemisch,
Dazu ertönte des Regens Gezisch,
Und durch dies wüste Getümmel
Flakerten Blitz' am Himmel.

Vom Bette hob ich matt mich auf,
Mich völlig zu ermannen,
Der Morgen dämmerte schon herauf,
Das Wetter zog von dannen;
Ich trat an's Fenster — da ward mir's klar,
Daß, was mir erlebt schien, Täuschung war,
Und daß ich, von ihr genesen,
Heut bin, was ich gestern gewesen.

Ich kann nicht fliegen, ich habe kein Nest,
Bin nicht gewandert in's Weite,
Doch, sitz' ich hier auch einsam fest,
Sei, was seit Wochen mich freute,
Nicht wieder aus meinem Kopfe verbannt;
Die Feder nehm' ich rasch zur Hand,
Und bring' in Vers' und Reime
Die Bäume, die Vögel, die Träume.

Burg Pürglitz im Mai 1873.

Der Fortschritt der Moral.

(Aus einem in kurzem erscheinenden Werke: „Der Fortschritt im Lichte der Philosophie Schopenhauer's und der Darwin'schen Theorie".)

Von

Emerich du Mont.

I.

Nachdem der große Naturforscher Charles Lyell alle geologischen Veränderungen auf Ursachen zurückgeführt hatte, wie die noch gegenwärtig wirkenden, und, bei der nothwendigen Annahme ungeheuerer Zeiträume, die gewaltsamen Erdumwälzungen nicht nur entbehrlich, sondern vollkommen unwahrscheinlich geworden waren, so mußte auch die Abstammung und Entwickelung der höchstorganisirten Formen aus dem älteren Unorganischen jedem denkenden Geiste wahrscheinlich erscheinen. Denn wenn schon nach Annahme der Kant-Laplace'schen Kosmogonie (oder Weltentstehungslehre) man sich dieser Ansicht kaum verschließen konnte, so wurde dieselbe nur durch Lyell noch fester gestützt und von den fatalen Zufällen und Schwankungen Cuvier'scher Katastrophen befreit. Für Denjenigen, welcher sich der Wahrheit der Lyell'schen Geologie nicht verschlossen hatte, war die Descendenztheorie Darwin's, bis in ihren äußersten Consequenzen, eine logische Nothwendigkeit, eine Forderung der Vernunft geworden. — Es ließen sich Bände füllen mit Citaten der verschiedensten Schriftsteller, welchen der Gedanke an die Abstammungstheorie lebhafter oder blässer vorgeschwebt hatte, schon lange ehe die Wissenschaft dafür eingetreten war.

Von dem römischen Dichter Ennius angefangen, welcher (200 Jahre v. Chr.) mit poetischer Entrüstung ausrief: Simia quam similis turpissima bestia nobis! — bis zu Louis Büchner herab, der in seinem Werke: „Kraft und Stoff" als letzter Prophet auftrat, der Darwin's Geburt vorhersagte, — wie viel ähnliche ausgesprochene Meinungen! Als deßhalb Darwin seinen Versuch veröffentlichte, dieses Postulat der gesunden Vernunft wissenschaftlich durch Daten und Experimente zu begründen, da jubelten diesem Gelehrten alle unbefangenen Denker zu. — Viele haben Darwin's Werke nicht gelesen, viele nur flüchtig durchblättert, Viele haben dieselben zwar gelesen, aber aus Mangel an naturwissenschaftlicher Vorbildung nicht verstanden, Viele sind auch enttäuscht worden, indem sie weniger darin fanden,

als sie erwartet hatten, und doch mußten alle diese hier Aufgezählten der Descendenztheorie beipflichten, wenn sie dieselbe unbefangenen Geistes, vorurtheilsfrei bedachten und als Nothwendigkeit erkannten. „Die generatio aequivoca (oder spontane Zeugung) ist gewissermaßen a priori gewiß, aus dem Grunde, daß Thiere aller Art wirklich d a s i n d. Woher in aller Welt sollen sie denn sonst gekommen sein, nur irgend d e n k b a r e r Weise? Was meinen denn die Herren? etwa vom Himmel gefallen? — Daß aus dem Unorganischen die untersten Pflanzen, aus dem faulenden Reste dieser die untersten Thiere, und aus diesen stufenweise die oberen entstanden sind, ist der e i n z i g e m ö g l i c h e Gedanke". (Schopenhauer.)*

Da fast alle Menschen logisch denken können, die Denkoperationen bei Allen dieselben sind, so könnte man annehmen, daß auch alle nur normal beschaffenen Geister für die Wahrheit empfänglich seien, sobald man ihnen die Prämissen zurechtschiebt und ihnen nur die leichte Mühe des Schließens bleibt. „Der gesunde Verstand — sagt Descartes** — ist das, was in der Welt am besten vertheilt ist, denn Jedermann meint damit so gut versehen zu sein, daß selbst Personen, die in allen anderen Dingen schwer zu befriedigen sind, doch an Verstand nicht mehr als sie haben, sich zu wünschen pflegen. Da sich schwerlich alle Welt hierin täuscht, so erhellt, daß das Vermögen, richtig zu urtheilen und die Wahrheit von der Unwahrheit zu unterscheiden, worin eigentlich das besteht, was man gesunden Verstand nennt, von Natur bei allen Menschen gleich ist, und daß mithin die Verschiedenheit der Meinungen nicht davon kommt, daß der Eine mehr Verstand als der Andere hat, sondern daß wir mit unserem Verstand v e r s c h i e d e n e W e g e verfolgen und n i c h t d i e s e l b e n D i n g e betrachten." Dieser Bemerkung des Cartesius könnte man nur noch hinzufügen, daß der Verstand bei Vielen fast ganz zu Hause eingesperrt bleibt, daher auch k e i n e n d e r v e r s c h i e d e n e n W e g e betreten und g a r k e i n e f e r n e r e n D i n g e betrachten kann. Daher der sogenannte H a u s v e r s t a n d: Der Wille führt im Haus das Regiment und verbietet dem Verstand sich draußen herumzutummeln. — Vor einigen Jahren, als in einem frommen Vereine die Darwin'sche Abstammungstheorie heftig angegriffen wurde, erregte ein jugendlicher Redner durch seinen entrüsteten Ausruf: „Wir w o l l e n keine Affen sein! allgemeine Heiterkeit. Die Sache hat aber auch ihre sehr ernste Seite, denn Tausende von Leuten sagen mit dem glaubensstarken Jüngling: Wir w o l l e n nichts von der Wahrheit wissen!

Die Waffen, mit welchen die ungelehrte Menge gegen Darwin kämpft, sind fast alle dem Arsenal des subjektiven W i l l e n s entnommen; — die A b n e i g u n g gegen die Schlüsse des Naturforschers, bei den Gläubigen die Unverträglichkeit seiner Theorien mit der heiligen Schrift, sind die eigentlichen Gründe, aus welchen Viele davon nichts wissen w o l l e n.

* Nachlaß III. 5. Seite 348.

** Abhandlung über die Methode.

In einer ganz anderen Lage befinden sich die Gelehrten selbst gegenüber der Darwin'schen Lehre. Wenn unter den Männern der Wissenschaft eine ansehnliche Minorität noch immer die Theorien Darwin's angreift oder verwirft, weil sie dieselben nicht für genügend begründet erachtet, die Wahrheit seiner Sätze nicht für bewiesen, ja, sogar kaum für beweisbar hält, so läßt sich kaum mit diesen Gegnern rechten. Es ist von Wichtigkeit den Umstand in's Auge zu fassen, daß es sich für die empirische Wissenschaft darum handelt, die Wahrheit auf dem Wege der Induction (nach der analytischen Methode), also a posteriori herzustellen. Bei einem solchen Vorgang kann ein Satz nur dann als wahr, als bewiesen, gelten, wenn eine überwältigende Menge von Daten und Experimenten für dessen Wahrheit Zeugniß ablegt. Diese überzeugende große Zahl von Daten, um welche es dem Fachgelehrten vorzüglich zu thun ist, fehlt nun noch allerdings, und es ist kaum abzusehen, wann diese Daten in genügender Menge zusammengetragen sein werden. —

Der deductivere Laie hält sich an die Wahrscheinlichkeit der Theorie; er wird nicht von den vielen Tauben überzeugt, welche Darwin züchtend veränderte, ohne sie doch bis nun verwandelt zu haben; der schönste Mammuthszahn verfehlt seine Wirkung auf den Ungelehrten, der größte Koprolith läßt ihn verhältnißmäßig kalt, aber die Abstammungstheorie bleibt nichtsdestoweniger für ihn gleichsam a priori gewiß, erscheint ihm fast als eine Naturnothwendigkeit.

II.

E. Häckel erklärt die Ontogenesis, oder die Entwicklung des Individuums, als eine kurze und schnelle, durch die Gesetze der Vererbung und Anpassung bedingte Wiederholung der Phylogenesis, oder der Entwickelung des zugehörigen Stammes, d. h. der Vorfahren, welche die Ahnenkette des betreffenden Individuums bilden. — Nach dieser Ansicht erscheint die Entwickelungsgeschichte des Einzelnen als eine kurzgefaßte Entwickelungsgeschichte des ganzen Stammes; auf unsere Untersuchung angewandt, tritt die Geschichte des einzelnen Menschen als eine in Schlagworten geschriebene Geschichte der ganzen Menschheit auf, und da wir von Moral nichts — außer im Menschen etwas wissen, so kann die moralische Entwickelungsgeschichte des menschlichen Individuums als eine abgekürzte Geschichte der Moral überhaupt angesehen werden.

Das Leben des Menschen fängt bekanntlich, schon vor der Geburt desselben, im Mutterleibe an, in welchem es eben die verschiedenen Metamorphosen durchwandert, auf Grund welcher Häckel die Ontogenesis mit der Phylogenesis vergleicht. — Von der einfachen Zellenstufe, welche unserer ältesten Stammmutter, der Zelle, gleicht, erhebt sich das menschliche Embryo nach und nach zur niederen Fischform, wird dann amphibienartig,

und durchläuft später verschiedene Säugethierformen, bis es endlich als Mensch geboren wird. — Nun aber verläßt ihn der Gelehrte und geht zur Phylogenesis über, um deren Parallelismus mit der Ontogenesis darzuthun. Nicht so der Moralschriftsteller, welcher nun erst sein Opfer hat, und mit demselben weitergehen muß. — Im Mutterleibe ist dem Embryo von einem gewissen Augenblicke an, eine gewisse Selbstständigkeit der Bewegung, also ein eigenthümlicher Wille nicht mehr abzusprechen; — von dieser Zeit der Kindesbewegung an, sagt die Mutter, daß ihr Kind lebe, und in der That drückt es durch diese seine Bewegung schon deutlicher einen Willen aus, während es durch Ernährung und Wachsthum nur für den Phylosophen den Willen zu werden, d. h. zu leben verkündet. — Es wäre geradezu lächerlich in diesem bewußtlosen Willen schon irgend eine Ahnung von Moral erkennen zu wollen, so wenig als wir von einer Moral der Zelle, der Fische oder Amphibien sprechen können. — Das neugeborene Kind drückt nun seinen Willen durch Schreien, sein Verlangen nach der nährenden Brust deutlicher aus, aber von Moral können wir selbstverständlich ebenso wenig beim Säuglinge reden, als bei irgend einem anderen Säugethier, welches nichts als seine Bedürfnisse kennt und diese instinktmäßig zu befriedigen sucht. — Nun kommt aber die Periode der sogenannten kindlichen Reinheit und Unschuld, in welcher die Kinder so gern von aller Welt mit Engelein verglichen werden; es wäre aber ein grobes und lächerliches Mißverständniß, diese kindliche Unschuld mit der Moral zu verwechseln; moralisch wird Keinem einfallen, ein kleines Kind zu nennen. Denn glich der Säugling erst einem unvernünftigen Thiere, so scheint das kleine Kind, welches eben sprechen lernt, vom Standpunkte der Moral, dem rohesten Wilden vergleichbar. Unschuldig ist an dem Kinde nur der Mangel an Erkenntniß, weßhalb der grenzenloseste, unverhüllteste Egoismus nicht bei diesem abstößt, sondern selbstverständlich entschuldigt wird. Nebstbei erscheint auch der böse Wille immer unschuldig, wenn sich derselbe durch die That nicht auf gefährliche Weise manifestiren kann. — Der Egoismus der Kinder äußert sich unverkennbar durch Grausamkeit und Neid. In den seltensten Fällen und meist nur auf Befehl der Mutter pflegen kleine Kinder etwas zu verschenken; — man bitte ein Kind von zwei bis drei Jahren, indem man Hunger vorschützt, um einen Theil des Backwerks, welches es eben verzehrt, und man wird höchstens ein Krümmchen erhalten; hingegen wird es alles zu haben wünschen, was ein anderes Kind besitzt, und wird es offen oder heimlich zu erlangen suchen. In diesem Alter werden Kinder, ganz ohne Mitleid, alle Hausthiere quälen, vor welchen sie sich nicht fürchten. Wenige wird es geben, welche nicht in ihrer zarten Jugend beispielsweise an Fliegen ihr grausames Spiel getrieben hätten, ein Zeitvertreib, welcher dem römischen Kaiser Domitian in vielen Geschichtswerken zum Vorwurf gemacht und als charakteristisch für seine Grausamkeit angeführt wird. — Fällt und beschädigt sich ein kleiner Spielgenosse, so wird man fast immer nur lauten

Jubel von Seite der anderen Kinder zu hören bekommen, weil eben Mitleid ohne Erkenntniß nicht möglich ist, und sich deßhalb in diesen Kleinen noch nicht entwickeln konnte.

Nun aber tritt die Erziehung heran und macht die Untersuchung der moralischen Entwickelung schwieriger. Die Macht der Erziehung ist oft ungebührlich übertrieben, oft wieder allzusehr unterschätzt worden.

Wiewohl in den Kindern anfänglich nur der nackte Egoismus zu Tage tritt, so müssen doch die Keime der Moral, gleichsam als Empfänglichkeit für die Erkenntniß der moralischen Wahrheit, als Prädisposition zum Mitleid angeboren sein, und kann deßhalb der Charakter des Kindes nicht als ein weißes Blatt betrachtet werden, auf welches Eltern oder Lehrer schreiben können, was sie nur wollen. Der Sinn für Mitleid, d. h. der moralische Sinn, das Gute im Kinde, liegt in verschiedener Menge latent im kindlichen Willen und wird durch die später erwachende Erkenntniß, sei es mit Hülfe der Erziehung im Elternhause, sei es durch die zweite Erziehung in der Welt, erst frei. Durch die besten und weisesten Lehren wird keine Herzensgüte in das Kind hineingetragen, sondern nur ermöglicht, daß der Schnee gleichsam schmelze und die gute Saat aufgehen könne, wenn eine solche unter der winterlichen Decke liegt. Die Erziehung ist für den Charakter, was für den Kranken die Arznei: wie diese Keinem das Leben rettet, dessen Krankheit zu weit vorgeschritten ist, so kann auch jene nicht das Seelenleben vor dem Untergang bewahren, wenn der Charakter für moralische Heilversuche unempfänglich ist. „Die Tugend — sagt Schopenhauer — wird nicht gelehrt, so wenig wie der Genius; ja, für sie ist der Begriff so unfruchtbar und nur als Werkzeug zu gebrauchen, wie er es für die Kunst ist. Wir würden daher eben so thöricht sein, zu erwarten, daß unsere Moralsysteme und Ethiken Tugendhafte, Edle und Heilige, als daß unsere Aesthetiken Dichter, Bildner und Musiker erweckten.“

Die sogenannte Constanz des Charakters, für welche Schopenhauer zahlreiche, unwiderlegbare Beweise beibringt, ist dennoch nur mit einem gewissen Vorbehalte anzunehmen. Der Charakter des Kindes gleicht nicht dem Charakter des Jünglings, des Mannes, des Greises. Jünglinge sind offenherzig und werden oft mißtrauisch im hohen Alter; man hat Verschwender geizig werden gesehen, Menschenfreunde sind Misanthropen, Wüstlinge sind Asketen, Freiheitsschwärmer sind Tyrannen geworden. Wie die Motive den einzelnen Willensakt, so bestimmen Erfahrungen den Charakter und verändern ihn *scheinbar* so, daß man statt Constanz geneigt wäre: Consequenz des Charakters zu sagen. — In den einzelnen Lebensperioden herrscht allerdings Constanz, da aber das Mitleid durch die Erkenntniß erst später geweckt wird, so vollzieht sich, mindestens äußerlich, eine Veränderung, für welche der Keim allerdings schon im Innersten gelegen war. Man könnte annehmen, daß zwei Menschen mit den gleichen Fähigkeiten zum Guten geboren, aber bei ganz verschiedener Erziehung, bei ganz

entgegengesetzten späteren Lebensverhältnissen, doch im männlichen Alter verschiedene Charaktere zeigen müßten; — in dem Einen könnte das Gute gewaltsam unterdrückt, im Andern jeder moralische Keim zur Reife gelangt sein. Dieser Unterschied ist aber thatsächlich nur ein äußerlicher; die wahre Moralität beider Charaktere müßte von einem gerechten Richter, welcher gleichsam die Brust der Beiden aufschließen und den Willen darin sehen könnte, als gleich erkannt werden, und wenn der Eine als Verbrecher verfolgt, der Andere als Heiliger verehrt würde. — Die großen sittlichen Abstände zwischen Mensch und Mensch drücken sich überhaupt wahrscheinlich in den Handlungen der Einzelnen weit schärfer aus, als in dem Willen und giebt es eine Durchschnittsmoralität der Menschheit, oder doch wenigstens der vorgeschrittensten Menschenrace, über oder unter welche nur äußerst selten Einer sich erhebt oder sinkt. Es ist schon oft im Predigertone, welchen wir hier nicht anschlagen wollen, behauptet worden, daß wir uns mancher guten That herzlich schämen müßten, wenn deren wahres Motiv bekannt wäre. Von allen Großthaten der Moral stammt wohl mehr als die Hälfte aus Klugheit und Eigennutz, und würde selbstverständlich um ihren Heiligenschein kommen, wenn der leitende Wille, die wahre Absicht zu Tage träte. Ganz treffend fragt auch deßhalb Laboulaye: „A condamner les gens ſur l'intention, quel homme de bien ne ſerait dix fois pendable en ſa vie?" — Wie mancher Fuhrmann oder Handwerker vielleicht ein Licht der Wissenschaft geworden wäre, wenn man ihn hätte studiren lassen, so wäre vielleicht auch, unter günstigeren Umständen, mancher Raubmörder ein großer Schlachtheld geworden, und mancher Dieb ein Ehrenmann geblieben.

Hie und da überraschen uns bei Verbrechern Züge von seltener Größe. Vor Kurzem wurde zu Nîmes in Frankreich ein Mörder hingerichtet, welcher zwar sein Verbrechen, aber um keinen Preis, auch nicht um den seiner Begnadigung, seinen Namen gestand. Aus Rücksicht für die Ehre seiner Familie, gab er deren Namen nicht der Schande preis, und wurde endlich, nachdem man alle Mittel vergebens in Anwendung angebracht hatte, ihn zum Sprechen zu bringen, als Anonymus enthauptet.

Wenn im Charakter eine sehr geringe moralische Empfänglichkeit besteht, so kann die Erziehung, und zwar je besser diese ist, möglicher Weise sogar umsomehr Schaden stiften. In einem solchen Falle bleibt gleichsam ein Ueberschuß von guter Erziehung, welchen aufzunehmen der moralische Theil des Charakters unvermögend ist, der schlechtere Wille im Menschen aber gleichsam an sich reißt, um daraus eine Tugendmaske für den Egoismus zu gestalten. Im besten Falle hingegen kann die Erziehung nicht mehr bewirken, als alle guten Keime im Charakter vollständig zur Entwickelung zu bringen.

Eigentlich besteht die ganze moralische Lehre nur in dem, in so vielen Gestalten immer wiederkehrenden Satze: daß der Egoismus keine Berechti-

gung habe und deßhalb zu unterdrücken sei. Die Tugend der Nächstenliebe, welche aus dieser Erkenntniß hervorgehen soll, läßt sich aber nicht einflößen, sondern muß von innen herausquellen. — Deßhalb ist Moralisiren so leicht, weil die äußere Erkenntniß der Moral, die Auffassung des Begriffes, dem Intellekte ungemein leicht fällt, moralisch handeln aber so schwer, weil die Keime des Guten im Willen so zart und schwach sind, daß wir es gern beim bloßen Moralisiren des Verstandes bewenden lassen.

Ohne Zweifel geht der Begriff der Moral, die äußere Erkenntniß derselben, im Allgemeinen der Moralität selbst weit voraus. Der Begriff bleibt aber, wie in der Kunst, so auch in der Moral gleich unfruchtbar. — Bei Moralphilosophen pflegt gemeiniglich die Kraft des Verstandes der Kraft des Willens weit voraus zu sein, weßhalb bei ihnen immer der Ausspruch galt: Richtet euch nach meinen Worten und nicht nach meinen Werken — Der originelle Schriftsteller Carlyle kritisirt einen französischen Encyklopädisten, welcher zwar selbst ein lockeres Leben führte, dabei aber in seinen Werken fortwährend die Tugend im Munde hatte, unablässig ausrufend: sie sei das einzige wahre Gut, sie sei herrlich, sie sei das einzig Schöne u. dgl. mehr: „Nun so beim Teufel und seiner Großmutter — fährt ihn Carlyle an — so sei doch einmal tugendhaft und halte dann das Maul!“ — Das ist nun freilich leichter gesagt als gethan. Gerade im hochentwickelten Geiste offenbart sich am häufigsten die Kluft zwischen Verstand und Charakter, welche unausfüllbar scheint, denn: „der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach!“ Auch Lichtenberg sagt: „Eine Tugend aus Vorsatz taugt nicht viel, Gefühl oder Gewohnheit ist das Ding“; — und Trollope meint, daß Löwen, welche nur durch Ideenassociation brüllen, niemals gefährliche Raubthiere seien. — Man könnte einen stattlichen Band mit den Widersprüchen füllen, welche bei den erhabensten Denkern zwischen ihren objektiven Werken und ihren subjektiven Thaten lagen: Der Stoiker Seneca bereichert sich auf habsüchtige Weise; Bacon von Verulam wird angeklagt und gesteht, als oberster Richter achtundzwanzigmal bestochen worden zu sein; J. J. Rousseau bekennt selbst, einmal gestohlen zu haben; Schopenhauer, in seiner Philosophie der größte Verächter des Daseins, flieht vor der Cholera u. s. w. ohne Ende. — Den Philosophen aber einen Vorwurf daraus zu machen, daß ihr Charakter fast nie auf der Höhe ihres Geistes stand, bleibt trotzdem immer ungerechtfertigt, weil es unbillig ist, einen Vorzug, welcher Einzelne weit über die gewöhnliche Menge erhob, zu schelten und zu verkleinern, weil ein anderer Vorzug sich nicht dazu gesellte. Die Selbsterkenntniß, welche bei ihnen darin lag, daß sie das Ideal des Lebens geistig erfassten, ohne selbst darnach leben zu können, muß immer schmerzlich gewesen sein; auch ist es leicht begreiflich, daß die Leuchte eines Denkers, die den Erdball erhellt, auch ihn selber schärfer beleuchten und dem kritischen Blicke der Menge mehr aussetzen müsse, als den, welcher Zeit seines Lebens im Schatten verborgen bleibt.

Der berühmte Satz: „Erkenne dich selbst!" könnte bestimmter lauten: „Erkenne wie schlecht du bist!" — Goethe meint zwar, daß verschiedene Sprüche der Alten, die man sich öfters zu wiederholen pflegt, eine ganz andere Bedeutung hatten, als man ihnen in späteren Zeiten geben möchte, und rechnet hieher auch den eben erwähnten Satz, welcher ursprünglich ganz einfach ausgedrückt haben sollte: „Gieb einigermaßen Acht auf dich selbst, nimm Notiz von dir selbst, damit du gewahr werdest, wie du zu deines Gleichen und der Welt zu stehen kommst. Hiezu bedarf es keiner psychologischen Quälereien: jeder tüchtige Mensch weiß und erfährt, was es heißen soll; es ist ein guter Rath, der einem jeden praktisch zum größten Vortheil gedeiht". — Wiewohl der Satz: „Erkenne dich selbst!" in dieser Bedeutung vielleicht besser als Aufschrift für das Thor einer modernen Frucht- und Mehlbörse, als für das eines antiken Tempels zu passen scheint, so mag doch immerhin der Meister mit seiner Auffassung des griechischen Geistes im Rechte bleiben; ebenso gewiß ist aber auch, daß der praktische Rath jeder ethischen Bedeutung entbehre, und daß es doch als ein moralischer Fortschritt zu betrachten sei, wenn man dem Wort: „Erkenne dich selbst!" einen tieferen und schöneren Sinn beilegt.

Wie Sokrates behauptet hatte, daß die Weisheit darin bestehe: zu erkennen, daß man gar nichts wisse, so scheint auch in der Moral die größte Einsicht auf dem Gefühl zu beruhen, daß man gar nicht tauge.— Wenn in der Weisheit der Satz gilt: „Ich bin unwissend!" so gilt als erster Satz in der Moral das Bekenntniß: „Ich bin schlecht!" und deßhalb ist die ethische Umschreibung des Wortes: „Erkenne dich selbst!" keine andere als: „Erkenne wie schlecht du bist!" Je mehr Einer weiß, desto mehr erkennt er, wie viel ihm noch zu lernen übrig bleibt, d. h. wie wenig er weiß; und je besser Einer ist, desto weiter fühlt er sich von der Vollkommenheit entfernt, d. h. desto schlechter glaubt er zu sein. — Die Legenden der Heiligen sind voll von Anfechtungen des Fleisches und des Teufels, voll von Kämpfen mit den eigenen Begierden, voll von Unzufriedenheit mit sich selbst; während derjenige, welcher sich gar nicht um Moral bekümmert, mit sich ganz zufrieden scheint, Fleisch Fleisch und Teufel Teufel sein läßt. Gerade so glaubt der Wißbegierige, daß das Leben zu kurz sei, um etwas Rechtes zu erlernen, indem, je höher er steigt, desto weiter sein Gesichtskreis sich ausdehnt, während, wer keinen Wissensdrang verspürt, sich bald befriedigt und ganz zufrieden giebt, wenn ihm die letzte Staatsprüfung den Weg zu allen Aemtern geebnet hat.

Erkenne wie schlecht du bist! Wozu nun aber eine solche Erkenntniß, die uns als bloßer Begriff nicht besser machen kann, als unsere moralischen Anlagen es gestatten? Die Beantwortung dieser Frage ist schwierig und kann nur hypothetisch gegeben werden:

Wie es in der Christenlehre heißt, daß Erwachsene, welche nicht Gelegenheit haben, das Sakrament der Taufe wirklich zu empfangen, den-

noch selig werden können durch die Begierdtaufe, welche aus einem heftigen Verlangen besteht, das Sakrament der Taufe, wenn es möglich wäre, zu empfangen, bei welchem Verlangen eine vollkommene Liebe gegen Gott und wahre Reue über die begangenen Sünden erweckt sein müsse — so können wir nach gewonnener Selbsterkenntniß, unvermögend den Willen zum Bösen zu brechen, doch gewiß dem heftigen Verlangen der Begierde offen stehen, anders zu sein, d. h. besser zu werden. Es wird demnach zu dem angeborenen Charakter, in welchem nur die vorhandenen guten Keime geweckt werden können und darüber hinaus keine Besserung möglich scheint, noch der Wunsch nach einer solchen durch Selbsterkenntniß beigesellt. Wünschen ist gleichsam ein schwächeres Wollen. („Ich möchte, ich wollte" drückt offenbar den Willen weniger energisch aus, als die bestimmte Form: „ich will!") — Dieser Wunsch kann aber im Leben nicht erreicht werden. — Nach Schopenhauer tritt durch den Tod gleichsam die Frage an das Individuum heran: „Hast du genug?" während Plato in einer schönen Allegorie am Schlusse seines „Staates" die Parze-Looſe ausschütteln läßt, unter welchen die Verstorbenen zu wählen haben, mithin bei ihm die Frage lautet: „Was willst du werden?" Bei beiden Philosophen sollen die Erfahrungen des vergangenen Lebens das nächste bestimmen, weßhalb sollte nun, wer das Gute erkannt und gewünscht hatte, sich nicht für die nächste Erdenpilgerfahrt einen moralischen Lebenslauf, mit Aufopferung aller sonstigen Lebensfreuden wählen?

Nachdem sich aber eine solche moralische Veränderung, ein solcher Fortschritt nur auf die Wiedergeburt bezieht (oder in wissenschaftlicherer Sprache: nur auf die Nachkommen vererben mag), im engbegrenzten einzelnen Leben jedoch nur ein frommer, unvermögender Wunsch bleibt, so bleibt der schon erwähnte Ausspruch aufrecht, daß der bloße Begriff der Moral sich als unfruchtbar erweist.

Umgekehrt giebt es wohl auch manchen guten Menschen mit schwachen Verstandeskräften, der sich durchaus keine Rechenschaft ablegen könnte, weßhalb er gut sei. Gute Leute werden bekanntlich ihrer Güte wegen oft für dumm gehalten, weil es ihnen auch wirklich an subjektivem Verstande, d. h. an der Klugheit gebricht, welche nur den eigenen Vortheil wahrnimmt. Sehr oft schmeichelt man aber auch umgekeht den Armen im Geiste, wenn man diese für gut, im moralischen Sinne des Wortes, hält. „Alles was den Bestrebungen irgend eines individuellen Willens gemäß ist, heißt, in Beziehung auf diesen, gut: — gutes Essen, gute Wege, gute Vorbedeutung! — das Gegentheil schlecht, an belebten Wesen böse. Ein Mensch der, vermöge seines Charakters, den Bestrebungen Anderer nicht gern hinderlich, vielmehr, so weit er füglich kann, günstig und förderlich ist, der also Andere nicht verletzt, vielmehr ihnen, wo er kann, Hülfe und Beistand leistet, wird von ihnen, in eben derselben Rücksicht, ein guter Mensch genannt —" (Schopenhauer). Dieser Erklärung beipflichtend, wird man

zugeben müssen, daß ein Mensch, sowohl aus wahrer Herzensgüte, aus Nächstenliebe, als auch oft aus Beschränktheit, aus Schwäche des Verstandes allein, nützlich oder nutzbar, gut zu brauchen sein, d. h. gut erscheinen wird. Der beschränkte Mensch wird leichter übertölpelt, mißbraucht, sein Verstand kann ihn nicht warnen, und er wird, auch ohne wahre Herzensgüte, den Anderen nützlich, wofür diese ihn gut nennen. „Täglich zu sehen — sagt Lichtenberg — wie Leute zum Namen Genie kommen, wie die Kellresel zum Namen Tausendfuß, nicht weil sie so viel Füße haben, sondern weil die Meisten nicht bis auf vierzehn zählen wollen, hat gemacht, daß ich Keinem mehr ohne Prüfung glaube". Wenn wir aber bedenken, daß die Objektivität des Geistes im Genie noch immer häufiger vorkommen mag, als die Objektivität des Willens, als welche wir die Moral bezeichnen können, so trifft der Vergleich des trefflichen Lichtenberg wohl noch besser beim Heiligen zu; denn wollte man an diesem Tausendfuß gewissenhaft immer die Füße zählen, so bliebe es wahrlich noch öfter beim ersten Namen — Kellresel! Könnte wohl sonst unser Kalender voll von Heiligen sein? Es mag darin moralische Heilige geben, aber gewiß sind mehr bloß nützlich gewesen darin, wie z. B. Karl der Große, der durch sein gutes Schwert im Dienste und zur Verbreitung des Christenthums ohne Zweifel mehr als durch Tugend die Heiligsprechung erlangte. Der Teufel muß überhaupt sehr schlechte Advokaten haben, denn es ist bekannt, daß bis jetzt noch bei keiner Kanonisation der advocatus diaboli den Proceß gewonnen hat.

Man ist nur zu geneigt, allgemein anzunehmen, daß der Verstand des Menschen zwar vielfach beschränkt sei, daß die Grenzen des Geistes gar enge gesteckt seien, die Moral hingegen häufiger vorkomme, gewissermaßen unter uns wohne. Es kann keinen größeren und gefährlicheren Irrthum geben, denn, wie schon einmal erwähnt, die Objektivität des Geistes, so selten sie auch sein mag, muß dennoch häufiger vorkommen, als die Objektivität des Willens, welche eine vollkommene Verneinung des subjektiven Willens, d. h. des Egoismus sein muß. „Wenn ein Reisender aus einem fernen Lande zurückkehrte, und uns von Menschen erzählte, die ganz verschieden von allen uns bekannten wären; die von Ehrsucht, Geiz und Rachsucht ganz frei wären; denen nur Freundschaft, Edelmuth, Opferwilligkeit für das Allgemeine als Genuß gelte, so würde man sogleich an diesen Umständen die Unwahrheit erkennen und ihn für einen Lügner erklären, und zwar so gewiß, als wenn er seine Erzählung mit Geschichten von Centauren und Drachen, Wundern und Ungeheuerlichkeiten aufgeputzt hätte". (Hume.)

In der heiligen Schrift heißt es geradezu: „Gott ist wahrhaft, jeder Mensch aber Lügner", Röm. III. 4. und noch deutlicher bei Lukas XIII. 19.: „Niemand ist gut, als Gott allein".

Trotzdem hat der Begriff: Menschlichkeit (Humanität) beinahe dieselbe Bedeutung wie: Mildthätigkeit, Barmherzigkeit (Moralität), und in der That hat diese Bedeutung des Wortes auch ihre Berechtigung:

Nachdem wir von einer Moral, außer im Menschen, nichts wissen, so ist es diese, welche ihn vorzüglich über alle anderen Geschöpfe erhebt, und von ihnen unterscheidet, und deßhalb gehört zur Idee des Menschen die Moralität, mag dieselbe auch vorerst noch so schwach entwickelt sein. Was hat man nicht schon alles als bezeichnenden Unterschied zwischen Mensch und Thier aufgestellt? Seele, Vernunft, Sprache, aufrechten Gang u. s. w., u. s. w.; ja ein französischer Autor behauptete sogar: „Boire sans soif et faire l'amour en tout temps, c'est ce qui distingue l'homme de la bête!" — In der Bedeutung des Wortes Menschlichkeit verräth sich uns jedoch der wahre Unterschied zwischen Thier und Mensch; — dieser besteht in unserem Schuldgefühl, in unserem Verständniß für die Begriffe: recht und unrecht, in unserer Erkenntniß, daß der Egoismus zu unterdrücken sei, mit einem Worte: im Erwachen der Moral.

Es ist bemerkenswerth, wie dehnbar der Werth ist, den wir selbst, je nachdem es uns eben bequem ist, dem Menschen und der höchsten Stufe, welche er in der uns bekannten Schöpfung einhält, zuerkennen. — Handelt es sich um irgend eine wahrhaft schwierige Leistung auf dem Gebiete der Moral, so kann man oft die Ausrede vernehmen, daß man eben nur ein Mensch sei; wie wenn der Mensch nicht das Höchste wäre, wovon wir überhaupt Kunde haben. Im Trauerspiel: „Kaiser Heinrich IV." von Saar läßt der Bischof von Passau dem Papste melden, daß die Priester seines Sprengels mit Murren das Edikt, welches ihnen Ehelosigkeit vorschreibt, angehört und darauf erwidert hätten: „Sie seien Menschen nur und keine Engel!" — Gregor, diese Antwort vor sich in Gedanken wiederholend, sagt:

„Sie seien Menschen nur und keine Engel —
„Menschen! Erbärmliches Geschlecht, das selbst
„Zum Inbegriff sich aller Schwäche macht!"

(I. Theil, 1. Akt, 2. Scene.)

In der That haben beide Auffassungen unseres moralischen Werthes ihre Berechtigung. Einerseits sehen wir die Moral nur im Menschen, und erheben uns durch dieses Bewußtsein weit über die anderen Stufen der Natur, andererseits erkennen wir auch: wie weit wir noch von der moralischen Vollkommenheit, vom Ideale in der Kunst des Lebens entfernt sind, und werden, durch diese zweite Erkenntniß, wieder unserer ganzen Schwäche, unseres moralischen Unwerths inne, so daß ein Jeder von uns mit dem Dichter Lamartine ausrufen könnte:

„Ni si haut, ni si bas, simple enfant de la terre!"

Im Grunde sind wir noch alle moralische Charlatans, denn wüßte man genau die letzten, eigentlichsten Triebfedern, welche uns leiten, wären unsere Herzen durchsichtig, gäbe es z. B. nur ein Jahr lang keine Lüge und Verstellung auf der Welt, so zerfiele die Gesellschaft in Atome.

Die Moral ist im Menschengeschlecht eben erst erwacht, sie reibt sich noch die Augen. Der ganze bisherige Fortschritt der Moral besteht in ihrem Erwachen.

Ungarische Poesien.

I.

An Klärchen.

Von

Franz von Verseghy.

1757—1822.

(Aus dem Ungarischen von Ludwig Dóczy.)

Dort an des Berges Fuße liegt
Ein Hügel grün, in's Thal geschmiegt,
Das Haus, das ich mir da gebaut,
Komm, sieh's, mein Klärchen traut!
Da hüpft ein heller Bach auf Kies,
Da springen Lämmer auf der Wies;
Das Haus, mein Klärchen, ist wohl klein,
Doch groß genug uns Zwei'n.

Ein starker Eichbaum treibt davor,
Da singen Vögel großen Chor,
Obstbäume stehn umher genung
Und Rosensträuche jung;
Die Sonne kann zur Thür nicht zu,
Der Wind läßt meinem Fenster Ruh,
Vor Glut geschützt, vor Frost verschont,
Bleibt, wer mit mir da wohnt.

Am Wasserfall, mit süßem Schall,
Weint eine junge Nachtigall,
Den Felsen rührt ihr Weh und Ach,
Er weint ihr's lange nach.
Hier fand ich Freud' an Einsamkeit,
Hier lebt' ich, träumt' ich manche Zeit,
Nun wär' ich herzlich gern zu Zwei'n,
So Du kehrst bei mir ein.

Hier bin ich Herr im kleinen Haus,
Froh geh' ich ein, frei geh' ich aus,
Und Abends hat das Bett mich kaum,
Lacht mir ein holder Traum.
Ich wette, wenn du's angeschaut,
Auch dir gefällt das Plätzchen traut;
Nichts fehlt ihm, als ein Weibchen fein,
Komm, Klärchen, komm! Kehr' ein!

II.

Lieder.

Von

Alexander Petöfy.

(Aus dem Ungarischen von Heinrich Littrow.)

1.

Ueberströmen will die Donau,
Hat im Ufer keinen Raum:
Auch mein Herz ist überfüllet
Die Erregung faßt es kaum;

Liebst Du mich Du Rosenknospe?
Ach ich liebe Dich so sehr!
Ja, Dein Vater, Deine Mutter
Lieben Dich unmöglich mehr.

Als wir noch beisammen waren
Liebtest Du mich innig heiß,
Damals war es warmer Sommer
Jetzt ist's Winter, kalt wie Eis.

Wenn Du mich jetzt nimmer liebest
Segne Gott Dich allzumal,
Aber wenn Du mich noch liebest
Segne er Dich tausendmal.

2.

Wie der Rosenstrauch am Hügel
Schmieg' Dich fest an meine Brust,
Flüst're mir in's Ohr: ich lieb' dich
Und ich schwärm' in Götterlust;
Sieh, dort in dem Donau-Spiegel
Blinkt die Sonne zaubrisch mild,
Ach sie spiegelt sich im Strome
Wie in meiner Seel' Dein Bild.
Was hat sich die Welt erdichtet!
Sagt ich wär' ein Atheist —
Die Verläumder sie vergessen,
Daß Du meine Gottheit bist.

III.

Lieder.

Von

Paul Gyulay.

(Aus dem Ungarischen von Ladislaus Neugebauer.)

1.

Im Ballsaale.

Ich lehn' im Saal', in mich versunken,
Die schönen Paare, jugendtrunken,
Umtanzen mich, und keines ahnet
Des Lebens Sorg', die sie nicht mahnet.
Der Klänge Lust, des Frohsinns Fluthen,
Die ihre Herzen so durchgluthen,
Sie fassen auch mich; ich denke ans Glück
Verlorener Jugend und Liebe zurück!

Auch mich erfreuten nächt'ge Feste,
Musik und Tanz, Geräusch der Gäste;
Der Lichter gold'ne Strahlengarbe,
Der Blumensträuße Duft und Farbe,
Der Frauen Liebreiz, Lächeln, Scherzen,
Der stumme Kampf in meinem Herzen;
Vorbei ist das Alles — ich denke ans Glück
Verlorener Jugend und Liebe zurück!

Ich sah sie oft in diesen Räumen,
Der all mein Sinnen galt und Träumen,
Sie schwebte hin in Anmuthschimmer,
Doch ließ für mich sie Lärm und Flimmer.
Ihr Seelenschmuck, ihr himmlisch Lieben,
Ist tief im Herzen mir geblieben.
O selige Tage! — Ich denk' ans Glück
Verlorener Jugend und Liebe zurück!

So freut sich manches Mädchen heute
Im Kreise hier, wie sie sich freute,
Des Lebens Fluch und Last und Sorgen —
Sind fern Dir, frohe Braut! Du morgen
Schon frohes Weib — nach wen'gen Jahren
Wirst Du, gleich ihr, zu Grabe fahren.
Umnachteten Sinnes, ach! denk' ich ans Glück
Verlorener Jugend und Liebe zurück!

Auch mancher Mann in diesen Paaren
Ist glücklich heut', wie ich vor Jahren,
Und wird, nach flücht'ger Tage Schwinden,
Gleich mir, verstört sich wieder finden,
Wird in dem Glanz nur Weh erblicken,
Am „Heute" nimmer sich entzücken,
Wird leben im Gestern — und denken ans Glück
Verlorener Liebe und Jugend zurück!

Verloren geht, trotz unsrer Thränen
Gar bald, was wir uns eigen wähnen;
Ach, uns're Blüth' ist rasch geknicket,
Ein Hauch nur ist's, was uns beglücket!

Doch laßt den Kelch, ihr Paare, schäumen,
Ich stör' Euch nicht mit meinen Träumen,
Auch mir thut es wohl. Ich denke ans Glück
Verlorener Jugend und Liebe zurück!

2.

Ich möchte mein Blümchen Dich nennen.

(Aus dem Ungarischen von Heinrich Littrow.)

Ich möchte mein Blümchen dich nennen
Zwei Blüten an Einem Stiel'
Wie duftende Rose und Lilie
Im reizenden Farbenspiel.
Doch Blumen sind ohne Gefühl!
Nein, nein, Du bist keine Blume,
Mein Liebchen bist Du so süß,
Das bleibe im Heiligthume
Der treuen Liebe gewiß.

Ich möchte Dich Morgenroth nennen
Das Erde und Himmel begrüßt,
Wo Freudenthräne als Perle
Des Thaues hernieder fließt.
Nein, nein, Du bist nicht der Schimmer
Der Alle bezaubert, entzückt,
Mein Liebchen bist Du für immer
Deß Liebe mich seelig beglückt.

Ich möchte mein Sternlein Dich heißen,
Das Abends im Dämmern mir lacht,
Das treu mich im Schlafe beschirmet
Mein Herzensgeheimniß bewacht:
Doch Sterne sind glänzend und kalt.
Nein, nein, Du bist nicht ein Sternlein
Mein Liebchen bist Du so süß,
Und wirst es auch ewig mir bleiben
Der treuesten Liebe gewiß.

Und dennoch sei Blume und blühe
Sei Stern und erhell' mir die Nacht
Sei Morgenroth freundlich und glühe
Bezaubernd in herrlicher Pracht.
Bethau mich mit Thränen der Lust:
Doch bleibe mein einziges Liebchen
Und sei meine Welt und mein Glück;
Ich gebe dir treu Deine Liebe
Durch die Glut meiner Seele zurück.

IV.

Gedichte.

Von

Josef Kis.

(Aus dem Ungarischen von Hugo Klein.)

1.

Der Brautkranz.

Der Brautkranz mit den halb verwelkten Blüthen
Erzählt ein lustig Märchen uns zur Stund.
Es sitzt mein junges Weib mir auf den Knieen,
Ich küss' die Aeuglein ihm, die Stirn, den Mund.

Ein Wort entflieht nur manchmal unsern Lippen,
Sowie den Vögelein im Traum ein Ton.
„Wie war so schön doch der Sermon des Priester's“ —
Sie flüstert leis': „Ich hörte nichts davon!“

„Wie war so glänzend doch der Zug der Gäste!
Wie prächtig die Karossen und wie fein!“
Auf meinen Händen fühl' ich heiße Thränen
Und sie blickt auf: „Ich sah nur Dich allein!“

2.

Ein Grab.

Irgendwo, gar weit, irgendwann, lange her,
Grub man ein Grab an der Friedhofswehr.
Längst riß schon der Sturm das Grabkreuz fort:
Nur ich weiß, wer dort ruht an dem stillen Ort —
An dem stillen Ort.

Nie war ich dort, doch hin möcht' ich ziehn,
Nie hab ich's gesehn, doch fände ich hin.
Es zeigt mir geheime Kraft den Weg,
Es sagt mir mein Herz, wo der rechte Steg —
Wo der rechte Steg.

Oh Mutter lieb, Du bist's die dort ruht
An öder Statt, nur in Gottes Hut!
Erreichte ich Müder noch diesen Ort,
Wie wollt' ich weinen am Grabe dort —
Am Grabe dort.

Ein Wort über Syrokomla.

Von

Heinrich Blumenstok.

„In das Vogelhaus gebannt, inmitten des Lärmens der Stadt, sang die Nachtigall ihre herrlichen Lieder, von Wenigen gehört, vom Getümmel des Straßenlebens übertönt. Doch die Nachtigall sang und sang immerfort, immer heftiger, klagender, herzzerreißender, sie sang unaufhörlich, denn singen muß, wer als Nachtigal zur Welt kam. Sie fühlt nicht der Kräfte Anspannung, nicht das Erlahmen der Flügel, sie ist ganz in ihr Lied versunken. Und fort und fort tobt das Wagengerassel, lärmt die Menge in den Straßen, bis der Nachtigall die Kehle berstet vom Singen. Sie, die mit ihrem Liede den Wald beherrschte, ging inmitten des Städte- und Menschen-Getümmels elend zu Grunde . . .“

Er sang das Lied von der Nachtigall und schon drei Jahre später hatte sein Herz zu schlagen aufgehört. Ein ihm geistig verwandter Dichter, der in Florenz lebende Theofil Lenartowicz verglich die Lieder des Verewigten mit „Nachtigallen, die seinen Schmerz verkündeten“. Diese Lieder waren seine steten Begleiter, folgten ihm auf allen Pfaden und mahnten ihn auf Schritt und Tritt, daß er nur Gast auf Erden sei, wo keine dauernde ungetrübte Freude seiner harre. Immer und immer sang er seine Lieder, bis sie den Sänger tödteten, und die Menschheit eines ihrer besten Söhne beraubt wurde . . . . .

Wir haben es unternommen von einem Dichter zu sprechen, der an Glanz dem bekannten dichterischen Dreigestirn in der polnischen Literatur weit nachsteht, und unsere Aufgabe erscheint uns um so schwieriger, als wir — mit Ausnahme zweier von Hanns Max * uns mit liebenswürdiger Bereitwilligkeit zur Verfügung gestellten Gedichte — gar keine deutsche Uebersetzung der Werke Syrokomla's besitzen und somit die Leser nicht auf dieselben — zur Bekräftigung unserer Auffassung verweisen können. Syrokomla

* Sectionsrath Baron Päumann.

ist einer jener idealen Geister, dessen hoher Sinn immer zu Tage getreten wäre, in welcher Lebensstellung er sich auch immer befunden hätte, der Dichter auch dann gewesen wäre, wenn er keine Gedichte geschrieben hätte. Abgesehen von seinen Dichtungen, ist Syrokomla als Mensch mit all' seinem Sinnen und Trachten, mit seinem Ringen nach der Wahrheit und dem Zerschellen an der Wirklichkeit, eine derart einnehmende und fesselnde Erscheinung, daß es wol verlohnte, die seinen Werken von der Sprache gezogenen Schranken zu erweitern.

Ludwig Kondratowicz — so hieß der Dichter, er schrieb jedoch unter dem Pseudonym Ladislaus Syrokomla, welch' letzterer Name sich in der polnischen Literatur das eigentliche Bürgerrecht erworben hat — ward als der Sohn eines Pächters einer kleinen Besitzung in Lithauen am 17. September 1823 geboren, ein Jahr nach dem Erscheinen der ersten Gedichte Mickiewicz's. Trotz der materiell drückenden Lage, in welcher sich die Eltern und Geschwister befanden, verlebte er seine Knaben- und Jünglingsjahre in so angenehmer Weise, daß er bis zu seinem letzten Athemzuge in den Erinnerungen der Vergangenheit schwelgte. Wie er es in einer seiner Dichtungen schildert, führte sein Vater auf dem Gute, welches er verwaltete, ein partriarchalisches Regiment. Er liebte die Bauern, sie verehrten ihn wie ein höheres Wesen, und beugten betrübt ihr Haupt, als er nach 35jährigem Aufenthalte einem andern Pächter weichen mußte, der einen höhern Pachtschilling geboten hatte. Das Dorfleben, der Verkehr mit den schlichten Landleuten, der Besuch der Schulen und die Heimkehr während der Ferien boten dem jungen Syrokomla wenig Abwechslung und Zerstreuung, aber um so mehr innere Befriedigung und dem künftigen Dichter und Verehrer des Landvolkes und Landlebens einen unerschöpflichen Quell für seine Werke; der Birnbaum im Dorfe, das verfallene Kirchlein, der dahinfließende Bach, das väterliche Gehöfte — bei diesen Bildern weilte sein Gemüth mit Vorliebe. Diese Ruhe und Zufriedenheit seiner Jugend konnte er in den Jahren der Reife nimmer finden.

So oft er in seinem vollen Mannesalter am Ostersonntage eine Kirche betrat und das Alleluja! hörte, füllten sich seine Augen mit Thränen, denn vor ihm stand das Bild der fröhlichen Jugendzeit, als er zum ersten Male mit verständiger Aufmerksamkeit diesem Kirchengesange folgte. Syrokomla trieb förmliche Abgötterei mit seiner Vergangenheit, weil er sich verlassen und unglücklich in der Gegenwart fühlte. Die Pietät für die Schulzeiten war eine besonders große. Seine „Erzählungen des Johann Dęboróg" lassen den Leser ein Bild des Wechselverkehres zwischen Lehrern und Schülern ahnen, wie es kaum schöner gedacht werden kann, ein Bild der väterlichen Sorgfalt um das Wohl der Schüler und der kindlichen Verehrung und blinden Ergebenheit für die Lehrer. Man fühlt sich unwillkürlich mit dem Dichter auf die Schulbank versetzt, wenn er seiner Phantasie die Zügel schießen läßt und die Gestalten seiner Lehrer und Meister aus dem Grabe heraufbeschwört, um vor ihnen sein Herz auszuschütten.

Wie gerne möchte der Dichter vor dem greisen Lehrer in das Knie sinken und gleich einem Kinde sich beklagen, daß es ihm in der Schule so wohl erging, und jetzt auf der Welt so schlecht ergehe . . Ihr würdet — apostrophirt Syrokomla seine ehemaligen Lehrer — Euren einstigen Liebling nicht mehr erkennen. Er war ein Kind — heute ist sein Antlitz von Leiden gefurcht, er war gläubig, die Welt hat ihn zweifeln gelehrt; er war einer der besten Schüler, heute wird er von den Wellen des unergründlichen Wissensstromes hin und her geworfen, heute weiß er, daß er nicht die ersten Buchstaben der Weisheit verstehe. Es giebt fast keine Stelle in dieser poetischen Schilderung der Jugend-Erlebnisse, in welcher die elegische Stimmung des Dichters nicht zum Durchbruche käme. Die Welt scheint ihm alt geworden, das Augenlicht geblendet zu sein, das Blut im Herzen viel zu langsam zu pulsiren, das Gute bereite geringe Freude, das Böse geringen Schmerz. Der Dichter frägt, was aus all' seinen Jugendgefährten geworden, die zu so stolzen Hoffnungen und Erwartungen berechtigten? Alle schwelgen in irdischen Genüssen, Alle haben Lebensziele erfaßt, die das in sie gesetzte Vertrauen als trügerisch erweisen. Und wieder müssen Thränen fließen um so viele verlorne Hoffnungen. Den Dichter quälen Zweifel über des Menschen Ziel und Schicksal, die Seele wird von Ungewißheit gefoltert, die das Wissen weder zu lösen, noch zu bekämpfen vermag, er weiß nicht, was er verehren und was er verachten soll, und in solchen Momenten empfindet er Sehnsucht nach den Glauben, nach den Hoffnungen der Schule, nach dem Glauben an die Weisheit der Lehrer.

Diese kindliche Naivetät, diesen idealen Sinn hatte sich Syrokomla bis an sein Lebensende bewahrt. Diese Welt und jene Welt, die in seiner Brust lebte, hatten wenig Berührungspunkte. Als wenn er auf Erden nur ein früheres besseres Leben fortträumen und nur als Fremdling unter den Menschen weilen würde, beurtheilte er Alles von einem höheren sittlichen Standpunkte: er sah in den Menschen, bevor er sie erkannte, ein Ideal, beklagte sich bitter, daß ihm Enttäuschung widerfuhr und verfiel naturgemäß in eine allzugroße Härte in seinen Aussprüchen über Vieles und Viele, da er mit der Erkenntniß menschlicher Fehler, Schwächen und Leidenschaften zugleich den Glauben an die Menschheit verlor.

Dem Wunsche seines Vaters folgend, bewarb sich der junge Syrokomla im Beginne der Vierzigerjahre um eine Anstellung, die ihn zu versorgen im Stande wäre. Als fürstlich Radziwill'scher Archivbeamter vertiefte er sich in das Studium alter Urkunden, um die Vergangenheit des Volkes, dem er entstammte und für das er in heißer Liebe entbrannt war, kennen zu lernen. In den Archiven des Fürsten Radziwill sammelte er vieles Material für seine spätern Arbeiten. Für die Dauer konnte ihn das Amt nicht fesseln. Ein zu jener Zeit von ihm verfaßtes, in einem Warschauer Blatte veröffentlichtes lyrisches Gedicht „Der Postillon“ mit volksthümlichem Gepräge, entschied des Dichters Zukunft. Das mit dem Pseudonym „Syrokomla“ gezeichnete

Gedicht gefiel und wurde viel besprochen. Seit diesem Momente machte sich Syrokomla 17 Jahre hindurch bis zum Sterbejahre 1862 auf allen Gebieten der Poesie bemerkbar, leistete jedoch Hervorragendes nur als Lyriker.

Wir können in dem kleinen Rahmen, der uns bemessen wurde, nicht allen Wandlungen der Dichtung Syrokomla's folgen. Er schrieb viele Werke in Prosa, unter andern eine ziemlich gute polnische Literaturgeschichte, er übertrug ins Polnische die vorzüglichsten Werke jener polnischen Schriftsteller, die durch ihre lateinischen Dichtungen sich einen wohlverdienten Platz in der Weltliteratur verschafften, zog sich jedoch für diese That die Mißgunst der Kritik zu, die ihm das Wühlen in der Vergangenheit und die Reproduction „verschollener", weil leider unbekannter polnisch-lateinischer Dichter vorzuwerfen pflegte, trotzdem er nichts Anderes bezweckte, als seine Landsleute mit Schätzen vertraut zu machen, die bisher wenig gewürdigt wurden; — er übersetzte — es spricht dies für sein Sprachen-Talent — aus Béranger, Corneille, Goethe, Schiller, Coleridge, Burns, Andersen, Puszkin, Lermontow, Szewczenko, Mazuranicz, Kollar u. s. w., — es scheint, daß ihm in den ersten Jahren seines Auftretens der Muth der Selbstständigkeit gefehlt habe. Die Triumphe, die die großen polnischen Dichter damals feierten, mögen ihn abgeschreckt haben. Was Syrokomla wahrhaft Großes als Lyriker geleistet hat, das Alles fällt in den Zeitraum von ungefähr 6—8 Jahren, vom Jahre 1854 bis 1862. Er zeigte sich als bedeutender Dichter im Alter von 31 Jahren und es verstummte seine Leier, als er im Alter von 39 Jahren am 23. September 1862 starb.

Wenn wir Syrokomla zu den bedeutenden Dichtern zählen, so gerathen wir gewiß mit so mancher herkömmlichen, im Grunde falschen Auffassung in Widerspruch. Große, anregende und verblüffende Gedanken werden wir vergebens in seinen Werken suchen. Syrokomla ist Dichter der subjectiven Stimmung. Seine Gedichte verrathen nicht die geringste Spur von Reflexion, sie sind Muster der subjectiven Poesie. In ihnen spiegelt sich das edelste Herz, und um sie zu verstehen und zu begreifen, bedarf es nur des Herzens. Nichts kennzeichnet besser sein Gemüth, als der vorwurfsvolle Ausspruch über einen Kritiker, der die markerschütternden Klagelieder des Dichters Kochanowski auf den Tod seiner einzigen Tochter Ursula eine Nachahmung der biblischen Psalmen nannte. „Die Klagelieder eines Vaters und Dichters — Nachahmung!" — so sprach er — „habe doch ein Herz und blick' in das Herz". Syrokomla war so sehr dem Herzen unterthan, daß er nie auf dem rechten Pfade sich befand, sobald er — durch seine materielle Nothlage gezwungen — sich zu Arbeiten drängen und nicht seine volle Persönlichkeit leuchten ließ, — er dachte, fühlte und schrieb — was ihm sein Herz eingab, und betrat er den Weg der Reflexion oder des Drama's, welches die intensivste Sammlung des Geistes erheischt, so häuften sich in derartigen Schöpfungen Schwächen auf Schwächen, die der poetische Werth einzelner Scenen nicht auszugleichen vermochte.

Die Dramen verriethen den Lyriker, die Helden derselben waren Träumer, aber keine Männer der That, und Syrokomla vermehrte die Reihe jener polnischen Dichter, die den Beweis lieferten, daß es noch nicht gelungen sei, ein echtes polnisches Drama zu schaffen. Aus vielen seiner Gedichte ist seine Auffassung über das Wesen und die Bedeutung der Dichtung, über die Freuden und Leiden der Dichter zu ersehen. Das im Eingange erwähnte Lied von der Nachtigall correspondirt mit dem Gedichte der „Dorflyriker", der ohne Rücksicht auf Wohlgefallen oder Mißfallen immerfort Lieder singt, bis er mit der Leier in der Hand seine Augen zu ewigem Schlafe schließt. Und es ist nur ein Anfall von Schwermuth, wenn er in einem andern der Poesie gewidmeten Gedichte sagt: Fürwahr! ein räuberischer Schmerz, die eigene Brust zu zerfleischen, um Lieder zu schaffen, das arme Herz wund zu schlagen, einen Nerv nach dem andern zu zerrütten, das Gehirn zu erhitzen, daß es im Kopfe wirr wird, die Augen mit Thränen zu füllen und all' die teuflischen Qualen zu ertragen.... Ihr Lieder, Beherrscher des Herzens verbleibet in den Schlupfwinkeln der Seele, wir werden mit Euch insgeheim scherzen, kosen, träumen und weinen! Dieser Pessimismus — wie wir sehen werden — ist ein Grundzug der Dichtungen Syrokomla's.

Den Gegenstand der Dichtungen Syrokomla's bildet Lithauen, die Heimat, die Natur und das Landvolk, die von ihm in der lieblichsten, volksthümlichsten Weise besungen werden. Auch Syrokomla athmet gleich den andern Dichtern die hehrste Vaterlandsliebe, aber sein Vaterland ist kein politischer Begriff, denn seine Poesie zum Unterschiede von den meisten andern polnischen Dichtern — ist keine politische, ihn bewegt nicht der Schmerz um die verlorene Unabhängigkeit Gesammtpolens, sein Vaterland ist ein poetischer Begriff. Was ist das Vaterland? frägt sich der Dichter und antwortet: Das sind deiner Hütte Wände, das ist dein altes mit Stroh bedecktes Dach, das ist die Korn-Hufe, die dich vor Hunger schützt, das Wasser aus deinem Bache, das dich im Sommer erfrischt, der Mädchen Schönheit, die dich reizt, das ist dein schöner Himmel, der Geschmack deines Apfels, der Schatten deines Baumes, die Kirchenglocke, die zur Messe ruft, deiner Landtage Dauer und Freiheit, deines Vaters ergrauter Bart, die mit Moos bedeckten Kreuze des Dorfkirchhofes, die Waldesblume, die Lieder der Dichter und das Girren der Tauben, die alten unleserlichen Pergamente, der von den Dächern aufsteigende und sich schlängelnde Rauch, sogar unsere feierlich geträumten Träume, das Straßenpflaster und der grüne Rasen — und dasjenige, was heilig, unfaßbar ist, was oft die Seele so wehmüthig stimmt, der geheimnißvolle Schmerz, und das Leben und die Gesundheit — All' dies, das Alles heißt ihm das Vaterland.

Dieses Vaterland des Dichters hatte wohl einen Namen, der in einen einzigen Herzensklang austönte: es hieß Lithauen, und in Lithauen war es jedes Dorf, jeder einzelne Bewohner, jeder Baum, jeder Bach, der

in der Brust Syrokomla's Begeisterung für die Heimat erweckte. Ihm schien der Erdkreis mit jener Scholle zu enden, auf der er sich befand, und seine Begeisterung für jede Scholle lithauischen Bodens war eine grenzenlose. Auch Mickiewicz hat Lithauen, sein Vaterland besungen, aber in das Lied hatte sich der Schmerz des Verbannten gemengt, und wie vornehm, wie ruhig abgemessen, wie form- und kunstgerecht fließen die Verse dieses Heroen der polnischen Dichtung, — wie ganz anders bei Syrokomla! Da tritt die Form in den Hintergrund, und die Liebkosungen, die der Dichter an Lithauen verschwendet, gleichen unbelauschten Momenten der überschwenglichsten Liebe und aufopferungsvollsten Hingabe der Mutter für ihr Kind. Lithauische Wiesen würde ich nach ihrem Dufte erkennen, lithauische Vögel nach ihrem Gesange, den lithauischen Wind mit dem Athemzuge — so äußert sich Syrokomla wiederholt in seinen poetischen Schilderungen. Von dem einen der Helden einer Dichtung sagt er, die Luft des lithauischen Waldes habe seine Brust wie mit heilspendendem Oele gekräftigt, und einem anderen Helden empfiehlt er als einzige heilsame Kraft für sein Heimweh: das Einathmen der heimatlichen Luft, einen Schluck Wassers aus heimatlicher Quelle, sonst müsse er vom Glücke für immerdar Abschied nehmen. Wie rüstete er sich für die einzige weitere Reise, die er in seinem Leben unternahm, für die Reise nach Krakau und Posen, da er Lithauen für einige Zeit verlassen wollte, wie sinnig und herzlich nimmt er von der Heimat Abschied, er läßt noch einmal seinen Blick auf all' den Wiesen und Hainen schweifen, er labt sich an ihrer Anmuth, auf daß er sie noch mehr lieb gewinne, wenn er in andere Länder kommen werde. Wie ein Pilger, der heimatliche Erde mit sich in die fernsten Lande trägt, so ruft der lithauische Dichter: Meine Brust ist geschwellt von lithauischer Luft, in der ich mein zitternd Herz bade, gierig schlürfe ich den Thau der Erde, Luft und Thau werde ich mit mir weit tragen, auf daß sie mit himmlischer Kraft mich erfrischen, wenn mich allzugroße Bangigkeit nach meinem Lithauen quälen sollte. Sich dem Niemen und der Wilia, den von Mickiewicz verherrlichten Flüssen, nähernd, vernimmt er den Geist des Meisters in dem Rauschen des Wassers, in dem Säuseln der Bäume, er hört ein Zwiegespräch zwischen dem mit Lorbeer Gekrönten und dem klagenden Winde. In dem Gedichte: „Was ich zeichnen kann", erzählt Syrokomla, daß er, so oft er den Bleistift in die Hand nimmt, um zu zeichnen, und denselben auf dem Papiere herumirren läßt, nichts Anderes zu Stande bringt, als eine lithauische Hütte oder ein lithauisches Kirchlein im Dorfe, oder einen lithauischen Gutshof. Er vermag nichts zu zeichnen, es sei denn dasjenige, was er im Herzen lieb gewann, gerne möchte er etwas Anderes zeichnen, aber es bricht der Stift entzwei; nur lithauische Hütten zeichnet er, und noch Eines: ein Kreuz auf einem Grabhügel im Dorfkirchhofe, auf dem er gerne ruhen möchte neben des Vaters Grabe. So war seine Liebe für Lithauen beschaffen und in Lithauen waren es vorzüglich das Dorf und das Landvolk, dem all' sein Sinnen und Dichten

galt. So wie er die Menschheit liebte, den Menschen aber floh, so empfand er die tiefste Pietät für jede lithauische Stadt mit all' ihren Sagen und historischen Erinnerungen, aber er haßte nichts so sehr, als das Leben in der Stadt, weil er in derselben mit Menschen in Berührung kam, die seine ideale Weltauffassung zerstörten; das Verhängniß trieb ihn jedoch nur zu oft in die Arme des städtischen Lebens, weil „der poetische kleine Landsitz, obschon reich an grünen Wiesen, schönem Sande und lieblichen Nachtigallen ihn und seine Familie nicht zu ernähren vermochte". „Ich kann nicht in der Stadt leben" — schreibt er an seinen Freund Kraszewski — „ich lerne erst diese schwierige Kunst". Sein erstes Erscheinen in Wilna, der Hauptstadt Lithauens, wohin ihm bereits sein Ruf als Dichter vorangeeilt war, gleicht dem Wiedererwachen eines in die schönsten Träume Versunkenen, dem Wiedererwachen zu irdischer Trübsal. Und dieser Kummer war dem Dichter in seinem Stillleben auf dem Lande unbekannt geblieben. Er lernte das erste Mal Menschen kennen. Die Eindrücke die er in Wilna gewann, obschon er überall mit der größten Ehrerbietung empfangen wurde, bilden ein beredtes Zeugniß dafür, daß Syrokomla nicht die mindeste Menschenkenntniß besaß. Die Schilderung seiner in Wilna gewonnenen ersten gesellschaftlichen Erfahrungen, paßt eben so gut für die heutigen, wie für die vergangenen Tage. Die Einen — sagt er — verwünschen mit dem Kreuze in der Hand den Rationalismus bis in die Hölle, und nennen jede wissenschaftliche Forschung ein Werk teuflischer Vermessenheit; die Andern tragen den Fortschritt und die Brüderlichkeit auf den Lippen und treten alles Gute und Heilige, den Glauben und die Tradition der Väter in den Staub. Die Einen rufen frömmelnd: „Kirche, Würde, Tradition, Demuth!" die Andern: „Evangelium, Brüderlichkeit, Verstand, Geist der Zeit". Berühmte Männer verleumden sich gegenseitig, Jeder bildet für sich sein C r e d o, und wehe dem Andern, wenn er nicht darauf schwört. Kann man denn nicht zu Nutzen der Gesellschaft arbeiten, ohne einer Partei anzugehören? Beruht denn die Wahrheit im Formelkram einer bestimmten Schule? „Als ich in meine Wohnung zurückkehrte, vergoß ich bittere Thränen". — An diesen Thränen trugen Stadt und Menschen nicht die geringste Schuld; die Leute, die der Dichter in Wilna sah und sprach, waren eben leibhafte Menschen und nahmen an den Kämpfen des Tages regen Antheil.

Kein Wunder, wenn Syrokomla manchmal das Bedürfniß fühlte den Schleier der Vergangenheit zu heben, um sich an dem Anblicke eines großen Mannes in der Vergangenheit zu begeistern. Und mit einer Pietät spricht Syrokomla von der Vergangenheit, wie wenn er ihr Sendling wäre. „Nur ein edles, die heimgegangenen Väter liebendes Herz, nur eine poetische Seele, nur eine aus lithauischem Holz verfertigte Leier vermögen die Vergangenheit zu erfassen. Die Geschichte, die Chroniken zeigen das Skelet der Vergangenheit, die Poesie bewirkt ihre Wiederauferstehung. Der Deckel vom Sarge der Vergangenheit springt auf, die Väter

flüstern den Enkeln geheimnißvolle Lehren, das längst Verwesene und Vermoderte beichtet dem Werdenden die Erlebnisse".

Trotz dieser poetischen Auffassung der Vergangenheit, ist ihm nur selten ein Heldengedicht, dessen Stoff alten Zeiten entnommen wurde, gelungen. Für Bilder aus der Vergangenheit reichten Gemüth, Phantasie und Intuition nicht aus, da bedurfte es gründlicher, positiver Forschungen, welche der ganzen poetischen Richtung Syrokomla's fremd waren. Aber auch diese Schöpfungen enthalten eine Fülle der schönsten Stellen über das alte Lithauen. Wer das Lithauen Syrokomla's aus seinen Dichtungen kennt, darf es nicht in der Wirklichkeit suchen, denn der Zauber, den ein Dichter um eine Gegend breitet, steht nicht Jedermann zu Diensten. Das gewöhnliche sterbliche Auge sieht eben Alles anders, als des Auserlesenen Auge. Man hüte sich auch, wenn man so glücklich ist, der Phantasie des Dichters folgen zu können, der Wirklichkeit nachzuforschen, denn rasch — man merkt es kaum — ist der Zauber verflogen und unser Bild nicht mehr zu verdrängen. In seinem „Margier", einem größern Epos aus der Zeit der Kämpfe mit den Kreuzrittern schildert uns der Dichter das heidnische Lithauen, welches die Götter der Vernichtung preisgeben, weil ihr Zorn durch die Verschonung des gefangenen Kreuzritters Ransdorf, an dem die Tochter des Anführers Margier Gefallen fand, gereizt wurde. Da ziehen die alten Heldengestalten an unserm Auge vorüber, wild wie die wilden Wüsten Lithauens, rein wie die reinen Flüsse Lithauens, klagend wie der in den Wäldern sausende Wind, lieblich wie das vom Echo getragene Lied der Schnitter; es erscheint das Volk, das sich nie durch Untreue oder Undank befleckt und das seine Götter, Priester und Fürsten ehrt, — es erscheinen die Götter Poklus, Perkun und wie sie sonst heißen, Alle streng, gut und einfach, wie Jene, die sie anbeten und vor ihnen im Staube liegen, — es erscheinen die Fürsten, die über Lithauen herrschen, und die für das Wohl Lithauens ihr Blut, ihr Leben hinopfern, die mit dem Volke ihr Herz, das Brod, die Beute, den Kriegsruhm und den Heldentod redlich theilen. Wie die Gestalten, so die Handlung. In der fast unzugänglichen Felsenveste Pullen wird ein Titanenkampf geführt zwischen Lithauern und den deutschen Ordensrittern. Es ist ein furchtbares Ringen, in welchem jeder Kämpfer ein Held, bis endlich der Verrath Ransdorf's, der seinen Landsleuten den Weg in einen unterirdischen Gang zeigt, die Festung zum Falle bringt. Die rasenden Götter verlangen die Verbrennung Egle's, der Tochter Margiers. Der alte Margier will seine Tochter selbst den Göttern überbringen, sie wird jedoch von Ransdorf entführt. Von ergreifender Plastik ist der Moment, wo der Kahn — in welchem Ransdorf die zitternde Egle in seinen Armen hält — die Wasserflächen des Niemen dahingleitet und beide Liebende von rasch nach einander abgeschossenen Pfeilen aus dem Köcher des auf der Burg stehenden Vaters den Göttern zur Sühne getödtet werden. —

Doch verlassen wir mit dem Dichter die alten Heldenzeiten und sehen wir, wie er das Leben des lithauischen Volkes, wie er die Geheimnisse der Natur, ihr leisestes Athemholen belauscht.

Für ihn führen die Winde, Flüsse und Bäume eine Sprache, die er versteht, die ihn erschüttert und durch die er so mächtig den Leser fesselt. In einer Idylle läßt er die Birken ein herzerschütterndes Klagelied ertönen, daß ihnen der Herbst ihr Kleid genommen und der böse Winter nahe. In einem andern Gedichte läßt er eine Fichte auf dem Friedhofe Gebete murmeln für die Todten — zum Danke für die vom Gottesacker empfangenen Lebenssäfte. Manchmal erscheint ihm selbst die Verklärung der Natur und des Lebens in Lithauen unbegreiflich, aber er sagt sich, daß sein idyllisches Stilleben auf dem Lande ihn mit der Natur, wie mit einer Mutter vereint habe. In jeglicher Lage vermag er sich im Geiste in dieses Stillleben zurückzuversetzen, und da klingen an sein Ohr die Sensen der lustigen Schnitter, er sieht das Getreide sich bewegen, er vernimmt, wie es unter der Sichel der Schnitterinen niedersinkt, er hört die fröhlichen Lieder der bei der Ernte beschäftigten Weiber und Mädchen, er sieht die Sonne hinter dem Walde verschwinden, er fühlt die frische Abendkühle und er hört das Stöhnen der schwer beladenen Wagen, die das Getreide in die Scheuern führen. Für dieses Leben, für dieses Volk brächte er gerne alle Opfer, wüßte er nur, daß ihn dieses Volk einst lesen und verstehen werde. Seine halb sentimentalen, halb Frohsinn athmenden Lieder behandeln meist das Leben des Landvolkes. Dem Dichter Hanns Max verdanken wir nachstehende gelungene treue Uebersetzung eines dieser, einem größern Gedichte Syrokomla's entnommenen Lieder:

Spinnabende.

Jetzt kam die Zweite an die Reihe zu erzählen:
— „Nur Männer könnten Leiden tragen, die sie quälen?
„Wol flammt ihr Aug' wenn ihre Thräne fließt,
„Indeß die unsere zur Erde sich ergießt;
„Ihr Klaglaut schwebt empor auf mächt'gem Flügel,
„Indeß der uns're dringet in den Grabeshügel.
„Sie singen nur bewegt in sel'gen Augenblicken,
„Wir aber stets — im Geist — bei Leid und bei Entzücken.
„Auch ich kenn' solch' ein Lied und will es Euch nun singen,
„D'raus wird der Tochter Schmerz um ihre Mutter klingen.

„Thaten in den Wald mich schicken,
„Beeren suchen, Beeren pflücken;
„Doch mich lockt nicht solche Labe,
„Wandle zu der Mutter Grabe."

—„Bin's — die Tochter . . . . Mütterlein!
„Blieb verwaist zurück — allein.
„Wer nun strählet meine Haare?
„Wäscht mir Hände, wäscht mir Wangen?
„Schützt mich, daß mich nichts befahre?
„Wer wird liebend mich umfangen?"

„Ging auf längst bekannten Wegen
„In's Gebirg — dem Grab entgegen;
„Weinte und die Bäume stöhnen,
„Und das Grab sog ein die Thränen.

„Hört' im Sarg die Mutter fragen:
—„Wer ist's, der um mich thät klagen,
„Daß der Sand seufzt, durch die Schollen,
„Thränen heiß ins Herz mir rollen?“

—„Geh' nach Haus, lieb Töchterlein,
„Mein Gebet beschwört die Pein.
„Sieh' schon nahen sie, zu werben
„Für den edlen, reichen Erben,
„Töchterlein, um Deine Hand!

„Wirst Du bald Dich ihm vermählen,
„Wird er Deine Haare strählen,
„Pflegen Deine schöne Hand,
„Wird Dich schirmen — laß das Bangen —
„Wird Dich liebevoll umfangen!“ —

Die Form, in welche Syrokomla seine Dichtungen kleidete, war gleichfalls geeignet, das Gemüth des Lesers zu fesseln. Syrokomla fand für seine Schöpfungen eine Form, die ihm nicht den mindesten Zwang auferlegte. Er wählte die Form der poetischen Erzählung, des poetischen „Plauderns“, er benannte seine Gedichte ohne Unterschied auf deren Umfang: „Gawędy“ (Plaudereien). Diese Form gestattet Alles, sie paßt eben so gut für die Poesie, wie für die Prosa je nach dem Inhalte der Erzählung und der Stimmung des Dichters. Die Form der „Gawęda“ ist die passendste für die Idealisirung der Wirklichkeit, ohne ihr ihr eigentliches Wesen zu entziehen. Die poetischen Erzählungen Syrokomla's spiegeln getreu das Leben wieder, ihre künstlerische Form und Abrundung ist dem Dichter gleichgiltig. In der poetischen „Plauderei“, in der „Gawęda“ tritt das Gefühl des Dichters in den Vordergrund, um diese Gefühlswelt schaaren sich die eigentlichen Ereignisse, die fast als Beiwerk erscheinen. Die Form war eben nur das Gefäß, die äußere Hülle für die schmerzgeborenen Lieder des Dichters, die ein seltenes Gemisch von Humor und Bitterkeit, von Lachen und Weinen bilden. Ein lächelndes Gesicht, über welches die Thränen fließen, das wäre die beste Bezeichnung für Syrokomla. Mit dieser Weichheit des Gemüthes steht im vollsten Einklange der Rhythmus und Wohlklang der Sprache, der Wohlklang — um mit einem deutschen Dichter zu sprechen — „des auf Molltönen sich wiegenden slavischen Volksliedes“. Form und Wesen der Poesie Syrokomla's befinden sich im innigsten Connexe. Der Dichter verfügte über eine Fülle von Gedanken, zu deren Bewältigung ihm die nöthige Gemüthsruhe fehlte. Die Gefühlswelt ließ die Gedankenwelt nicht aufkommen. Die Helden seiner Dichtungen tragen auch diese Sensitivität an der Stirne, im Unglücke können sie sich zu keiner That aufraffen, sie wollen weder ihr Leben fristen, noch es beenden, sie ergeben sich oft dem Trunke, „der die Sorgen und die Erinnerung an das Geschehene verwischt“.

In dem „Tode des Acernus“* (der lateinische Name, unter welchem der polnische Dichter des 16. Jahrhunderts Fabian Klonowicz schrieb) schildert Syrokomla das Elend, in welches dieser Dichter, der den Jesuiten

* Denselben Stoff behandelt der Maler Leopolski in seinem schönen Gemälde, welches jüngst im Kunstvereine so großen Anklang fand.

Krieg erklärt hatte, in den letzten Lebensjahren verfiel. Er starb — welch' bittere Ironie — in dem Siechenhause der Jesuiten in Lublin, die ihn aufnahmen, als sich Alle von ihm abwendeten. Syrokomla erklärt, er wollte die Leiden eines jener Bedauernswerthen beschreiben, den die Welt: Seher und Dichter nennt. Wir haben es nicht nöthig — bemerkt er — uns vor dem Auslande zu schämen, daß es einen Tasso in's Gefängniß warf, daß ein Kamoëns im Spitale starb; auch wir haben einen unserer genialsten Menschen getödtet, auch wir haben unsern Acernus in dem Jesuiten-Krankenhause zu Lublin enden lassen. Aber dies war ehemals . . . vor gar langer Zeit! — Heute ereignen sich ähnliche Morde keineswegs . . ."

Der „Chardonnerstag" von Syrokomla beweist, daß der Dichter es mit letzterer Versicherung nicht ernst meinte. In seinem „Chardonnerstag" erscheint das Volk zur Beichte. Alle erhalten die Absolution bis auf ein Mädchen und einen Greis, die dann beide auf dem Kirchhofe am Grabe eines im Wahnsinne gestorbenen Volksdichters zusammentreffen und einander die Sünden gegen den Todten mittheilen. Sie beide haben ihn getödtet, die Eine durch ihre Treulosigkeit, der Andere durch falsche Rathschläge. Der pessimistische Dichter hatte seine letzte Hoffnung in die Liebe eines Dorfmädchens gesetzt, welches er auf ein Jahr verließ, um ihre Liebe zu erproben. Das Mädchen bestand nicht die Probe. Der Greis, bei dem er Trost sucht, jagt ihn in die Arme des Trunkes. „Ihr habt den Glauben an Alles in mir ertödtet!" — Das ist das letzte Wort des Dichters vor dem Delirium. Sterbend verspricht er ein Lied zu singen von einer bessern Welt, in welcher man von den Menschen nicht um Treue und Glauben betrogen wird.

Eine treffliche Analyse der Gewissensbisse eines durch die Verhältnisse zum Verbrecher gewordenen Landmannes, eine das tiefste psychologische Verständniß verrathende Seelensection hat Syrokomla in seinem „Chodyka" geliefert. Es ist dies ein Förster, der das für die Jagd bestimmte Wild nicht in das Gehege getrieben hat und hiefür von dem erzürnten Jägermeister bis auf's Blut gepeitscht wurde. Aus Rache erschlug Chodyka den Jägermeister und floh in den Wald, in welchem er viele, viele Jahre verbrachte, gefoltert von Gewissensbissen, den Anblick von Menschen fürchtend und sich nach demselben sehnend. Das Poem ist reich an den schönsten und ergreifendsten Naturschilderungen, unter denen die Beschreibung der lithauischen Wälder, die Schilderung der verschiedenen Jahreszeiten und ihres Einflusses auf die Natur, des merkwürdigen Spieles des Echo's in diesen Wüsteneien besonders hervorragen. Syrokomla versetzt den Chodyka in Waldestiefen, die — gleich gewissen Empfindungen und Gefühlen in der Tiefe der Menschenbrust — nur dem Eingeweihten zugänglich sind. Wie der Künstler auf seinem Instrumente auch die leisesten, dem Ohre kaum vernehmbaren Töne, die man mehr fühlt, als hört, hervorzubringen vermag, so gewährt uns Syrokomla einen Einblick in das Einsiedlerleben Chodyka's in der furchtbarsten Waldes-Einsamkeit, in welcher wir mit dem Helden des Gedichtes angst-

gequält den Athem zurückhalten, um nichts zu hören, als das Plätschern eines Fischleins im Waldbache, um nichts zu empfinden, als den Eindruck der schauerlichen Stille. Der einzige Gefährte Chodyka's war das Echo, welches angerufen, antwortet, aber nie von selbst den Verbannten anspricht. Da mußte jedes Gebet unter Thränen beginnen und schluchzend enden. Die Schrecken dieser Einsamkeit stehen jedoch in keinem Verhältnisse zu dem Sturme, der in der Brust des freiwillig Exilirten tobte. Er hatte ein Kreuz in der Nähe seiner Lagerstätte errichtet, um sich vor dem Teufel zu schützen. Als jedoch im Laufe der Jahre das Kreuz zu faulen begann, da trat der Teufel aus seiner Verborgenheit, mischte sich in die Gebete Chodyka's, neckte und höhnte ihn, sich an seinem Elende ergötzend. Die Visionen Chodyka's sind meisterhaft gezeichnet. Bald hörte er ein höllisches, grausenhaftes Gelächter, bald sah er den Teufel den Sümpfen entsteigen, bald hörte er sein Lärmen im Walde, bald grinste ihn der Teufel an, ja sogar bis in das Innerste des Herzens Chodyka's stahl sich der Sendling der Hölle und rief in der Brust die peinlichste Verzweiflung über das begangene Verbrechen wach. Von solcher Angst getrieben bahnt sich Chodyka den Weg zu den Menschen, zu bewohnten Stätten und an einem Orte angelangt, wo Fürst Radziwill Gerichtstag hält, überliefert sich der in seiner äußern Erscheinung ganz verwilderte und alle Anwesenden in Schrecken versetzende Greis den Händen des Gerichtes. „Lasset mich fesseln" — ruft er — „werfet mich in den tiefsten Kerker, tödtet mich, nur Eines sei mir gewährt, löset mir die Bande des Gewissens, denn diese drücken so furchtbar, daß Euch Gott davor bewahre, es einmal zu erfahren". Die tief ergriffenen Richter hören den reuigen Sünder an, wie er die vielen Jahre im Walde verlebte, wie er bei eintretendem Schneefalle in jedem Winter durch ein in die Eiche geschnittenes Zeichen sich die Anzahl der Jahre merkte, wie Alles um ihn ringsherum nach und nach abstarb, so daß nur s e i n Wurm auf den erhofften Fraß vergebens wartete, — die Richter horchten seinen Worten, sie schauten — als er geendet und ihres Urtheils harrte — einander gerührt an, sie sahen ein, daß hier menschliche Gerechtigkeit nur ein stümperhaftes Werk vollbringen könnte, und Fürst Radziwill brach das Schweigen mit den Worten: Solvitur sessio!

Das Poem „J a n k o C m e n t a r n i k" (Johann der Friedhofsfreund) hat dem Dichter viele Gegner zugezogen, ebenso erging es ihm mit zwei anderen größeren Dichtungen, mit der „Stella Fornarina" und dem „Domherrn von Przemyśl", von denen wir noch sprechen werden. Und in der That durchzieht den „Janko", eine der schönsten Schöpfungen Syrokomla's, ein solcher pessimistischer Zug, eine solche krankhafte Sehnsucht nach der Vergangenheit, ein solcher Mißmuth und ein solches Unbehagen über die Gegenwart und das Leben überhaupt, daß schwache Gemüther, die den Einfluß der Dichtung auf die Jugend fürchteten, sich unwillig vom Dichter abwendeten und ihm durch abfällige Kritik viele bittere Stunden bereiteten.

In fast biblisch-elegischem Tone hebt Syrokomla seine Klage an mit den Worten: „Heilige Morgenröthe meiner Jugend". Nachdem er alle Bilder der Vergangenheit mit einer Gloriole umgeben und die Hoffnung ausgesprochen hat, es vermöchte ihn vielleicht der Anblick der Stätte, wo er die Jugend verlebte, von seiner Schwermuth zu befreien, ruft er plötzlich aus: „Umsonst dieser Traum; vergebens mein Hoffen! Zeit und Leben sind ja auch dort nicht spurlos vorübergegangen. Willst du den fliehenden Augenblick festhalten, so erwäge die Vergangenheit — aber aus der Ferne". Von einer ähnlichen Sehnsucht nach dem heimatlichen Boden wird „Janko" befallen, der die Napoleon'schen Kriege mitmacht und die schönsten europäischen Städte mit dem lithauischen Dorfe, wo er geboren, so gerne vertauschen möchte. Schon sind die Kriege zu Ende, Janko glaubt sich am Ziele seiner Qualen, da wird sein Herr, mit dem er in den Krieg gezogen, schwer krank, und Janko pflegt trotz der heftigsten Sehnsucht nach dem Geburtsorte durch lange Jahre den Siechen. Endlich ist es ihm gestattet, die Heimat zu erblicken, aber der Dichter hatte es ihm prophezeit; man werde ihn mit dieser ewigen Sehnsucht wie mit einer den Menschen anhaftenden göttlichen Strafe zu Grabe tragen. Janko erscheint im Dorfe und wird von der Jugend verhöhnt, als er sich nach Jugendgespielen erkundigt, die Alle im Grabe ruhen. Seine Welt, sein Dorf liegen tief in der Erde. Janko eilt auf den Friedhof, läßt sich in Gespräche mit den Todten ein, leert ein Glas nach dem andern auf ihr Wohl.

Daß Syrokomla seinen Helden dieser Verzweiflung preisgab, daß er das Menschendasein so ganz in der nacktesten Pein darstellte, ohne in dem Gemüthe des Lesers Gefühle des Trostes und der Versöhnung mit dem Leben wachzurufen, verargten ihm sehr Viele. Er kränkte sich darüber, da er — sonderbar genug — nicht gleichgiltig war gegen öffentliche Huldigungen. Noch mehr Feinde zog er sich durch die oben bereits erwähnten Werke zu. Die „Stella Fornarina" ist Syrokomla's einziges großes erotisches Gedicht, welches — ganz unbegreiflicher Weise — die religiösen Gefühle der Polen derart verletzte, daß man den Dichter für diese schöne und sittlich reine Dichtung gerne in den Bann gethan hätte. Syrokomla bespricht das Verhältniß der Stella Fornarina zu Raphael Sanzio in schwungvollen Versen. Stella Fornarina habe Raphael als Inspiration für seine Madonna gedient. Die Liebe beider zu einander sei für den Forscher und Bewunderer der Kunst von unwesentlicher Bedeutung. Stella fühlte sich zu Raphael hingezogen aus Begeisterung für den Künstler, Raphael zur Stella aus Begeisterung für das Kunstwerk, das seinen Geist beschäftigte und dessen irdisches Vorbild er in Stella erblickte. Diese Wechselbeziehungen zwischen Stella und Raphael sollten genügen, um der Stella auf italienischem Boden ein Denkmal zu setzen. Syrokomla preist den Pabst als glückselig, nicht wegen seiner Tiara, sondern wegen des Besitzes der Werke Raphaels. Leider war es dem Dichter nicht vergönnt, einen lange gehegten Wunsch zu

erfüllen und die italienische Kunst in ihrer Heimatsstätte aufzusuchen. Seine materielle Nothlage gestattete ihm nicht die Reise nach Italien. Daß er die Kunst verstand, beweist die „Stella Fornarina", deren Werth durch die Anfeindungen Seitens seiner Landsleute nicht geschmälert werden kann. Er bricht rückhaltlos den Stab über jene Verkommenen, die beim Anblicke einer Hebe oder Aphrodite zweideutigen Reminiscenzen nachhängen, oder den Kopf schütteln über jene römischen Patrizierinen, die in frühern Jahrhunderten in dem Aufzuge der Hebe oder Aphrodite den Künstlern als Modell saßen. Syrokomla betrachtet die Meisterwerke großer Künstler als Wunder, als göttliche, in ihnen verkörperte Gedanken. Der Künstler vermag in der Brust der Menschen Wunder zu wirken und zu schaffen, wenn die Menschen dessen würdig sind. Wer beim Anblicke eines Bildes, einer Statue oder beim Anhören einer Flöte keinen Schauer empfindet, der muß lange warten, bis sein zwerghaftes Herz durch ein Wunder veredelt wird.

In dem „Domherrn von Przemyśl", einem Poem, welches Syrokomla aus persönlicher Schwäche unvollendet ließ, dem Drängen der Gegner der in demselben entwickelten Gedanken nachgebend, unternahm der Dichter die Rechtfertigung des berühmten polnischen Kanzelredners aus dem 16. Jahrhunderte, des Domherrn Stanislaus Orzechowski, des Verfassers der Schrift: de coelibatu, dessen Ruf durch ganz Europa ging, sowohl wegen seiner oratorischen Begabung, als auch wegen der Ehe, die er — trotz seines geistlichen Standes — einging. Das Auftreten Orzechowski's fällt in die Zeit der Reformation, viele Geistliche in Polen ließen sich von der Bewegung fortreißen und schüttelten die Bande des Cölibats ab, aber sensationelles Aufsehen machte nur die Ehe Orzechowski's, der die bischöfliche Vorladung propria intrepida manu zurückwies. Den Seelenkämpfen Orzechowski's widmet der Dichter einen besonderen Gesang. Der künftige „lateinische Demosthenes und polnische Cicero"*, wie die Zeitgenossen Orzechowski zu benennen pflegten, widmete sich nur über Wunsch seines Vaters den theologischen Studien. „Als in ihm die Lebenspulse wie Meereswellen schlugen, befahl man ihm das Brevier zu lesen". Er suchte die Wahrheit auf dem Gebiete der Theologie, glaubte in Luther einen Propheten und Sendboten Gottes zu erkennen. Man vernimmt den ehernen Schritt der Weltgeschichte, welche eine Weile an der Pforte Polens zu pochen schien, sodann aber unverrichteter Dinge Kehrt machte, wenn man aus einer Stelle in Syrokomla entnimmt, wie Orzechowski einen Moment an die Sendung Luther's glaubt und ruft: Und dieser Prophet entflammte mächtig meine leidenschaftliche Seele und sprach oft zu mir: „Raffe dich auf, du hast die Bestimmung einem Apostel gleich das ewige Licht in der Slavenwelt zu verbreiten — vorwärts, vorwärts, spitze deine Feder und räume weg den Schutt und Moder". So weit ging Orzechowski nicht, er vertiefte sich in die Weisheit und den prophetischen Geist der Bibel,

* Orzechowski hielt seine Kanzelreden theils in lateinischer, theils in polnischer Sprache.

erkannte die Liebe als den Inhalt ihres Inhaltes und ging nach Rom, um die Zweifel zu bannen, die ihn quälten. „Aber die Luft jenseits der Alpen hat sein Blut in Wallung gebracht, denn die Augen italischer Jungfrauen und das italische Klima erweichen den Pilger, wäre er aus Stein. Und ginge er auch zur Beichte, so wird er doch liebesdürstig, so daß er eine Sünde mehr zu tragen hat, wenn Liebe Sünde ist". Die Theologen in Rom waren bemüht, den Vulkan in der Brust Orzechowski's zu löschen. „Aber der Allmächtige" — sagt er — „warf eine brennende Fackel in mein Inneres, wenn ich lese, so geschieht es mit Leidenschaft, wenn ich bete, fühle ich die Kraft des Gebetes, wenn ich Buße thue, so vergieße ich blutige Thränen, und wenn ich liebe, so kümmere ich mich nicht um die ganze Weisheit der Welt. Fraget nicht, ob ich mit solch' einer wilden Natur mich wohl befinde".

Aus den Büchern der Kirchenväter hatte er den Glauben gewonnen, daß Christus nicht die Herzensqual gewollt, daß er die Liebe nicht verdammt habe, daß es nicht im Geiste seiner erhabenen Lehre liege, Gefühle des Herzens fanatisch zu foltern. Möge der Fanatismus — ruft er — mich mit Steinen und Koth bewerfen, ich werde diese Beleidigungen, diese Verhöhnung ertragen und sollte ich auch die Bischofsmütze erlangen, ich werde den Ehebund schließen, so wie das Herz es befiehlt. Ich werde angesichts des Kreuzes beweisen, daß meine Ehe die priesterliche Würde nicht verletzen kann, daß es nicht genügt, das Wort des Herrn lateinisch nachzusprechen, und um den Zehent oder den Glauben Luthers bis auf's Messer zu kämpfen, sondern daß es besser anstehe, sich durch Liebe in dem Herzen der Gemeinde zu befestigen und ihr zu helfen das schwere Kreuz zu tragen, als mit dem Rosenkranze in der Hand und mit gerunzelter Stirne, mit eisigem Herzen, in der Doctors-Toga dem Stolze und der Ueberhebung immer sättigende Nahrung zu gewähren. Wenn meine Stimme in Rom Gehör findet, so wird die Viper des Fanatismus, die mich gerne umbringen möchte, nur im Stillen ihren frommen Fluch gegen mich auszischen". Doch er verließ bald Rom, weil der um sein Seelenheil ängstliche Vater ihn von dort abberief. Kaum hatte er die Priesterweihe empfangen, als er den Kampf begann mit seinem Herzen, mit den kalten Vorgesetzten und den Vorurtheilen der Welt.

Er vollbrachte dasjenige, was er sich vorgenommen, er schrieb das Buch de coelibatu und heiratete. Und sein ganzes Leben glich einem einzigen, unausgesetzten Kampfe. Auch Syrokomla, obschon er in dem weitern Gesange erklärte, der Dichter lege dem Helden der Dichtung Worte in den Mund, ohne sie zu loben, hatte ob dieser Dichtung viel zu leiden, so daß er — um dem Sturme ein Ende zu machen — auf die Beendigung des Poems verzichtete. Die Gegner thaten ihm Unrecht; Syrokomla war — wie dies aus allen seinen Werken hervorgeht — ein rechtgläubiger Katholik, obschon sein religiöser Sinn nicht in den Dogmen, nicht in den positiven kirchlichen Satzungen, sondern vielmehr im Gemüthe und in der poetischen Volksthümlichkeit der kirchlichen Gebräuche und Festlichkeiten wurzelte.

Schrieben wir eine erschöpfende Biographie des Dichters und eine gleiche Kritik aller seiner Werke, so müßten wir auch einer großen Anzahl seiner Dichtungen gedenken, die nur einen für die Verehrer Syrokomla's unangenehmen Ballast der aus 10 Bänden bestehenden Gesammtausgabe bilden. Durch seine Werke geht ein tiefer Spalt; die einen kennzeichnet die erhabenste Sprache, eine Fülle von Gedanken, ein markiges Wesen, wenn auch fast überall die Zerfahrenheit seines Gemüths zum Vorschein kommt, — die andern — allerdings weit minder an Zahl — sind so auffallend durch ihre Bedeutungslosigkeit, daß man an ihre Geistesverwandtschaft mit den lieblichen Liedern Syrokomla's schwer glauben und den Seelenkampf ahnen kann, den es den Dichter kosten mußte, für das liebe Brod zu arbeiten, um das ewige Drängen seiner Gläubiger und der Buchhändler zu befriedigen. Panem careo! schrieb er zur Rechtfertigung mancher Arbeiten, und es bedurfte derselben nicht, wenn man bedenkt, daß der ewig kränkelnde Dichter 18 Personen zu versorgen hatte. Die materielle Nothlage, in der sich der Dichter befand, war peinlich. Oft schrieb und las er bei einem Talglichte, oft in einem ungeheizten Zimmer, namentlich während eines Winters, in welchem das Holz sehr theuer war, oft gab es keinen Mittagstisch in der Familie des Dichters . . . Die „Nachtigall von Lithauen“, wie man Syrokomla nannte, litt Elend und Hunger . . . . . Bei einer Vorstellung des Syrokomla'schen Dramas „Karliński“ wurde der Dichter — es war im Monate Jänner — mit kostspieligen Kränzen überschüttet, die in seine Wohnung getragen wurden, welche gleichzeitig von Wucherern belagert ward. Ein kleines Gedicht, worin er die Vorsehung um „die Weisheit des Schmerzes“ flehte, wurde in einer Separatausgabe verkauft — zu Gunsten des von Noth und Krankheit heimgesuchten Dichters. „Das Bewußtsein ist so süß“ — äußert er sich in einem seiner letzten Briefe — „daß jeder Tag mich dem Grabesbette näher bringt, in welchem ich mich so behaglich ausschlafen werde nach all' den Mühen und Drangsalen des Lebens“. In den letzten Jahren seines Daseins hatte er den Schmerz über den Verlust einiger Kinder zu tragen.

Wen kann es Wunder nehmen, daß der körperlich kranke, gemüthszerrüttete, kaum 38jährige Dichter, an dessen Leben nicht nur sein innerer Wurm, sein Pessimismus, sein Mißbehagen nagten, der auch so viel Alltags-Jammer zu dulden hatte, daß der Dichter — sagen wir — in den letzten Monaten nur Lieder schrieb, die an das Grab und an den Sarg erinnern, bis sein Wunsch in dem kurz vor dem Tode geschriebenen Gedichte Cupio dissolvi! von der Vorsehung erhört wurde. Die Sammlung der Werke Syrokomla's enthält eine ganze Reihe von Gedichten, die den Modergeruch verrathen. Der „Todtengräber“, eine poetische Erzählung aus früheren Jahren, schildert die Vergänglichkeit und den Verwesungsprozeß des Menschen in einer viel drastischern Weise, als der klügelnde Todtengräber im Hamlet. Der Todtengräber in Syrokomla's Dichtung erklärt den Verwesungsprozeß damit, daß ja derselbe Schöpfer auch die Würmer erschaffen habe, die ja auch

leben müssen. In einem andern Gedichte „der Schmetterling“ animirt er einen Knaben, den Falter zu tödten, weil im Leben des Schmetterlings der Moment dasjenige ist, was für uns die Ewigkeit und weil er in dem einen Frühlinge, viele Frühlinge durchleben . . . und Bitteres erfahren könnte. In der Idylle: „Das Grab eines jungen Ackerbauers“ zweifelt er an der Aufrichtigkeit und Nachhaltigkeit des Schmerzes der Leidtragenden und wünscht dem Todten einen tiefen Schlaf auf Nimmererwachen, denn wollte er nach kurzer Zeit als Geist das Grab verlassen, um den Werth der Klagen an seinem Sarge zu erproben, so würde er erschrecken, wie die Menschen seinen Namen vergessen haben. Nicht anders spricht er von seinem eigenen Leichenbegängnisse, zu welchem sich drei Freunde, drei Feinde, dann der Geistliche, der Glöckner, der Wind aus heimatlicher Flur und der Regen aus heimatlichem Himmel einfinden werden, um ihn bis an das kühle Grab zu geleiten. In dem Gedichte: Cupio dissolvi bricht sich die pessimistische Lebensanschauung Syrokomla's in stärkster Weise Bahn. Wir lassen hier dieses Gedicht in der schönen Uebersetzung von Hanns Max folgen:

Cupio dissolvi!

Warum, o Herr! gabst du die Körperhülle,
An die geschmiedet Geist und freier Wille?
An die geschmiedet sie mit eh'rnen Banden,
Zurückgehalten in den ird'schen Landen? —
Ich bin ein Geist . . . . ein Geist und bin nichts weiter,
Wozu die Thiergestalt mir als Begleiter?
Warum muß ich den Laut der Lust, des Schmerzens
Ausläuten an der Glocke meines Herzens?
Warum das Reich unendlicher Gedanken
Einengen in der matten Rede Schranken?

Da du mich schufst als reines, freies Wesen,
Inmitten unter Guten, unter Bösen —
War's nöthig, daß die Tugend und die Sünde
Vor dir, o Gott! im Körper Ausdruck finde? —
Und wolltest du dem Menschen mich verbünden,
War's nöthig leibhaft diesen Bund zu gründen?
Vermagst du nicht zu foltern meine Seele,
Muß Schmerz sich äußern durch des Menschen Kehle?

Du gabst mir Sprache, nützt mir dies Geschenke?
Sie ist kaum Schatten dessen was ich denke.
Du gabst die Sinne mir, wie sind sie schwächlich,
Wie sind vergänglich sie, und wie gebrechlich!
Sie gleißen nur mit trügerischem Scheine,
Und trüben mir das Wahre und das Reine.

Gesicht, Gehör, Geruch, Geschmack, Gefühl,
Sie alle bergen nur ein Gaukelspiel;
Sie hindern nur die Seele im Vollbringen,
Die Kraft der Wahrnehmung in allen Dingen.

Im Bann des Ird'schen muß die freie Regung
Des Geistes schwinden — jegliche Bewegung;
Der Geist muß sich dem ird'schen Maße fügen,
Um weltlichen Begierden zu genügen.
Hochfliegende Entwürfe seh' ich schwinden,
Unwürd'ge Leidenschaften Boden finden.
Mit Hitz' und Durst, mit Kält' und Hunger quälend,
So kündet an sich dieses Daseins Elend;
Der Habsucht Geier hält die Seel' umfangen,
Die Eitelkeit bläht auf so Brust, wie Wangen;
Nach Messern greift der Mensch im Haß und Zorne,
Zum Thier macht Liebe selbst das Gottgeborne,
Ja — Liebe selbst, sie, der Gefühle Krone —
Entweiht sinkt sie von dem erhab'nen Throne.

Und immer wird das Herz von Leid zerschnitten,
Erwirbt nicht Ruhm, wie sehr es auch gelitten:
Mit Martern zahle ich die irdischen Schulden,
Wer schätzt es als Verdienst, was ich muß dulden?
Wann endlich ist mein Erdleid überstanden?
Wann, Herr! befreist du mich aus diesen Banden? —
Erst dann, wenn mir die Freiheit nichts mag frommen,
Da meiner Jugend Feuer längst verglommen,
Weil der Erinn'rung Schmerz sie übermannte,
Und in den Kreis des ird'schen Jammers bannte! —

Daß mit einer derartigen Skepsis das Glück sich nicht vereinen ließ, ist klar. Im Alter von 39 Jahren starb Syrokomla. Was war es, das in der Brust dieses hochbegabten Mannes eine so tiefwurzelnde Skepsis erzeugte? War es persönliches Mißgeschick, war es persönliches Verschulden, daß er sich so grenzenlos unglücklich fühlte? Woher stammte dieser unergründliche Schmerz, diese ewige Klage? Anastasius Grün bemerkt in seiner Biographie Lenau's, daß nur die Störung des harmonischen Gleichgewichtes, das Hinzutreten anderer, außerhalb der Poesie gelegenen Bedingungen unter den Dichtern so viele Unglückliche geschaffen habe. Lenau selbst sagte von sich: „Es gibt eine Region der Nerven, die ewig unberührt bleiben sollte, wehe dem, der diese Abgrundstiefe, wo immer Stille und Ruhe walten muß, stört und aufregt: ich hab's gewagt". Die Worte der beiden Dichter dulden jedoch keine Anwendung auf Syrokomla. Er hat weder diese Nervenregion, von welcher Lenau spricht, aufgestört, noch haben ihn äußere Verhältnisse unglücklich gemacht. In ihm lag der Quell des Unglückes, wie in Lenau der Keim des Verderbens. Das materielle

Elend, die Mißgunst der Kritik, das Familien-Ungemach, seine unglückliche erste Liebe — alle diese Umstände hätten nicht in Syrokomla jene Schwermuth wachgerufen, von der seine Werke Zeugenschaft ablegen, wenn sein Inneres nicht die Welt wie umflort gesehen und empfunden hätte. Deßhalb dieses ewige Schweifen in die Vergangenheit, in frühere Tage, dieser Wahn, daß Jene glücklicher waren, die nicht mehr sind, und jene unglücklich, die einst nicht sein werden. Daß seine körperlichen Leiden ihm die körperliche Hülle verhaßt machten und seinen Seelenschmerz bis zur Bitterkeit steigerten, ist zweifellos. Aber ihn vernichteten sein überreiches Gefühl, sein träumerisches Wesen, seine Sehnsucht nach einem bessern Leben. Eines hat er erreicht, Eines ist in Erfüllung gegangen, was er wünschte und hoffte, — er wird überall, wo polnisch gesprochen wird, gelesen und gewürdigt. Sang er ja doch:

Du meine liederreiche Laute, du aus dem Zauberholz erbaute!
Wenn Menschen mich mit Thränen tränken,
So bist du meine Götterlabe, du bist mein Stolz, die ganze Habe,
Wenn sie mich einst in's Grab versenken.*

Syrokomla ist vor Allem der Lieblingsdichter der Jugend. Und wie mancher Deutscher eher den Goethe, als den Lenau missen kann, so ergeht es vielen Polen mit dem Syrokomla, obschon Letzterem neben Dichtern von solchem Klange nur ein bescheidener Platz gebührt.

* Uebersetzt von Hans Max.

Gedichte.

Von

L. Anzengruber.

1.

Beschwörung.

Ein Narr der ward der Frag' nie wett:
Woher er denn das Leben hätt'?
Und was das Leben sei, deß' dacht'
Er manche kummervolle Nacht.
Da ging er einstens über Land,
Ein Thier war's Erste, das ihm stand,
Er fragt das Thier: Was ist denn Leben?
„Ich kann dir keine Antwort geben,
„Ich leb' das Leben, weiß es nicht!"
Da geht zum Menschen er und spricht:
O sage du mir, was ist Leben?
„Ich kann dir keine Antwort geben,
„Kein Staubgebor'ner weiß deß' Rath!" —
Der Narr er rafft sich auf zur That,
Er greift nach einem Zauberbuch,
Mit vielem Dräu'n und wildem Fluch
Beschwört er einen Geist: O sage
Du Antwort mir auf meine Frage!
Der Geist er haucht, der Geist er spricht —
Indeß sein Nebelleib erbebt: —
„Ich lebe selbst das Leben nicht,
„Denn ich, ich werde nur gelebt!" —
Da wendet wild der Narr das Blatt.
Ich bin jezt der Geschöpfe satt!
Ich schrei' zu dir, du All, o sage
Du Antwort mir auf meine Frage,
O sage du mir: was ist Leben?
Du sollst, du mußt mir Antwort geben! — —
Da kräuselts wirre durch's Gemach,
Wie Wetterweh'n und Donnerkrach,
Wie Frühlingssäuseln, Blumenduft,
Wie Auferblüh'n und Moderluft,
Gestalten, scharf und klargeründet,
Gestalten, sanft und leichtverwischet,
Doch hier, was sonst getrennt sich kündet,
Im Sonn- und Mondenlicht vermischet:
Und eine Stimme spricht ihm leise:
„Ihr lebt mein Leben, sag' ich dir,
„Und mehr nicht weiß ich, als wie ihr!"
Da schwieg der Narr und wurde weise.
Denn Weise sind seit alten Tagen
All' Jene so nicht weiter fragen.

2.

Das blinde Kind.

Es sizt das Mädchen trüb im Leid,
Es tastet an dem Schmuck die Hand,
Sie streift das lichte Feierkleid,
Deß' Farbenschein ihr unbekannt;
Des Lichtes Quell ist ihr verstopft,
Ihr Aug' kennt keiner Farbe Wahl,
Es kennt nur Lust, die leise tropft,
Kennt nur des Schmerzes wilden Schwall!

Sie sizt geschmückt wie eine Braut,
Sie tastet an der Mutter Arm,
Sie liebt der Stimme milden Laut,
Den Oden, der sie streichet warm:
„Zur Gnadenmutter innig fleh'!
„O klag' der Himmlischen dein Leid;
„Gib, Heilige, daß ich dich seh',
„In aller deiner Herrlichkeit!"

Das Kind gehorsam falt' die Händ',
Es faßt's die Sehnsucht nach dem Licht,
Den Blick in's leere Nichts gewendt',
Mit bebend leiser Stimm' sie spricht:
„„O Gnadenmutter, hold und rein,
„„O gib dem Aug' des Sehens Gab',
„„Und lasse das Geschaute sein
„„So lieb, wie ich gefühlt es hab!""

Sie blickt so angestrengt aus sich,
Als wollt sie selbst sich schau'n wie Traum,
Der Laut von ihren Lippen wich,
Und lautlos bleibts im leeren Raum.
Da plötzlich rufts: „„Ich seh' die Frau
„„Mit gold'ner Krone, mit dem Kind,
„„Von meinem Auge weicht das Grau,
„„Ich sehe, — ich bin nicht mehr blind! —

„„O sprich, du stummes Bild, zu mir,
„„O sprich, ich fasse deine Hand,
„„O laß' der Freude Laut von dir
„„Nach Wort und Form nur bist bekannt.
„„Doch spreche nicht! Wenn ungelenk
„„Des Schauens Kunst auch mir noch ist, —
„„Ich seh', daß Auge spräch' und denk' —
„„Dein Aug' — o Mutter — mich begrüßt!" "

Sie halten beide stumm sich lang,
Als wenn sie ob des Sehens Lust,
Verlernt der Sprache süßen Klang,
So voll des Dankes ist die Brust.
Und als der Dank zum Laut sich preßt,
Da klingt er ungeberdig wild, —
Doch falten sich die Hände fest,
Gelobend gar ein herrlich Bild!

Der Gnadenmutter sei geweiht —
Ihr, die so himmlisch sanft und mild,
Ihr, die erlöst sie aus dem Leid —
Von eigner Hand ein kunstvoll Bild. —
Bei Tageslicht, bei Kerzenschein
Mit greller Seide stickt das Kind,
Und als das Bild im heil'gen Schrein, —
— Da war die Arme wieder blind!

Der Kune.

Von

Ignaz Torontal.

Auf dem Blachfeld bei Doboka
Ward dem Ungarvolk die Ehre,
Siegberauscht, auf raschen Roßen,
Stürmt es nach dem Kunenheere.

Donnernd dräut ein Kunenhäuptling:
„Fechtet Ihr verzagten Mannen!“
Endlich schwemmt mit wilden Wogen
Selber ihn die Flucht von dannen.

Brechen muß er durch die Massen,
Bricht hindurch und jagt in Sorgen,
Und erreicht sein Zelt von Seide,
Drin sein Liebstes er geborgen.

In den Sattel hat er hastig
Eine Ungarmaid geschwungen,
Die vor Mondesfrist sein Schlacht-
schwert
Ihren Brüdern abgerungen.

„Sei dem Sieger was des Siegers!
Schlachten kann ich noch gewinnen,
Du allein bist unersetzlich“ —
Und so reiten sie von hinnen.

„Laß das Weinen, laß das Sträuben,
Ich erwarb Dich im Gefechte;
Doch auch stärker als des Krieges,
Mädchen, sind des Herzens Rechte.

Siegreich, war ich der Besiegte,
Zähmte meines Busens Feuer;
Sklavin warst Du; ich gehorchte —
Deine Tugend war mir theuer.

Fliehen laß uns nach der Heimath,
Bin der Fürsten einer; theile
Meine Macht und meine Schätze,
Meine Gattin, mir zum Heile!“

— „„Laß mich! rette Dir das Leben!
Blut der Meinen ist gefloßen.
Nimmer darf ich Dir gehören —
Dieses Blut hast Du vergoßen!““

— „Hab erkannt, daß meinem Leben,
Ohne Dich, die Seele fehle,
Also rett' ich, Dich mir rettend,
Mir in Einem Leib und Seele!“

— „„Und der Frieden meiner Seele?
Christin ich, und Du ein Heide!““
— „Hangst Du an der Gottheit Wesen?
Oder nur an ihrem Kleide?“

— „„Freist Du mit dem Schwerte? Freie
Um die Freie bei den Meinen —““
— „Freien, da ich Dich besitze?
Unversöhnlich sind die Deinen!“

Jäher stürmen sie von dannen;
Ineinander flutet prächtig
Ihr Gelocke, lang und golden,
Und das seine kraus und nächtig.

*

Herzog László treibt die Kunen
Vor sich her mit wildem Eifer,
Dampfend keucht sein edles Streitroß,
Ueberströmt von Blut und Geifer.

Horch, da tönt des Mädchens Hilfruf!
László hastet. Aus dem Schaden
Seiner Stirne tropft der Rothquell
Seiner Ahnen, der Árpáden.

— „Gieb mich frei! Schon naht mein Retter!
Rette Dich vor seinem Grimme!
Fliehe heim und denke meiner!"
Haucht sie mit bewegter Stimme.

Und er sieht der Jungfrau Busen
Aengstlich hoch und höher wallen,
Und er sieht aus ihren Augen
Lang verhaltne Thränen fallen.

Ihre Wange flammt, ihr Athem
Fächelt ihm die heißen Wangen:
— „Laß Dich nimmer!" ruft der Jüngling,
Krampfhaft hält er sie umfangen.

Jetzt die spitzen Eisensporen
Bohrt er in des Roßes Seiten,
Daß es wettergleich dahinbraust —
Und der Herzog bleibt im Weiten.

Ringend mit dem Feind, dem theuern,
Theurer ihr in seinem Leide,
Zerrt sie wild an seinem Gürtel —
Und vom Roße stürzen beide.

— „Fehlt die Axt Dir, greif zum Schwerte,
Recht ist mir der Waffen jede,
Denn ein Árpád" — László ruft es —
„Tödtet nur in gleicher Fehde!"

— „„Laß ihn fliehen, edler Herzog!""
Fleht sie bang. In ihrem Herzen
Beben Dank und Rührung, streiten
Freiheitslust und Liebesschmerzen.

— „Mir das Leben schenken lassen,
Stolze Christin? Nein, ich werbe
Kämpfend um ein zwiefach Leben,
Bis ich siege oder sterbe!"

Herzog László steigt vom Pferde,
Anhebt nun ein hartes Ringen,
Und es krachen dumpf die Schilde,
Funken sprühn die Heldenklingen.

Und es schwankt des Kampfes Wage —
Wem ihr Fürchten? Wem ihr Hoffen?
Freund und Feind zugleich sind beide!
Ach! — der Kune sinkt getroffen.

— „Mädchen!" seufzt er, „reich die Hand mir!
So! — mein Tod — sei Dir vergeben!
Denke meiner!" Also scheiden
Sie für dieses kurze Leben!

— „„Freiheit, Mädchen!"" ruft der Herzog.
Aber sie: „Laß still mich weinen:
Freiheit war es, wenn mein Herze
Brechen konnte mit dem seinen!"

Aus dem ungarischen Novellenschatze.

1.

„14.615 Gulden.“

Novelle.

Von

Tóth Kálmán.

(Aus dem Ungarischen von Sidonie Zerkovitz-Colocotroni.)

Gabriel Bogori war ein bescheidener Unter-Notar bei der Stadtgemeinde Pest mit einem Gehalte jährlicher 1000 Gulden angestellt. Außer diesen 1000 Gulden bekam er von seinem Schwiegervater, Herrn Hammer, eine jährliche Zulage von 200 Gulden, was somit ein Einkommen von 1200 Gulden jährlich ausmachte.

Genug wenig, besonders wenn wir bedenken, daß zu Beginn unserer Erzälung unsern Freund Gabriel seine liebe Marika mit dem zweiten Kinde erfreute. Das erste Kind war ein Mädchen, das jüngere ein Knabe, den das gute Weib aus Zärtlichkeit und unser Freund aus verzeihlicher Eitelkeit eben auf den Namen Gabriel taufen ließ.

Unserm Freunde Gabriel hätte daher zu seinem Glücke gar nichts gefehlt, wenn ihn nicht die Geringfügigkeit seines Einkommens in Kummer und Sorge versezt hätte; doch war dieser Kummer nur sehr flüchtig. Er pflegte in solchen Momenten zu seinem vielgeliebten Weibe zu sagen:

— Du wirst nur noch mehr sparen, ich will dafür noch fleißiger arbeiten und so werden wir uns auf irgend eine Weise fortbringen. Und schließlich, wenn wir die Sache näher betrachten, so entbehren wir ja eigentlich nichts was notwendig wäre: Wir haben zwei hübsche Zimmer, zwei schmackhafte Gerichte zum Mittagsbrod, für den Winter genug Holz zum Heizen und voriges Jahr waren wir sogar zweimal im Theater. Nicht war Mariska?

— Freilich, erwiderte das glückliche Weib, indem es den wackern Gatten auf die Stirne küsste.

* * *

Der kleine Gábor war schon zwei Monate alt, als seine Mutter eines Morgens viel bleicher als gewöhnlich aufstand. Sie fühlte sich etwas unwol, doch gab sie sich Mühe, es aus gewohnter Zartheit ihrem Gatten zu verschweigen.

— Mariska, Du bist nicht wol. Du verbirgst mir es vergebens, ich lese es aus Deinen Augen.

Er nahm darauf seine silberne Uhr aus der Tasche, blickte darauf, und fuhr fort:

— Gleich ist es neun Uhr; ich sollte in's Amt gehen, doch bevor hole ich Dir unbedingt unsern Hausarzt. Widersprich mir nur nicht. Es ist möglich, daß es nur eine momentane Schwäche bei Dir ist, doch kann es auch ein ernstes Uebel sein, dem man vorbeugen muß. Ich bitte Dich, weigere Dich nicht. Dr. Bozák war, wie Du weist, mein Schulkollega, und ist unserm Hause gegenüber von der größten Zuvorkommenheit; er wird sogleich hier sein. Lass' Deine Stirne anfühlen, sie ist zwar nicht heiß, ich werde aber Bozák dennoch holen.

Gabriel nahm seinen Paletot und nachdem er seiner Frau nochmals die Wangen gestreichelt und seine kleinen Kinder geküsst hatte, verließ er eilends seine Wohnung in der Grünenbaumgasse.

Die Augen des Weibes füllten sich mit Thränen und sie flüsterte ihm noch nach:

— Wie gut er ist!

* * *

Unser Freund Gabriel gehörte weder zu den schönen noch zu den hässlichen Menschen; doch lag in seinem Gesichte eine anziehende Biederkeit, die ihm Jeden, der ihn anblickte, näher brachte. Und dieser Ausdruck von Biederkeit war auch wirklich das, was man „den Spiegel der Seele" zu nennen pflegt. Eine mittelmäßige Bildung, genügende Fachkenntnis, doch sehr ehrenwerte Lebensanschauungen, der Ausfluß seiner zum Nachsinnen geneigten Natur, charakterisirten unsern Freund Gabriel. In der Pflichterfüllung findet er einen Genuß und in dem Bekämpfen der kleinen Lebenskalamitäten entwickelt er eine nahezu ergözende Energie.

Da zum Beispiel . . . seine Marika ist nicht einmal unwol, doch er macht sie es glauben, daß sie krank sei und da läuft er schon zum Arzte durch die Hatvaner-Gasse, dann links auf die Landstraße einbiegend, wo schon von weitem die Königsgasse ihm entgegenblickt, in der sein Freund Dr. Bozák wohnt.

Um den Weg zu verkürzen wandte er sich von der Landstraße in das Orczy'sche Haus und passirte es, um dann in die Königsgasse zu gelangen.

In einer Biegung dieses krümmungsvollen Hofes blieb Gabriel plözlich stehen; sein Fuß hatte an einen auf der Erde liegenden Gegenstand gestreift und er wäre darüber fast gestolpert.

Er blickte zur Erde nieder.

Eine braun-lederne, aufgeblähte Brieftasche lag zu seinen Füßen halb geöffnet, in dem Zustande wie sie aus irgend einer unglückseligen Tasche eben herausgefallen sein mag.

Gabriel blickte unwillkürlich umher, ob ihn wol niemand bemerke.

Es bemerkte ihn niemand.

Er hob die Brieftasche auf, und ohne daß er hineingeblickt hätte, wollte er sie in die Tasche seines Bureaurockes stecken, doch da hatte sie nicht Plaz; die Brieftasche konnte nur von der behäbigeren Rocktasche seines Paletots in Empfang genommen werden; er ließ sie hineingleiten. Hierauf sezte er seinen Weg zu Dr. Bozák fort.

— Ich möchte aber doch gerne wissen, dachte Gabriel, was in dieser Brieftasche eigentlich enthalten sein mag? Ohne Zweifel irgend einige wertlose Sensals-Notizen, Getreide-Preiscourants, ein Wochenbericht der Börse und andere ähnliche „Wertsachen“. Diese Sensale pflegen ungeheuer viel dieser nuzlosen Notizen mit sich zu tragen, dann legen sie fünf Gulden in Einsern dazu und somit ist die ganze respektable Brieftasche fertig.

— Hm! widerlegte Gabriel bei sich selbst, wenn sie nicht ein Sensal verloren hätte!

Er fing an in der Brieftasche, ohne sie herauszunehmen, so weit es möglich war, mit den Fingern herumzukrabbeln.

— Feines Papier! . . . und nicht wenig. Ja, ja, feines Papier. Wahrscheinlich Liebesbriefe, die irgend ein verliebter Handlungskommis verloren haben mag. Aber das Ding ist doch nicht so zerreißbar, wie gewöhnliches Briefpapier zu sein pflegt. Wie wenn es Hundertgulden- oder sogar Tausendguldennoten wären?

Nun, nun? . . . dann . . . dann . . .

Hier blieben Gabriel die Gedanken stehen. Dann ergänzte er mismutig energisch:

— Dann übergebe ich sie der Stadthauptmannschaft.

Doch schwebte im Hintergrunde seines Gedankens ein Etwas, das ihm zuflüsterte, daß er nicht so damit vorgehen würde.

— Es hängt jedenfalls davon ab, wer es eigentlich verloren hat. Wir werden dem schon auf die Spur kommen. Was eigentlich in der Brieftasche enthalten ist. Und schließlich werde ich so dabei handeln, wie es einem ehrlichen Menschen geziemt. Unter solchen und ähnlichen Skrupeln langte unser Freund bei der Wohnung des Dr. Bozák an.

Der Arzt war nicht zu Hause und so konnte Gabriel nur seine Visitenkarte zurücklassen, auf die er die Bitte schrieb, der Doctor möge sein Haus so bald als möglich besuchen, da seine Frau gefährlich erkrankt ist.

Alsdann nahm er seinen Weg über die Promenade am „Neuen Marktplaz“; an den Gang in's Bureau dachte er für den Moment gar nicht. Die Brieftasche lag, eine glühende Last, auf seinem Herzen.

— Das wäre schön, wenn ich in der Brieftasche irgend welche schlechte Verse fände, mit denen in der Entwickelung begriffene Genies die Redaktionen zu behelligen gewohnt sind. Doch! . . . Poeten pflegen solch behäbige Brieftaschen nicht zu tragen.

So kam er denn endlich auf die Promenade am neuen Marktplaz, ließ sich dort auf eine Bank nieder und sann weiter, wie folgt:

— Ich will einmal sehen, was darin ist. Schließlich, wenn mich auch jemand dabei erblickt, so ist ja dies nichts Arges, und wenn auch Geld darin wäre? . . . Wenn auch Geld darin wäre, so würde es niemandem auffallen; kann denn nicht auch ich einige Tausend Gulden besizen, wenn . . wenn ich zum Beispiel — eine Erbschaft gemacht hätte?

Und nun zog er das Portefeuille aus der Tasche, that einen Blick hinein, that einen kühnen Griff hinein, von Minute zu Minute ward es ihm schwärzer vor den Augen und er zälte fast laut:

— Eins, Zwei, Drei . . .

Sein Athem ward immer gepreßter, seine Stimme schwand allmälig und kaum vermochte er noch vor sich hinzuhauchen:

— Vierzehntausendsechshundertfünfzehn Gulden.

Das war die Summe, die sich in der Brieftasche befand zum Zeichen dessen, daß sie weder ein Sensal, noch ein verliebter Handlungkommis, und am wenigsten ein junger Versemacher verloren.

Nun, lieber Freund Gabriel, werden wir gleich sehen, ob du ein ehrlicher Mensch bist oder ob die Situation auch dich schwach werden lassen wird, wie sie viele Andere werden ließe, die sonst ganz ehrbare Lebensanschauungen besizen, aber zumeist nur insolange als es sich um Andere handelt, die aber sich gegenüber diese Principien wahren so lange sie keiner stärkeren Versuchung preis gegeben sind. Nun müßtest du ungesäumt zur Stadthauptmannschaft und einfach den wertvollen Fund übergeben; doch fürchte ich, daß in deinem Gehirne ein ganzes Wolkenheer von Trugschlüssen sein Lager aufgeschlagen hat um dein ehrliches Herz zu besiegen.

Ach, sie haben es auch schon besiegt.

— Jedenfalls ist die Hauptfrage dabei: wer sie eigentlich verloren hat? sann Gabriel, ein armer Mensch kann es gewiß nicht gewesen sein. Vierzehntausendsechshundertfünfzehn Gulden. Eine schöne Summe! Für mein ganzes Leben würde sie mich glücklich machen. Und übrigens ist es ja möglich, daß sie ein Mensch verloren haben mag, der abends als Jux im Kasino erzält, daß er heute nicht spielen wird, da er jene Summe, die er für den heutigen Tag bestimmt hatte, auch ohne Makao verlor. Wie sich wol irgend ein armer Teufel darob freuen mag!

— Er macht sich sogar noch lustig über mich! sprach Gabriel lachend, doch bitter lachend vor sich hin, denn seine Reflexion leuchtete ihm selber nicht genug ein.

Er hätte gern auf ganz ehrliche Weise das Geld eingesteckt, doch das ging eben nicht. Seine Gedanken spannen sich nun weiter:

— Und wie, wenn dies gerade die Brieftasche irgend eines ruchlosen Wucherers wäre? Wer würde doch so viel Geld mit sich tragen als so ein Mensch, dessen ganzer Wert in der Brieftasche liegt, die er bei sich trägt?

Ei, zu Hause hat er gewiß noch genug. Dieses Geld hat er ohne Zweifel erst jetzt von irgend einer ehrlichen ungarischen Familie eingetrieben. Das Kapital davon hat er gewiß schon dreifach vorher aus den Zinsen herausbekommen. Es gibt genug solcher nichtswürdiger Wucherer. Und ich sollte solcher Räuber schonen? Das werde ich wol bleiben lassen. Ohne Zweifel hat die Nemesis mich zu ihrem Werkzeuge erwählet und gegen das Verhängnis ist nicht gut zu kämpfen. Ich will es ja auch nicht für mich behalten; es wird der kleinen Margit angehören; Knaben brechen sich ja selber Bahn im Leben, doch die Zukunft der Mädchen verursacht sehr viel Kummer und Sorgen. Ich werde dafür Sparkassa-Aktien kaufen; jetzt stehen sie auf 1500; nach fünf Jahren werden die Aktien auf 3000 Gulden stehen, das sind Dreißigtausend Gulden. Dafür käme auch noch auf den kleinen Gabriel ein Teil. Ich bin ein Glücksmensch.

Gabriel ging so an dem Stadthause vorüber, als wenn er gar nicht Beamter wäre und bevor er noch zu Hause angelangt war, hielt er sich schon für den rechtmäßigen Besizer des gefundenen Geldes. Nichts ist leichter, als uns über unsere Irrungen, wenn diese für uns vorteilbringend sind, zu beruhigen.

Heiter trat Gabriel in das Zimmer zu seiner Frau.

— War Bozák schon hier, Marika?

— Nein, doch ist er hier auch gar nicht nötig; Du kannst Dich ja überzeugen, daß mir nichts fehlt; ich habe es ja schon des Morgens gesagt, daß es nur eine momentane Schwäche war. Ich danke für Deine herzliche Güte, mein süßer Gabriel, — und sie neigte ihre Lippen ihrem Gatten hin, der einen innigen Kuß darauf drückte.

Gabriel zündete eine Zigarre an, warf sich in einen Lehnstuhl und fing gemütlich zu rauchen an.

Warum legst Du, Gabriel, Deinen Paletot nicht ab? frug sein Weib nach einer Pause.

— Ich bin sehr müde. Später.

Unser Freund Gabriel log heute zum erstenmale in seinem Leben; den Paletot legte er eigentlich darum nicht ab, weil sich in der Tasche desselben die Vierzehntausend-Gulden-Brieftasche befand; er bewachte sie gleich einem siebenköpfigen Drachen, und war noch nicht mit sich einig, ob er das Ereignis vom Morgen seiner Frau mitteilen solle oder nicht. Ein ander Mal verheimlichte er nie etwas vor seinem Weibe und eben dieses Vertrauen bildete die Basis zu ihrem häuslichen Glücke. Wir mögen aber nur einen einzigen Fehler begehen, dann kommen die übrigen Vielen von selber.

Doch konnte er nicht umhin seiner Frau einige gemütliche Anspielungen zu machen.

— Was würdest Du, Marika, dazu sagen, wenn ich Dir so eine zobelverbrämte Mente kaufte, wie die Frau Fellner eine hat?

(Frau Fellner war nämlich die Besizerin des Hauses, in welchem sie wohnten.)

— Wie könntest Du das auch?! erwiderte mit bitterem Lächeln Marika, indem sie nicht genug verhüllen konnte, daß sie eine solche Zobelmente wirklich sehr gerne haben möchte.

— Es ist nicht so ganz unmöglich, wie Du denken magst.

Eine Pause trat ein. Gabriel blies die Rauchwolken recht hoch in die Luft, wie Jemand, dessen Brust von einem Gefühle des behaglichsten Selbstbewußtseins geschwellt ist, dann fing er wieder von Neuem an:

— Du Mari, wie gefiele es Dir, wenn wir uns für ein ganzes Jahr im Theater abonniren würden?

Die Frau nahm das Ganze für einen Scherz und antwortete nicht einmal darauf.

— Oder wenn wir im Sommer in ein Bad reiseten? Wohin möchtest Du am liebsten gehen wollen: nach Szliács, Füred oder nach Rohitsch?

— Sprich mir nicht von solchen kindischen Dingen.

Gabriel gab sich ein würdevolles Ansehen, indem er sprach:

— Mari, es gibt gewisse kindische Dinge, die nicht so kindisch sind, wie wir denken!

Diese weise Bemerkung konnte die Frau kaum mehr hören, denn sie eilte in die Küche, um sich nach dem Mittagsessen umzusehen. Mittag war nahe.

Gábor benützte das Entfernen seiner Frau dazu, seinen Paletot abzulegen, nahm das Geld daraus und schloß es in seinen Schreibtisch ein. Drei-, viermal versuchte er dann die Schublade, ob sie wol fest genug verschlossen ist, als wie wenn er sich vor Räubern zu fürchten gehabt hätte.

Die Magd deckte den Tisch; Marika brachte die Suppe herein.

Gabriel berührte kaum den Teller; alle seine Sinne waren von dem Morgen-Ereignisse eingenommen.

— Doch von diesem Dunst-Kraut wirst Du dennoch essen, sagte Marika, als die Magd die zweite Speise auftrug.

— Auf jeden Fall. — Und fast spöttisch lachte er über das einfältige Anbieten seiner Frau, da er doch jezt Rheinlachs essen konnte, wenn er wollte.

Er konnte das Ende des Mittagsmales kaum erwarten, und als seine Frau nach dem Abräumen vom Tische auf einige Minuten wieder in die Küche ging, stürzte er zum Schreibtische, nahm das Geld heraus, zog seinen Oberrock an und eilte zur Thür hinaus.

— Wie, die Kleinen küssest Du nicht einmal? frug seine Frau im Tone leisen Vorwurfs.

— Ja, Du hast Recht, Marika, sprach er und küßte die Kinder. Kein Wunder, daß ich's fast unterlassen hätte, wenn man so viel zu thun hat . . . fügte er zerstreut hinzu. Eigentlich hatte er gar nichts zu thun.

Gabriels Antliz stralte, als er auf die Gasse trat; er trat fest und bestimmt auf, wie überhaupt ein Mensch, der vierzehntausend und einige

hundert Gulden in der Tasche hat. Wie jemand, dem Alles zur Verfügung steht, betrachtete er die Handlungsauslagen und dachte dabei, daß er all dies jezt kaufen konnte. Etwas wollte er für jeden Fall kaufen, denn das viele Geld ließ ihm keine Ruhe. Er hat's gefunden: Zwanzigkreuzer-Regalias werden eingekauft, denn seine gewöhnlichen Cubas haben nicht genug Luft. Doch gestern hatten sie noch Luft genug für ihn.

Er trat in die allernächste Trafik und kaufte für sich fünf Stück Zwanzigkreuzer-Regalias. Er zalte nicht einmal aus seiner eigenen ziegenledernen kleinen Brieftasche, sondern aus der gefundenen. Es fiel ihm gar nicht bei, daß zufällig der Eigenthümer der Brieftasche plözlich hinter ihm sich aufpflanzen, ihm auf die Schulter schlagen und ihm sagen könne: „Mein Herr, die Brieftasche da ist mein!“ Er hielt das Geld so sehr schon für sein Eigen.

Gabriel rauchte ganz gemütlich seine Regalias und blickte auf der Gasse umher, ob wol die anderen armen Passanten diesen duftigen Rauch riechen, der sich um seine Lippen kräuselt. Er begegnete auch einigen Bekannten. Er war genug herablassend gegen sie; fast wie gewöhnlich grüßte er sie.

Ermüdet kehrte er in ein Kaffeehaus ein. Erst jezt wurde er gewahr, daß er aufgeregt sei. Seine Zunge war trocken und es durstete ihm nach etwas. Er verlangte eine Limonade und dann fing er an unter den auf den Tischen umherliegenden Zeitungen zu suchen. Endlich begann er in einer der Zeitungen zu lesen.

Plözlich übergoß flammende Röte sein Gesicht, die Zeitung entglitt seiner Hand, er ließ seinen Kopf sinken und bemerkte nicht einmal die Erfrischung, die ihm der Kellner eben vorsezte.

Aus dem Zeitungsblatte, das er in die Hand genommen, las er folgende Neuigkeit:

„Gestern wurde die Leiche des Ignaz Schirmer, eines Buchhalters der Firma Khonberger aus den Fluten der Donau gezogen. Der Unglückliche verlor am Wege eine Summe von achttausend Gulden, die er auf Rechnung seiner Chefs einem Geldinstitute zu übergeben hatte; er konnte diesen Unglücksfall nicht überleben, umsoweniger als man ihn im Verdachte des Unterschleifes hatte. Er hinterließ eine Witwe und drei Kinder. Der unehrliche Finder des Geldes verprasst es jezt wahrscheinlich.“

Mit einemmale bestürmten erschreckende Gedanken das arme Gehirn Gabriels.

— Wie, wenn „seine“ Brieftasche von keinem Wucherer, sondern von einem armen ehrlichen Buchhalter verloren worden ist, der Weib und Kinder hat? Wie, wenn jezt eine ganze Familie darüber jammert, worüber er sich vor einer Viertelstunde noch so sehr gefreut? Wie, wenn jener Unglückliche jezt schon in die Donau gesprungen ist, oder sich eben anschickt sich hineinzustürzen?

— „Und der unehrliche Finder verprasst es vielleicht jezt", wiederholte Gabriel bei sich die Bemerkung der Zeitung.

Er nahm die Regalia langsam aus dem Munde und legte sie auf die Schale, darauf ihm die Erfrischung gereicht war.

— Und ich habe auch schon die Summe bestohlen, die nicht mein ist. Ich habe nicht recht gehandelt.

Wie irgend ein schwerer Verbrecher zog er sich darauf in den dunkelsten Teil des Kaffeehauses, der nur durch Hoffenster erhellt war, ließ sich dort an einen einsamen Tisch nieder, nahm aus seinem eigenen hirschledernen Beutel einen Gulden heraus und legte ihn zu dem Gelde in der großen Brieftasche.

Nun fühlte er sich etwas ruhiger.

— Ich hätte auch die ärgeren Fälle annehmen sollen. Und schließlich, wenn es auch ein reicher Mann verloren hätte, dürfte ich es denn dann behalten?! Nein. Niemals.

Doch flüsterte ihm sofort wieder ein Dämon ein „Ja" zu.

Er zalte und lief hinaus in die Luft.

Lange strich er plan- und ziellos durch die Straßen; als wenn in seinem Haupte zwei Dämonen gewesen wären, die sich einander bekämpften und ihre Argumente gegenseitig vernichteten. Gegen den armen Buchhalter stand abermals der kartenspielende Magnat auf, der über die verlorene Bagatelle lacht, und für die jammernden Kinder trat der gewinnsüchtige Wucherer in's Gegengewicht.

Da plötzlich fiel sein Auge auf einen Anschlagzettel, von dem in großen Buchstaben das Wort: „Verloren" herabweinte.

Gabriel griff nach seiner Brieftasche. Was ist verloren worden? Gierig las er den Anschlagezettel. Angezeigt stand der Verlust eines — Schoßhündchens.

— Ich bin wirklich lächerlich, brummte Gabriel bei sich. Ach was! unglücklich bist du, lieber Freund Gabriel!

Er ging weiter. Nun langte er auf dem Stadthausplaze an. Es kam ihm der Gedanke hineinzugehen zur Stadthauptmannschaft, das Geld zu deponiren und somit aller seiner Qualen los zu sein. Doch war es schon gegen Abend, der Stadthauptmann ist wahrscheinlich jetzt nicht im Amte, und dann .... dann wollte er sich noch inzwischen die Sache überlegen.

Es kam ihm schwer an, der zobelverbrämten Mente seiner Frau, dem abonnirten Sperrsize im Theater und dem Bade Szliács zu entsagen und gar erst den einträglichen Sparcasse-Actien!

— Wenn ich nur diese elende Zeitung nicht gelesen hätte, dachte er eine Minute lang bei sich. Doch es ist wahr, es ist vollkommen wahr. Das Geld konnte irgend welcher arme aber ehrliche und vertrauenswürdige Mensch verloren haben, sonst hätte man es ihm ja nicht anvertraut.

Bevor Gabriel noch zu Hause angelangt war, fühlte er sich ganz unglücklich. Zehnmal beschloß er, daß er das Geld anzeigen wird und eilfmal fand er so einen Grund, der ihm das Gegenteil zu thun riet.

In seinem Zimmer warf er sich erregt auf das Canapé.

— Wie, Du legst den Paletot wieder nicht ab? frug Marika.

— Ich bitte Dich, lass' mich mit dem Paletot in Ruhe! Ich will doch hoffen, daß ich Dir damit nichts Unangenehmes bereite.

Mit Erstaunen sah Marika ihren Gatten an; so viel Gereiztheit hatte sie noch nie an ihm wahrgenommen.

— Guter Gabriel, Dir fehlt etwas, sprach sanft sein Weib zu ihm. Lass' mich Deine Stirne betasten. Mein Gott, welche Hize! Jezt schicke ich aber um Bozák!

— Nein, Mari, wenn Du mich liebst. Ich habe mich ein wenig im Amte erhizt, ich hatte irgend eine unangenehme Funktion. Es wird schon vergehen.

— Ich bereite Dir also ein wenig Limonade.

— Ich danke Dir. Ich habe erst vor einigen Momenten Limonade genommen.

— Wo? Im Amte?

— Nein, im Kaffeehause.

— Wie, auch dort warst Du schon?

— Ja, ich war, ich war dort. Ich bitte Dich, Mari, ich bin sehr erschöpft.

Das Weib fühlte, daß es seinem Manne jezt lästig werde, und entfernte sich in's andere Zimmer zu den Kindern. Eine trübe Ahnung durchzuckte Maris Herz, daß sie am Wendepunkte ihres ehelichen Glückes stehe.

— Er hat auch nicht einmal die Kleinen noch geküsst — sprach sie traurig vor sich hin. Das versäumte er vordem niemals, sobald er nach Hause kam. Und wie gut er des Morgens noch gelaunt war! Er scherzte noch mit einer Mente, dem Theater, dem Badeorte!

Gabriel gab sich nun ungestört seinen Grübeleien hin. In seinem Gehirne schwirrte ein ganzer Schwarm von möglichen und unmöglichen Fällen. In einem Augenblicke hielt er sich für einen überspannt ehrlichen Mann, der sich aus seinem Glücke lächerliche Gewissensskrupel macht, in einem andern konnte er es sich nicht verzeihen, daß er bis jetzt so lange noch hatte zögern können, das Geld zurückzustellen.

— Und wenn ich den Fund anzeige, so wird mir der Verlustträger zwei bis dreihundert Gulden Finderlohn geben. Eine Erbärmlichkeit! Uebrigens nehme ich kein Almosen an.

Er ward ganz der Unentschlossenheit zur Beute.

Als sich seine Frau entfernte, schloß er das Geld wieder in den Schreibtisch ein und warf erregt seinen Paletot auf das zwergenhafte Canapé, das in einem Winkel des Zimmers plump dastand.

Dann nahm er ein Buch hervor, um zu lesen, doch zogen die weißen Seiten sein Auge nicht so an, wie der Schreibtisch, der den Gegenstand seines innern Kampfes barg. Tausende und Hunderte flimmerten ihm vor den Augen, so daß er kaum wusste, ob in dem Buche, das er in der Hand hielt, ein Roman oder die Paragrafe des Strafrechtes enthalten seien.

Die Zeit des Nachtmals kam. Gabriel aß noch weniger als zu Mittag.

— Du bist unwol, süßer Mann, Du verbirgst es umsonst, sprach seine Frau zu ihm, die wieder geneigt gewesen wäre den Unmut ihres Mannes fisischen Ursachen zuzuschreiben.

— Ich bin matt, ich werde mich gleich niederlegen und morgen Früh wird mir schon ganz wol sein.

Und Gabriel ging wirklich, kaum war seine Frau in die Küche gegangen, zu Bette und kehrte sich der Wand zu, damit es seiner Frau ja nicht einfalle ihn anzusprechen. Er wollte wieder nachgrübeln, doch die oft wiederholten Gedanken verloren ihren Reiz und seine erschöpfte Fantasie konnte nicht mehr so lebhaft den kartenspielenden Magnaten verkörpern, ebenso wenig wie die Gestalten des in der Donau ertrinkenden Familienvaters. Er ward zuletzt ganz abgespannt, konnte aber dennoch nicht einschlafen.

Nun, schön steht es mit uns, lieber Freund Gabriel!

Auch Mariska begab sich bald zu Bette, doch konnte auch sie ihre schönen Augen nicht schließen; die Aermste zog sich unter der Decke zusammen und lauschte, ob Gabriel einschlummern werde.

Es dauerte gute zwei Stunden, bis Gabriel endlich mit schwerer Mühe einschlief.

— Gott sei Dank! hauchte das gute kleine weibliche Geschöpf und verzog die Mienen sehr ernsthaft, wie Jemand, der sich anschickt auch einzuschlafen.

Doch Gabriel begann jetzt plözlich im Schlafe allerlei Unzusammenhängendes zu sprechen.

— Tausend .... zweitausend .... vierzehntausend .... Aktien .... Margitka .... fanget ihn .... jetzt springt er hinein .... da ist die Kettenbrücke .... hahaha! er hat es ja im Kartenspiel verspielt .... ich gebe es ihm hin .... oh nein, ich geb' es ihm nicht hin .... Regalia ....

— Mein Gott! wovon kann er nur träumen — sprach furchtsam das Weibchen zu sich, und zog sich die Decke fast bis über das Gesicht.

Dann stieß Gabriel noch einen sehr tiefen Seufzer aus, der dem Pfeifen ähnlicher war und dann ward es stille im Zimmer.

Nicht lange darauf schlief auch Marika ein; auf ihrem Gesichte verbreitete sich wie flüssiger Carmin auf warmer Milch das zarte Rot des Schlafes.

Kaum graute der Morgen, als Gabriel schon aufwachte. Nach der nächtlichen Ruhe bestürmten die gestrigen Gedanken mit verdoppelter Kraft

sein armes Gehirn. Rasch stand er auf, kleidete sich an, und sein Weib und seine Kinder dem Schlafe überlassend, zog er sich in's Schreibzimmer zurück. Natürlich nahm er das Geld wieder zu sich und um es einstecken zu können, nahm er wieder seinen Straßenpaletot um.

Dann warf er sich auf einen Sessel mit dem Gedanken jezt über das Geld zu entscheiden. Dieser Zustand des Wahnsinns kann und darf nicht länger währen!

Als ob eine Nußschale auf den Wogen des Meeres es sich gesagt hätte, daß sie nicht mehr schwankt.

Später erwachte auch Marika. Ihr erster Blick galt der Schlafstätte ihres Mannes; doch fand sie ihn nicht mehr darin. Rasch kleidete sie sich in ihren Schlafrock und ging in das Schreibezimmer ihres Gatten.

Gabriel lag in einem Lehnstuhle, seine Hände hingen zu beiden Seiten herab, sein Kopf war in das Kissen des Stuhles versenkt und sein Blick stierte auf eine Stelle hin, wie der eines Wahnsinnigen.

Das Weib erschrak bei diesem Anblicke.

Er war wieder in den Paletot gehüllt. Doch sie wagte es nicht ihn abermals zu fragen, warum er wieder den Paletot im Zimmer trage. Die Zurechtweisung von gestern schmerzte sie noch.

Mit einemmale fasste sie Mut und näherte sich ihm.

Gabriel stand wie überrascht auf und reichte ihr die Hand.

Doch das genügte Marika nicht; sie ergriff mit ihrer Linken die Rechte des Gatten, umfing mit ihrem andern Arme seinen Nacken, und so nahe, daß sein glühender Hauch fühlbar ward, blickte sie mit schmerzlichem Lächeln in sein Auge.

— Gabriel, Dir fehlt etwas, und Du bist nicht aufrichtig gegen mich! War ich Dir denn nicht immer ein treues, braves Weib? Wenn uns irgend ein Unglück getroffen, so sag' es mir; ich werde es mit Dir teilen.

Gabriel ward gerührt und einige große Thränen rollten aus seinen Augen.

Er entwand sich zart der Umarmung seiner Frau und drückte einen langen Kuß auf ihre Hand.

— Du hattest diese Nacht böse Träume, nicht wahr? Du hast auch im Schlafe gesprochen von Geld, Brücken und ich weiß nicht wovon noch.

— Ein ganzer Wahnsinn, murmelte Gabriel bei sich.

— Gewiß ist, daß Dich etwas schmerzt. So lass' sehen, wo thut es Dir weh?

Gabriel sezte sich abermals in seinen Lehnstuhl und schlug seinen Paletot voran auseinander.

— Also, wo thut es Dir Weh?

— Da! antwortete Gabriel und berührte mit dem Finger die Brieftasche.

Das Weib glaubte, daß der Mann auf sein Herz deute. Vielleicht verliebte er sich in Jemanden.

Es war Marika, als ob man einen großen Dorn in ihr Herz gestoßen hätte; von dieser Seite war ihr bisher jeder Schmerz unbekannt geblieben. Sie senkte ihren schönen Kopf und sprach mit stiller Resignation.

— Ja, wenn Du eine Andere liebst, ist dem nicht abzuhelfen. Ich verzeihe es Dir, Gabriel!

Das war für Gabriel zu viel. Was? er würde eine Andere lieben als seine kleine süße Marika! So weit ist es schon mit ihm gekommen, daß sie auch so etwas glauben könne?!

Er sprang wie ein Tieger von seinem Lehnstuhle auf.

— Eine Erbärmlichkeit! schrie er fast brüllend, riß das Portefeuille aus seiner Paletottasche und schleuderte es so gewaltig in die Mitte des Zimmers, daß die Tausender gegen den Plafond sprangen.

— Barmherziger Gott! schrie Marika das viele Geld erblickend und vom ganzen Auftritt nichts verstehend.

— Da ist's! Das war es! sprach Gabriel tobend und ging in größter Aufregung im Zimmer auf und ab. Sein Haar sträubte sich.

— Wo hast Du dieses Geld hergenommen, Gabriel? Sprich, um Gottes Willen!

— Gestern habe ich es gefunden, Marika, gestern habe ich es gefunden.

— Gott sei Dank! — und sie ward fast ohnmächtig.

— Gestern fand ich es im Orczy-Hofe, als ich Dr. Bozák holen ging, und seitdem bin ich unglücklich, Marika. Was soll ich damit anfangen?! Was soll ich damit anfangen?!

— Nun, nun — Du wirst es der Stadthauptmannschaft übergeben.

— Du bist ein Engel. Du hast Recht. Ich hätte nicht einmal eine Minute zögern dürfen es zu thun! Komm an mein Herz, Du meine Unschuld! und Du hast noch glauben können, daß ich außer Dich noch jemand lieben könnte! Du kennst Deinen eigenen Wert nicht. Wie tief stehe ich unter Dir!

Marika lachte, wie ein Turteltäubchen.

— Doch jetzt will ich das Frühstück hereinbringen; Du hast ja gestern den ganzen Tag nichts gegessen.

— In der That, antwortete Gabriel mit dem Appetite des Friedens.

Es ward an die Thüre geklopft. Dr. Bozák trat ein.

— Nun denn, wer ist der Kranke?

— Niemand, antwortete Marika, sondern sehen Sie nur, als Gabriel gestern zu Ihnen ging, fand er eine Menge Geld im Orczy-Hofe.

Damit war jeder ferneren Unschlüssigkeit ein Ende gesetzt.

* * *

Gabriel trug mit dem Gefühle der ruhmvollen That ohne jede Pralerei das Geld in das betreffende Amt; er war ruhig, wie jemand, der zu einer edlen Handlung entschlossen ist.

— Auch der Eigenthümer hat sich schon bereits gemeldet, sagte der Beamte, als er das Geld übernahm.

— Wer ist es? frug Gabriel mit Spannung.

— Der Bankier Baumann. Ein reicher Mann, er hat ein Vermögen von wenigstens drei Millionen.

— Sie hätten wirklich, lieber Freund, ganz ohne alle Gewissensbisse diese kleine Summe für sich behalten können. Zwar glaube ich, daß Sie von Herrn Baumann als Finderlohn ein sehr anständiges Geschenk zu erwarten haben.

— Ich nehme es aber nicht an.

— In einem solchen Falle, glaube ich, würde die Art des Beschenkens entscheiden. Sie sind, lieber Herr Bogori, in der That ein sehr rechtlicher Mann. Ich habe Sie immer lieb gehabt, von nun an werde ich Sie auch verehren.

Der Fall erregte in seinem Kreise allgemeine Sensazion und hob sehr den moralischen Wert unseres Freundes Gabriel.

Nur der Schwiegervater Gabriels, Herr Hammer, wusste sich nicht zu besänftigen; er bewies bis in die Details, daß Herrn Baumann diese vierzehntausend und einige hundert Gulden gerade so viel sind, als wie wenn er vierzehn Sechserln verloren hätte und er scheute sich nicht es offen herauszusagen, daß das Vorgehen Gabriels ein übertriebener Sentimentalismus war.

Auch Gabriel dachte bei sich so, doch bald beruhigte er sich darüber.

— Der Mensch soll unter allen Umständen redlich sein. Und dann hätte es ja ein solcher auch verloren haben können, dessen ganzes Vermögen es ausmachte.

— Ich bin begierig, sprach wieder Herr Hammer, ob dieser Baumann sich da auch als Cavalier zeigen wird. Schon vier Tage sind verflossen und er lässt noch nichts von sich hören. Ein geiziger, nichtswürdiger Mensch!

* * *

Bei Bogoris stellten sich wieder die früheren glücklichen ruhigen Tage ein, und das verflossene Ereignis war nur zum Gegenstande von gemütlichen Scherzen geworden, und auch so kam es nur selten auf's Tapet.

Marika dachte zwar oft an Baumann, daß er sich doch ihrer erinnern werde, wagte jedoch niemals es Gabriel zu erwähnen. Mit ihrem Gatten war es in solchen Dingen eine sehr delicate Sache.

Ungefähr zehn Tage vergingen, als eines Nachmittags Marika und Gabriel in rosiger Laune nach dem Speisen mit einander plauderten.

Ein Eisenbahndiener trat in ihr Zimmer ein auf seiner Müze das unvermeidliche geflügelte Eisenbahnrad.

Er übergab Gabriel einen Brief und entfernte sich nach einem ehrerbietigem Gruße.

Der Inhalt des Briefes war folgender:

„Geehrter Herr!

Die N...r Eisenbahngesellschaft hielt heute Vormittags ihre Ausschuß-sizung, in welcher die Besezung eines vacanten Rechtsverwaltungsrath-Postens zur Sprache kam. Diese Stelle erfordert außer den juridischen Fachkenntnissen auch eine außerordentliche Ehrlichkeit und Sie werden es begreiflich finden, daß ich für diese Stelle Sie, mein Herr, vorgeschlagen habe. Mein Vorschlag wurde angenommen. Diese Stelle ist mit einem Gehalte von vorläufig nur sechstausend Gulden verbunden, doch wird der fortwährende Aufschwung des Unternehmens Ihre Stellung einträglicher gestalten. Es würde mich freuen heute oder morgen die Ehre haben zu können mit Ihnen das Nähere diesbezüglich zu besprechen.

Nehmen Sie die Versicherung meiner Hochachtung und betrachten Sie als Freund Ihren

Baumann m. p.“

Gabriel und Marika fielen sich einander mit thränender Seligkeit in die Arme. Sie wären lange so geblieben, wenn die kleine Margit nicht erwacht wäre. Margit weinte und schrie aus voller Kehle.

Die kleine Einfältige ahnte nicht, daß eben ein Moment eingetreten, der auch ihrem ganzen Leben Glück verhieß.

2.

Der Feldherr und sein Sohn.

(Frei nach dem Ungarischen von M. E. Pilcz.)

Tiefe Stille herrschte im Lager.

Es war ein heißer, schwerer Tag der Nacht vorausgegangen!

Als die Sonne purpurn niedertauchte hinter den fernen Höhen, da meinte mancher Wackere, der nun am Wachtfeuer sinnend sitzt, das Tagesgestirn habe vor dem Scheiden ein Bad genommen in den dampfenden Strömen frischen kostbaren Blutes, das dort drüben im Thale überreich geflossen.

Nun ist's wieder ruhig weit und breit; ab und zu schlägt ein schwaches Stöhnen, ein schauerliches Röcheln ans Ohr der Lager-Wachen, wenn eben von der Walstatt her ein Verwundeter hereingebracht wird.

Es waren deren nicht viele. — Brust an Brust standen sich die Gegner am Tage vorher im Auge. Der Mordstrahl traf sicher; er traf tief! Und — leichte Hiebe machten heute dem Feldscheerer keine Mühe; denn, für's nächste Morgengrauen stand neue Arbeit zu erwarten: wer nun Arm und Bein zu rühren vermochte, wollte die kommenden schweren Stunden nicht im Spital verpassen.

Drinnen, mitten im Lager sitzt der greise Feldherr beim Lichte einer verwetterten Bauernlampe über seine Pläne und Landkarten gebeugt.

Eine edle Jünglingsgestalt steht, militärisch stramm vor dem General, dessen Befehle harrend.

Es ist der einzige Sohn des greisen Führers; die beiden älteren liegen bei St. Lucia seit Monden schon in kühle Erde gebettet.

„Herr Oberst“ — hub der Alte an — „in zwei Stunden führen Sie Ihr Regiment hier“ — mit dem Finger auf der ausgebreiteten Karte den Weg bezeichnend — „durch diesen Hohlweg dem Feind in den Rücken. Dort hinter dem Gehölz ist der Bach seicht, den durchwaten Sie Herr Oberst, biegen dann links ein, in den gegenüberliegenden Wald, um gedeckt dem Feind an den Leib zu rücken. Gelingt das Manöver, so sind Sie gegen fünf Uhr Morgens an Ort und Stelle und schreiten zur Attake. Stoßen Sie wider Erwarten früher auf den Feind, so lassen Sie sich nicht ernst ein, sondern ziehen sich westwärts in's Gehölze zurück. Meine Absicht ist mit Tagesanbruch selbst anzugreifen, wenn ich nicht früher angegriffen werde“.

„Zu Befehl, Herr General!“

„Oberst Lohner hat Ordre Ihnen zwei Bataillone Jäger mitzugeben. Ich baue auf Ihre Umsicht, Herr Oberst!“

„Werde meine Pflicht thun, Herr General!“

„Gott befohlen denn! und“ — da reichte der General dem Obersten die Rechte indem er weich hinzufügte — „keine unnöthigen Bravouren! hörst Du, Karl?“

„Sei ganz beruhigt, Vater! Doch“ — fügte der Oberst fast schüchtern hinzu — „mein Bursche sagt mir, es seien Briefe da — etwa — auch für mich?

„Ja wohl! bald hätte ich daran vergessen; dort in der Tasche liegt ein Brief für Dich — ich glaube es ist Juliens Hand“.

Der Oberst erbrach mit Hast den Brief. Gierig durchflog sein Blick die Zeilen; doch je weiter er las, desto mehr verdüsterte sich seine Miene, schwere Seufzer entrangen sich der Brust.

Besorgt blickte der Vater auf den Sohn.

„Was hast Du? — Schlimme Nachricht etwa?“

„Die schlimmste!“ erwiderte mit schmerzgepreßtem Tone der Krieger. „Julie ist schwer erkrankt; sie fleht mich an auf einen Augenblick bloß zu ihr hinüber zu kommen“.

„Armes Weib!“ war die Antwort des Generals.

„Mein Gott! Mein Gott!“ — jammerte der Oberst leise, wie mit sich selbst redend — „Wenn sie stirbt, ohne daß ich sie wiedergesehen! Mein armes, theures Weib, mein Alles!“

Der General blickte stumm und ernst auf seine Karten nieder. Keine Miene verrieth den grausamen Schmerz seiner Seele.

Zur bestimmten Stunde stand Karl an der Spitze seiner Truppe und ertheilte mit fester Stimme den Befehl zum Aufbruch.

Kaum hatte sich die kleine Kriegerschaar in Bewegung gesetzt, als ein reitender Bote mit verhängtem Zügel herangesprengt kam, er brachte dem Oberst einen Brief von daheim, von der Gattin, die einige Stunden Wegs im Dorfe todtkrank darniederlag. Der Brief trug nicht mehr die Handschrift der Theueren. Das geliebte Weib lag im Sterben, die Schwester blos kündete in deren Namen dem Gatten, daß sein theures Weib, in den letzten Zügen schon, nach ihm rufe.

„Oh Gott, oh Gott! welch' entsetzlicher Jammer!!“ — hauchte der Oberst, wie vernichtet vor sich hin, indem er die Unheilsbotschaft dem neben ihm reitenden Major, seinem besten Kriegskameraden hinreichte.

„Was willst Du thun, Karl?“ frug dieser theilnehmend, nachdem er gelesen.

„Den Feind umgehen und attakiren!“ versetzte dieser dumpf.

„Karl überlaß' mir den Befehl und reite heim zu Deinem Weibe!“

„Wo denkst Du hin!?“

„Vertraust Du mir etwa nicht?“

„Wie mir selbst! Doch, wie kann ich vor dem Feind meinen Posten verlassen?“

„Wir sind noch nicht vor dem Feind. Wir marschiren im Tempo, Du gallopirst inzwischen hinüber zu Julien. Bis wir am Ziele, kannst Du wieder auf Deinem Platze sein!“

Karl begann zu wanken. Seine Züge verriethen deutlich den schrecklichen Kampf der Seele.

„Die Sekunden fliehen“ — begann der Freund wieder — „entschließ' Dich rasch! Dein bester Kamerad räth es Dir! Du legst Deine Pflicht in meine Hand!“

„Ja Bruder! . . . Dir kann, Dir will ich vertrauen! . . . Ich muß mein armes Weib noch einmal sehen!“

„Gib mir den Tagesbefehl!“

Hier, nimm; morgen früh' bin ich wieder bei Euch!“

Noch eine Umarmung, ein herzlicher Händedruck und — wie der Blitz trug der treue Rappe seinen Herrn seitwärts weg, wo Roß und Reiter bald im nahen Olivenhain verschwanden.

Die Würfel waren gefallen; der Gatte hatte über den Soldaten gesiegt.

Armer Gatte .... armer Soldat!

Er kam zur rechten Zeit noch um dem geliebten Weibe den letzten Seufzer von der lebensleeren Lippe wegzuküssen.

Ohne Thräne warf er sich in den Sattel, um auch dort wieder zur rechten Zeit am Platze zu sein, wo der letzte Lebenshauch nicht mit Küssen aufgesogen wird, auf dem Jahrmarkt des Todes!

* * *

Seit einer halben Stunde bereits hält der Tod Ernte hier.

Der Plan des alten Generals wurde vom Freunde Karls mit Präzision durchgeführt. Der Feind erwachte beim ersten Morgengrauen im Kugelregen, in der Fronte und im Rücken mit Macht gefaßt. Rasch orientirt, warf er sich auf die Umgehungskolonne mit ganzer Kraft, um den eisernen Ring an der schwächsten Stelle zu durchbrechen. Die Reiterei, welche Karl persönlich hätte führen sollen, gerieth in's Wanken. Der alte General gewahrte aus ferner Anhöhe, woher er die Schlacht leitete, mit Bestürzung das Weichen der Cavallerie im Rücken des Feindes.

„Was ist das!" ... murmelte er vor sich hin — „Karl's Reiter weichen! Alle Wetter! .. Noch wenige Momente und der Feind bekömmt Luft ..."

In diesem entscheidenden Momente traf Karl bei seiner Truppe ein.

Sein Stellvertreter war eben, über und über mit Wunden bedeckt, vom Pferde gesunken und lähmte der Sturz des Führers auf einen Moment den stählernen Arm der Tapferen.

Da ertönte im entscheidenden Momente die Donnerstimme des Obersten:

„Vorwärts Kinder!"

Mit hochgeschwungenem Säbel sprengte der Führer los auf den Feind; im Momente war die Attake wieder hergestellt. Wie neubelebt drang die todesmuthige Schaar dem Führer nach; auf der Flanke sendeten die braven Jäger, von hinter Busch und Baum, Tod und Verderben in des Feindes Reihen, die bald gesprengt, versplittert in wilder Flucht sich auflösten.

Der Sieg war vollständig.

Oberst Karl stieg von dem unter seinem Leibe zusammenbrechenden treuen Schlachtroß; er stand wie eine Säule da, als man ihm die im Handgemenge empfangenen fünf schweren Hiebwunden verband.

Die Truppe, selbst zerfetzt, zerschossen dezimirt, blickte mit stiller Begeisterung auf ihren Heldenführer. Jeder sagte sich stolz: das ist unser Oberst!

Im Lager widerhallte es allseits vom Jubel über den glorreichen Erfolg des Tages; nur zwei Krieger theilten die Freude nicht: der General und sein Sohn Oberst Karl.

Nachdem der Schlachtenlärm verhallt war, ließ der General die Truppen in Reih' und Glied treten, ein Carré bilden.

An der Spitze des Generalstabes ritt der General in Galla vor die Mannschaft hin in die Mitte.

„Kameraden!“ — sprach er mit weithin tönender kräftiger Stimme „Empfanget den Dank im Namen des Vaterlandes, für Euren Heldenmuth, mit dem Ihr heute gekämpft, gesiegt. Den Tapfersten unter Euch, will ich sofort auf der Stelle, Namens des obersten Kriegsherrn die verdiente Auszeichnung verleihen.

Meine Herren Offiziere! — Nennen Sie mir den Bravsten!“

Ein donnerndes Hurrah! — war das Echo dieser Worte und fast einstimmig scholl es aus den Reihen:

„Oberst Karl von****!“

„Herr Oberst von**** treten Sie vor!“ — herrschte der General.

Karl trat wankenden Schrittes, leichenblaß vor den Feldherrn hin, und unter lautem Jubel der Armee heftete dieser ihm, mit zitternder Hand, sein eigenes, vornehmstes Ordenskreuz an die Brust.

Kaum waren die Zurufe verklungen, als der General das Carré öffnen, die Artillerie auffahren, abprotzen und die gegen die Reihen gekehrten Geschütze laden ließ. Die Kanoniere traten mit brennender Lunte an ihren Posten.

Ueberrascht blickten die Offiziere einander an; Niemand begriff, was das Alles sollte?

„Habt Acht!“ — ertönte die Stimme des Generals von Neuem.

Lautlose Stille trat ein.

„Kameraden!“ — begann der Feldherr — „Soeben wart Ihr Zeugen, wie ich treu geübte Soldatenpflicht gelohnt. Nun will ich, daß Ihr sehet, wie ich Pflichtvergessenheit ahnde“.

Die Herzen der Krieger erbebten dei diesen Worten, die so unerwartet von den Lippen des greisen Führers kamen. Hatte doch heute Jeder seine Pflicht voll gethan; wen sollte der General anklagen wollen?

Dieser fuhr nach einer kurzen Pause fort:

„Herr Oberst Karl v. *** treten Sie vor!“

„Zu Befehl, Herr General.“

„Sie haben, Herr Oberst, gestern Befehl erhalten, Ihr Regiment und zwei Bataillone Jäger dem Feinde nach Mitternacht in den Rücken zu führen“.

„Ja wohl, Herr General“.

„Sie haben, Herr Oberst, diesen Befehl nicht ausgeführt; haben das Commando Ihrem Oberstwachtmeister übergeben, haben die Truppe verlassen, um Ihrer Familie einen Besuch abzustatten und sind erst nach Beginn der Schlacht auf Ihren Posten zurückgekehrt. Ist dem so?“

„Ganz so, Herr General“ — erwiderte Karl ruhig, leichenblaß.

„Was können Sie, Herr Oberst, zu Ihrer Entschuldigung anbringen?“

„Nichts, — Herr General!“

„Finden Sie absolut nichts zu Ihrer Rechtfertigung?“

„Absolut nichts“.

„Es ist gut, daß Sie Herr Oberst eine Rechtfertigung gar nicht einmal versuchen; es giebt Dinge, für die eine solche gar nicht zu finden. Es erübrigt mir also blos, auf ihr Geständniß hin, das Urtheil zu fällen. Machen Sie sich gefaßt auf den Tod, durch Pulver und Blei!“

Ein unwilliges Murmeln, wie das Brausen nahenden Sturmes durchzog die Reihen. Vom Führer bis zum Gemeinen entsetzte sich Jeder vor dem Gedanken, daß der Bravste der Braven, als Verbrecher sollte erschossen werden. Das Offizierkorps trat vor, um Gnade flehend für den unglücklichen Waffengefährten; aus den Reihen ertönte der Ruf um Gnade.

Der Feldherr blieb unerbittlich.

Mit eisiger Ruhe hieß er sechs Mann aus der Eskadron des Verurtheilten antreten, heischte diesen niederknien zur Exekution.

Da stieg der Unwille bei den Truppen auf's Höchste. Die zur Exekution beorderte Mannschaft zögerte zu pariren; es schien eine Emeute in Ausbruch.

Mit Donnerstimme rief der Feldherr!

„Wenn nicht Alles und Jeder augenblicklich seine Pflicht thut, so lasse ich — bei meiner Soldatenehre! — mit Kartätschen unter die Meuterer d'reinfeuern!“

Das Wort Meuterer wirkte.

Es standen eben echte, schlachtengestählte Soldaten dem greisen Spartaner gegenüber — „Meuterer“ wollte keiner von ihnen sein.

— —

In wenigen Minuten war das Urtheil des Vaters an dessen Sohn blutig vollstreckt. Die Leiche des Justificirten wurde auf der Stelle selbst beerdigt.

Ein Befehl des Generals machte die Truppen in's Lager einrücken und untersagte strengstens an diesem und dem folgenden Tage, das Grab des Hingerichteten zu besuchen, oder auch nur in dessen Nähe zu erscheinen.

Bei stillem Mondenschein bekam der frische Grabeshügel dort am Saume des Gehölzes trotzdem Besuch. Der Vater dessen, der im Grabe ruhte, war es selbst; Der kam, unsäglichen Jammer im zerfleischten Herzen.

Völlig gebrochen, sank der unglückliche Vater in die Knie vor dem Altar, auf welchen er sein Theuerstes auf Erden seiner Soldatenpflicht geopfert.

Aus dem nahen Gehölze fiel ein Schuß.

Der General griff sich an's Herz, wankte und sank mit den Worten:

„Dank — — gesegnet sei die Hand — die mir Erlösung sendet — —“ leblos auf das frische Grab seines Sohnes hin.

Die strengsten Untersuchungen und Nachforschungen nach dem Thäter blieben erfolglos. Man konnte es nie herausfinden, wer den alten pflichttreuen Feldherrn auf dem Grabe seines Sohnes erschossen!

* * *

Es waren Jahre darauf vergangen.

Der General und sein Sohn waren längst vergessen; nur wenige Kameraden des unglücklichen Obersten Karl von *** waren noch am Leben, die den jüngern Waffengefährten die Geschichte von dem schrecklichen Kriegsgerichte auf dem Schlachtfelde, wo der Vater den Sohn hinrichten ließ, mit Schauer im Herzen, manchmal erzählten.

Da ließ ein im Sterben liegender alter Hußar eines Tages seinen Rittmeister zu sich bitten in's Spital. Der alte Haudegen flehte um eine Gnade, die ihm der Rittmeister erweisen wolle, auf daß er „leichter sterben" könne.

Der Offizier verhieß dem Braven seinen Willen zu thun, wenn es sonst nur irgend möglich und fragte gespannt, um was es sich denn handle?

„Da — unter'm Kopfkissen" — hauchte der Sterbende matt — habe ich — zwei Flintenkugeln. Die — Herr Rittmeister — sollen mir — in's — Grab — mitgegeben — werden".

„Soll geschehen mein Braver! — Doch, warum sind diese Kugeln Euch denn gar so werth und theuer?"

Nach einer langen Pause, während welcher ein schwerer innerer Kampf in den Zügen des Alten sich abspiegelte, versetzte dieser endlich:

„Denken — Herr Rittmeister noch — an — das Kriegsgericht — auf — dem Schlachtfelde — bei — ***?"

„Sehr wohl erinnere ich mich an jenen Unglückstag. Unser braver Oberst, unser General, starben beide an jenem Tag eines unnatürlichen Todes. Habe beide wackere Krieger oft genug selbst beweint".

„Nun — die — eine Kugel da, unter dem Kopfkissen — habe ich selbst — aus der — Brust — des Obersten, meines armen — guten Herrn — herausgeschnitten. Die andere — — ich selbst — hatte sie — abgeschossen — die andere — traf das Herz — des — Generals, seines Vaters — seines — Mörders". — —

Gedichte.

Von

Georg Freiherr v. Dyherrn.

1.

In der Christnacht.

Woher, o Mutter, so spät bei der Nacht?
Woher, o Mutter, die seltsame Tracht,
Das Leinenkleid so grob und grau?"
Da stöhnet dumpf die blasse Frau —
Im Aug' ein erstarrter Funke glomm —:
„„Sei stille Kind, steh' auf und komm!""

„Deine Hand ist kalt, Dein Auge stiert,
Der Schnee fällt dicht, Mutter mich friert!"
„„Dahin geh'n wir, am verschneiten Gehweg'!""
„Mutter, das ist zum Kirchhof der Weg!"
„„Das Thor steht offen, der Pfad ist frei!""
„Ich fürchte mich — Mutter! — geh' vorbei!"

„„Der Pfad ist frei und ich kenn' ihn wohl;
Hörst nicht die Glocken? Sie klingen hohl!
Siehst nicht das Grab so eng und klein?
Dort gruben sie Dein Schwesterchen ein;
Um den Hals den Streifen schmal und blau.
Ich hab' sie erwürgt! sie wußten's genau!

Doch sie wußten nicht, wie der Hunger thut,
Wie das Fieber das Blut verwandelt in Glut,
Wie das Leben so schwer und so leicht der Tod,
Wenn des Wahnsinns grinsende Larve droht.
Sie hätten Erbarmen gehabt mit Dir,
Doch das kleine Kind sollte sterben mit mir!

Und es starb! doch siehst Du das ächzende Weib,
Das Züchtlingsgewand um den zitternden Leib?
Sie raste und tobte, die Züge verzerrt,
Bis man sie ins Irrenhaus eingesperrt,
Da floh sie bei Nacht, als Alles schlief! —
Es ist Deine Mutter, Kind, die Dich rief!

Hörst Du die Glocken? s'ist heilige Nacht!
Siehst Du im Dorfe der Lichter Pracht?
Ohne Freude sind wir allein,
Niemand bescheert den Verstoßenen ein!
Bete Kind zu dem Gott der Geduld:
„Herr! vergieb meiner Mutter die Schuld!“

Lange verstummt ist des Kindes Mund,
Sitzen die Beiden Stund um Stund,
Dichtaneinander gepreßt sie sind,
Wo man begrub das gemordete Kind.
Keine Glocke hat sie geweckt,
Schnee hat sie mitleidig zugedeckt.

Längs dem Friedhof der reiche Mann
Schritt in der Frühe des Christtags dann,
Trug einen Pelzrock weich und warm,
Trug ein Gesangbuch unter dem Arm,
Sah entsetzt erfroren die Zwei —
Zuckte zusammen — und ging vorbei.

2.

Licht und Schatten.

Wie eine Landschaft ist das Angesicht;
  Wenn jene die Beleuchtung schöner macht,
  Ob Sonnenglanz, ob das Gestirn der Nacht —
Giebt ihm die Seele Schatten oder Licht. —

Ich sah die Haideflur so öd' und weit
  Sich dehnen, fern begrenzt vom dunklen Wald
  Es war ein Bild so inhaltsleer und kalt,
So trüb in seiner stillen Einsamkeit.

Die Wolken flogen und die Sonne schwand,
Vergebens streute sie den Purpurschein,
Dann floß des Mondes Märchenglanz darein,
Do ch trostlos blieb das todte stumme Land.

Da dacht' ich Jener, deren Angesicht
In stolzer Kälte starr und maskengleich,
In Leid und Lust eintönig hart und bleich,
Nie wechselt lächelnd Schatten da mit Licht.

Einförmig reizlos, wie die Haide scheint,
Vom Wallen des Gefühles unbelebt,
Unheimlich nur ein Flackern drüber bebt,
Dann wieder unbewegt und wie versteint.

Ich sah die Flur von reichen Halmen schwer,
Die frische Wiese und des Seees Flut,
Wie fließend Gold bei Sonnenaufgangsglut:
Ein stiller Friede, segnend rings umher.

Ein Wetter kam, die Blitze zuckten wild,
Die Halme wogten, schwarz das Wasser schwoll;
Ein Anblick majestätisch grauenvoll,
Noch schöner fast, als jenes lichte Bild.

Da dacht ich Jener, denen stets bewegt
Das Antlitz wird von ihres Innern Flut,
Bald färbt es hoher Wonne heiße Glut,
Bald ist es bleich, wenn Sturm das Herz erregt.

Doch immer reizvoll und ich weiß es nicht,
Ob edler, schöner sie zu jener Zeit,
Wo wie Gewölk beschattet sie das Leid?
Wo sie die Lust verklärt, ein blendend Licht?

Gedichte.

Von

M. Frappart.

1.

Das Mädchen an der Straßenecke.

Es saß ein Kind an jener Eck' (nun ist es wohl schon todt),
Das Jedem, der vorüber ging, von seinen Blumen bot.

Sie war so jung, so fromm, so gut! — und weil sie mir gefiel,
War unbewußt, bei jedem Gang, die Straßeneck' mein Ziel.

Doch eines Morgens ging ich hin, da war die Stelle leer,
Ich ging noch später, öfter hin, ich traf sie nimmermehr.

Es hat seitdem ein einzig' Mal mein Auge sie erblickt,
Da hat sie mir in holder Pracht aus einem Schloß genickt.

Sie war so herrlich angethan, wie eine Fee so schön,
Und dennoch hätt' ich lieber sie an jener Eck' geseh'n!

2.

Kegelbube.

„Soll ich ewig" — klagt ein Kleiner —
„An der Bude steh'n?
Kann von jenen Allen Keiner
Zu den Kegeln geh'n?

Was sie stolz zu Boden fällen,
Eilig heb' ich's auf —
Daß die Kugel, die sie schnellen,
Mich nicht treff' im Lauf!

Bin ihr Knecht seit vielen Tagen,
Keiner hätt's gethan —
Will auch meinen Ruhm erjagen
Auf der Kegelbahn!"

Stolzes Kind! mit deinen Jahren
Sprach ich so wie du;
Doch was frommt's? ich hab's erfahren —
Beuge dich nur zu!

Wirf es weg, dein eitles Streben,
Was du träumst, ist Schein;
Wirst noch oft in deinem Leben
Kegelbube sein!

3.

Der Frühling kam, —

Der Frühling kam, die muntern Lerchen schwirrten,
Vor seinen Rosen floh des Winters Nacht,
Da gab mein Lieb', verführt durch ihre Pracht,
Um einen „Rosenkranz" die frischen Myrten!

Seit jener Zeit blüh'n keine Rosen wieder,
Vom Wind verweht, vergraben in den Sand,
Sind sie dahin — selbst jene Nonnenhand
Hält Knollen blos, so welk, wie meine Lieder!

Eine Büffeljagd in Texas.

Von

Victor Graf Folliot de Crenneville.

Mit Frohlocken begrüßten wir den flammenden Helios, als seine Strahlen die wellenförmige Prairie am westlichen Brazosflusse beleuchteten. Vier Uhr und ein Morgen, welcher uns für die schlecht durchbrachte Nacht belohnte. Alle Leute der Expedition hatten Angst und Sorgen ausgestanden um ihre Pferde und Maulesel, welche die ganze Nacht durch ein räthselhaftes Getöse in solchen Schrecken versetzt waren, daß wir allgesammt zu thun hatten, sie am Ausreißen der Pikets, und Durchgehen zu hindern. Uns aber, den jagdlustigen Jüngern St. Hubertus, verkündete dies einen schönen Sport, den herrlichsten vielleicht, dessen sich der Jäger auf den transatlantischen Gründen erfreuen kann. Die Pferde waren rasch gesattelt, und ein frugales Mahl eingenommen. Capitän Peters, ein bunt bemalter Tongowah-Indianer, mit dem allzuprosaischen Yankee-Namen Smith, und ich waren die auserlesenen Nimrode des Tages. Peters ritt eine 14½ Faust hohe hochblütige Stute, der rothe Mann ein elendes Zwergpferd, während ich, wie eine Mücke auf einem Kameele, auf meinem 16½ Faust hohen Streitgaul „Texas" galopirte.

Die Herren Reiter in Europa denken wohl, es sei ein Kinderspiel, die amerikanischen Prairien zu durchreiten, aber da waltet ein gelinder Irrthum vor.

Prairien und Prairien können ebenso verschieden sein, wie Schuh und Schuh, und es ist so leicht am Brazos zu galopiren, als in Holzschuhen — Menuet zu tanzen. Größtentheils der tertiären Formation angehörig, ist der Boden mit niederem aschgrauen Mosquitgrase bewachsen, und nur hie und da unterbricht der 3 bis 4 Fuß hohe Mosquitbaum die Eintönigkeit der Landschaft. Todtenstille herrscht in den Lüften, und wie Geistervögel rauschen Aasgeier über die Fläche. Dagegen herrscht unter der Erde ein reges Leben, denn wir befinden uns in einer Dogtown-Prairie. Sobald die Sonne höher steigt, werden wir auch die Bewohner dieser Stadt erblicken. Hunderte von Meilen ist die Erde unterminirt, und combinirte Ausgangslöcher, oft nur 4 oder 5 Schritte von einander entfernt, und 6 bis 10 Fuß tief, machen hier aus der Erdoberfläche ein vollständiges Sieb, worin die

unvorsichtige Reiter gar leicht Bein und Hals brechen mag. Spermophilus ludovicianus, ein dem Murmelthier nahe verwandter Nager, ist der arbeitsame Bürger dieser Städte, fälschlich Pairie-Dog genannt, weil er, gewöhnlich um die Mittagszeit, am Ausgange seiner Höhle aufrecht sitzt, und einen scharfen bellenden Laut von sich gibt. Die Wachsamkeit und Schnelligkeit der Bewegung dieser Thierchen ist erstaunlich, und nur selten ist es mir geglückt, einen der braunen Gesellen zu erlegen, noch viel seltener aber ihn zu erwischen, denn instinctmäßig läßt sich das Thier, selbst im Todeszucken, in's Schlupfloch gleiten. Ist aber der kleine Kläffer scheu gegen den Menschen, so ist er sonst unter der Erde gastfreundlich und in seiner Gesellschaft keineswegs wählerisch. Ich fühle mich unwillkührlich gezwungen, hiebei zu erklären, daß ich mehr Wahrheitsliebe besitze als weiland Baron Münchhausen, aber ich habe unzählige Male Prairie-Dogs, Eulen und Klapperschlangen in einer und derselben Höhle angetroffen.

Dies ist übrigens eine so anerkannte Thatsache, daß der Bewohner der westlichen Flächen immer die giftige Schlange vermuthet, wo das unschuldige „Hündchen" seine unterirdischen Paläste baut. Soviel über die Hundestadt. Beinahe eben so angenehm, weil pikant und anhänglich, sind für den Reiter die oberwähnten Mosquitbäume, eine Art Acazia mit 2 Zoll langen Dornen. So der Reitboden. — Trotzdem eilten wir vorwärts, und das Tosen wurde stärker und traf bald unser Ohr als mächtiges Brüllen, indeß bereits unser bewaffnetes Auge den Störer der öffentlichen Ruhe, den schwarzen Fürsten der Prairie erspähte. Zuerst ähnelte die dunkle Linie am wolkenlosen Horizonte einer Menge von Tintenklecksen, näher kommend einem Regimente satanischer Grenadiere, bis endlich eine Heerde von über 500 Bisons deutlich sichtbar wurde. Doch als wir die Thiere sahen, hatten auch sie bereits unsere Nähe gewittert, einen Augenblick starrte der Leitstier uns entgegen, und dann mit Stampfen und Brüllen die Seinen befehlend, stellte er sich an deren Spitze und mit einem Vorsprunge von etwa 300 Yards trollte die Schaar von dannen. Beim ersten Ansehen dachten Capitän P. und ich, wir würden die ungeschlachten Thiere in einigen Galopsprüngen erreichen; das Terrain war überdies besser, und setzen wir im scharfen Canter den Büffeln nach. Dabei waren wir erstaunt zu bemerken, daß Bruder Rothhaut, ohne im mindesten aus der Fassung zu kommen, stätig langsam, wie vorher, nachritt. Unsere Pferde waren keineswegs schlechte Renner und da wir nach wenigen Secunden wahrnahmen, daß die Entfernung zwischen uns und dem Wilde gleich blieb, spornten wir, vom Jagdfieber ergriffen, unsere Thiere zu einem wahren Wettrennen an und — die Entfernung blieb doch dieselbe. Bald gaben wir solch' unnützes Anstrengen unserer Pferde auf und warteten auf Smith und sein stolperndes Schlachtroß. Als Freund Tongowah uns eingeholt, ließ er ein spöttisches Lachen erschallen und sprach in seinem gebrochenen Indianer-Englisch den Grund davon aus. „May be so, Ihr noch „nie den Schwarzen gejagt habt? Sonst nicht so dumm sein und ihn über-

„eilen wollen, May be so, Du junger Weißer sitzst auf dem Sturmwind „des Winters, wenn er dahinrast, und zischt wie tausend Rattelonakes, und „Du Capitanos reitest die schnellste Antilope, die von den grünen Bergen des „Wishita herabläuft, und die Bleichgesichter werden doch nur die Schweif= „büschel der Bisons sehen. May be so Smith aber anders wissen, nicht „schnell aber lang reiten. May be so eine Meile, oder zwei; May be so „drei. Dann aber heap Good, mitten drin sein, schießen viel, viel treffen „und Leber essen, heap fun!" — Und so war es auch. Ueber zwei englische Meilen ritten wir in mäßigem Galop, die Büffel fortwährend an 200 Yards vor uns, bis sie endlich hügelabwärts dem westlichen Arm des Brazos zu liefen. Wie gesagt, man hält es für unmöglich, daß ein so plump aussehendes Thier im Stande ist, so schnell sich zu bewegen. Zuletzt, als sie nur eine geringe Strecke vom Fluße entfernt waren, schienen sie ermüdet zu sein, und wir erreichten die Nachzügler der Heerde, als bereits der Leitstier sich anschickte, durch den Brazos zu schwimmen. Bald waren wir in der Mitte der Heerde, so, daß unsere über den Sattelknopf gelegten Büchsen, die Büffel beinahe berührten. Doch dies währte nur eine Secunde, und dann zertheilten sie sich, und jeder von uns hatte Gelegen= heit, im vollsten Maaße seiner Jagdlust zu fröhnen. Daß wir sehr nahe kamen, kann man daraus entnehmen, daß P. und ich bald das Gewehr als unbequem umhingen, und lediglich mit dem Revolver schoßen.

Der Bison, fälschlich Büffel genannt, Bos americanus, ist einer der größten Zweihufer und gleicht dem altdeutschen Auerochsen oder Ur, in Gestalt und Farbe. Sein Hauptmerkmal, worin zugleich seine ungethüme Schönheit liegt, ist der Wald von zottigen, gekräuselten Haaren, welche der= maßen den Kopf bedecken, daß man die blitzenden, winzigen Augen und kleinen krummen Hörner kaum sehen kann. Den Hals und Nacken entlang formen sie eine gewaltige Mähne, welche, besonders den Stieren, ein löwen= ähnliches Aussehen gibt. Der Vorkörper ist dadurch unverhältnißmäßig mächtiger und schwerer, als der Hinterkörper. Die Füße scheinen für die enorme Last, welche sie zu tragen haben, zu klein. Der Schweif ist schön und gleichmäßig behaart, bis an die Spitze, welche in einem manchmal $1/2$ Fuß langen Büschel endigt, dessen Haare den Pferdehaaren an Fein= heit nicht nachstehen. Da ich durch längere Zeit nachher Gelegenheit hatte, meine Bekanntschaft mit Freund Bison zu erneuern und zu consolidiren, so kenne ich auch seinen Charakter so ziemlich. Der Bison ist ein vollkommen harmloses, wildes Kind, das Menschen niemals angreift oder ihnen gefährlich wird, außer wenn er dazu gezwungen wird. Alles was über die Wuth und den Angriff der Büffel gegen den Menschen erzählt wird, scheint in das Reich der Fabel zu gehören, es müßten denn die Tausende und abermals Tausende von Thieren, welche ich gesehen, besonders zahme Exemplare gewesen sein, was nicht wahrscheinlich ist. Die Wildheit des Bisons ist eben die eines jeden Wildes, nur daß seine physischen Kräfte die

der Meisten übertreffen. Nicht einmal das Gefühl der Mutter regt das Thier besonders auf. Wie oft haben wir ein Kalb schon zerlegt, während die Mutterkuh brüllend von dannen lief. Jung eingefangen wird der Bison ein Hausthier, wie dies in Florida der Fall ist, und ich sah ihn selbst in einem Circus eine angelernten Sprünge machen. —

So waren wir an den Ufern des Brazos unter den Bisons. Ist es aber leicht sein Wild in solcher Nähe zu treffen, so ist es um so schwerer dasselbe zu Fall zu bringen. Ich habe erlebt, daß ein junger Stier die Ladung eines Winchesters Repetir-Gewehres, 27 Schuß, und zweier Revolvers, 12 Schuß, also im Ganzen 29 Schuß empfing, ohne daß ihn dieser Durchlöcherungsproceß nur zum Nießen gereizt hätte. Ein Indianer tödtete hierauf mit einem Schuß das Thier, und wir fanden die 29 Kugeln platt zwischen den Haaren und dem Felle, dem Felle und der Haut, oder an den Knochen. Die verwundbaren Stellen dieses bovinischen Achilles sind das Auge, und der Platz unter der Schulter. Auf einem einzigen Schuß an letzterer Stelle erlegte ich meinen ersten Büffel im Brazosflusse selbst, wäre aber hiebei bald ertrunken; zwar nicht in den nassen Wellen des seichten Wassers, aber wohl in dem Flugsande des Ufers. Nur die Stärke meines Pferdes und das Aufgeben meiner Beute, welche, ein starker Stier, vor meinen Augen von dem hungrigen Sande verschlungen wurde, retteten mich. Smith hatte indessen am andern Ufer bereits zwei Büffel erlegt, mir glückte es auch noch ein fettes Kalb zu tödten, und nur mein treuer Freund Capitän Peters capricirte sich den Leitstier zu erlegen. Das jenseitige Ufer des Brazos war an dieser Stelle mit einer Gruppe mächtiger Cottonwoodbäume bewachsen, welche gleichsam eine Oase in der Prairie bildeten. Hier traf die vorherbestimmte Kugel meines Genossen den Leiter und er stürzte mit dumpfem Gebrülle zusammen. Nun ist es ein eigen Ding, um die Trophäe, welche der Büffeljäger nach Hause nimmt. Wer bei Sonnenaufgang den edlen Hirschen pürscht, gewinnt von ihm sein zackiges Geweih, der auf der Balz den Auer- oder Schildhahn jagt, ziert seinen Hut mit dessen Feder, vom Löwen nimmt der Jäger die gefürchteten Tatzen, vom Tieger dessen Halbmond-Zähne und das gestreifte Fell, doch vom Büffel seinen quastenähnlichen Schweif. Nicht etwa um ihn auf den Hut zu stecken, sondern um daraus eine eigenthümliche Scheide zu machen, für Pistolen, Dolch, Bowy-Knife oder eine Verzierung seines Sattels. Das Erste was also der glückliche Jäger thut, ist, diesen Theil des Körpers vom erlegten Thiere zu trennen. Mein Freund P. hatte nicht umsonst das „Leben auf der Prairie" gelesen, um dies nicht auch zu wissen und so zog er denn seinen scharfen, Stahl. Die Rechte hielt das Messer, die linke den Büschel des Schweifes, und ein rascher Schnitt sollte auf immer die Ehrenquaste vom Besiegten trennen. Doch nein! Das Leben kehrt zurück in den wuchtigen Körper, ein Brüllen der Entrüstung durchzittert die Luft und ein heftiger Ruck entreißt dem Jäger seinen Halt. P. fällt rücklings zu Boden, die Beine in der Luft, das

Jagdmesser in der ausgestreckten Rechten, der Indianer und ich springen nach unseren an den Bäumen gebundenen Pferden, doch fehlt uns die Zeit P's. Rosinante zu sichern, welche aufbäumend sich losreißt und in das Unendliche der offenen Fläche flieht, während der Urheber dieser Katastrophe auf seinen Knieen, mit brechendem aber befriedigtem Auge uns anstarrt. Noch zwei elektrische Zuckungen und die animalische Seele entfleucht, um vielleicht durch Metempsychose einen viel zarteren Körper irgend eines amerikanischen oder europäischen Börsen- oder Modelenkers zu beleben. Die nächste Folge der eben geschilderten Scene war bei uns dreien glücklicherweise nur eine außerordentliche Erschütterung des Zwerchfelles. Dann aber wurde wieder zum Werke geschritten und diesmal glückte es, der Trophäe habhaft zu werden. Peters Pferd wurde wunderbarerweise in kurzer Zeit von Freund Rothhaut eingefangen und das Abenteuer endete zur allgemeinen Zufriedenheit. Freund P. mochte aber in das Schatzkästlein seiner Erfahrungen den Spruch einfügen:

O Jäger höre das Gebot
Und merk' es Dir bis an Dein Grab,
Des Büffels Schwänzlein schneid' nicht ab
Geschweige denn er wäre todt. —

Dichtungen von France Prešérn.

Mitgetheilt von

Heinrich Penn.

Wir führen unseren Lesern hiermit einige Poesien des slovenischen Dichters France Prešérn in genauer metrischer Uebersetzung vor, um dem deutschen Lesepublikum auch die Literatur dieser vielfach genannten Nation zu vermitteln. Die Slovenen haben keinen Ueberfluß an Poeten, das ist gewiß, aber dafür besitzen sie in Prešérn einen wirklichen, gottbegnadeten Dichter. Um die ganze Bedeutung desselben zu erkennen und zu würdigen, muß man eben den primitiven Zustand kennen, in welchem sich die slovenische Sprache vor circa einem halben Jahrhundert befand.

Dieser unfertigen, von Germanismen und Lokalismen wimmelnden Sprache nun verlieh Prešérn einen Wohllaut, meisterte sie mit einer Genialität, die heute noch, nachdem seither ein Dutzend Epigonen die gewagtesten sprachlichen Experimente und linguistischen Kunststückchen producirt — unerreicht dasteht. Es ist volle Wahrheit, wenn wir behaupten, daß Prešérn mit seinem Buche unsterblicher Lieder zugleich dem slovenischen Volke seine Literatursprache gegeben. Und doch ist es dem gemeinen Manne so verständlich wie dem Gelehrten, und wie er der erste, echte Dichter seines Volkes gewesen, so sind seine Gedichte Volkslieder geworden für alle Zeiten.

France Prešérn wurde am 3. Dezember 1800 im Dorfe Verba in Oberkrain als der Sohn armer Bauersleute geboren, erhielt in Reifnitz den ersten Schulunterricht, absolvirte das Gymnasium zu Laibach, wo er sich kümmerlich durch Lektionen geben fortbringen mußte, sich jedoch trotzdem mit großem Eifer auf das Studium der klassischen Literatur und der slovenischen Dialekte warf.

Eine neue Aera begann für den jungen Dichter, als er die Universität in Wien bezog, denn er machte hier die Bekanntschaft des czechischen Literaten Čelakovský, welcher zuerst sein bedeutendes Talent erkannte, und die Slovenen darauf aufmerksam machte.

Interessant ist der Umstand, daß Prešérn in dem damals sehr renommirten Klinkovströmischen Institute auch als Lehrer des Grafen

Anton Auersperg wirkte, und daß Beide — Schüler und Lehrer — später gefeierte Dichter wurden — beide Krainer; doch dichtete Prešérn in den damals noch ungefügigen Lauten seiner Muttersprache, — Graf Auersperg hingegen als Anastasius Grün in deutscher Zunge. Im Jahre 1828 wurde Prešérn zum Doctor promovirt, verließ Wien und trat in Laibach in ein kaiserliches Amt. Doch fühlte er sich unbehaglich im Staatsdienste, verließ denselben auch bald darauf, und trat, der Einladung eines befreundeten Advokaten folgend, als Conzipient in dessen Kanzlei. Von dieser Zeit an begann die poetische Thätigkeit Prešérns.

Die von Čop, dem Bibliothekar der Laibacher Lyceumsbibliothek, herausgegebene Zeitschrift „Čebelica" (das Bienchen) brachte im Jahre 1830 die ersten Poesien des Dichters. Aber leider fällt in diese Zeit auch jene unglückliche Neigung, die sein ganzes Leben vergiftete, und mit herzerschütternden Klagen in allen seinen Liedern wiederhallt. Unglückliche Liebe, dann sogar theilweise Existenzsorgen, der Kampf gegen den Neid und die Mißgunst kleinlicher Creaturen, sowie der Schmerz über die damals beliebte stiefmütterliche Behandlung seiner Muttersprache verbitterten ihn immer mehr.

Der Tod seines gleichgesinnten Freundes Smolé verdüsterte sein Leben vollends; Prešérn zog sich aus der Gesellschaft zurück und im Jahre 1847 verließ er sogar für immer Laibach, um als Advokat nach Krainburg zu übersiedeln. In diesem Jahre gab er seine gesammelten Poesien heraus, aber bereits zwei Jahre darauf am 8. Februar 1849 starb France Prešérn, und sein Begräbniß gestaltete sich zu einer großartigen Leichenfeier, zu der die Slovenen aus allen Theilen des Landes herbeiströmten. Im Jahre 1852 wurde dem Dichter ein Denkmal aus rothem krainerischen Marmor auf dem Friedhofe zu Krainburg gesetzt. Was Prešérn seinem Volke war, dafür möge eine Strophe des herrlichen Nachrufes sprechen welchen Anastasius Grün seinem Lehrer gewidmet. Er läßt unseren Sänger zu seiner Nation sprechen:

Die Zunge löst' ich Dir mit meinem Liede
Zu vollern Klängen gleich kristall'nen Bächen;
Ich war ein Schmied, der Dir die Pflugschaar schmiede,
Der Sprache lang verödet Feld zu brechen.

Nachfolgend nun einige seiner Dichtungen:

Das unverweste Herz.

Dem Grab' des Jüngstverstorb'nen gilt dort der Spatenstich,
Ein bleiches Jünglingsantlitz zeigt in der Grube sich,
Den Gräbern vor Entsetzen versagt jedweder Laut,
Ein Häuflein von Beherzten nur drängt heran und schaut.

Wie leuchtete die Stirne des Jünglings hoch und hehr, —
Wenn nicht die Wolke zöge so düster d'rüber her,
Wie schön der Mund, der bleiche, und schön das Angesicht, —
Wenn nicht der finstre Unmut sich drauf gelagert dicht.

Ein Windhauch streift die Leiche, und sie zerfällt in Staub,
Das Herz nur bleibt erhalten, das wird ihm nicht zum Raub,
Das schlägt, ist anzufühlen genau so warm zur Stund,
Als wär' es noch im Busen lebendig und gesund.

Mit Staunen fragt die Menge: wer hier begraben war,
Ein Heiliger ist's gewesen, so heißt es in der Schaar,
Die suchend in der Nähe auf einen Grabstein trifft,
Vom Moos gereinigt kündet die halbverwischte Schrift:

Daß Dobroslav, der Sänger, liegt unter diesem Stein,
Der sang in süßen Lauten der Liebe Lust und Pein,
Der sang in gold'nen Liedern der Liebsten Preis und Lob,
Der Liebsten, die voll Hochmut sich über ihn erhob.

Doch als sie einem Andern gegeben Herz und Hand,
Da aus des Sängers Busen kein Lied den Weg mehr fand,
Er sucht nicht Trost beim Himmel, noch auf dem Erdenrund,
Das Aug' war baar der Thränen, des Lächelns baar der Mund.

Mit sich und Gott zerfallen, verzweifelnd bis ans End
So starb er ungesegnet, starb ohne Sacrament,
Und Heiligkeit sie wehret nicht der Verwesung, nein,
Das kann — so rufen Alle — des Sängers Herz nicht sein.

Das ist das Herz des Sängers — ein Greis ruft's ihnen zu —
Des Heiligen Herzblut wäre gekommen längst zur Ruh,
Hier trotzen der Verwesung die ewigen Lieder klar,
Die er verschlossen im Herzen getragen manches Jahr.

Drum sei das Herz geöffnet und liege dort am Schacht,
Bis dieser Tag vorüber, vorüber diese Nacht,
Bis neu ersteht die Sonne, mit ihr ein neuer Tag,
Dann laßt uns wieder kommen, und lauschen seinen Schlag.

Der Lufthauch soll es kühlen, Thau netze ihm den Saum,
Und Sonne, Mond und Sterne, die in des Sängers Traum
Ihm eingehaucht einst Lieder, die zieh'n sie himmelwärts,
Und ist die Zeit vorüber, begraben wir das Herz.

Und so geschah's — geöffnet das Herz lag auf dem Plan,
Tief unter'm klaren Himmel, bis neu der Tag begann,
Bis neu erstand die Sonne — da war das Herz verwest,
Gleich wie in Frühlingstagen spurlos der Schnee sich löst.

Sonett.

Ich sah im Traume uns durchs Eden schreiten,
Wir waren glücklich, daß kein Zwist uns scheide.
Fernab lag ja die Welt mit ihrem Leide,
Wo uns so oft geschieden Raum und Zeiten.

Mit Laura saßest Du, Ihr habt die Seiten
Der alten Chronik aufgeschlagen Beide,
Dahin ging Eure Rede, frei vom Neide,
Wie Euch gefeiert Eurer Sänger Saiten!

Ich nahm Sankt Michaels, des Engels, Wage,
Und mit Petrarka wog ich dort Sonette, —
Mit meiner Schale flog empor die Kette.

Da legten Lauras Reinheit wir und Deine
Zu unsern Liedern, und mit einem Schlage —
Stand seine Schale tiefer nicht als meine.

Verlorener Glaube.

Noch glänzt Dein Auge himmlisch klar,
Wie es geglänzt mir immerdar.

Noch glüt der Wangen Morgenrot
Purpuren, wie es stets geloh't.

Noch lächelt lieblich mir Dein Mund,
Noch klingt so süß Dein Wort zur Stund.

Noch hat der Zeiten Sturm und Weh
Verdunkelt nicht des Busens Schnee.

Noch find ich Körper, Hand und Fuß
Der Reize voll in Ueberfluß.

Anmuthig bist Du, lieblich, schön,
Ganz wie ich einstens Dich gesehn.

Nur glauben kann ich Dir nicht mehr,
Wie ich an Dich geglaubt bisher.

Die Reinheit, die den Glauben giebt,
Die ist dahin, die ist getrübt;

Die nahm hinweg ein einz'ger Blick,
Bringt niemals wieder sie zurück.

Und wenn Dein Leben ewig wär' —
Was Du mir warst — wirst Du nicht mehr.

Der Schönheit Göttin schienst Du mir,
Ein — schönes Weib nur blieb hinfür.



Eine kleine Welt.

Von

Euph. v. Kudriaffsky.

Wenn du ein tiefes Leid erfahren
Tiefschmerzlich, unergründlich, bang,
Dann flüchte aus der Menschen Schaaren:
Zum Walde richte deinen Gang.

Die Felsen und die Bäume wissen
Ein Wort zu sagen auch vom Schmerz,
Der Sturm, der Blitz hat oft zerrissen
Die Felsenbrust, des Waldes Herz.

Sie werden dir kein Trostwort sagen,
Wie hülfereich die Menschen thun;
Doch wird ihr Echo mit dir klagen,
Und wieder schweigend mit dir ruh'n.

Wenn wir in das geheimnißvolle Dunkel des Waldes treten, und uns immer tiefer zwischen den hohen Baumgruppen verlieren, so ist es zumeist die stolze Pracht der Baumriesen, dieser pflanzlichen Monumente vergangener Jahrhunderte, welche uns mit Bewunderung und scheuer Ehrfurcht erfüllen. Wir hören das leise Flüstern in den hohen Wipfeln, den Sturmwind der heulend darüber fährt, den Orkan der die festen Säulen gleich dünnen Stäben zerbricht und entsetzliche Spuren seiner Gewalt zurückläßt. Eine unbeschreibliche Wonne erfaßt uns, wenn wir von einer lärmenden Außenwelt betäubt, Beruhigung und Frieden im Schatten des Waldes suchen und finden, wo die erquickende Kühle, der balsamische Duft uns wunderbare Stärkung verleihen, anderseits uns die Einsamkeit mit geheimem Grauen erfüllt und bei einbrechender Dunkelheit Bäume und Gesträuche phantastische Formen annehmen, welche namentlich bei Mondlicht der erregten Phantasie des Wanderers alle bekannten Mythen der Waldgeister, Nymphen, Elfen und Gnomen in greifbarer Gestalt vor die Augen führen. Wer wird die Thatsache abläugnen, daß der Wald eine gewisse bestimmte Characteristik entwickelt, daß der Nadel- und Laubwald, der Wald der nördlichen Zone und der Tropengegenden den Stoff zu Parallelen bieten?! Ist der Nadelwald dem Wehrstand, der Laubwald dem Nährstand vergleichbar, und erinnert uns die kärgliche Birke und das Krummholz an den kleinen Menschenschlag, der im hohen Norden unsern Erdball nur spärlich bevölkert, so wird uns der Reichthum des Tropenwaldes, die Mannigfaltigkeit seiner

Formen, die Ueppigkeit seiner Vegetation auch ein schönes phantasiereiches Volk zur Anschauung bringen, welches von den klimatischen Einflüßen berührt, sich in gleicher Weise wie die überquellende Natur zu entwickeln scheint. Wir müssen aber über der Erhabenheit, über diesen schwungvollen Bildern nicht des festen Bodens vergessen; denn wenn uns der Flug der Phantasie für einige Zeit in höhere Regionen versetzt, so ist es doch nöthig zur Wirklichkeit herabzusteigen. In gleicher Weise steht es mit unserer Wanderung durch den Wald. Wir dürfen es nicht verschmähen die Augen, welche gern zu der schwindelnden Höhe einer schlanken Tanne hinaufgeschweift sind, in deren Zweige sich manchmal der Holzer versteigt um mittelst seiner Axt die dürren Zweige abzuhauen, auch wieder zu Boden zu senken, und die kleine Welt da unten unserer Beachtung werth zu halten. Ist sie doch weder so unbedeutend, noch so nutzlos als wir vielleicht beim ersten Anblick meinen; denn abgesehen von einer ganz reizenden, duftigen Waldflora, die sich da unten im feuchten kühlen Moose, im gedeihlichen Humus, fern vom Alldurchdringer, dem lästigen Staube behaglich fühlt, bietet uns der Waldboden mit seinem Beerenreichthum manches erfrischende Gericht.

Ein weicher Teppich bedeckt den Waldboden an vielen Stellen, bald dunkel, bald hellgrünn, bald weißlich gelb mit röthlichen Spitzen, und aus den feuchten dicht aneinander gedrängten Stämmchen schießt manch' liebliches Blümchen, die zierliche Polygala, das duftende Cyclamen hervor, manch' feiner Farnkrautfächer wiegt sich darüber. Aber auch auf und um den morschen Baumstrunk macht sich die Moosfamilie breit; es ist als ob aus dem ausgestorbenen Riesen ein kleines, frisches und freudiges Geschlecht aufsprießen wollte. Wie zierlich ist jedes Stämmchen einzeln betrachtet, und selbst im trockenen Zustand noch immer die Form genau behaltend.

Das Moos ist ein recht ausdauernder Gast jedweden Klima's, ein Bestandtheil der traurigen Tundras oder baumlosen Wüsten der Polarländer, und bildet in unsern Wäldern eine angenehme Abwechslung mit dem von Nadeln oft dicht besäten Boden, oder den Waldwiesen, die sich in den Lichtungen prächtig entfalten. Schon in ältesten Zeiten wurde es als Streu, zur Füllung der Kissen benützt, auch verwendet man es zum Verstopfen der Spalten und Ritze, der Wände und Boote. Zur Weihnachtszeit darf es bei der Krippe nicht fehlen. Wenig hat sich der Aberglaube mit dem Moos befaßt, doch galt jenes, welches aus verfaultem Gebein wuchs, als ein kräftiges Zaubermittel. Was wir in der Heilkunst gewöhnlich unter dem Namen: „isländisches Moos“ bezeichnen, ist eine Flechte. Das Moos, welches die Baumstämme an einer bestimmten Himmelsgegend überzieht, welches auf Ruinen fortwuchert, sich mit wenig Erdreich begnügend, hat für uns im Begriff etwas Ehrwürdiges, und der Ausdruck „bemoostes Haupt“ für einen nicht mehr jungen Studenten ist allerwärts üblich. Auf sehr alten Fischen, so heißt es, soll Moos wachsen, und so theilen sie diesen Vorzug des Ehrwürdigen mit dem lustigen Bruder Studio. Das Moos ist einer der

immergrünen Bewohner des Waldes und diesen Vorzug hebt der Dichter hervor, wenn er es in folgender Weise besingt:

> Das bescheiden und still erglänzt im Schimmer des Abends,
> Sei mir sinniges Moos, an der Ruine gegrüßt!
> Nimmer mit goldener Blüth' umkränzt dich der lustige Frühling
> Aber der Winter auch bleicht nimmer dein ewiges Grün.
> Ernstvoll blickst du herab von des Dom's stolzragender Kuppel,
> Lächelst im Hoffnungsgewand noch an dem Steine der Gruft.
> So bescheiden und still bist du mir, des Weisen ein Sinnbild!

Doch der Hauptbewohner des Waldes, der sich nicht nur am Boden durch Moos und Gestrüpp durchschlingt, sondern auch die Bäume erklettert und sich fest in ihre Rinde eindrückt, ist der Efeu, die immergrüne Pflanze, die ohne Stütze nicht leben kann und Anlaß zu einer reizenden Devise gegeben hat, welche Victor Scheffel in einer seiner frischen Dichtungen Walthern von der Vogelweide zugeschrieben. Seine Dame hat nämlich mit ihrer „fingerhuttragenden" Hand ihm den schönsten Gürtel bereitet, der je „einen Waffenrock überspreitet":

> Ein Efeublatt ist darein gewirkt
> Mit der feinsten seidenen Masche,
> Kennt Ihr den Sinn den Efeu birgt?
> Je meurs ou je m'attache.

Oft finden wir in der Dichtkunst den Efeu im obigen Sinn angewendet. Als Titania vom Zaubersaft befangen in dem Weber Zettel trotz seines Eselskopfes einen lieblichen Sterblichen zu sehen meint und ihre Arme um ihn schlingt, gebraucht sie den poetischen Vergleich:

> So umringelt weiblich zart
> Der Efeu seines Ulmbaums rauhe Finger.

Und als Prospero seine traurige Lebensgeschichte Miranden erzählt: wie er vom eigenen Bruder aus dem Lande vertrieben wurde, da sagt er von ihm, den die Habsucht ganz und gar ergriffen hatte:

> Er war nun der Efeu,
> Der meinen herzoglichen Stamm versteckt
> Das Grün mir ausgesogen!

Diese schöne und üppige Pflanze bildet am Waldboden und im Felsengerölle, an feuchten, schattigen Stellen mit ihren dreitheiligen, dunkelgrünglänzenden weißgeaderten Blättern eine der lieblichsten Zierden unserer Waldungen. Der Efeu besitzt an Stamm und Aesten kleine kugelförmige Wärzchen, vermittelst deren er sich an die Baumrinde und das Gestein anklammert. Außerdem entwickelt er noch zahlreiche kleine Wurzelfasern zu demselben Behuf, zieht aber seine Nahrung aus der Erde und ist deßhalb den, von ihm malerisch umflochtenen Bäumen nicht schädlich. Auffallend ist

die Veränderung, welche in der Blattform eintritt, sobald sich die Zweige zur Entwicklung der Blüthen anschicken. Die Blätter erscheinen dann rautenförmig zugespitzt und ungetheilt. Am Ende der Zweige bilden sich im Herbst an allen Exemplaren grünlich weiße Dolden. Die Beerenfrüchte reifen erst im nächsten Frühjahr.

Der Efeu ist in der Mythologie von Bedeutung, und dem Gotte Bacchus geweiht. Er hieß bei den Griechen auch Kittos oder Kissos, von Cissus, einem Knaben, den der Weingott in Efeu verwandelte. Von Griechenland soll er nach Italien, dann erst nach Deutschland gekommen sein, wo er vollkommen einheimisch wurde, so daß man ihn in allen Ländern findet. Als Dionysos geboren wurde, schützte ihn eine schnell aufwachsende Efeuranke vor den eifersüchtigen Blicken der Juno, und mit Efeu wurden die Dichter gekrönt, bis der stolze Lorbeer die bescheidene Pflanze verdrängte. Auch spielt er mannigfach in den Bacchusdienst hinein. Wo man im Alterthum den Efeu besonders wuchern sah, da war der Fußtritt des Bacchus gewesen, und Pan der Begleiter des Bacchus trägt den Efeukranz; der Thyrsusstab, das Szepter der Bacchanten, ist davon umschlungen. Der Beiname des Gottes Liber gab den ihm zu Ehren in Rom gehaltenen Festen den Namen der „Liberalien". Alte, mit Efeu bekränzte Weiber verkauften Honigkuchen, denn Bacchus galt auch als Schutzgott des Honigs. In Griechenland beschenkten die Priester die Neuvermählten mit einem Efeukranz, als Symbol des festen Bandes, welches sie vereinen sollte. Ptolomäus Philipater ließ dagegen die Juden, welche ihren Glauben abschworen, mit einem Efeublatte brandmarken.

Auch bei den ersten Christen hatte der Efeu als immergrüne Pflanze seine Bedeutung, denn sie legten die Leichen der Verstorbenen auf Efeuranken. Im Mittelalter verlor er seine symbolische Wichtigkeit und galt nur als Zeichen der Anhänglichkeit.

An das Holz des Efeu knüpfte sich mancher Aberglaube, so hieß es: wer mit Löffeln aus Efeuholz ißt, sei vor Halsweh und Bräune geschützt und Efeulaub um das Haupt geschlungen bewahre vor Trunkenheit, eine Behauptung, die wir schon bei den alten Römern, an andern Pflanzen, z. E. der Rose, gefunden haben. Cato und Plinius schreiben dem Efeuholz die Eigenschaft zu, daß es Wasser vom Wein trenne, sobald die Flüssigkeit durchfiltrirt würde. Mannigfach sind noch diese Beziehungen des Mystischen, Zauberhaften und der Allegorie, nicht minder aber die Heilkräfte, welche man dem Efeu bei den Menschen und den Thieren zuschreibt, und so ist es ein Jägerglaube, daß sich die Wildschweine, wenn sie verwundet sind, mit Efeu heilen, daß die Bache überhaupt in mancherlei Beschwerden zum Efeu ihre Zuflucht nimmt, man deßhalb kranken Schweinen einen Efeukranz um den Hals hängt, und, da er dieses nützliche aber unsaubere und doch dem Menschen anatomisch am ähnlichst sehende Thier vor Verzauberung schützte, schmückte man das Antoniusschwein auf seinem letzten Gang zur Schlachtbank mit einem Efeukranz. Aeußerlich soll ein Aufguß der Blüthen in rothem

Wein den Nerven und Muskeln heilsam sein, innerlich zu viel genossen, wirkt er verderblich auf dieselben. Plinius empfahl die gelben Beeren in Wein gekocht gegen die Gelbsucht; der Saft der Wurzel sollte den Biß der tödtlichen Spinne heilen, Pest und Seitenstechen wollte man mit dem Abgusse der Beeren, sowie mit frischen Blättern in Essig gekocht vertreiben. Man sagt auch das Pulver der Blätter in die Nase geschnupft mache den Kopf leicht. Das Harz welches in heißen Ländern aus den Zweigen gewonnen wird, benützt man als Köder für Fische. Endlich empfahlen die alten Kräuterkundigen den Trank aus einem Becher von Efeuholz gegen die Hypochondrie, und schließlich soll der Rauch der Blätter Mücken und schädliche Insecten verscheuchen.

Der Efeu ist so recht eine Kletterpflanze, denn fest und eindringlich fügt er seine Ranken an die Baumstämme, an die Wände und den Waldboden. Ein gewaltsames Losreißen thut uns fast im Innern weh, es ist als ginge ein Stück Leben mit, und so ist es auch. Prachtvolle Efeustämme schlingen sich um die eisernen Säulen des königl. Wintergartens in München. Massenhaft finden wir ihn in England, wo er die Bäume in den Parks und die Mauern von dem großartigen Kirchhof in Kensalgreen überzieht. In Frankfurt umschlingt den Eschenheimer Thurm ein so prächtiger 500 Jahre alter Efeu, daß man ihm zu Liebe den Thurm, der schon abgetragen werden sollte, stehen läßt, denn es geht die Sage, es darf kein Stein gerührt werden, bis nicht der Efeu die Wetterfahne erklommen. Viele der berühmten riesigen Nußbäume in Interlaken sind mit Efeu bis in das Gezweig überzogen. Ein Ueberfluß von Efeu ziert das prachtvolle und malerische Schloß des Fürsten Kolalto, San Salvador in der Provinz Treviso. Die breiten Zinkenmauern und der hohe Thurm sind ganz davon überwuchert, während auf der breiten Terrasse die dichten Granatapfelbäume ihre brennend rothen Blüthen, die zarten Mimosenbäume ihre zierlichen Federbüschelblumen in verschwenderischer Pracht entfalten. Ganz seltsam erscheint uns die Beschreibung, welche der berühmte Reisende Gregorovius von der Efeustadt Nympha im Volskerlande gibt, deren Ruinen theils unter Blumen, theils unter dichtem Efeu verborgen liegen, und diese üppige Pflanze sich in einer Weise breit macht, wie wir sie kaum anderwärtig in dieser verschwenderischen Fülle wieder finden.

Eine nie gesehene Pracht entfaltet der historisch denkwürdige Efeu, von dem das malerisch schöne und als einzig in seiner Art dastehende Heidelberger Schloß überwuchert wird. Schon in dem romantisch anziehenden großen Hof entfalten sich die baumartigen Büsche, am Otto Heinrichs-Bau und namentlich am englischen Bau sind die dicken Stämme fest in die Mauer gedrungen und strecken ihre Zweige durch Oeffnungen, Fenster, Lucken und Schießscharten hindurch, oder hängen über die vielen Steinfiguren, Simse und Vorsprünge; mit einem Wort, der Efeu ist unzertrennlich von diesem herrlichen Monument im reinsten Renaissancestyl. Wer diesen wunderbaren Bau betrachtet, die dicht bewaldeten Berge im Hintergrund des Schlosses

aufsteigen, den klaren breiten Neckarstrom im Thale hinfließen sieht, wenn sich, in einer vorzüglichen und reichhaltigen Bildergalerie, die Pfalzgrafen der Reihe nach präsentiren, worunter der finster blickende Abenteurer Prinz Rupert, Sohn des unglücklichen Winterkönigs und Neffe des noch unglücklicheren Carl I. von England, nicht die kleinste Rolle spielt, der dort zurückgezogen mit Oberst Siegen die Schwarzkunst oder Schabmanier erfand — wem alle diese Bilder mit Lebendigkeit vor die Seele treten, der spricht wol aus vollem Herzen das schöne Loblied auf Heidelberg von dem genialen Verfasser des Trompeters von Säckingen, Victor Scheffel:

Alt Heidelberg du feine,
Du Stadt an Ehren reich,
Am Neckar und am Rheine,
Kein' andre kommt dir gleich.

Statt fröhlicher Gesellen
An Weisheit schwer und Wein,
Klar zieh'n des Stromes Wellen,
Blauäuglein blitzen d'rein.

Und kommt aus lindem Süden
Der Frühling übers Land,
So webt er dir aus Blüthen
Ein schimmernd Brautgewand.

Auch mir stehst du geschrieben
Ins Herz gleich einer Braut,
Es klingt wie junges Lieben
Dein Name mir so traut.

Und stechen mich die Dornen
Und wird mirs drauß zu kahl,
Geb' ich dem Roß die Spornen,
Und reit' ins Neckarthal.

Wenn der Efeu hart am Boden sich fest an diesen kettet, und einer Stütze bedarf sobald er die Höhe erreichen will, so sehen wir dagegen das federartige zierliche Farnkraut, ein in vielen Formen auftretender Gast des Waldes, sich selbständig an den schlanken Stielen wiegen, wie seine tropischen Stammverwandten, aber gleichfalls in vergrößerter Auflage als Baumfarn nicht wenig zur Verschönerung der Waldungen beitragen. Das geheimnißvolle Mystische des Waldes geht auch auf die ihm eigenen Pflanzen über, und so finden wir in jeder Mythe gewisse Mittel sich unsichtbar zu machen, worunter der Farnsamen in erster Reihe gehört. Gadshill sagt in Heinrich IV.: „Wir haben das Rezept von Farnsamen, wir gehen unsichtbar umher", darauf erwidert der Hofmann in nüchterner Weise: „Nein bei meiner Ehre, ich denke Ihr seid darum mehr der Nacht als dem Farnsamen verpflichtet". Das Farnkraut mit seinen zierlich gestalteten Wedeln erregte bei Jägern und Bauern dadurch Verwunderung, weil sie nicht begreifen konnten, wie eine so stattliche Pflanze weder Blüthen noch Früchte treiben, und sich dabei doch immer vermehren könne. Sie meinten, daß in der Besamung der Kräuter ein besonderes Geheimniß liege, weßhalb denn auch der Farnsamen eine so wichtige Rolle spielte, obwol ihn vielleicht keiner, der davon sprach, mit eigenen Augen gesehen hatte. So wußte man auch nie wann die

Fruchthäufchen des Farn platzen, und meinte, der Teufel schaffe den Samen herbei, weßhalb man sich dem Fürsten der Finsterniß verschreiben müsse. Da der Same in der That auf der Rückseite der Blätter haftet, mochte er dem Unkundigen leicht entgehen. Wollte sich aber einer den Samen eigenhändig einsammeln, so mußte er gar Manches beobachten, er durfte die ganze Adventzeit nicht beten, keine Kirche besuchen, kein Weihwasser berühren und mußte beständig wünschen, daß ihm der Böse zu Geld verhelfe. War dann die bestimmte Nacht gekommen, so mußte er zwischen 11 und 12 Uhr auf einen Kreuzweg gehen, über welchen schon Leichen nach dem Friedhof getragen wurden. Er durfte sich, wie allbekannt, von keiner warnenden Erscheinung beirren lassen, ja keine Miene verziehen, sonst riß ihn der Teufel in Stücke. War mit dem Schlage zwölf die Probe bestanden, dann kam der finstere Jäger und gab ihm eine Düte mit Farnsamen. Im Thüringer Walde, wo sich die Sage allerwärts breit gemacht und in vielerlei Varianten auftritt, soll auf dem Wege von Virnau nach Benshausen ein Jägergeist spuken. Dieser wollte den Samen gewinnen, stellte sich um Mittag zur Sonnenwendzeit auf ein weißes Tuch und schoß gegen die Sonne. Da fielen drei Tropfen Blutes herab, welche er bewahren mußte, denn sie repräsentirten den fraglichen Farnsamen. Weil nun das Erlangen des Samens so gefährlich war, nannte man ihn auch Fahrsamen. Er verlieh außergewöhnliche Arbeitskraft und machte unsichtbar. So war einst ein Mann sein verlorenes Fohlen suchen gegangen; da fiel ihm auf dem Wege durch den Wald Farnsamen in die Schuhe. Als er heim kam erschraken seine Hausleute nicht wenig, da sie ihn sprechen hörten und nicht sahen. Als er die Schuhe auszog, wurde er wieder sichtbar. Farnsamen zu Geld gelegt verhütet, daß es abnimmt, und daß es dem Jäger zu Freischießen verhilft, auch Glück im Spiel verleiht, darf uns nach all seinen sonstigen mystischen Eigenschaften nicht wundern. Die heilige Hildegardis sagt in ihrer Physika, daß dort, wo er wächst, der Teufel selten sein Spiel treibt, Haus und Hof vor seinen Unthaten geschützt sind, der Blitz nicht einschlägt, und ein Gürtel am Johannistag aus Farnkraut gewunden, gegen allerlei Krankheiten wirksam sei. Ueberhaupt ist der heilige Johannes auch noch anderweitig mit dem Farn verwebt, denn will man das Kraut von den Gebirgsfeldern vertilgen, muß man es am Tage der Enthauptung Johanni ausreißen. Dagegen heißt es auch, der Same muß in der Johannisnacht vor dem Abfallen gesammelt werden, wo er die völlige Reife erlangt, und verschwindet, wenn man ihn berührt. Deßhalb breitet man Tücher oder Papier unter die Farnbüschel und beschwert diese mit Steinen, die man aber nach dem Sammeln ja nicht bergauf werfen darf, sonst bringt es schweres Unglück.

Von dem Nephrodium Filix mas, welches auch radix manus S. Joannis, Johannishand, genannt wird, pflegte man die Wurzel aus der Erde zu graben und eine Hand daraus zu schnitzen, die als Amulet getragen Leib und Seele vor Unglück bewahren sollte; also eine der Abarten des

bekannten Alraunchen. Ein alter Vers sagt über diese Johannis- oder Glückshand:

> Der Täufer zeigt mit seiner Hand
> Auf Gottes Lamm am Jordansstrand.
> Wir schnitzen Johannishändelein,
> Und tragens an einem Bändelein,
> Gott schütz' uns auf Wegen und Stegen,
> Und führ' uns dem Lamm entgegen.

Im Thüringer Walde heißt das Farnkraut auch Irrwurz, denn wenn man darüber schreitet verliert man den rechten Weg, und muß die Schuhe wechseln um ihn wieder zu finden. Man nennt es ferner auch Otterkraut, denn trägt man es bei sich, dann wird man von Ottern verfolgt. Es gibt wenig Kräuter, bei denen die guten und bösen Kräfte zugleich so vielfach vertreten sind.

Als Eigenthümlichkeit mag uns das Unsichtbarmachen besonders beim Farn entgegentreten, wenn es gleich noch andere Mittel gab, diese oft angenehme Eigenschaft zu erlangen. Ganz unbefangen und naiv gibt ein alter englischer Schriftsteller der viel vom Elfenwesen und Elfenglauben erzählt, ein Rezept — um unsichtbar zu werden, ganz wie man im Apotheker- oder Kochbuch Rathschläge ertheilt. „Nimm Wasser und schütte es über einen Ameisenhaufen, dann siehe zu und du findest an der Stelle einen vielfarbigen Stein, den dir die Fee schickt. Trage ihn in deiner rechten Hand, und du wirst unsichtbar werden!“ Wie schade, daß derlei Recepte nur im Gehirn leicht- und abergläubiger Menschen entstanden sind, und Niemand ihre Wirkung gesehen! Wie mancher Verbrecher und Schwindler könnte auf diese Weise dem langen Arm der Gerechtigkeit entgehen, wie Mancher auf Schleichwegen ertappte Sünder seine Verfolger täuschen! Wohl uns, daß es in dieser Weise nicht anwendbar ist! wir könnten im Gegentheil diese Mittel lieber für die Aufrechthalter der Ordnung wünschen, um manche geheime böse That ungesehen zu belauschen und ans Licht zu bringen.

Daß sich die Medizin auch des Farnkrauts bemächtigt, erscheint uns selbstverständlich, wenn wir bedenken, daß jedes Zauberkraut ja auch zugleich Heilkraut wurde, denn die geheimen Mächte spielten die Hauptrolle in der Medizin. Und können wir denn etwa heutzutage alle Wirkungen rationell erklären? Ein dichter Schleier wird bis auf einen gewissen Punct noch immer auf den Kräften der Natur liegen, und keine Wissenschaft wird sich je rühmen können, die letzte Grenze erreicht zu haben. Unsere alten Naturforscher kannten auch mehrere Gattungen Farnkräuter, Theophrast empfiehlt die Wurzel des gemeinen Tüpfelfarn, und wer sie trägt, den wird kein Polyp packen, das heißt diese Krankheit nicht befallen können. Plinius spricht von zwei Arten Wurmfarn, sie müssen unter planetarischem Einfluß gegraben werden, und es liegt im Namen selbst auch die Gattung des Heilmittels. Dem schönen Frauenhaar, Adiantum Capilli Veneris, welches

so häufig in unseren Glashäusern durch seine zierliche Form unsere Aufmerksamkeit fesselt, wohnen nach Theophrast zweierlei Eigenschaften bei, einmal daß es in Wasser gesteckt, nicht naß wird, und mit Oel abgerieben, seinen Namen rechtfertigt: nämlich das Ausfallen der Haare verhindert. Dioscorides aber schreibt dem Samen dieses Farn die Kraft zu, den Haushähnen und Wachteln, unter ihr Futter gemischt, Kampfbegier einzuflößen. Wir wissen nämlich genügend von der grausamen Sitte der Hahnenkämpfe, es möge nur auch erwähnt sein, daß die Chinesen in selber Weise Wachteln ziehen, sie auf den Kampfplatz führen und Wetten veranstalten. Ebenso empfiehlt Dioscorides Farn um die Schaafställe zu pflanzen, wodurch deren Gedeihen gefördert wird. Die heutige Arzneikunde benützt die Farnblätter in Syrup, sie wirken bei Brustleiden und beruhigend.

Wir aber betrachten die schönen Formen der Farn vom ästhetischen und poetischen Standpunct. In dem reizenden Elfenbilde Draytons Nymphidia, von Gräfin Wickenburg meisterhaft übersetzt, muß die schlaue Hofdame der Königin Titania auch zu Zauberkräften greifen, um den Späher Puck vom Versteck der Ungetreuen abzuhalten. Bevor sie ihren Zauberspruch in der Weise von Macbeths Hexen thut, zieht sie den magischen Kreis, in dem Puck alles erdenkliche Mißgeschick befallen soll:

Sie streut der Farren braune Samen
Und Wurzelknollen der Cyklamen
Nachtschatten auch und Eisenkraut,

Und dann zu kreuzen bösen Willen
Streut sie die Zauberfrucht der Dillen,
Wovor den Hexen selber graut.

Dann sprenkelt sie den Saft der Raute
Und nimmt vom giftgen Bilsenkraute
Neun Tropfen mitternächt'gen Thau's, u. s. w.

Wir sehen hier eine ganz artige Hexenküche beisammen, doch ist der humoristische Ton überall festgehalten — „und alles geht vergnügt nach Hause".

Unsere Farn, wenn sie uns auch verhältnißmäßig groß und mächtig erscheinen, sind wol nur Pigmäen gegen die riesigen Baumfarn der Tropen, von denen die Glashäuser einen annähernden Begriff geben. Ein schön und reichlich bestelltes Farnhaus gewährt durch die Abwechslung der Formen, das herrliche Grün und die feuchte Atmosphäre, die uns die tropische ahnen läßt, einen eigenen Reiz. Ich möchte hier auch wieder auf die Glashäuser zu Kew und Berlin aufmerksam machen. Der wahrhaft zauberhafte Eindruck eines Farnhauses wurde mir geboten als ich die große mit den reichsten Kunstschätzen angefüllte Halle im South Kensington-Museum zu London betrat. Dieser mit einer mächtigen Glaskuppel überwölbte, mit Seitenkuppeln verzierte Raum wird an einer Seite durch eine Art Kreuzgang begrenzt, der

nach der Halle hin, thorähnliche Oeffnungen zwischen schmalen Pfeilern zeigt. Als mein Blick auf diese ersteren nach der Reihe fiel, wurde ich durch ein magisches Bild gefesselt, welches diese Oeffnung genau umrahmte. Im scharfen Gegensatz zu dem Halbdunkel des Kreuzgangs stand es da von magischem Tageslicht erhellt. Der geschickteste Maler hätte kaum die sinnige Gruppirung aller Arten Farnkräuter in dieser Art anordnen können. Darüber lag ein eigener Duft, es war sogar eine leise Bewegung der Pflanzen zu bemerken. Als ich näher trat gewahrte ich, daß mich riesige Glastafeln von dem Gegenstande meiner Bewunderung trennten, daß gleichlinig mit dem Kreuzgang ein Farnhaus mit Oberlichte angelegt war, um den Blick durch die nothwendig lichtspendenden Fenster nicht durch einen leeren Raum oder gar eine kahle Mauer zu beleidigen. Man rede noch von der trockenen Nüchternheit der Engländer, die allerdings Meister in der Praxis sind, doch auch vielfach dem ästhetischen Sinn Rechnung tragen, dem Kostenaufwand, ein solches Farnhaus anzulegen, nicht aus dem Wege gegangen sind, um den weisen Satz zu bewahrheiten:

Omne tulit punctum
Qui miscuit utile dulci.

Wenn wir den Wald durchschreiten und unsere Aufmerksamkeit dem Boden schenken, so finden wir die Vegetation desselben abhängig von den Baumfamilien, in deren Schatten sie gedeiht, mehr aber noch von der Bodenbeschaffenheit selbst. In feuchter, fetter Erde entstehen oft über Nacht, besonders nach einem starken Regen, die zahlreichen Familien der Pilze, und es geht ein Sprüchwort, daß Alles was schnell entsteht, wie „der Pilz über Nacht aufschießt". Nach der Fabel waren die Urbewohner von Ephyre aus den Pilzen entstanden, die ein heftiger Regen der Erde in einer Nacht entlockt hatte. Deßhalb sind sie auch das Symbol der Verdienst- und Gehaltlosigkeit, weßhalb man spottweise einen durch Zufall ohne innern Werth zu äußerem Rang emporgestiegenen Menschen: einen Glückspilz nennt. Hier liegen auch wieder die beiden entgegengesetzten Elemente hart aneinander: der eßbare Schwamm, der giftige Pilz. Sichere Merkmale leiten den Sammler, und beobachtet man nebstdem noch die Vorschrift, beim Kochen, einen silbernen Löffel, der sofort schwarz anläuft, wenn ein schädliches Gewächs in der Pfanne liegt, als Probirstein zu gebrauchen, so ist wol die Gefahr nicht zu befürchten. Die Schwämme sind keine unbedeutende Zierde des Waldbodens, selbst ihre oft plumpe Form, wenn sie sich aus dem Moos oder zwischen abgefallenen Nadeln erheben, bildet einen willkommenen Gegensatz zu dem andern zierlichen Volk ihrer Umgebung. Wir sehen auch hier die guten eßbaren Pilze im schlichten Gewande, braun oder grau gekleidet,

den korallenartigen gelblichen Ziegenbart etwas auffälliger in Form und Farbe. Von anderer Art sind die Giftpilze, dunkelgelb, orangenfarb, im Innern des Hutes hellgelb oder weiß, tragen sie fast ein unheimliches Gepräge an sich. So sind die Täublinge, Hirschlinge und Blätterpilze alle mit dem lateinischen Namen Agaricus bezeichnet. Plinius erzählt, daß auf den Gipfeln der Eichbäume in Gallien weiße, wolriechende Schwämme wuchsen, welche des Nachts leuchteten und daher auch nur im Dunkeln gesammelt werden konnten. Man bereitete aus ihnen das Agaricum, das als wirksames Mittel gegen Vergiftung gerühmt wird. Aus der Giftmorchel wurden Liebestränke gebraut, und ein Giftschwamm, der in Wales wächst und Bwyd-Ellyllon genannt ist, von Menschen und Thieren gefürchtet wird, gilt als Leckerbissen der Elfen. Eine Gattung Agaricus soll auch die Grundursache jener Feen- oder Elfenringe sein, welche sich auf Waldwiesen oft so auffällig von dem übrigen Gras durch besonders üppiges Wachsthum auszeichnen und von denen der Elf im Sommernachtstraum sagt:

Ich dien' der Elfenkönigin
Und thau' ihr Ring' aufs Grüne hin.

In der Elfenwelt galten sie als der Platz, auf dem die Elfen ihren Reigen tanzten, doch auch hier hat die Wissenschaft mit rauher Hand die Phantasie zerstört, und in dem weltberühmten Museum zu Kew fand ich einen Agaricus, und die Erklärung, daß durch das Ausstreuen seiner Keimkörner diese dichten Stellen im Grase entstehen, welches dadurch schöner und glänzender gedeiht. Auch die Elfenringe lagen in Abbildung daneben. An den kleinen Theuerling der gemeinschaftlich auf feinstem Holzwerk wächst und Samen wie Linsen ausstreut, kettet der Bauer eine abergläubische Bedeutung. Er zählt aufmerksam diese Samen, denn der Metzen Korn soll im nächsten Jahre genau so viele Groschen gelten, als einer dieser Theuerlinge Samen ausstreut.

Der schlimmste unter der ganzen Familie der Agariceen bleibt aber der Fliegenschwamm, dessen glühend rother, breiter, oder spitzig gewölbter Hut mit kleinen weißen, warzenartigen Erhöhungen geziert und dessen Genuß tödtlich ist. Prachtvoll, ja fast berückend steht er im Walde, sich auffällig von dem dunkeln Grün des Mooses, oder braunem, verwelktem Blattwerk abhebend. Hier und da vervollständigen die Staffage die noch einen Rang niedriger als das Moos im Pflanzenstaate geltenden Flechten, welche die alten Stämme und das Gestein bekleiden, wie die zierliche graue Rennthierflechte, die ihre hirschgeweihartigen Stämmchen zwischen dem Moose durchzwängt, oder die kleine grünlichgraue Becherflechte, bei deren Anblick man fast glauben könnte, den Schenktisch vor sich zu sehen, auf dem die Elfen den Morgen- und Abendthau kredenzen. Von den Zweigen hängt die lange, graue Bartflechte herab, als hätte Freund Rübezahl sich da einen Vorrath angelegt, wenn er des falschen Bartes bedarf.

Der Fliegenschwamm verdankt seinen Namen dem Umstand, daß er in einer Abkochung den Fliegen vorgesetzt wird, um sie zu tödten. Man hat seine giftigen Eigenschaften auch an Hunden und Katzen beobachtet, und unerfahrene Kinder, denen der böse Gast im Walde sehr begehrlich schien, haben sich durch seinen Genuß den Tod geholt, wenn nicht rechtzeitig Gegengift angewendet wurde. Anderseits ist er in kleinen Quantitäten von Schaafen und Rindvieh genossen, unschädlich.

Die sibirischen Völkerschaften bedienen sich des Fliegenschwammes als Betäubungsmittel und es soll die Wirkung desselben dem des Haschisch gleichkommen. Ein Reisender — Matjeschkin — berichtet einen Schamanen gesehen zu haben, der in einer niedrigen durch Kohlenfeuer erleuchteten Hütte immer rascher um einen auf die Erde gestellten Bogen im Kreise herumlief, starken tscherkessischen Tabak rauchte, unter wunderlichen Zuckungen und Körperbewegungen einige Schluck von einem aus Fliegenschwamm bereiteten Getränk hinabschlürfte, dann wie leblos stehen blieb und unter furchtbarem Stöhnen auf die an ihn gerichteten Fragen prophetische Antworten gab, die später wirklich eingetroffen sind. Die Kamtschadalen bereiten dieses berauschende Getränk aus Fliegenschwamm und dem Saft der Sumpfheidelbeeren oder aus den Wurzeln des Weiderich. Sie essen ihn auch in purem Zustand in Suppen oder Saucen. Um das Erfrieren der Nase zu verhindern, wird das Pulver des Fliegenschwammes in die Nase geschnupft, wie es im hohen Norden mit dem Tabak geschieht. — —

Die Waldränder oder der kleinere Nadelwald beherbergen eine Pflanze, die in weiten Strecken sich dahinzieht und im Sandboden vorzüglich gedeiht, weßhalb sie auch in flacheren Gegenden, z. E. in Niederschlesien, in großen Massen auftritt. Sie ist ein zierlich unverwelkliches Blümchen, welches im Zustand der Kultur sich in vielfache Arten verzweigt, ein Contingent zu unsern Ausstellungen liefert, und während einiger Zeit auch zu den Modepflanzen gehörte.

Es gibt wenig Pflanzen, welche eine so außerordentlich weite Verbreitung haben, und so massenhaft auftreten wie das Haidekraut; es ist die charakteristische Bodenpflanze aller Kieferwaldungen, findet sich auf dürren Triften, sandigen und sonnigen Hügeln, unfruchtbaren Wiesen und auf Torfmooren. Da wo es üppig vegetirt, bieten seine zierlichen Blümchen eine treffliche Weide für die Bienen, und man findet daher auf der Lüneburger Haide nicht selten zahlreiche Bienenstöcke, welche von den Bienenzüchtern zur Blüthezeit des Haidekrauts dahin geschafft werden, um den Bienen das Einsammeln des Honigs zu erleichtern.

Das Haidekraut bildet einen niedrigen Strauch mit verhältnißmäßig langen, ruthenförmigen Aesten, aus denen man in Norddeutschland Kehrbesen fertigt, woher auch der Name: Besenhaide kommt. Blüht die Haide reichlich, dann sagen die Wetterkundigen, es deute dies auf einen strengen Winter.

In der Symbolik hat die Haide mancherlei Auslegung, als Bild der Demuth, des stillen Wirkens, der Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit. Auch auf Einsamkeit weist die Haide hin, und es heißt in der Bedeutung der Blumen:

Wer heide ihm selber treit, mit laube und mit plüten der zeigt, daß er sin gemüde zur Ungesellschaft habe, wann heide steht gern inner der wilde und hait ire wonnung nit gerne bei anderm Krude.

Und wahrlich ist uns die Haide als Landstrich, wo alle diese niedern Kräuter gedeihen, das Bild des Trostlosen, des Grauenhaften, wie sie uns Hebbel in seinem „Haideknaben" so herzergreifend geschildert hat.

Bei den Alten, welchen das Haidekraut wol bekannt, diente es als kräftiges Heilkraut gegen Augenleiden, Gicht und andere Uebel, selbstverständlich gegen Schlangenbiß. Eine alte Tradition erzählt uns, daß aus der Haide auch Bier gebraut wurde, doch mit dem Zusatz: Die Elfen hätten sich damit beschäftigt und dieses Geheimniß von den Dänen gelernt, und es ist wol möglich, daß sich das kleine Volk mit diesem Dünnbier auf seiner Mittagstafel begnügte. So wie die Raute von den Schlangen gemieden wird, so sind sie auch der Haide abhold, und die Sage fügt hinzu: auch dem Wolf sei die Pflanze zuwider. Deßhalb herrscht noch in manchen Gegenden der Gebrauch, ein Büschel Haidekraut den Elstern zu Ehren auf einen Baum zu binden, damit sie durch ihr Geschrei das Nahen eines Wolfes anzeigen.

Reizend schildert Wilhelm Jensen in seiner märchenhaften Novelle, „die braune Erica", den gelehrten Professor, der auf die Haide geht, um die seltene Erica janthina zu suchen, und statt ihrer, ein braunes Zigeunermädchen findet, das ihm auch noch später den Standpunct der gewünschten Pflanze zeigt. Wer die Lüneburger Haide oder die Ukermark je durchfahren, der wird von den lebendigen Naturschilderungen Jensen's in der That ergriffen werden.

Englische Dichter haben öfters die Haide besungen. Sie ist eine für England, Irland und Schottland characteristische Pflanze, und gehörte auch unter die mancherlei Abzeichen der schottischen Clans. In dem berühmten Pibroch — Schlachtgesang — Walter Scott's wird darauf Beziehung genommen:

Kommen schon seh' ich sie
Waffen erblitzen!
Feder und Haideblüh'
Auf ihren Mützen.

Rasch auf die Feinde zu!
Spart nicht mit Streichen,
Pibroch von Donald Dhu,
Schmettre das Zeichen!

Nicht nur das Auge, nicht nur die Geruchsnerven werden von der kleinen Pflanzenwelt da unten berührt, auch dem Geschmack, der Labung, welche der müde Wanderer freudig begrüßt, wird unser Waldboden gerecht. Nicht ohne Mühe sammelt er sich die niedrig wachsenden Früchte; weniger

bequem als wenn er sie von Gesträuchen oder Bäumen abpflückt; aber der Lohn bleibt nicht aus. Die würzige Erdbeere, die durststillende Heidelbeere und die mit einem besondern, seltsamen Aroma begabte Brombeere, bieten sich ihm dar; nur frisch gebückt und zugegriffen! Und auch in ihnen lebt die Sage, auch aus ihnen spricht der Zauber, der sich um die Pflanzenwelt so magisch webt, auch sie haben ihre Geschichte, ihre tiefsinnige Bedeutung im großen Haushalt der Natur. Es ist uns aber nicht vergönnt ihnen ihre Geheimnisse jetzt abzulauschen, wir müssen uns begnügen bloß ihren Nutzen einsehen und schätzen zu lernen, denn andere Gestalten ziehen uns mächtiger an, eine andere kleine Welt voll Reiz und Anmuth, ausgestattet mit Wohlwollen und Aufopferung, mit Tücke und Rachsucht. Und auch sie hat ihre Bedeutung, auch sie hat ihre Poesie!

Kommt! einen Ringel, einen Feensang!
Dann auf das Drittel 'ner Minute fort!
Ihr, tödtet Raupen in den Rosenknospen!
Ihr andern führt mit Fledermäusen Krieg,
Bringt ihrer Flügel Balg als Beute heim,
Den kleinen Elfen Röcke d'raus zu machen. Shakespeare.

In dem regen Leben des Waldes, in dem Grünen, Blühen und Duften, wo die Vögel ihre Stimmen erheben, das scheue Wild durch die Büsche huscht, die Insecten am Boden ihre Wohnung bauen, der Falter sich auf Blumen wiegt, Schnecke, Frosch, Kröte und Schlange sich auf dem kalten, feuchten Erdboden behaglich fühlen, fehlt uns noch eine kleine Welt, eine passende Staffage zu der reizvollen Scenerie. Schon einige Male ist sie uns im Verlauf dieser Skizzen vor Augen getreten, schon einige Male hat sie uns durch ein Astloch angeguckt, sich unter einem breitblättrigem Gewächs versteckt, oder unter dem Hute eines Pilzes Schutz gesucht, ja, die Tradition erzählt uns, daß sich die Mitglieder dieser kleinen Welt noch mit einer bescheidenern Wohnung begnügen und sich gelegentlich in „Eichennäpfe" ducken. Aus diesen Andeutungen wird es klar, daß ich von keiner greifbaren, realen Bevölkerung des Waldes spreche, vielmehr von einer phantastischen, in der Sagenwelt fest eingebürgerten, welche auch zu der Poesie des Waldes weit besser paßt, als der einsame Wanderer, der kühne Jäger, oder gar der Strolch und Wegelagerer, der sich in den Schutz der hundertjährigen Bäume begibt, um sein schlimmes Handwerk ungescheut zu üben. Die Welt aber, die meines Erachtens auch vom kulturgeschichtlichen Standpunct beachtenswerth ist, die weitverzweigte Elfen- und Geisterwelt, die in der Mythe aller Völker, alle Elemente als Wohnsitz erkoren, paßt wol am besten in das geheimnißvolle Dunkel des Waldes, zwischen das Murmeln, Sausen und Flüstern der Bäche und Bäume.

Es hat vielleicht kein Volk gegeben, das nicht den Aufenthalt seiner Götter zunächst in Luft, Wasser, Wald und Berg versetzte. Theilung der

Arbeit war der Grundzug der heidnischen Götterlehren, und so entstand ein Heer von Geistern, Gnomen und Elfen, die bei den verschiedenen Völkern immer andere Benennungen hatten, im Grundprinzip aber einer und derselben Familie angehörten. Die Dryaden und Oreaden der Griechen sind unsere Elfen und Moosweibchen, die Liebesgöttin Venus unsere Frau Holle, die Titanen und Giganten entsprechen den persisch-arabischen Dew's und Dschinn's, und die griechischen Parzen finden wir in den altdeutschen Nornen wieder. Ueberall aber liegt das Gute und Böse, das Licht und der Schatten neben einander, wie wir es überhaupt in der ganzen Natur wahrnehmen. Die Pflanze birgt Gift und Heilkraft, in den Elementen ist Segen und Unheil enthalten, im Menschen selbst ringt das gute Princip mit dem bösen den steten Kampf. Wir finden Schwarzelfen und Lichtelfen, Elementargeister, welche dem Menschen wolwollend nahen, oder ihn mit Unheil umstricken. Zu den letztern gehören die Nixen, Najaden und Seejungfrauen, während die Waldelfen und Moosweibchen bedingungsweise als gabenspendende gutmüthige Geschöpfe auftreten. Zu den erstern zählt man den Neck, Nikkar, und auch ihm wird bald das Meer, bald der Fluß, Teiche, Bäche und See'n zum Domizil angewiesen. Dort bewohnt er am Grunde gewöhnlich einen schönen Krystallpalast, in dem er seine Beute verbirgt. Der Neck, der meist der Musik ergeben ist, und durch sein Saitenspiel den harmlosen Wanderer zu berücken sucht, erscheint bald als Knabe, bald als Jüngling, zuweilen auch als Greis mit herabhängendem grauen Barte.

Unter den Elfen, die ich noch später in ihrem eigentlichen Elemente im Walde aufsuchen werde, spielen die Hausgeister eine große Rolle. Wir finden in den Märchen und Sagen diese kleinen „Nissen", wie man sie in Dänemark nennt, genau beschrieben; ja selbst ihre Tracht ist bezeichnet. Einfache graue Kleider, spitze rothe Mützen, welche sie im Sommer mit runden Hüten vertauschen — (Nissethat heißt ein Pilz mit breitem Deckel) — sind durchgängig ihre Bekleidung. Sie wohnen in den Stallungen, Scheuern und Kellern, wol auch auf alten Bäumen in der Nähe des Hauses. Doch darf von einem solchen Baume nie ein Ast gebrochen werden. Der Nis bringt dem Herrn, in dessen Dienst er sich freiwillig begibt, viel Glück; sein Vieh gedeiht, sein Acker trägt, sein Hausstand mehrt sich. Treu und arbeitsam verlangt er bloß gute Behandlung, ein Röckchen und Grütze mit viel Butter. Wird er in irgend einer Weise beleidigt oder gescholten, vernachläßigt oder gekränkt, rächt er sich oder verläßt gar den Dienst. Dann zieht auch das Glück von Haus und Hof, und kehrt dagegen mit dem Nis beim Nachbar ein.

Schmutz und Unordnung sind dem Nis entsetzliche Dinge; es müssen sich die faulen Mägde und Knechte manchen Schabernack von ihm gefallen lassen, dagegen hilft er den Fleißigen, verlangt nicht einmal Dank, und wollen sie ihm doch eine Belohnung zukommen lassen, dann verläßt er das Haus oft für immer.

Dagegen läßt er sich nicht fortschicken, und das reizende Epos von Robert Urban, „der Hausgeist", erzählt uns, daß nach einer Feuersbrunst, die Gottlieb Kuhn selbst an sein Haus gelegt, um den Elf zu vertreiben, dieser in aller Gemüthlichkeit auf dem Wagen, der die geretteten Habseligkeiten mit dem Bauer davonführte, oben auf saß, und lustig kichernd den Bauer ob seiner Ohnmacht höhnte.

„Breit und unverschämt
Sitzt der Hausgeist bei den Sachen,
Grinst mich an, und schreit:
„Hui, daß wir von dannen machen,
Ist die höchste Zeit!"

Aehnlich wie die Hausgeister treten in der Elfenwelt, im Reich Oberon's, von dem uns die altenglischen Schriftsteller werthvolle und eingehende Berichte abstatten, jene Geister auf, „die sich nur vorübergehend in die Häuser begeben und dort zum Rechten" sehen. Da sind in erster Reihe die Elfen Pinch und Pach, die an faulen Mägden und Knechten kurze Justiz üben, namentlich die schlechte Wartung des Vieh's hart strafen, die Schuldigen aus den Betten werfen, und sie kneifen und quälen. Der Elfe Gull besorgt das Geschäft des Alpdrückens und tauscht die Kinder gegen Elfenkinder aus, welche den landläufigen Namen: „Wechselbalg" führen. Er verlegt sich auch auf den Milch- und Rahmdiebstahl, ist aber gutmüthig genug, dem kleinen Musikanten Tom Thumb, Tom Däumling, der den Elfen beim Ringelreigen aufspielt, seinen Antheil zu geben. Der Elfe Grim schreit als Käuzchen bei Sterbenden, und erschreckt die Leute bei ihren Mahlzeiten. Die weiblichen Elfen, mit Namen wie Sib, Tib, Lick und Lull, besuchen die Hausfrauen, und lassen Geld zurück, wenn die Reinlichkeit nichts zu wünschen übrig läßt. Ist das nicht der Fall, dann waschen sie zur Strafe ihre Elfenkinder in Milch, Brühe oder Bier. Armen Männern und Frauen leihen sie auch Geld, manche Belohnungen weisen sie entschieden zurück, und es ist eine durchgehende Erscheinung, daß sie trauernd Abschied nehmen, sobald der von ihnen Bevorzugte ihrer ansichtig wird oder sie entlohnen will.

In der großen Elfenwelt sind uns aber keine Persönlichkeiten so volksthümlich geworden, als der von so manchen Dichtern als Gegenstand gewählte Elfenkönig Oberon, seine Gattin Titania und sein — Sohn Puck, dessen Mutter jedoch nicht die Elfenkönigin, sondern ein einfaches Landmädchen gewesen. Es spielen in diese alten Ueberlieferungen seltsame Vermischungen des heidnischen und christlichen Elementes hinein, und es wird nicht wenig befremden, wenn wir lesen, daß Puck bald nach seiner Geburt getauft wurde und den Namen Robin, später den Beinamen Goodfellow bekam, er sich aber nicht immer in der Rolle „eines guten Gesellen" gefiel, sondern manchen tollen Streich ausführte. Wir erkennen ihn in dem deutschen Knecht Ruprecht, dem baierischen Klaubauf, dem österreichischen Bartl oder Krampus als Kinderschrecker wieder. Seiner Natur nach war Puck ganz Elfe, ganz

„der schlaue Poltergeist“, und trotzdem seine Mutter sich große Mühe mit seiner Erziehung gab, sein königlicher Vater es auch sonst nicht an Unterstützung fehlen ließ, war er doch ein echter Thunichtgut. Im Anfange scheint sich Oberon des directen Einflusses auf seine Ausbildung ferne gehalten zu haben, fast als wollte er ihn austoben lassen, erst später in das Elfenreich aufnehmen und ihm seinen eigentlichen Beruf klar zu machen suchen. Auch seine Mutter vermochte wenig über seine Wildheit und seinen ungebundenen Sinn, und eines schönen Tages entfloh er ihrem mütterlichen Grimme, weil sie ihm eine derbe Strafe versprochen, und versuchte auf eigene Hand seinen Unterhalt zu bestreiten. Sein erster Versuch, bei einem Schneider als Lehrjunge einzutreten, fiel schlecht aus, weil er die tollen Streiche nicht lassen konnte. Da entlief er in den Wald, schlief ein, und als er erwachte, fand er eine Schriftrolle neben sich, in welcher ihn Oberon als seinen Sohn anerkennt, ihm volle Freiheit gibt die bösen Leute zu quälen, wobei ihm noch die Macht ertheilt wird, sich in vielerlei Gestalten zu verwandeln. Ehrliche Leute aber solle er nicht behelligen, im Gegentheil, ihnen in jeder Art Vorschub leisten. Als Belohnung würde ihm dann späterhin der Einblick in das Feenland gestattet werden.

Von der Erlaubniß sich zu verwandeln machte Freund Robin gleich umfassenden Gebrauch. Er schmuggelte sich zu einem Hochzeitsfest ein, verwandelte sich schließlich, als der Hochzeitstrunk aufgetragen wurde, in einen Bären, worauf alle Gäste die Flucht ergriffen und er behaglich die gute Brühe verzehrte. Er hielt sich keineswegs genau an die Vorschrift seines Vaters, und neckte und ärgerte harmlose und unschuldige Menschen, wie es uns aus dem Sommernachtstraum genügend bekannt ist, wo in ihm die Verwechslung der Liebenden mehr Freude als Reue erweckte:

> Gehn die Sachen kraus und bunt
> Freu' ich mich aus Herzensgrund,

sagt er zu Oberon, als ihn dieser seines Leichtsinns wegen zur Rede stellt. Trotz so mancher Ueberschreitungen war aber doch Oberon kein allzu strenger Vater und holte seinen Sohn nächtlicher Weile in den Wald, wo sich der ganze Hofstaat versammelt hatte. Der kleine Spielmann Tom stand auch bereit, sein Instrument, einen Dudelsack aus dem Fell einer grönländischen Laus geformt, mit der Federpose eines Zaunkönigs als Pfeife, eifrig und fleißig zu spielen. Auch er hatte seine Geschichte, und erwähnte, daß seine Memoiren in zwei Bänden geschrieben seien. Hier erzählen die Elfen sich ihre Heldenthaten, hier singen sie ihre Rundgesänge, worunter auch jener gehört, den Puck in der letzten Scene des Sommernachtstraumes spricht; das Morgengrauen verscheucht sie:

> Und wir Elfen, die mit Tanz
> Hekate's Gespann umhüpfen
> Und gescheucht von Sonnenglanz
> Träumen gleich, ins Dunkel schlüpfen,
> Schwärmen jetzo!

Dieses Einführen in die Elfenwelt galt wie der Ritterschlag; Oberon betrachtete seinen Sohn als Genossen, empfahl ihm jedesmal wenn er die zarten Töne aus Toms Dudelsack hören würde, zum Elfentanz zu erscheinen und versprach, ihm noch nie gesehene Dinge im Feenland zu zeigen.

Zu den niedlichsten Elfen gehören jene, welche Titania als Kammerherren dem Weber Zettel beigibt: Spinnweb, Motte, Senfsame, Bohnenblüthe, welchen der metamorphosirte Esel entsprechende Aufträge ertheilt. Eine ähnliche Scene ist uns aus Lilly's: The Mayde's Metamorphosis 1600, bekannt, wo mehrere Hirten und ihre Mädchen den Elfen im Walde begegnen und sich in ein Gespräch mit ihnen einlassen. Da werden sie denn gefragt, wie sie heißen, und ein Elfe erwidert: „Pfennig, Herr!" „Wie schade, daß ich Euch nicht einsacken kann!" „Wie nenne ich Euch?" „Ich heiße Heimchen". „O wäre ich doch ein Kamin Euch zu Liebe!" „Und Ihr mein kleiner Herr, wie ist Euer Name?" „Klein Stecher!" „Klein Stecher? o Ihr seid ein gefährlicher Elfe, Ihr seid von allen faulen Leuten gefürchtet. Ich möchte lieber mit jedem anderen Euerer Genossen zu thun haben, als mit Euch!" Es ist aber keinem Zweifel unterworfen, daß alle Gedichte, Epen, Märchen und Erzählungen aus der Feenwelt, erst später als Shakespeare's Sommernachtstraum entstanden sind, sein Einführen des Königspaars und des lustigen Puck den Anlaß zur Bearbeitung desselben Stoffes, wenn auch in weniger glücklicher Art — Drayton's Nymphidia ausgenommen — gegeben hat. Dieses letztere reizende Gedicht behandelt eine Episode aus Oberon's Leben, der in wüthender Eifersucht gegen den Elfen Pigwiggen, den Wald durchrast, einen Zweikampf mit ihm eingeht, und Titania ihre Zuflucht zu Proserpinen nimmt, welche mit dem Trank der Vergessenheit den allgemeinen Frieden wieder herstellt. Auch hier spielt Puck eine Rolle als neckender Geist, doch in treuer Ergebenheit für seinen Herrn und Vater Oberon.

In dieser ganzen Elfenwelt sehen wir die Neigung und Vorliebe für das Waldleben ausgedrückt. Der Wald ist ihr Reich, ihr bevorzugtes Domicil. Eine verwandte Familie, wenn auch etwas niedriger im Rang, stehen die Moosleute und Holzleute, die in der Gestalt allein verschieden gedacht, sonst aber für ziemlich ähnlich gehalten werden. Die Holzleute denkt man sich zierlich gekleidet, die Moosleute zottig und struppig, fast wie die Alraunen. Der wilde Jäger hat es besonders auf sie abgesehen, er vertilgt sie schaarenweise und wirft sie als Wildpret jenen Sterblichen zu, welche ihn höhnen, und die eine solche böse Gabe schwer los werden. Die Moosweibchen thun den Menschen manches Gute, und sind mit Gaben von Brot zufrieden, nur darf kein Kümmel darin sein, denn das ist ihr Tod. Den Sterblichen treten sie wolwollend entgegen, und beschenken sie gewöhnlich mit dürrem Laub, welches sich dann zu Hause in Geldstücke verwandelt. In der Edda heißt es:

„Mein Gewand gab ich im Walde
„Moosmännern Zweien.
„Bekleidet däuchten sie Kämpen sich gleich,
„Während Hohn den Nackten neckt. —"

In selbem Maßstab wie diese kleine Welt selbst, ist auch Alles was zu ihr gehört; ihre Feenpaläste, ihre Nahrung und Kleidung, ihre Geräthschaften. Gar reizend erhebt sich Oberon's Schloß in den Lüften in wahrer Feenbauart:

Aus Spinnenbeinen sind die Wände
Gebildet durch gewandte Hände —
Fürwahr, ein Meister schuf dies Haus!
Die Fenster, das sind Katzenaugen,
Die Decke, — was könnt besser taugen? —
Das dunkle Fell der Fledermaus.

Dem entsprechend war auch seine Kleidung. Ein Hemd, gewebt aus feinsten Spinneweben, das Wams von der Libelle zarten Flügeldecken geformt, mit schmalem Gras besetzt. Als Knöpfe diente der Natter Auge, das Futter lieferten des weißen Mohnes Blätter; die Beinkleider hatte Arachne aus feinster Wolle, vor ihrer Verurtheilung gesponnen, und das Roth zur Färbung gab eines Mädchens schamhafte Wange dazu; gefüttert wurden sie mit dem flockigen Samen des Löwenzahns. Auf seiner winzigen Mütze wiegte sich ein Pferdehaar, der Mantel bestand aus alten Weibersommer-Fäden. Gar reizend aber sah der Gürtel aus, von zarten Myrtenblättern kunstvoll geflochten, mit Primelknospen reich besetzt; Knospen des Maaslieb bildeten die Fransen; darin steckte ein Schwert aus dem dünnsten Blatt des Roggens, und ein Horn zierlich aus Echo's Zunge geschnitzt. Von Titania's Toilette ist uns weniger bekannt, nur ein Schmuckstück hat uns die Chronik genannt, ein Armband von Ameisaugen, welches ihr der schon genannte Anbeter Pigwiggen mit einem Briefchen überreichen ließ. Dagegen ist ihr Wagen von eigenthümlicher Bauart, wie es uns aus Mercutio's Erzählung in Romeo und Julie bekannt ist, und eine ähnliche Schilderung in Nymphidia vorkommt:

Der Wagen, eine Muschelschale,
Erglänzt im vollen Mondenstrahle
Wie Silber, weiß und blank und hell:
Zum Dache dient die zarte Schwinge
Des schönsten aller Schmetterlinge,
Den Sitz deckt einer Biene Fell.

So flog er, leicht wie eine Feder,
Aus Grillenfüßchen seine Räder
Gefügt und listig, ganz im Kreis
Belegt mit feiner Distelwolle,
Daß über Fels und Stein er rolle
Dahin, ganz unvernehmbar, leis.

Daß ein so zarter Elfe nicht wie ein gewöhnlicher Sterblicher genährt wurde, ist selbstverständlich, und so hat denn ein anderer englischer Dichter, Robert Herrick, 1648 uns ein ausführliches Menu entworfen, welches der geschickteste Pariser Koch nicht passender ausdenken könnte. Freund Oberon, der im Walde seine froheſten Stunden verlebte, und dort die Nächte mit Tanz und Gesang durchschwärmte, nahm auch seine Mahlzeit dort ein, und zwar, wie zu vermuthen, bei Nachtzeit, weil das Tageslicht die luftigen Geister von dannen trieb. Ein runder Pilz diente als Eßtisch, und auch die Elfen begannen ihr Mahl mit dem Tischgebet, eine Sitte, die ja keineswegs

auf die christlich Gläubigen beschränkt ist, und der wir selbst im Norden Japans bei den einfachen Aino's begegnen. Wenn überdies Puck getauft wurde, warum soll Oberon kein Tischgebet sprechen? Dieses vorüber, trug man Brot vom feinsten Weizenkorn auf. Die Tafelmusik durfte auch nicht fehlen, sie wurde von der zirpenden Heuschrecke, dem lustigen Heimchen, und dem beliebten Minnesänger, der summenden Mücke besorgt. Der Elfenmundschenk brachte dem König zum Getränk den schönsten Morgenthau, kredenzt in frischen Veilchenkelchen, Oberon übersah mit gierigen Blicken den reich besetzten Tisch. Da gab es Fühlhörner von schön gemalten Schmetterlingen, Kukuksspeichel, auf der Cardamine erscheint, auch ein Pudding, nämlich der kleine Staubpilz der Bovist. Das Alles ist ihm noch zu grobe Speise, er wählt das Mark des Zuckerrohrs, Salbeiblätter, der Biene süßen Honigbeutel, und Ameiseier. Als Braten ist einer Eidechse geschmortes Rippenstück aufgetragen, daneben steht ein gedämpfter Ohrwurm, ein kleiner Nußwurm und die fette Motte, die sich auf einem Fleckchen Tuch satt gegessen. Als Nachtisch gibt es trockene Kirschen, Ohren von Alraunen und Maulwurfsaugen, die Thränen vom sterbenden Hirsch, die Wamme einer Schnecke und das gebrochene Herz der Nachtigall, die an Liebesleid verschieden war. Als Getränk nahm er süße Milch in einem Maasliebkelch kredenzt, die er zur Erfrischung, zur Beruhigung des heißen Blutes schlürfte. Dann wird wieder ein Dankgebet gesprochen, und Oberon beginnt seine Streifzüge durch den Wald von Neuem.

Gar reizend hat ein deutscher Dichter, Julius Sturm, uns der Elfen Abendfeier beschrieben, wo er ihnen ebenfalls eine gar rührende Frömmigkeit zumuthet.

Wenn der Sonne letzter Strahl verglommen
Und es still und stiller wird im Garten,
Tritt ein Elfe an die Glockenblume,
Rüttelt an dem zarten Blumenstengel,
Bis die Glocken an zu läuten fangen.
All die Elfen die verborgen lagen
In den Blumenkelchen, unter Blättern,
Wandern schweigend nach dem nahen Dome,
Nach der Lilie weißem Blüthenkelche,
Den als Ampel ein Johanniswürmchen
Mild mit seinem gold'nen Strahl erleuchtet.
Und nun knien die Elfen in dem Dome,
Falten betend ihre kleinen Hände,
Danken freudig ihrem Herrn und Schöpfer
Für den Sonnenstrahl der sie erwärmte,
Für das Tröpfchen Thau das sie erquickte,
Für den Tropfen Honig der sie nährte,
Für die Blume, ihre kleine Hütte!"

Noch manchen Einblick in die Feenwelt gestatten uns die alt-englischen Dichter. So beschreibt Drayton eine Elfenhochzeit wo der Brautanzug

genau beschrieben ist, die Elfenbrautjungfern Mertilla, Claia und Chloris, die Neuvermälte, welche sie Tita nennen, mit Gesängen feiern. Ferner finden wir Anleitung, wie man einen Elfen fängt, wie man ihn beschwört, wie man ihn sich dienstbar macht. Sogar der Bittgesang eines Bettlers an Titania kommt vor; daß dieser aber auch ein Elfe ist, geht daraus hervor, daß er um Lebensmittel bittet, wie sie nur in einer Elfenküche bereitet werden können. Dies wird mit einer Zuversicht erzählt und behauptet, als hätten die Schriftsteller alles selbst erlebt.

Wir aber brachten das kleine Volk als zum Walde gehörig, innig verwebt mit seiner Geschichte, innig verwebt mit seiner Poesie. Bald wolwollend, bald muthwillig tritt die Elfenwelt dem Menschen gegenüber. Einmal ist es Puck

Der oft bei Nacht den Wand'rer irre leitet,
Dann schadenfroh mit Lachen ihn begleitet.

Sein ho, ho, ho, womit er stets den Beifall zu seinen Streichen gibt, ist dasselbe, welches der Teufel im alten Mirakelspiel nach geschehener That den Zusehern zulachte. Von der anderen Seite sehen wir Oberon vermittelnd, helfend zwischen den Liebespaaren, denen er die besten Segensprüche sendet, und seinen Begleitern empfiehlt.

Elfen sprengt durch's ganze Haus
Tropfen heil'gen Wiesenthau's!
Jedes Zimmer, jeden Saal
Weiht und segnet allzumal!
Friede sei in diesem Schloß
Und sein Herr ein Glücksgenoß!

So viele Schönheiten uns der Wald auch noch bieten mag, so viele herrliche Poesien noch zu erwähnen wären, so ungern wir ihn, der uns des Schaurigen, Poesievollen und Nützlichen im reichen Maße entgegenbringt, verlassen, müssen wir ihm doch, wie die Elfen bei der Morgendämmerung Lebewol sagen, und ihm mit H. Heine noch einen Abschiedsgruß zurufen:

Das gelbe Laub erzittert,
Es fallen die Blätter herab,
Ach! Alles was süß und lieblich,
Verwelket und sinket ins Grab.

Die Wipfel des Waldes umflattert
Ein schmerzlicher Sonnenschein,
Das mögen die letzten Küsse
Des sterbenden Sommers sein.

Mir ist's, als müßt' ich weinen
Aus tiefstem Herzensgrund,
Das Bild erinnert mich wieder
An uns're Abschiedsstund.

Ich mußte dich verlassen
Und wußte, du stürbest bald;
Ich war der scheidende Sommer,
Du warst der sterbende Wald.

Aus dem poetischen Nachlaß eines Verschollenen.

Von

V. Friedr. Manheimer.

1.

Unsterblichkeit.

(Aus einer Epistel von Magdalena Dobromila Rettig.)

Freundin! Jahrtausende gingen unter am Himmel der Zeiten —
 Neue begrüßen das Licht, neue begrüßen auch wir.
Wandelnd zwar scheinet ihr Schiffen—so Vieles, wir sehen es werden,
 Untergehen auch frühe zweifelumnachteten Blicks:
Anders scheint uns wohl heute, was gestern die Sonne zum Leben
 Zaubernd zog in glänzenden Kreis zur Feier des Lichts:
Anders doch ist nur der Blick, die Seele nicht kennet den Wandel —
 Was sie mit Freude erfüllt, Freude gibts morgen wie heut!

Wurde dem Menschen die Kraft, die siegend das All selbst durchdringet,
 Sich eines Höhern bewußt ahnet er froh seinen Gott;
Eine Schöpfung wohl reich ward ihm zur Heimath gegeben —
 Er doch ahnet den Himmel, schmücket die Erde ihm gleich:
Fußet die Wahrheit erst nieder, sie die Botin der Ewigkeit —
 Enge nicht wird auch dieß Thal, strahlt es doch ihr Bild zurück!
Ist es ein treueres Wort, das uns von jeher gelehret
 Männer mit leuchtendem Blick vom Leben, vom Werden, vom Licht —
Findet solch Segens goldene Saat im Herzen sich Grund erst,
 Säumt doch nicht, Sterbliche, öffnet zum glorreichen Einzug die Brust!

Daß nun mein Geist dir, Göttliche, huldigt, ist dieß nur Zufall?
 Zufall, der stündlich zurückkehrt, denn Wandel nur fliehet und bleibt!
Tochter der Himmlischen! Göttin! Heitern Blickes belehrst du
 Uns, der Gottheit auch Kinder, lehrest ein Leben des Alls!
Wie auch die Gegenwart fliege, stets eigenen Flug überbietend —
 Du, uns Bürgin von Gott, holst sie beschwörend zurück!
Auszusagen nicht fordr' ich der Ewigkeit Inhalt von Stunden,
 Welche, ehe sie waren, wurden, gelebt kaum, schon fliehn:
Doch was in dem Wandel wandellos gut, treu, edel mir bleibet —
 Das gehört ihm nicht an, das ist ein höheres Sein!

2.

Als ich sie im Traume sah.

Welch Zauber winkt aus deinen Blicken,
Entzückend trinkt die Seele ihr Glück!
Ein güt'ger Blick, ein freundliches Nicken —
Entzückend trinkt die Seele ihr Glück!

Ein magisch Brand, das Geister kettet,
Und unverwandt den Zauber verschönt:
Es lächelt versöhnt die Sterblichkeit, bettet
Sich rosig am Rand, deß' Zauber verschönt!

Gedichte.

Von

Ida Freiin v. Culoz.

1.

Nie hab ich Euch emporgewünscht.

Ihr theuren Todten wie ich auch
Um Euch getrauert habe,
Nie hab ich Euch emporgewünscht,
Aus Eurem stillen Grabe.

Hätt' ich auch gerne Euch geweckt,
Zu seltenen, schönen Tagen,
Gott dankt' ich, daß Ihr mir nicht halft,
Die gramerfüllten tragen.

2.

Still!

Still! ihr grübelnden Gedanken
Herz, das Zweifel überkam,
Mögt ihr euch nur gläubig ranken,
Um der Zukunft ew'gen Stamm!

Laßt das Fürchten, laßt das Bangen
Laßt uns stark, vertrauend sein!
Laßt die Wetter dräuend hangen,
Jeder Blitz schlägt ja nicht ein!

3.

Vor meinem Fenster.

Da lag der Weg gar sonnenhell
Das Auge zu ermatten,
Doch sieh die Bäumchen sproßten schnell,
Nun gibt es reichen Schatten.

O grüne, Geist, mit frischem Muth
Mich reichlich auszustatten;
Breit' über meines Herzens Gluth,
Den tiefen kühlen Schatten.

Gedichte.

Von

Friedrich Ascher.

1.

Abschied von Seebach.

Du goldner Traum — so ziehst Du nun dahin,
Du Traum von Seebach's zaubervoller Stätte;
O, daß ich länger noch geträumet hätte
Am Busen Dir, Natur, mit trunk'nem Sinn!

Wie gab ich deinem Reiz entzückt mich hin,
Wie frei erhob sich die Brust vom Qualm der Städte,
Wie trank Vergessen ich aus Deinem Lethe,
Wie waren Kampf und Noth für mich dahin!

Nun wach' ich auf — der Traum, er will zerfließen,
Ins Joch des Tages kehr' ich trauernd wieder,
Darf Deine Wonnen fürder nicht genießen.

Wie Nebel sinkt's vor meinem Blicke nieder;
Dich, Seebach, soll zum letzten Mal ich grüßen —
Und nichts bleibt mir von Dir, als meine Lieder!

2.

An Rosa.

Veilchen bist Du, und sie nannten Dich Rose;
Lieblich nun strahlest Du zwiefachen Duft:
Lächelst als Rose, schalkhaft und lose
Küßt Dich der Falter im Flug durch die Luft;
Doch naht sich Dir leise, zu kosen ein Weilchen,
Der schüchterne Zephir, in Sehnsucht betrübt,
Dann senkst Du die Lider, bist ganz wieder Veilchen —
Treibst so das Doppelspiel, wie's Dir beliebt.

3.

Die Moosbank.

Im Tannenwald, im Tannenwald,
Da ist ein Plätzchen traut.
Im Tannenwald, im Tannenwald,
Da ist ein Thron erbaut,
Von weichem Moos, so maiengrün,
Die Tannen rings als Wächter steh'n,
Zum schattig kühlen Baldachin
Die Zweige in einander weh'n.

Dort sitz' ich und mein Töchterlein,
Und Wald und Thron sind unser Reich,
So glücklich kann kein König sein!
Die Moosbank ist so grün, so weich,
So harzig süß die Waldesluft,
Die Vöglein singen hold uns ein;
Ach, wie berauschend wirkt der Duft
Auf mich und auf mein Töchterlein!

Da sitzen wir, da schwärmen wir,
Die Herzen öffnen sich so weit;
Der heilige Wald ist das Brevier,
Drin beten wir so gottgeweiht,
Und in das Herz zieht Poesie!
Wie lauschen wir des Dichters Wort —
So klangen Waldeslieder nie,
Als hier an diesem Zauberort!

Studien über Lessing's Laocoon.

Von

Dr. Fr. G. Hann.

I.

Winkelmann hat zuerst darauf hingewiesen, daß der Schmerz des Laocoon, welcher sich in allen Muskeln und Sehnen des Körpers verrät, und welchen man an dem schmerzlich eingezogenen Unterleibe selbst zu empfinden meint, sich deßungeachtet nicht als Wut zeige, sondern gemäßigt erscheine. Auch hat er richtig bemerkt, daß Laocoon nicht schreie, sondern nur stöhne, nur ein ängstliches, beklemmtes Seufzen verrate. Da bei dem Dichter Vergilius derselbe Laocoon „clamores horrendos ad sidera tollit" (ein entsetzliches Geschrei zu den Sternen erhebt), so hat Lessing an diese thatsächliche Verschiedenheit künstlerischer Behandlung in Plastik und Poesie angeknüpft, um die Gränzen zwischen den bildenden Künsten und der Poesie zu ziehen.

Es beschäftigt ihn in seinem „Laocoon" darum zunächst die Frage, warum schreit Laocoon in der Gruppe nicht, da er doch bei Vergil, dem Dichter, schreit. Dieser Frage und ihrer Beantwortung ist Herder gleich am Beginne seines ersten kritischen Wäldchens gefolgt und hat die Ideen des Lessing'schen Laocoon, wie überhaupt im ersten kritischen Wäldchen, so auch in diesem Punkte, zu ergänzen und zu berichtigen unternommen. Folgen wir zunächst den beiden Kritikern in ihrem Ideengange.

Der Charakter der griechischen Kunstwerke, sagt Winkelmann, ist edle Einfalt und stille Größe. So wie die Tiefe des Meeres allezeit ruhig bleibt, die Oberfläche mag noch so wüten, ebenso zeigt der Ausdruck in den Figuren der Griechen bei allen Leidenschaften eine große und gesetzte Seele. Griechenland hatte Künstler und Weltweise in einer Person und mehr als einen Metrodor. Die Weisheit reichte der Kunst die Hand und blies den Figuren derselben mehr als gemeine Seelen ein. Solch eine große, gesetzte Seele malt sich auch in Laocoons Antlitze; er leidet, er leidet fürchterlich, aber das kann seinen mit Bewußtsein starken Geist nicht beugen, nicht vernichten, er bleibt stark; und dieß prägt sich vor allem im Antlitze aus, wenn auch der Schmerz des Körpers und die Größe der Seele durch

den ganzen Bau der Figur mit gleicher Stärke ausgeteilt und gleichsam abgewogen sind. So ist denn Laocoon eine Statue im höchsten Schmerze nach dem Bilde eines Mannes gemacht, der die bewußte Stärke des Geistes gegen denselben zusammensucht und der sich eben dadurch als Grieche zeigt, der eben darum vom Künstler nicht schreiend gebildet werden konnte, denn Schreien im Schmerze verrät Verzagtheit, verträgt sich nicht mit einer großen, gesetzten Seele, wie die des Laocoon ist, wie die der griechischen Helden überhaupt war.

Also Winkelmann's Anschauung, nicht so aber die Lessing's. Lessing meint im Gegenteile, nicht darum, weil eine große, gesetzte Seele den Schmerz nicht durch Schreien verraten dürfte, weil namentlich der griechische Held dieß nicht dürfe, sondern aus einem ganz anderen, gleich zu erörternden Grunde schreie Laocoon nicht. Die große Seele könne kein Grund sein gegen das Schreien, könne es nicht sein bei griechischen Helden, denn die Helden Griechenlands sind Helden und Menschen zugleich. Nach ihren Thaten sind sie Geschöpfe höherer Art, nach ihren Empfindungen sind und bleiben sie Menschen. Nun ist aber Schreien der natürliche Ausdruck körperlicher Schmerzen, also können, also dürfen die Helden, ihrer Heldenhaftigkeit unbeschadet, im Schmerze schreien, zumal als der Grieche zugleich weinen und stark sein könne. Daß das Schreien als Aeußerung des Schmerzes dem Charakter der griechischen Helden nicht zuwiderlaufe, beleuchtet Lessing durch einige Beispiele aus der epischen und dramatischen Kunst der Griechen. Diese Beispiele sind für Lessing negative Fälle gegen Winkelmann's Theorie.

Der Philoktet bei Sophocles schreit nach Lessing, seine lauten Klagerufe erfüllen weithin das öde Eiland, sowie sie früher das griechische Lager erfüllten, so daß alle Opfer und die übrigen heiligen Handlungen gestört waren. Hercules klagt, winselt, weint und schreit. Homer's verwundete Krieger fallen nicht selten, sagt Lessing, mit Geschrei zu Boden. Die geritzte Venus schreit laut auf, nicht als Göttin der Wollust, sondern um der leidenden Natur ihr Recht zu geben. Schreit doch selbst der eherne Mars, als er die Lanze des Diomedes fühlt, so gräßlich, als schrieen zehntausend wütende Krieger zumal, so daß beide Heere sich entsetzen. Der Barbar freilich — und das zeigte sich schon bei den Trojanern, denen ein Priamus verbieten muß, die verbrannten Todten zu beweinen — der Barbar kann sich in seinem Gefühle nicht mäßigen und darum auch nicht zugleich weinen und tapfer sein. Aber der Grieche fühlte und fürchtete sich. Alle Schmerzen verbeißen, unter dem Bisse von Nattern lachend sterben, kalt bleiben bei dem Verluste seines Freundes, das kann der altnordische Heldenmut, aber nicht der griechische. Bei uns hat sich, sagt Lessing, die tätige Tapferkeit unserer Ahnen in leidende verwandelt, indem Höflichkeit und Anstand Geschrei und Thränen verbieten. Die Vereinigung von Idyll und Heroentum bei den Griechen ist wirklich einzig.

Herder im ersten kritischen Wäldchen will Winkelmann gegen Lessing verteidigen, und muß zu dem Ende die Gründe zu entkräftigen suchen, welche Lessing gegen Winkelmann aufgebracht hat. Lessing hat nach Herder in den herbeigezogenen und erwähnten Beispielen unrecht, da diese, recht gedeutet, gar nicht gegen Winkelmann's Anschauung angeführt werden können.

Herder leugnet nicht die Empfindsamkeit der Griechen für sanfte Thränen, aber diese äußern sich doch keineswegs als natürlicher Ausdruck von Körperschmerz und Beleidigung durch Schreien, Weinen, Schelten, sondern sie sind der Ausdruck jener elegischen Stimmungen, welche allen Völkern vor ihrem Eintritte in's Kulturalter eigen sind. Darum, weil die elegische Stimmung das Weiche der Heldennatur bei allen Naturvölkern ausmacht — wer erkennt nicht hier den Verfasser der Stimmen der Völker — darum sollte auch Lessing den Satz gar nicht niedergeschrieben haben, daß nur der griechische Held zugleich menschlich fühlen und stark sein könne, der Barbar aber nicht. Herder gerät völlig in heilige Entrüstung über diese Beschränkung des allgemein Menschlichen auf ein Volk der Menschheit, das gleichsam dafür privilegirt sein soll. Auch wir, wir Sybariten heutzutage, fühlen körperliche Leiden, fühlen Schläge, fühlen sie stärker, als der mannbare Grieche, aber an Thränen sind wir nach Herder darum ärmer, weil uns jene ureigene ethische Rührung für die wechselnden Geschicke der Sterblichen, weil uns jenes innige Gemütspathos abhanden gekommen ist, welches die Naturvölker so warm und empfänglich macht für Freud und Leid des Mitmenschen.

Wir haben nicht so viel zu weinen, wie unsere Altvordern, da uns deren elegische Motive mehr fehlen, und insoweit braucht es gar keine zwingende Sitte, wie Lessing meint, um unsere Thränen im Zaume zu halten. Im übrigen aber bei körperlichen Schmerzen und Leiden kann uns, den Schwächeren, die Sitte nimmermehr das verbieten, was nach Lessing bei den mannbaren Griechen Zeichen der eigenartigen Heldenhaftigkeit war.

Laocoon leidet nicht wie Philoktet, so urteilt Lessing; er leidet wie Philoktet, so urteilt Herder. Er leidet nicht wie Philoktet, denn Laocoon stöhnt aus Körperschmerz, Philoktet aber schreit laut, er brüllt vor Schmerz. Nach Herder hingegen leidet Laocoon wie Philoktet, denn nach ihm kann der höchste Schmerz dem Philoktet nur verstohlene und halb unterdrückte Seufzer entlocken, und wenn auch der ganze dritte Auftritt der sophocleischen Tragödie ein Gemälde des Schmerzes ist durch alle seine Grade vom stummen Schmerz bis zum betäubenden, der sich selbst gleichsam ertödtet, so ist doch das Merkmal des zurückgehaltenen und nicht ausgelassenen Schmerzes dem ganzen Gemälde eigen. Denn nur das Zurückhalten, das peinliche Verschmerzen, die langen Kämpfe mit dem stillen Weh, die endlich mit einem verstohlenen ὢ μοι, ὢ μοι, das sich wechselnd stets wiederholt, geschlossen werden, können in der Aufführung den sonst so kurzen Act verlängern, nicht aber das oft ausgestoßene und abgebrochen geschrieene α! α!, wie Lessing meint.

Die Helden Homer's, sagt Lessing, fallen nicht selten mit Geschrei zu Boden, wenn sie körperlich verletzt sind, denn Schreien ist der natürliche Ausdruck des körperlichen Schmerzes. Im Gegenteile, sagt Herder, Homer's Krieger fallen sehr selten, ja fast gar nie mit Geschrei zu Boden, und wenn dieß schon geschieht, so soll dadurch nicht der menschlichen Natur ihr Recht gegeben werden; vielmehr wird das Schreien dann gefordert als eigentümliche Bestimmung eines ganz eigenartigen Charakters, der in dieser bestimmten Lage schreien kann. So schreit die Venus bei Homer (im ersten Buche der Iliade) allerdings laut, als ihre Hand geritzt wird; aber dieses Schreien kann nach Herder nicht der leidenden Natur zu Liebe eingeführt worden sein. Denn dann würde wol Pallos die Venus wegen ihres Geschreies nicht verspotten, dann würde wol Zeus über sie ebendarum nicht lächeln. Oder sollten vielleicht die griechischen Götter diese idealisirten Naturwesen, über die Natur lachen und spotten, welche zu ihrem Rechte kommt?! Die Venus schreit vielmehr, weil sie die weichliche Göttin der Liebe mit der zarten Haut ist; darum entsinken ihr, als sie den roten Schor, das Götterblut, gewahrt, gleich die Hände. Wenn ferner der eherne Mars brüllt, wie 10.000 wütende Krieger, so ist dieß nicht der Ausdruck des Schmerzes über die Verwundung durch Diomedes, nein, sondern er schreit so, weil er der eisenfressende Mars ist, der im Getümmel der Feldschlacht rast, weil er der wilde, unbändige Kriegsgott ist! Wäre es überhaupt Homer beigekommen, das Schreien als einen natürlichen Ausdruck körperlichen Schmerzes zu brauchen, so würde, meint Herder, der Epiker Homer alsdann einen bleibenden Gebrauch von dieser Verbindung gemacht haben und auch sprachlich dafür den stereotypen epischen Ausdruck geschaffen haben. Er würde dann, sowie er oft z. B. sagt: *ἀμφι δἰ ὀσσε καλαινη νυξ ἐκαλυψε* (Dunkelheit deckte dem Helden die Augen), auch sagen: Er ward verwundet und schrie.

Aus Schmerz schreit bei Homer überhaupt nur der Feigling, z. B. Pherecles (Iliade V. 68.), aber nie der Held. Allerdings weinen Homer's Helden oftmals; aber dieses Weinen gibt wehmütigen Gefühlen den natürlichen Ausdruck, es hat also psychischen Grund. So kann Agamemnon über die Gefallenen seines Volkes weinen (Iliade I. V. 15); ich liebe, sagt Herder, diese königlichen Thränen, sie fließen für Kinder; aber derselbe Agamemnon im Kampfe, verwundet, schreit nicht, nein, im Gegenteile, er fährt nur zusammen, faßt sich und stürzt dann desto stürmischer auf die Feinde los. Achill weint, von Agamemnon beleidigt, vor seiner Mutter Thetis. Das darf er, denn hier ist der Zorn Entrüstung über Verletzung des Ehrgefühles; also etwas Psychisches, das bewegende Motiv. Hingegen verwundet in der Schlacht darf Achill nicht weinen oder schreien, oder er ist der Held nicht mehr, er ist nicht mehr Achill. Hektor schreit nicht auf, als er von des Ajax großem Felssteine niedergeworfen und gequetscht wird (Iliade Ξ. V. 418), und Diomedes, verwundet, stand, rief den Sthenelus, ihm den Pfeil aus der Wunde zu ziehen, und da das Blut aus der Wunde quoll, so strömte seine

Empfindung; aber wie? statt in Thränen und Geschrei, strömte sie in feurige Gebete wider die Feinde aus". (Iliade E. V. 95 ff.)

Wenn die homerischen Helden so oft weinen, ja wenn ein Achill selbst unsinnig werden kann über Patroklos Fall, so hat dieß nach Herder den Grund in der elegischen Stimmung der griechischen Helden, welche sie mit den Helden aller Nationen theilen, bei denen überhaupt reine Menschheit entfaltet ist. Man fühlte ehevordem so warm fürs Vaterland, man nahm sich mit den Stammes- und Waffengenossen beinahe als eins, Freundschaftsbündnisse umgürteten die Individuen enger als in unseren Tagen; wo ist jetzt Theseus, wo Pirithoos! Der reine Sinn für Menschenglück und Menschenleid ist reger im goldnen Jugendalter der Völker, da das einfachere Leben mehr auffälliger und leicht erkennbarer Glück und Unglück zeigt, da man das Leben noch reiner und ächter genießt und daher Verluste an sich und anderen leichter und tiefgefühlter betrauert und beklagt. Auch die Liebe war damals noch durchaus entfernt von Galanterie, die Schönheit von Putz.

Diese schönen Verhältnisse bestanden nach Herder einst bei allen edlen Naturvölkern. Wer konnte, meint Herder, mehr und besser zugleich weinen und stark sein als der Schotte. Man denke nur an die Stücke der persischen Dichtkunst, man denke an Fingal's Klagen über dahingeschiedene Theure, man denke an die Treue Schilrik's, der von der geliebten Vinvela scheidet, an Vinvela's hinsterbende, sanft feierliche Liebeselegie, man denke an das herrliche Gedicht: Colma und Colmala — welch ein Reichtum rein menschlicher Rührung aller Art in der Brust des caledonischen Helden.

Allerdings gibt Herder zu, daß nicht jedes Volk für mildes Betrübniß ein gleich zartes Herz habe, daß es bei manchen nicht leicht zu weichen Thränen kommt, aber auch bei solchen, wie bei den altscandinavischen Helden, ist nach Herder Menschlichkeit vorhanden, sie ist nur als weiche Gefühlsseite gebunden geblieben; der Kampf für das Vaterland, für die Kampfgenossen hat sie zurückgedrängt. Aber auch hier kann die edle Empfindung geweckt werden, es bedarf hiezu nur einer Erziehung nach dieser Richtung, es bedarf nur eines großen, in der Nation lebenden Vorbildes. Demnach konnte, schließt Herder seine Argumentation gegen Lessing, auch der Barbar zugleich menschlich fühlen und als Held handeln.

Ich versuche nun eine Prüfung der bis jetzt dargestellten Ideen Lessing's und Herder's.

Unser großer Literaturhistoriker Gervinus sagt: Ich glaube warnen zu müssen, daß man Lessing je leichtsinnig widerspreche. Goethe in „Wahrheit und Dichtung" nennt den Laocoon Lessing's einen Lichtstrahl, den der vortrefflichste Denker durch düstere Wolken herableitete und der aus der Region eines kümmerlichen Anschauens in die freien Gefilde des Gedankens hinriß. Auch Herder, obwol in Manchem ein Gegner der im Laocoon ausgesprochenen Ansichten, beginnt doch seine kritischen Wälder mit einem Lobe Lessing's. Der Laocoon Lessing's, sagt er, sei ein Werk, an welchem die drei

Huldgöttinen unter den menschlichen Wissenschaften, die Muse der Philosophie, der Poesie und der Kunst des Schönen geschäftig gewesen. Nach all dem glaube ich in der Beurteilung Lessingischer Ideen sehr schüchtern und bescheiden sein zu müssen; ich glaube namentlich dort, wo Lessing und Winkelmann, zwei gleich hehre Geister, nicht ganz harmoniren, besser zu thun, wenn ich mich bemühe, jedem sein Recht zu lassen, als voreilig es dem einen auf Kosten des anderen vorschnell zu geben, oder gar eingebildet über beide abzusprechen.

Was Lessing im ersten Capitel des Laocoon gegen Winkelmann vorbringt, geht, wie er selbst sagt, von folgendem Vergleiche Winkelmann's aus: Laocoon leidet wie Philoktet. Dieß will Lessing nicht zugeben, und daraus, d. h. aus der ganz verschiedenen Art des Leidens des Philoktet und aus den erwähnten homerischen Beispielen zieht er seinen Schluß gegen Winkelmann. Dieser ist folgender: Wenn Laocoon nicht schreie, so könne dieß nicht seinen Grund in der großen, gesetzten Seele des Griechen haben, sondern müsse anderswie begründet sein (vergl. später).

In Einem stimmen Lessing und Winkelmann überein, nämlich darin, daß der Ausdruck des Schmerzes in Laocoons Gesichte ein gemäßigter sei, daß Laocoon vor allem nicht schreie. Hierin haben beide auch Recht. Zwar hat ein neuer Kunstforscher, Overbek, in seiner Geschichte der griechischen Plastik die Behauptung aufgestellt, Laocoon schreie wirklich, und es sei also kein Unterschied zwischen dem Laocoon der Gruppe und dem Vergil's, wenigstens nicht in dieser Hinsicht. Aber schon Goethe hat in seinem Aufsatze über Laocoon hier das entscheidende Wort gegen die Ansicht Overbek's geschrieben, wenn er sagt: „um den Schmerz zu lindern, mußte der Unterleib eingezogen und das Schreien unmöglich gemacht werden". Der Künstler hat den Laocoon so dargestellt, daß der Unterleib in der Mitte weit eingezogen ist; bei einer solchen Stellung aber ist Schreien anatomisch nicht zuläßig. Darum wollte der Künstler durch den eingezogenen Unterleib andeuten, daß die Oeffnung des Mundes nicht als Zeichen des Schreiens genommen werden dürfe, weil sie anatomisch nicht so genommen werden kann. Oder wird man einem Laocoons-Künstler einen derartigen Formfehler zutrauen? Laocoon leidet nicht wie Philoktet, sagt Lessing. Lessing behauptet nämlich, daß der sophocleische Philoktet wilde Klagen und Verwünschungen ausstoße, daß sein Getöse das öde Eiland nicht minder erfüllt, wie es vordem das Lager erfüllte, und all' dieß wegen des rasenden Schmerzes, den ihm das außergewöhnliche Schlangengift verursacht. Ganz etwas anderes, wie wir bereits wissen, will sich Herder aus dem Philoktet herauslesen. Wir müssen darum den Text des sophocleischen Dramas zur Entscheidung, zu Rate ziehen. Wir werden, nachdem wir dieß gethan haben, finden, daß Lessing in all' dem, was er sagt, Recht hat, daß aber hinwider auch Winkelmann's Ansicht über

den griechischen Helden aufrecht erhalten bleibt. Denn das Elend des Philoktet geht uns bis an die Seele, gerade so, wie das des Laocoon, aber wir wünschen, sage ich, wie beide das Unglück ertragen zu können; denn auch Philoktet bleibt im heftigsten Schmerze stark, er verliert sein Selbst nicht darüber, sein Leiden ist ebenso pathetisch, wie das des Laocoon.

Als Neoptolemus und seine Gefährten auf die Rückkunft des Philoktet in seiner Höhle harren, da kündet ihnen ein weitschallendes Ach, ein herzbeklemmender Angstruf das Nahen des Unglücklichen an.

Erster Halbchor:

— Getös erscholl,
Das schmerzhaftem Gestöhn menschlicher Brust gleicht,
Sei's daß hier, sei's daß dort es erklang.
Klar tönt, klar tönt ein Geräusch, das kundgibt
Wie hinkend ein Mensch sich fortwindet; deutlich erkenn ich
Den herzbeklemmenden Angstruf, der fern hallt
Und in grellem Ton aufsteigt.

Zweiter Halbchor:

— nicht folgt ihm Flötenmusik
Nach, gleich wie Hirten des Feldes, nein, Ach laut
Weitschallend erhebt er,
Sei's daß er strauchelte, sei's daß
Sein Auge schaute des Fahrzeuges Anlandung;
Mit der stärksten Wut schreit er.

Also ein griechischer Held kann schreien aus physischem Schmerze, und Lessing behält Recht gegen Herder.

Auch in der VI. Scene tobt Philoktet sinnlos, wie Neoptolemus selbst zu ihm sagt. Er tobt, weil der riesigste Schmerz ihn übermannt. Die Wehrufe, welche Philoktet in dieser Scene äußert, sind, meine ich, bald als Seufzer, bald als Schrei zu nehmen. Als lautes Geschrei aber gewiß in der Stelle:

Ich bin verloren! Meine Qual, ich kann sie nicht
Vor euch verbergen. Ach es zuckt durch Mark und Bein!
Ich Armer, ich Unseliger!
Ich bin verloren! Brennend stichts, mein Sohn, o Weh!
O wehe mir, o wehe! wehe, wehe mir!

ebenso in der Stelle:

— wieder fleußt mir sprudelnd aus der Wunde Schlund
Ein dunkler Blutstrom und es naht ein neuer Sturm.
— O weh! Ach!
Weh mir! O! Fuß, wie große Qualen schaffst du mir.
Herangeschleicht,

Herangewälzt! — schon kommt es. —
Weh mir Armer, Weh!
        Welch ein Schmerz;
O Kephallener, möcht an Deinem Busen
Durchbohrend haften diese Pein! doch,
        Ach weh mir!
Und aber wehe mir! O des Heeres Führerpaar,
Agamemnon und Menelaus, — zehrte doch an euch,
An meiner Statt, gleich lange dieser Seuche Wut!
Weh mir, Wehe mir!

Der griechische Held, sage ich, meint Lessing, ist Mensch und als Mensch wird er bei so rasendem Körperschmerze, wie Philoktet ihn empfindet, schreien, laut schreien, gerade so wie der in der Schlacht verwundete Mars schreit. Und doch zeigt sich Philoktet zugleich als Held, wie er sich als Mensch zeigt.

Philoktet brüllt zuerst laut vor Schmerz, so daß die Griechen es von Ferne hören; darin gibt er seinem riesigen Schmerze natürlichen Ausdruck. Aber derselbe Philoktet ist sogleich im Stande sich zu fassen, als er die Fremden gewahrt, er frägt sie aus, hat im größten Schmerze noch Fassung genug, sie nicht bloß anzuhören, sondern den Tod seiner Waffengenossen zu beklagen. Im Anfange der VI. Scene ringt Philoktet sichtlich mit den schrecklichsten Qualen, er will sie vor Neoptolemus nicht laut werden lassen. Nur ein Stöhnen entringt sich ihm, darin gibt er der Natur den Tribut. Was ist es, fragt ihn Neoptolemus. „Nichts besonderes, geh' nur weiter, Kind", sagt ihm Philoktet.

Neoptolemus: Fällt Deine Krankheit Dich verzehrend an?
Philoktet: Das keineswegs.

Man sieht, Philoktet sucht sich zu fassen; „schon", sagt er, „fühl' ich neue Kraft in mir". Doch der Schmerz erfaßt ihn vom neuen und entringt ihm Seufzer zu den Göttern, doch noch immer hält er ihn möglichst zurück. Aber nicht lange vermag er es mehr. „Ich bin verloren", ruft er, „meine Qual, ich kann sie nicht vor Euch verbergen". Und nun folgen jene herzzerreißenden Jammerrufe, von denen, glaube ich mit Lessing, die Bühne erdröhnt haben muß. Sie wiederholen sich. Aber mitten im größten Schmerze, der ihm heulende Wehrufe entreißt, ist Philoktet im Stande zu sagen:

„O Kephallener, möchte doch an Deinem Busen
  Durchbohrend haften diese Pein,
O Agamemnon, Menelaus, zehrte doch an
  Euch, an meiner Statt gleich lange dieser Seuche Wut."

Das feige, unheldenhafte Benehmen der Atriden, welche ihn hinterlistig ins Elend gestürzt haben auf dieser wüsten Insel, empört Philoktet auch im äußersten Schmerze, sowie den Achill die Beleidigung durch Agamemnon empört. Aus all' dem geht hervor, daß sich bei Philoktet die Heldennatur auch im höchsten physischen Schmerze bewahrt. Also kann

Philoktet zugleich menschlich fühlen und stark sein. Aber eben weil Philoktet zugleich dem höchsten Schmerze den natürlichen Ausdruck geben und innerlich doch stark bleiben kann, gleicht sein Gemüt, wie Winkelmann so herrlich sagt, wie das des griechischen Helden überhaupt, einem stürmisch an der Oberfläche bewegten Meere, wo doch die Tiefe ruhig bleibt.

Eben demselben gleicht auch der leidende Laocoon in der Gruppe mit einem furchtbaren physischen Schmerze, der angedeutet ist, und mit dem Ausdrucke der Ruhe, der Selbstbeherrschung, welche trotz all'dem im Antlitze in der aufgetriebenen Stirne hervortritt. Und wie Philoktet verstummt, dann ächzt, dann wieder den Schmerz dämpft, dann wieder ächzt, ebenso kämpft auch Laocoon furchtbar mit seinem Schmerze, den er nur mit größter Geisteskraft zurückhält. Denn „unter der Stirn des Laocoon ist der Streit zwischen Schmerz und Widerstand, wie in einem Punkte vereint, mit großer Weisheit gebildet; denn indem der Schmerz die Augenbrauen in die Höhe treibt, so drückt das Sträuben gegen denselben das obere Augenfleisch niederwärts und gegen das obere Augenlid zu, so daß dasselbe durch das übergetretene Fleisch fast bedeckt wird". Leidet also nicht Philoktet wie Laocoon? Hat nicht Winkelmann ebenso recht wie Lessing? Sowol Laocoon als Philoktet zeigen uns im größten Schmerze, den Dieser überdieß durch Schreien offenbart, was in der plastischen Gruppe, wir werden sehen warum, nicht geschehen durfte, im größten Schmerze die größte Selbstbeherrschung.

Die Helden Homer's fallen nicht selten mit Geschrei zu Boden, sagt Lessing; hier dürfte das „nicht selten" vielleicht etwas zuviel besagen; führt ja doch Lessing selbst nur zwei Beispiele hiefür an, von denen ich übrigens das erste nicht für ganz passend halten kann. Denn wenn die Liebesgöttin schreit, um der leidenden Natur ihr Recht zu geben, wenn sie schreit, obwol ihr bloß die Haut geritzt ist, so ist dieß allerdings für sie natürlich, weil sie als Liebesgöttin ein zartes Wesen ist, aber es läßt sich dieß nicht gut als Beispiel dafür gebrauchen, daß der Grieche zugleich heldenhaft sein könne und menschlichem Rühren Ausdruck zu geben vermöge. Aber allerdings schreit Venus, um der leidenden Natur ihr Recht zu geben, da diese leidende Natur eben die zarte, weiche der Liebesgöttin ist. Darum kann auch die kriegerische Pallas, welche freilich, weil anderer Natur, nicht weinen würde, wenn man ihr die Haut ritzt, über sie spotten, ebenso der gewaltige Zeus, der durch den Wink seiner Brauen den Olympos erschüttert, ohne daß darum der Spott dieser Gottheiten, wie Herder meint, gegen Lessing spricht.

Wenn ferner Lessing sagt, daß die homerischen Helden stets, wenn es auf Gefühl von Schmerz und Beleidigung ankomme, die Aeußerungen dieser Gefühle durch Schreien, Thränen, Scheltworte nicht scheuen, so wird ihm hierin jeder Homer-Kenner beistimmen.

Der allgemeine Ausdruck: „Gefühl der Schmerzen und Beleidigungen" gestattet ja hier sowol an physische als auch an psychische Schmerzen zu denken, und so kann man auch die weichen Thränen, welche Herder als Aus-

druck der elegischen Stimmungen bei den Naturvölkern anführt, unter Lessing's Ansicht einreihen.

Auch hat Lessing gegen Herder im allgemeinen ganz recht, wenn er sagt, daß nur der gesittete Hellene zugleich weinen konnte und tapfer sein; denn wenn sich Regungen menschlicher Rührung auch bei den Helden anderer Völker finden, so ist die Vereinigung von Idyll und Heroentum als Charakteristikon der Gestalten der Heldensage und des Mythos doch nur den Hellenen eigen. Die ossianischen Klagen werden weinerlich, die Todesverachtung der nordischen Helden läßt kalt, hingegen hat unsere heimische Sage — man denke nur an die Nibelungen — neben viel Rauhem, allerdings rührend menschliche Züge in scheinbar felsharter Heldenbrust. Wer erinnert sich nicht mit Freude des „guten Rüedegers", Volkers des Spielmannes? schlägt nicht das Herz eines jeden Liebenden, wenn er der Scene im Nibelungenliede gedenkt, in der die erste Begegnung Sigfrid's und Chrimhildens geschildert wird?

Und endlich sollte nicht auch die Fessel des Anstandes stark genug werden, um über Mund und Augen zu wachen, sollte also nicht Lessing auch Recht haben, wenn er sagt, daß Höflichkeit und Anstand Geschrei und Thränen verbiete? In tausend Fällen, ja!

Ich gehe nun zur Besprechung der im zweiten Capitel des „Laocoon" ausgesprochenen Anschauungen über.

Der Grund, warum Laocoon nicht schreit, liegt nach Lessing darin, daß der Sinn der Griechen für die reine, vollendete Schönheit, welcher ihre Kunstwerke charakterisirt, unschöne Aeußerungen, Verzerrungen, den Ausdruck von Affecten, die sich durch häßliche Entstellungen verraten, verbiete. Darum mußte auch der Laocoon-Künstler die entstellende Heftigkeit des Schmerzes herabsetzen, nicht weil das Schreien eine unedle Seele verrät, sondern weil es das Gesicht auf eine unschöne Weise entstellt. Denn der Meister, oder vielleicht besser gesagt, die Meister arbeiteten als Griechen auf die höchste Schönheit unter den angenommenen Umständen des körperlichen Schmerzes. Das eigentümliche der griechischen Kunst liegt überhaupt nach Lessing darin, daß sie nur absolut wolgefällige Gegenstände, und auch unter diesen nur solche höherer Gattung, nachahmt, die niederen Gattungen aber nur als zufällige Entwürfe zur Uebung, zur Erholung. Nie wollte darum der Künstler durch die bloße gelungene Nachahmung eines Gegenstandes, sei er dann auch im Original häßlich, seine Kunst zeigen. „Wer wird dich malen wollen, da dich Niemand sehen will", sagte ein alter Epigrammatist über einen höchst ungestalteten Menschen. Allerdings hatte auch Griechenland seinen Pauson und Pyreikos, von denen der erstere das Fehlerhafte und Häßliche an der menschlichen Bildung am liebsten malte, während der letztere Werkstätten, Esel und Küchenkräuter mit allem Fleiße nachahmte, als ob

solche Dinge in der Natur so viel Reiz hätten, oder so selten zu erblicken wären. Aber Pauson lebte in verachteter Armut und Pyreikos bekam den Beinamen des Ryparographen, das heißt des Kotmalers. Nur der wollüstige Reiche wog des letzteren Werke mit Gold auf, um ihrer Nichtigkeit durch eingebildeten Wert zu Hilfe zu kommen. Man sieht, der nationale Geschmack wahrte den rein ästhetischen hellenischen Formsinn. Hiefür spricht auch das Gesetz der Thebaner, welches dem Künstler die Nachahmung ins Schönere befahl, ins Häßlichere bei Strafe verbot. Dieses Gesetz verdammte nur, wie Lessing sehr geistreich sagt, die Gezzi, das heißt Karrikaturenmaler, welche durch Uebertreibung der häßlicheren Gesichtsteile ihr Urbild zu erreichen suchten. Aus dem reinen Schönheitssinne der Griechen floß auch das Gesetz der Hellanodiken. Nach diesem sollte nur der dreimalige Sieger zu Olympia eine Porträtstatue, das heißt eine ikonische, erhalten. Man wollte dadurch der Porträtkunst, welche dem Idealisirungssinne mehr Schranken setzt, entgegenarbeiten. Ich möchte hier zu diesem Grunde, den Lessing angibt, noch einen, und zwar sogleich, hinzufügen. Man wollte in Griechenland nur ikonische Statuen von vollendet schönen Zügen. Nun hatte aber doch selbst ein Socrates im Gegensatze zu seinem großen Geiste ein häßliches Aussehen. Konnten nun nicht auch manche Menschen von unschönem Aussehen bei den öffentlichen Spielen siegen? Hätten solche gleich eine Porträtstatue erhalten, so hätte man unschöne Statuen erhalten, hätte sie als Erinnerungen an nationale Feste erhalten. Das wollte und konnte der Hellene nicht wollen. Aber wer dreimal zu Olympia in den nationalen Spielen siegte, der mußte wol, so stand wenigstens zu erwarten, ein vollendeter Grieche sein, das heißt ein schöner Geist in einem schönen Körper. Einem solchen aber konnte man eine Statue setzen, ohne daß man sich ästhetisch des Siegers hätte etwa zu schämen gebraucht. Eben dieser reine Schönheitssinn — ich lasse jetzt wieder Lessing reden — setzte Zorn auf Ernst herab. „Bei dem Dichter war es der zornige Jupiter, bei dem Künstler der ernste". Und so schändete auch Wut und Verzweiflung keines von den griechischen Kunstwerken. Ich darf behaupten, sagt Lessing, sie hätten nie eine Furie gemalt. Auch Laocoon durfte also nach Lessing deßhalb nicht schreien, weil dadurch der plastische Schönheitssinn gestört worden wäre. Ist doch aus eben demselben Grunde der leidende Hercules in dem vergifteten Gewande, von der Hand eines unbekannten Meisters, nicht der sophocleische, der gräßlich schreit, er ist vielmehr mehr finster als wild; und der Philoktet des Pythagoras Leontinus schien dem Betrachter seinen Schmerz mitzuteilen, welche Wirkung der geringste gräßliche Zug verhindert hätte. Mit Recht, meint Lessing, stand die Kunst bei den Hellenen unter Staatsgesetzen, denn die Kunst dient, sagt er, dem Vergnügen, und das Vergnügen ist entbehrlich, also darf es wol von dem Gesetzgeber abhängen, welche Art von Vergnügen und in welchem Maße er jede Art verstatten will. Außerdem ist der Einfluß der bildenden Kunst auf die Nation sehr groß. Der Staat hat schönen Bildsäulen schöne Menschen zu verdanken.

Gegen die Ansicht Lessing's, daß die Griechen nur Formschönes in der Kunst gebildet haben, hat sich ein gewisser Klotz erhoben, und scheint besonders an dem Satze Lessing's, daß die Alten nie eine Furie gebildet hätten, Anstoß genommen zu haben. Er polemisirt auch dagegen, daß die Alten den Tod nie als Gerippe gebildet hätten, was Lessing in einer eigenen Schrift zu erweisen suchte. Gegen diesen Klotz vertheidigt Herder den großen Lessing im VI. Capitel des ersten kritischen Wäldchens mit bestem Erfolge.

Herder stimmt Lessing mit vollem Rechte darin bei, daß der Grundzug der griechischen Kunstwerke reine Schönheit sei. Wenn man überhaupt Lessing recht versteht, so kann man nicht so urteilen wie Herr Klotz. Lessing redet erstlich nur davon, daß der herrschende Geschmack der Griechen, das heißt, daß ihr nationaler Geschmack dem Unästhetischen abhold gewesen sei. Ferner rechtfertigt Herder Lessing (Klotz gegenüber) vollkommen, indem er die Wahrheit der Anschauungen Lessing's an seinen Beispielen zeigt, an Beispielen, gerade dem Gebiete entnommen, das für Klotz zu sprechen scheint. Die griechische Mythologie war eine Mythologie ästhetisch vollendeter Gestalten, keine Unholde und Fratzen entstellen sie, und der Künstler konnte sich darum an die Gestalten der Religion halten, ohne vom Schönheitssinne abzuirren. Die Götterbegriffe der Griechen waren von Dichtern bestimmt, und diese Dichter waren Dichter der Schönheit. Die Griechen hatten unter anderen wol einen Jupiter, der nicht immer μειλιχιος, der auch öfters der zornige war, und der Dichter konnte ihn, seinem Zwecke gemäß, als den furchtbar grimmigen schildern. Aber wer will denn immer einen zornigen Jupiter sehen, da ja doch sein Zorn mit dem Ungewitter vorübergeht. Was ist also natürlicher, als daß er zu dem ewigen Anblicke eines Werkes der bildenden Kunst den Anblick einer schönen Größe lieber wählte und ihm nur hohen Ernst in sein Gesicht schuf. Ebenso rast Venus fürchterlich, als sie um ihren geliebten Adonis trauert, auch Juno kann königlich zanken und Apollo tapfer zürnen; aber all' dieß sind doch nicht habituelle Eigenschaften dieser Götter, sie sind vorübergehender Natur, wie vorüberziehende Wolken; der Dichter kann sie trefflich benützen, den Künstler aber hindern sie nicht, diese Gestalten ganz correct schön zu bilden. Aber auch diejenigen Figuren im mythologischen Kreise, deren Charakterzug, wie man zu sagen pflegt, häßlich ist, sprechen nicht gegen die Annahme des unbedingten Schönheitssinnes bei den Griechen, der keine rein häßliche Gestalt duldet. Denn was sind diese berüchtigten häßlichen Gestalten: die Medusen, Bacchanten, Giganten, Silenen, Furien? Sie haben alle Häßlichkeit nicht zum Grundcharakter und keine von ihnen zwingt den Künstler zu häßlichen Bildungen. Die Meduse war ursprünglich eine reizende Unschuld, die Neptun zur Liebe bewegt und die darob von der jungfräulichen Minerva verwandelt wurde. Und wie stellte der Künstler sie dar? Zwei Gestalten lagen vor ihm und er wählte — die Schöne vor der Verwandlung, aber um sie doch als Meduse zu bezeichnen, flocht er Schlangen in ihre Haare. Diese Schlangen

machen sie als Meduse kenntlich, aber sie sind nicht häßlich, im Gegenteile sie können im Haare versteckt zieren, und was aus ihnen hervorblickt, ist nicht häßlich, sondern nur schrecklich, und selbst das Schreckliche wird gemäßigt durch das angenehm contrastirende schöne Gesicht.

Also die Meduse zeugt gewiß nicht gegen den griechischen Schönheitssinn und ebenso wenig die Furien. Die Ehrwürdigen, so nannten sie die Athener, und so konnte der Künstler sie bilden. Selbst nicht im Areopage, dem ernstesten Orte in Athen, waren sie Rache- und Plagegöttinen, denn weder in ihren Bildnissen, noch in den Abbildungen der unterirdischen Götter, welche im Areopage stehen, ist etwas Fürchterliches zu sehen, sagt Pausanias. Ein schöner Bacchus unter taumelnden Mänaden, unter ausgelassenen, mit Pausbacken blasenden Bacchanten, unter Silenen und Satyren wird um desto herrlicher und schöner erscheinen. Die furchtbare Meduse auf dem Brustharnische der Pallas wird die Schönheit der Göttin Pallas noch mehr heben, denn die Meduse ist ja doch nur Zierrat der Rüstung. Perseus mit der Gorgo, Vulcanus, der hinkende, mitten im Saale der Götter, Cerberus zu den Füßen des majestätischen Pluto, sind gleichfalls nicht unästhetisch. Ebenso gehören die Giganten, die widrigen Gestalten, unter das Rad des Wagens des mächtigen Zeus — ein Triumph der Majestät über das Gräßliche. Auch den Schlaf und den Tod haben die Hellenen, eingedenk ihres reinen Schönheitssinnes, als Knaben dargestellt, in den Armen der Nacht ruhend. Können wir nach all' dem nicht mit Schiller ausrufen:

> „Damals war nichts heilig als das Schöne —
> Damals trat kein gräßliches Gerippe vor das Bett des Sterbenden,
> Seine Fackel senkt ein Genius."

Herder vermißt die Begründung dieses Schönheitssinnes bei Lessing; doch auch er gibt keine nähere Erklärung desselben; er gibt vielmehr nur Andeutungen.

Der tiefere Grund liegt, von der günstigen Naturanlage abgesehen, in der regen Teilnahme, welche die schöne Kunst bei der ganzen Nation fand. Gedeiht doch die Kunst, dieß hat selbst einem Goethe vorgeschwebt, nur dort zur höchsten Vollendung, wo das künstlerische Genie nicht isolirt ist, wo es arbeiten und schaffen kann und darf für die Menge, wo der genialste Entwurf bei dem Volke ein fühlendes Herz trifft, wo der Künstler dem großen Publicum und das große Publicum dem Künstler an Sinn und Geschmack verwandt ist, wo beide einander entgegen kommen im regen Wechselverein, wo nimmermehr der Dichter von der Menge sagen kann, daß bei ihrem Anblicke sein Geist entfliehe, wo Alle ringen nach der einen ästhetischen Vollendung, die einen als Meister, die andern als beobachtende, mit warmem Eifer und mit Liebe aufnehmende und prüfende Schüler. Und dem war in Griechenland so; und zudem lebte dieses so begabte Volk in einem von der Natur so sehr begünstigten Lande.

Lessing und Herder haben also gewiß Recht, wenn sie an dem Griechenvolke jenen reinen Schönheitssinn rühmen. Wenn man sagt, daß die Griechen das „reine Schöne“ dargestellt hätten in allen Künsten, so ist hiebei nicht an die einfache Harmonie von Idee und Bild im Schönen (nach Vischer), im Gegensatze zu dem Erhabenen und Komischen zu denken, sondern es muß unter der reinen griechischen Schönheit jenes Schöne, das der Form nach ganz ästhetisch correct ist, das heißt jeden mißfälligen Formschein vermeidet und in dieser gefälligen äußeren Hülle eine bedeutende Idee zum Inhalte hat, verstanden werden. Unter einer bedeutenden Idee aber ist ästhetisch allemal das menschliche Ideal zu verstehen und die Darstellung desselben in absolut wolgefälliger Form ist der eigentliche Vorwurf der Kunst als der vollendeten sinnlich gewordenen Geistigkeit, und alles Uebrige ist ihr Vorwurf nur insoferne es werdende Geistigkeit verrät. Die Griechen haben wirklich in der bildenden Kunst nur Götter und Helden oder ästhetisch vollkommene Menschen dargestellt; sie haben nicht, wie die Niederländer und die Neueren, Genre, Thierstücke, Landschaft oder gar das Stillleben gepflegt. Und in ihrer Poesie haben sie alle Höhen und Tiefen des menschlichen Gemütslebens erfaßt. In der Tragödie herrscht der zermalmende Moment in seiner ganzen erhebenden und ergreifenden Wirkung vor; in der chorischen Poesie, aus der in den Dionysos-Festspielen das Drama erwuchs, wie bei uns aus den Passionsspielen, haben sie den religiösen Gefühlen des Menschen und in der melischen dessen Liebessehnen und Schmerzen Ausdruck gegeben, in der Epik aber haben sie einen Homer und Hesiod. Mit vollem Rechte sagt darum Lessing, daß sie nur das Schöne höherer Gattung nachgeahmt hätten. Wie würde, und wird doch noch, bei uns ein Denner geachtet, wie wenig in Griechenland ein Pauson; und wenn Pauson an Kunst der feinen Nachbildung der Naturdetails Denner nicht erreicht haben soll, so würde es, glaube ich, Denner gerade um dieß bei den Griechen noch schlechter gegangen sein, als dem Pauson, denn Denner würde das Fehlerhafte und Unschöne noch genauer getroffen haben. Was würden denn die Griechen z. B. von jenem Bilde gesagt haben, das eine alte Frau im pelzverbrämten Kleide mit minutioser Naturgenauigkeit darstellt und in der Wiener Belvederegallerie als eine Zierde gilt? Ich glaube, sie würden es gerade wegen der gepriesenen realistischen Vorzüge verworfen haben.

Ich möchte zu Herder's Bemerkungen über die Meduse, die Faunen, Satyrn u. s. w. noch einige Beispiele aus der bildenden Kunst hinzufügen, um die Ideen Lessing's noch mehr zu bekräftigen. Die Griechen hatten die Gabe, das Unästhetische einer Bildung nicht bloß nicht als solches merken zu lassen, sondern es sogar als Mittel zur Hebung der vollendeten Schönheit zu nützen. Ich erinnere an die berühmte Medusa Rondanini in der k. Glyptothek zu München, vor Allem aber an die Satyrn und Silenen des sechsten Saales. Lebensvoll ist die im Rausche daliegende Gestalt des barberinischen Fauns dargestellt; hätte der Faun nicht die Schläfe umwunden vom sorgen-

lösenden Lyäus, nimmer würde er so herrlich, so sprechend daliegen. Ich erinnere noch an Meisterwerke, wie den lachenden Satyr oder den „Faun Winkelmann's“, der allerdings den Mund halb geöffnet hat, doch nur damit man an demselben ein sehnendes Liebesschmachten erkennt, welches wieder mit meisterhaftem Gefühle gegeben ist. Allerdings sind nur der dritten Epoche der griechischen Plastik, der ein Praxiteles und Lysippos angehören, solche lyrische Figuren eigen, aber dafür hat die frühere, die zweite, jene erhabenen Bildungen aufzuweisen, bei deren Anblick den Griechen alles Gemeine wesenlos entflohen sein muß, weil sie des Gottes hehre Majestät schauten. Ich erinnere nur an den Zeus des Phidias zu Olympia.

Was Lessing von der Wirkung der bildenden Kunst auf den Menschen sagt: daß der Staat schönen Bildsäulen schöne Menschen verdanke, ist ebenso wahr und treffend, als seine Ansicht über den positiven Grund, warum Laocoon in der Gruppe nicht schreit. Lessing urteilt im wesentlichen gleich mit Herder, Schiller und Goethe. Die Kunst arbeitet ja hin auf eine möglichst vollständige und harmonische Entwicklung aller Kräfte der Menschen; sie sucht und fordert den ganzen Menschen, gewährt ihm die höchste, sinnlich-geistige Befriedigung, und wird eben darum so wenig alt werden in der Menschheit, als das Streben nach reiner Menschlichkeit jemals alt werden wird unter den Culturvölkern; denn wohin soll die Cultur allmälig mehr und mehr führen, als zur Vollendung der menschlichen Gattung?

Gedichte.

Von

Hans Grasberger.

1.

Des Hauses Lust und Leid.

Es steh' und starre sonder Sinn und Leben
Und fühle höchstens bei der Erde Beben?
Und was in ihm geschieht, in ihm geschah,
Das geh' auf keine Weis' ihm selber nah?
Die Flasche sei's, die taub es läßt gewähren,
Ob innen so, ob so die Geister gähren?
So denkt des Hauses Kind und Erbe nicht,
Ein Fündling ist, wer so vom Hause spricht.

In tiefer Nacht, wenn Platz und Gassen schweigen,
Wenn aus der Luft und von der Linde Zweigen
Der laue weiche Schlummer niederthaut
Und schläfernd selbst der Stern vom Himmel schaut,
Da regen seltsam sich der Häuser Schatten,
Den Wänden, die des Tags nur Ohren hatten,
Erstarkt der Mut, und was sie stumm belauscht,
Das wird in leiser Zwiesprach ausgetauscht.

Da gibt es viel Gestöhn und manche Klage,
Denn alte Häuser denken beff'rer Tage:
Wie treu man einst am Heim der Väter hing!
Wie früh so Herr als Knecht an's Schaffen ging!
Wie züchtig Frau und Jungferlein gewaltet,
Eh Bratspieß noch und Spinnrad hieß veraltet!
Flachsgold und Linnenschnee, das blanke Zinn,
Das schwere Silber — hin ist Alles, hin!

Horch, plötzlich kreischt es aus gepreßter Kehle.
„Was ist Dir?“ drängt man theilnamsvoll, „erzähle“.
„„Am Liebsten pflanzt' ich mir den rothen Hahn
Gleich selber auf den First! Ihr gafft mich an?
Den Teufel auch! Ich kann gar viel verbeißen.
Doch was Geduld? der stärkste Strick muß reißen!
Das zankt sich Tag und Nacht und tollt und raſt't . .
Bekreuzt Euch Alle — Unfried heißt mein Gast.““

„Nicht übel, sich am eig'nen Brand zu letzen!
Doch meine Brut entkäm' in Tigersätzen“ —
Versetzt es unter morschem Dach hervor;
„Nein, nein, sie finde weder Thür noch Thor,
Wenn endlich diese schwanken Stützen brechen,
Wenn's endlich gilt, mich jäh und voll zu rächen:
Begraben und zerschmettert Mann und Maus,
Daß kaum ein Ach entrinnt dem Schutt und Graus!“

Mit seiner „Brut“, was mag der Alte meinen?
Man fragt nicht laut, zu düster klang sein Greinen;
Doch heimlich juckt's den schadenfrohen Sinn,
Und bald auch flüstert Eins zum Andern hin:
„Recht schlimm! Was kann dem alten Hof noch frommen?
Die Schande hat bei ihm Quartier genommen.
Ja, Manchen hätte mindrer Stolz genarrt,
Wenn er gewußt, was sein im Alter harrt!“

Vom Bergpfad, wo der Häuser nicht mehr viele,
Dringt kläglich: „Weh, der Fleck auf meiner Diele:
Er schreit, und schwieg' auch endlich selbst das Grab,
Und keine Thränenlauge wäscht ihn ab.
Wann kommt die Wetterflut herangezogen,
Um fegend über ihn hinwegzuwogen?
Kein Harren rührt der wilden Wasser Lauf,
Und ewig lebt die blut'ge Makel auf!“

„„Hört auf, Euch selbst zu quälen, lernt vergessen““ —
Ermahnt der Krug. Das klang doch nicht vermessen,
Und dennoch macht sich rings Entrüstung laut:
„Beherbergst heut wohl Bräutigam und Braut?

Ei, ei, die fromme Schänke will uns lehren,
Wie man's zu Jahren bringt und auch zu Ehren!
Im Weltlauf kennt sich freilich Niemand aus.
Er lüde denn sich fahrend Volk in's Haus".

Man hat sich warm gezankt, ganz aus der Weise,
Da fleht es „Pst!" gar ängstlich, zärtlich, leise;
„Er schläft" — so haucht es von der Hütte her.
Er schläft! und weiter braucht's auch kein Begehr;
Er schläft, für den der Schlaf die einz'ge Labe,
Er schläft, der dennoch diese selt'ne Gabe
Sich nicht verzeiht: der abgrundtiefe Schmerz,
Ein schuldlos leidend treues Menschenherz!

Das Mitgefühl gebietet ringsum Schweigen,
Nur ferne, wo sich in den Blüthezweigen
Schon Frühhauch regt, da zischelt es noch fort:
„Ist's wirklich wahr? Und hat Er schon Ihr Wort?"
„„Sie können nicht mehr von einander lassen,
Du sagst doch selbst, daß sie zusammenpassen.""
„Wir Beide bilden dann ein einzig Haus —"
„„Der Markzaun fällt"" — „Auf bald'gen Hochzeitschmaus!"

2.

Neue Liebe neues Leben.

(Canzon von Lorenzo il Magnifico de'Medici.)

Die Süßigkeit, von Amor all befohlen
Den schönen Augen, welche nun sein Thron,
Der ihn des dritten Himmels macht entrathen —
Die Lilien, frischen Rosen und Violen —
Das keusche, schöne Antlitz, welches Lohn
Hinter anmuth'gem Schleier läßt errathen:
Dies, ob es widerrathen

Alter und Sitten auch, erweckt die Zeit,
Da schmachtend, wund ich lag in Liebesketten,
Bis Amorn, mich zu retten,
Mitleid vermocht. Doch jetzo wieder denk
Er zu erneu'n das Leid,
Welches zu tragen man der Herrin schuldet,
Daher er auf mich lenkt
Die klare Sonn' und andren Sinn nicht duldet.

Was je der Schönsten Schönes ward gewährt,
Verlieh er ihr — doch mir auch so viel Liebe,
Als je zu solcher Schöne mochte streben;
Der Glut, die mein beglücktes Herz verzehrt,
Glich noch kein Feuer im Vernichtungstriebe,
Und freudig hat es sich ihr hingegeben,
Und jenes Liebeleben,
Das einst mich selber hassen mich gelehrt,
Ich fühl' es neu — nur wandte sich die Not
Wenn damals ich den Tod
Viel süßer als das Leben hätt' empfunden,
So fühlt, wer nah verkehrt
Mit seinem Glück, nun Kummer nicht noch Leiden;
Mich schmerzen nur die Stunden,
Da, was ihr Gut, die Augen müssen meiden.

O wie erfreut mein Herz das kleine Thal,
Das, sei's ein Wunder, sei's des Amor Walten,
Die Sonne gern beglückt mit längerm Weilen!
Wie labend weht ein Lüftchen dort zumal
Und läßt entfachte Hoffnung nicht erkalten!
Es wirkt in seinem Odem lindes Heilen,
Das mächt'gen Sturm zu theilen,
Zu stillen selbst des Meeres Wuth vermag.
Die Welle, klarer als Krystall und Ambra
Aus dem gepries'nen Zambra,
Zieht mich mit süßestem Gemurmel an
Und seufzt in sanftem Schlag
Und weint und lacht, wie's just mir selbst beschieden;
Der Zorn ist abgethan,
Verdruß entweicht, und Amor schenkt mir Frieden.

Wohl wär' er anders nicht als er gewesen
Gegen mein Herz, um seine Grausamkeit
Nach altem Brauch aufs Neue zu erproben,
Wenn sie mit ihren Worten nicht sein Wesen
Zum Mitleid stimmte, deren Schönheit weit
Ist über Amors starke Hand zu loben;
Er selbst hat sie erhoben
Zur Macht, die nicht allein nur mich bezwingt,
Ihr Zauber hält mit Kraft auch ihn umschlungen,
Sie hat auch ihn bezwungen: —
Wie stets ein Reich ein andres stärk'res fand,
Das ihm den Sieg entringt,
So hat sie mich, hat Amor sie besiegt,
Der ohne Widerstand
Nur ihrer Kraft und ihrem Werth erliegt.

So wie auf schönem Goldhaar grüner Kranz
Des edlen Goldes Feuer mehrt und Helle
Und Grünes muntrer blinkt auf goldnem Haare:
So will, zu steigern ihrer Schönheit Glanz,
Amor, daß sich zur Schönheit Huld geselle
Und Huld durch Schönheit holder sich gebahre;
Das ist das Wunderbare,
Daß Eins das Andre adelt von den Zweien,
Denn Huld gilt doch nur wenig in der Welt,
Wenn ihr die Schönheit fehlt,
Und Schönheit ohne Huld ist todtes Leben —
Wie könnt' es auch gedeihen,
Da, was sein höchster Wunsch, ihm bleibt verschlossen?
Doch ihrer Schönheit geben
Natur und Amor Huldsinn zum Genossen.

Aus diesem Bunde stammt die Harmonie,
Die, süß und überbietend alles Süße,
Den Schmerz mich macht, ja selbst das Herz vergessen;
Wenn siech die Seele, rasch erheitern sie
Der Huld und Schönheit frohvereinte Grüße,
Dem Wunsche folgt ein Glück, gleich ungemessen.
O mächt'ger Amor, dessen
Gunst sich so reichlich mir hat zugewendet,

Daß solch ein glücklich Loos ich dir verdanke,
Mir bangt nur, daß die Schranke
Dem Leben näher, als mir lieb, gezogen,
Daß, was so voll gespendet,
Vielleicht in eigner Fülle muß verderben —
Doch, ist die Zeit verflogen,
Nun ich so glücklich, werd' ich leichter sterben.

Zieh hin mein Lied, in's Thal!
Dort ist mein Herz, ist Frühlingssonnenschein
Am klaren, frischen Bach;
Beglückt, verborgen bleibe dort zustät,
Sollst nicht geschwätzig sein,
Verziehe, wo ein artig Lüftchen weht.



Im Mondlicht.

Ein Novellen-Fragment.

Von

Karl Emil Franzos.

Ich heiße Franz Xaver Stadelmayer, bin Doktor beider Rechte, bekleide das Amt eines k. k. Staatsanwalt-Substituten bei dem hiesigen Landesgerichte und habe Aussicht, demnächst wirklicher k. k. Staatsanwalt zu werden. In Anbetracht des Umstandes, daß ich erst neununddreißig Jahre alt und bescheidenen bürgerlichen Herkommens bin, kann man dies immerhin eine ganz anständige Carrière nennen. Auch sonst ist es mir im Leben gut ergangen. Ich habe sehr früh geheirathet, gleich im Beginne meiner Beamtenlaufbahn. Meine Frau, welche mir auch einiges Vermögen zugebracht hat, ist brav und gut und noch heute ganz hübsch. Sie hat mir drei Kinder geboren; das mittlere ist ein Knabe, das älteste und jüngste sind Mädchen. Es sind gut begabte und wohlgesittete Kinder und wachsen fröhlich heran.

Ich habe mich verpflichtet erachtet, dies vorauszuschicken, damit Niemand glaube, daß ich ein gewöhnlicher Romanheld bin, etwa gar ein Dichter oder dergleichen. Im Gegentheil! — ich bin immer ein praktischer Mensch gewesen und habe das Leben mit gesunden, nüchternen Augen angeschaut. Ich habe nie von besonderen Idealen geträumt, sondern mir stets eine bescheidene, feste, nützliche Existenz zum Ziele gesteckt, was ich denn auch auf dem vorgeschriebenen und gehörigen Wege erreicht habe. Außer einer Geburtstags-Gratulation für meinen Vater, einem Stammbuchverse für meine nachmalige Frau und einigen Schulaufgaben aus der deutschen Sprache, welche in metrischer Form abgeliefert werden mußten, habe ich niemals Verse gemacht. In meiner Lebensweise war ich immer sehr geregelt, und habe selbst als ganz junger Mensch keinerlei Leidenschaften in mir aufkommen lassen. Nur einmal habe ich Neigung zu einem weiblichen Wesen empfunden; sie war innig, dauerhaft und auch vor dem Verstande wohl zu rechtfertigen — es war dies die Neigung zu dem Mädchen, das später meine Gattin geworden.

Kurzum — ich wiederhole es nochmals: ich bin ein sehr gewöhnlicher Mensch und mein Leben war und ist ein sehr gewöhnliches. Es ist so im Allgemeinen gar nichts darin, was für Andere interessant wäre oder auch nur bemerkenswerth. Ich schäme mich dessen auch gar nicht — im Gegentheil! Aber ebenso offen und nachdrücklich muß ich bekennen, daß in meinem schlichten, alltäglichen Leben ein Ereigniß ist, welches in Wahrheit außerordentlich, seltsam und geheimnißvoll ist oder mir wenigstens immer so erscheinen will. Es ist dies meine Beziehung zu einem Mädchen, Namens Sidonie, mit dem ich immer nur im Mondlichte zusammengetroffen, mit dem ich andere Gespräche geführt, als mit allen übrigen Menschen und in dessen Nähe ich andere Gefühle und Gedanken gehabt, als je vorher oder nachher. Jäh und geheimnißvoll ist dieses Mädchen in mein Leben getreten, jäh und geheimnißvoll hat sich mir seine Spur verwischt und ich weiß noch heute nicht, ob es in der That ein irdisches Wesen war, mit dem ich damals allnächtlich verkehrt, oder — so sonderbar es mich anmuthet, einen solchen Gedanken aussprechen zu müssen! — eine Erscheinung aus einem Reiche, dessen Thore vielleicht für gewöhnlich unseren Sinnen verschlossen sind. Da ich schon dargelegt habe, wie ich im Uebrigen geartet bin, so wird man es mir sicherlich glauben, daß ich mich sehr gemüht, auch dieses Erlebniß natürlich zu erklären und in den Kreis meiner sonstigen Schicksale entsprechend einzufügen. Es ist mir aber dies durchaus nicht gelungen, obwohl ich wahrhaftig keine Arbeit und kein Nachdenken gespart habe. Denn nachdem ich meine Richteramts-Prüfung bestanden und hierauf täglich über einige Mußestunden verfügen konnte, habe ich sogar zu obigem Zwecke mehrere Werke über den Somnambulismus eifrig studirt. Doch abgesehen davon, daß ich darin mit Bedauern jene Klarheit und Präcision vermißte, welche die Schriften meines Berufs auszeichnet, habe ich auch in keinem dieser Bücher etwas gefunden, was mir zur Erklärung jenes Erlebnisses hätte verhelfen können.

Mein Fall scheint einzig zu sein.

Ich erzähle ihn im Nachfolgenden. Ich berichte ganz genau, Alles, so wie es sich zutrug. Ich verhehle nichts und setze auch nichts hinzu.

Vorausschicken möchte ich schließlich noch, daß weder meine Eltern, noch irgend ein Glied meiner Familie mondsüchtig gewesen, daß ich weder vorher noch nachher irgend einen Einfluß des Mondes auf mich verspürt und daß ich, was meinen Habitus betrifft, mittelgroß bin, mit braunen Augen und Haaren und mit einer Neigung zur Fettleibigkeit, welche mir, wie ich befürchte, in späteren Jahren sehr lästig fallen wird.

Die Sache begab sich im Monate Juni vor achtzehn Jahren und ich stand also damals im einundzwanzigsten Lebensjahre. Ich war Student der Rechte an der Wiener Hochschule und zwar im vierten Semester. Mit Ende

des Juli wollte ich meine erste Staatsprüfung machen und damit meine rechtshistorischen Studien abschließen. Darum war ich in jenen Tagen besonders fleißig und brachte meine Zeit, mit Ausnahme der Collegien-Stunden, fast ausschließlich zu Hause zu, über den Büchern.

Ich wohnte damals in der Vorstadt Landstraße, dem ärmsten und stillsten, fast ausschließlich von Beamten, Kleinbürgern, Studenten und Arbeitern bewohnten Theile Wiens und zwar in jenem großen Hause der Gärtnergasse, welches die Nummer Vierundzwanzig trägt und an der zweiten Biegung dieser vielgewundenen Gasse steht. Es ist dies ein alter, mächtiger Bau, mit zwei weiten Höfen und zwei Fronten, in der Gärtner- und Marxergasse. Dieses vierstöckige, durch sein Alter und seine Vernachlässigung etwas unheimliche Haus wird von beiläufig hundert Parteien des niederen Mittelstandes bewohnt, von denen fast jede eines oder zwei ihrer Gelasse an Studenten vermiethet. Man kann sich denken, wie viel tolles Leben dadurch in das alte Haus kommt. Wenn man an schönen Sommernachmittagen in den gelben Hof hinausblickt, — der Anstrich der Fronten ist grau, aber in den Höfen hat man den alten gelben Anstrich gelassen und klebt nun schmutzig und moderig an den Wänden, — wenn man also da zum Fenster hinausblickt, kann man die allerlustigsten und allerverschiedensten Kneiplieder singen, pfeifen und trommeln hören und alle Farben des Regenbogens an den Kappen und Pfeifenquasten studiren, welche da herausliegen oder hängen. Besonders in der zweiten Hälfte des Monats, wo die jungen Leute nicht mehr zur Kneipe auf die Dörfer und Vororte ziehen können, weil ihnen das Geld ausgegangen, ist es da sehr lustig.

Mir pflegte das Geld fast nie auszugehen, weil ich es mir immer für den ganzen Monat vorsichtig und gewissenhaft eintheilte, ich sang keine Kneiplieder, weil ich kaum eines wußte, an meiner Pfeife waren keine bunten Quasten und auch eine Kappe trug ich nicht, sondern einen schlichten grauen Hut. Ich hatte mich aus mannigfachen Gründen keiner Verbindung angeschlossen, erstens aus Sparsamkeit, zweitens, weil ich keinen rechten Sinn für das laute Treiben hatte, und endlich drittens, weil ich fürchtete, hiedurch von meinen Studien abgelenkt zu werden, an denen ich mit aufrichtigem Eifer hing. Außerhalb des Collegiums pflegte ich nur mit einem einzigen Menschen zu verkehren, einem Studenten der Medizin, Hanns Leber mit Namen — wir waren beide aus demselben Marktflecken im Marchfelde gebürtig. Er war weit älter, als ich, aber wir stimmten doch gut zusammen, da auch er fast nur seinen Studien lebte und wilden Vergnügungen abhold war. Er war wohl der nüchternste und sicherste Mensch, der mir im Leben untergekommen, er hatte keine Spur von Phantasie oder Schwärmerei und war in Allem, was er that und ließ, hart, klug und klar. Auf Geister und Visionen war er eben so schlecht zu sprechen, als auf sämmtliche Religionen des Erdballs. „Was ich wahrnehmen kann, das ist — was ich nicht wahrnehmen kann, das ist nicht“, — das war so sein Wahlspruch. Ich habe

schon gesagt, daß ich kein Phantast war, und bin auch stolz darauf, aber dieser Mensch war wie ein Rechenbuch oder wie ein Lehrbuch der Anatomie.

Doch auch mit ihm hatte ich in jenen Junitagen, welche in der Folge für mein ganzes Leben so überaus denkwürdig werden sollten, wenig Verkehr mehr. Meine Studien beschäftigten mich eben ausschließlich und meine Lebensweise war streng und eintönig. Früh Morgens stand ich auf und studirte, indem ich in den einsamen Laubhallen des Liechtenstein-Parks auf und ab ging, den Vormittag füllten die Collegien, den Nachmittag über bis in den späten Abend hinein studirte ich auf meiner Stube und machte nur in der Dämmerung eine kurze Erholungspause.

So war es auch am achtzehnten Juni, an dem zuerst eine fremde Macht in mein Leben eingriff und eine fremde Kraft in meinem Herzen erwachte, an dem ich zuerst jenes seltsame Mädchen sah.

Der achtzehnte Juni war ein Samstag — ich erinnere mich noch ganz genau. Ich beschäftigte mich an jenem Tage gerade mit einer der schwierigsten Partien des Erbrechts und hatte trotz des trefflichen Lehrbuchs der Pandekten von Arndts — welches ich, nebenbei bemerkt, allen Rechtshörern bestens empfehlen kann — viele Mühe, sie zu bewältigen. Endlich, als es schon stark dunkelte, gelang es mir; ich wiederholte noch einmal kurz die Hauptpunkte, dann schlug ich das Buch zu und trat an's Fenster.

Es war ein schöner heißer Tag gewesen und auch jetzt verkühlte sich die Luft nur mählig. Es war recht still im Hofe, nur unten hörte ich einige Mägde am Brunnen kichern und schräg über mir sang mein College Fritz Richter halblaut das Lied: „O schöne Burschenherrlichkeit!“ Die Lichter und Lampen waren noch nirgendwo angesteckt und so war es fast ganz dunkel zwischen den hohen Mauern. Aber am Himmel spann sich ein Lichtschimmer wie ein Schleier über dem tiefen Blau. Ich glaubte Anfangs, das sei ein Rest der Tageshelle, später aber, als das Licht immer stärker wurde und ganz eigen zu schimmern begann, wurde ich gewahr, daß es vom aufgehenden Monde rühre. Er selbst war nicht zu sehen, aber seine Lichtwellen flutheten immer stärker über das Stücklein Himmels, welches ich überschauen konnte.

Das ging so eine Weile fort. Auf dem Hofe lagen nun dicht die Schatten der Dunkelheit und hier und da blitzte auch schon ein Lichtschein durch die Fenster. Der Gesang war verstummt; nur am Brunnen war noch zeitweise das Plätschern des Wassers hörbar und halblauter Klang von Stimmen — die Gestalten aber konnte ich nicht mehr unterscheiden.

Ich lehnte am Fenster und blickte zum Himmel empor — ich weiß nicht, warum, aber es that mir wohl. Ich schaute aufmerksam zu, wie das Blau zwischen den beiden hohen Rauchfängen mir gegenüber immer leuch-

tender wurde und die Rauchfänge immer schwärzer. Dann plötzlich schoß ein starker Strom des Lichts über den Hof und in meine Augen und langsam und schön glitt die breite Sichel des aufgehenden Mondes zwischen dem alten Gemäuer empor und schuf aus der gleichmäßigen Dunkelheit des Hofes hier helle Lichtflächen, dort tiefschwarze Schatten.

Ich weiß nicht, ob ich derlei früher wirklich noch nie gesehen oder ob ich nur nicht genügend darauf geachtet, aber als ich so zuschaute, erschien mir dieses Spiel des Mondes als etwas ganz Neues und Merkwürdiges. Darum war ich fast unwillig, als ich hinter mir die Thüre gehen hörte und die Magd, wie gewöhnlich um diese Stunde, mir die angezündete Lampe auf den Tisch stellte. Sie bot mir den guten Abend und als ich mich umwandte, sah ich, daß ihre Augen sehr geröthet waren, wie von heftigem Weinen. Ich hatte mit der Veronica bis dahin, obwohl sie nun schon ein Jahr im Hause diente, kein überflüssiges Wort gesprochen, aber in dieser Stunde konnte ich nicht umhin, sie um den Grund ihres Kummers zu befragen. Darauf erzählte sie mir nach einigem Widerstreben, daß ihr Geliebter, ein Militärschuster, am nächsten Morgen mit seinem Regimente nach Tirol abmarschiren müsse. Ich bin sonst ein Feind jener unsittlichen und regellosen Liebesverhältnisse, wie sie leider in den unteren Volksschichten gang und gäbe sind, aber ich brachte es nicht über's Herz, dem Mädchen ein tadelndes Wort zu sagen, sondern tröstete sie vielmehr, der Schuster werde wohl nach abgelaufener Dienstzeit wiederkommen, wenn er es anders ehrlich mit ihr gemeint.

Freilich mußte ich, kaum daß sich die Thüre hinter ihr geschlossen, über diese ungewohnte und ungehörige Weichheit selbst den Kopf schütteln. Dann rückte ich mir den Arndts und das Corpus juris zurecht und machte mich über den nächsten Abschnitt. Doch ging es damit nicht recht vorwärts, sei es, weil ich schon zu ermüdet war oder weil das Licht des Mondes immer voller in meine Stube drang. Es lag breit und klar, wie festgenagelt, auf dem Fensterbrette und stritt auf dem Tische und über meinen Büchern mit dem gelblichen Lichte der Lampe. Gleichwohl bezwang ich mich, bis es von dem nahen Thurme der Elisabethinerinnen zehn Uhr schlug und unten das Hausthor sich knarrend schloß.

Da stand ich auf, denn das war die Stunde, wo ich in der Regel zu Bette zu gehen pflegte. Heute aber trat ich an's Fenster und beugte mich weit hinaus. Der Mond stand nun hoch am Himmel, just über dem Brunnen. Seine Strahlen fielen fast senkrecht hinab und diejenigen Mauern, die früher noch im Schatten waren, lagen nun auch in demselben gleichmäßigen, matten, silbernen Lichte.

Im Fenster über dem Thorwege sah ich eine Frauengestalt lehnen und gleichfalls zur leuchtenden Sichel emporblicken — das war wohl die ältliche Tochter des Herrn Regierungsrathes Zatračil. Sonst schien sich im Hause Niemand um den Mond zu bekümmern — hier wohnen, wie ich schon gesagt habe, meist ärmere Leute und die gehen Früh zu Bette und stehen

Früh auf. Nur aus dem Fenster, welches dem meinen gerade gegenüber lag, schallte lustiger Klang von Liedern und Gläsern zu mir herüber. Dort wohnten zwei junge Juristen, Bouvier und Valentin, seltene Gäste im Collegium, aber ganz erträgliche Gesellen, im Uebrigen immer fröhlich, immer durstig, immer jeden Hellers ledig. Die hatten sich Bier auf ihre Stube bringen lassen und den Tisch an's Fenster gerückt und zechten und sangen nun so im Mondlicht darauf los. Sie hatten kein Licht in der Stube — wahrscheinlich hatte ihre Baarschaft nicht mehr auf eine Kerze gereicht — aber ich sah sie doch ganz deutlich, wie sie so behaglich dasaßen und den Rauch aus ihren langen Pfeifen bliesen und mit heller Stimme ihre heimischen Volksweisen sangen — sie waren Beide aus der Steiermark.

Dann konnte ich noch einen jungen Studenten gewahren, aber der saß nicht auf seiner Stube und benahm sich überhaupt sehr sonderbar. So oft nämlich unten ein verspäteter Hausgenosse die Glocke zog, löste sich rasch von dem Pfeiler am Thorwege eine Gestalt los, sprang in den Thorweg hinein, verblieb dort einige Sekunden lang und sprang dann, wenn eben der schwere Flügel knarrte, eben so rasch in den schützenden Schatten zurück, um von dem Ankömmling nicht bemerkt zu werden. War aber der vorüber, so huschte der Behende wieder in den Thorweg, verblieb diesmal einige Minuten dort und kehrte dann ebenso vorsichtig auf seinen Posten zurück.

Die Sache kam mir räthselhaft vor, bis ich den Vorsichtigen trotz seiner Vorsicht erkannte und mir nun auch leicht sein Betragen erklären konnte. Es war ein blonder, blutjunger Jurist, Franz Greiner, der aber seinem weinerlichen Namen keinerlei Ehre machte, denn er war ein heiteres Blut und insbesondere die Mädchen liebte er sehr. Da hatte er nun jetzt mit des Hausmeisters Tochter, der hübschen Tini, welche für den alten und des Abends gewöhnlich schwer betrunkenen Vater den Dienst versah, eine kleine Liebschaft angeknüpft. Während des Tages war ein Beisammensein schwierig, so holte sich denn der junge Mensch des Nachts die Küsse und Liebesworte seiner Schönen. Und zwar jedesmal zur Einleitung nur eine flüchtige Umarmung und dann, wenn der unbewußte Veranlasser solcher Freuden vorüber war, wohl ein rechtschaffenes Dutzend.

Ich mußte über ihn lächeln, wie ich über die beiden Steirer gelächelt hatte. Aber als ich nun weiter darüber nachdachte und dabei zum Monde emporblickte, überkam mich allmählig ein sonderbares, mir fremdes Gefühl, ein Gefühl unendlicher Wehmuth und Sehnsucht. Gewiß — es war eine Thorheit, seinen letzten Heller zu verkneipen, es war eine Thorheit, so einige Stunden der Nacht hin und her zu springen, aber es mußte doch etwas Köstliches darin sein, was die jungen Leute zur Thorheit trieb, was sie so heiter und zuversichtlich machte und was mir, der ich doch auch jung war, ganz fremd und unverständlich war. All mein Stolz auf meine Klugheit, meinen Fleiß und mein Wissen brach zusammen, ich beneidete die Andern um ihre Thorheit. . . . Und was war es nur, jenes geheimnißvolle Etwas?

Warum war es nur mir verschlossen? Warum war ich nicht wie die Andern? . . . Ich wandte mich um und blickte mein kahles Zimmerchen an und die kleine Lampe und die Haufen Bücher und Hefte und wie ein schneidendes Weh ging mir die Frage durch das Herz, wie es nur möglich gewesen, daß ich ausschließlich an solchen Dingen gehangen? Konnte es glücklich machen, selbst wenn man den ganzen Arndt im Kopfe hatte?! O in anderen Dingen lag das Glück! . . . Ich strich mir über die Stirne — „was sind das nur für thörichte Gedanken?" sagte ich laut, verweisend zu mir. Aber die Gedanken waren mächtiger als mein Wille — ich mußte mein Haupt beugen und plötzlich quollen mir die Thränen unaufhaltsam aus den Augen! . . .

Die Dichter sagen, daß der Mond ein Tröster ist. Aber mir war er's nicht in jener bewegten räthselhaften Stunde. Wie ich so dastand in meiner Einsamkeit und die überquellenden Augen allimmer auf die bleiche Sichel geheftet hielt, da ward mein Herz mir immer dunkler und ungestümer. Ich hatte das Gefühl, als hätte ich bislang all meine Tage etwas Köstliches versäumt und verschlafen und als müßte ich mich nun aufmachen und ruhelos wandern, bis ich es gefunden. Immer heftiger pochte mein Herz in Sehnsucht und Weh — ich wußte nicht warum, ich wußte nicht wonach — ich weiß es noch heute nicht. Nur dessen bin ich mir bewußt, daß mir Etwas vorschwebte wie ein Garten, ein Garten voll Rosen und daß es mich trieb, diesen Garten zu suchen und stünde er am Ende der Welt und nicht eher zu rasten, als bis ich mich am Dufte der Rosen gelabt.

Noch einmal beugte ich mich weit hinaus und athmete tief auf, dann griff ich nach dem Hute und stürzte aus der Stube und lief rasch die dunkle Treppe hinab. Als ich im Hofe stand, da hatte ich das Gefühl, als wäre ich einem Kerker entflohen. Ich schritt rasch an dem Pfeiler vorüber, hinter dem der verliebte junge Mensch stand, er drückte sich tiefer in den Schatten hinein, aber das war überflüssig, ich wollte ihn nicht stören. Ich klopfte an das Fenster des Hausmeisters, das Mädchen fragte kichernd, wer es sei — sie mochte glauben, daß dem Geliebten die Weile lang geworden. Dann, als ich meinen Wunsch nannte, kam sie eilig mit Kerze und Schlüssel heraus und fragte ganz erstaunt, was ich jetzt, nahe an Mitternacht, noch draußen wollte, derlei sei man ja an mir sonst gar nicht gewohnt. Ich erwiederte kurz, daß mich die schöne Nacht zu einem Spaziergang reize. „Ach ja!" meinte sie und warf einen leuchtenden Blick nach dem Pfeiler hin, „es ist eine wunderschöne Nacht!" Wieder empfand ich etwas wie Neid und als mich das Mädchen, während ich auf die Gasse trat, noch fragte, ob ich denn auch bald wiederkäme„ erwiederte ich schroff: „Nein! erst am Morgen!" Ich gönnte es den Beiden nicht, durch mein Zuthun noch einmal ein Glück zu genießen, welches ich selbst kaum dem Namen nach kannte.

Aber was bis zum Morgen thun? Und wohin nun? Diese Fragen beschäftigten mich, während ich die Gärtnergasse hinabschritt, der Haupt-

straße zu. Aber als ich in diese lange und stattliche Gasse einbog und sie so breit und unabsehbar vor mir liegen sah und die wohlbekannte Sichel über ihr — da grübelte ich nicht länger und ging langsam die lange Häuserzeile entlang, als müßte es eben so sein. Zu schauen fand ich genug, denn obwohl ich hier bei Tage wohl an die tausende Male auf und ab gegangen — so hatte ich die Gasse doch noch nie gesehen. Der Mond verwandelte Alles, Alles — es ist gar nicht zu schildern — das Eine machte er schöner, das Andere häßlicher. An den neuen weißen Häusern, die bei Tage blank und stattlich dastanden, rieselte sein Licht kalt und gleichgiltig herab, nur so obenhin, aber dafür legte es sich recht liebevoll auf alles alte verwitterte Gemäuer und machte hier einen verachteten unscheinbaren Erker zauberhaft erglänzen und schuf dort aus alten grauen narbigen Karyatiden wieder prächtig ragende, lichtumflossene Gestalten. Sogar ein neues Marienbild entdeckte ich in einer Nische, eigentlich ein uraltes, aber im Sonnenschein hatte ich es nie bemerkt.

So ging ich weiter durch die lichte, laue Sommernacht, mutterseelenallein, denn alles Leben ruhte und nur aus einem Hause irrten die Töne einer Geige in die Luft hinaus. Sie kamen von hoch oben, der einsame Musikant stand wohl in seiner Dachkammer und schaute während des Spiels zum Monde empor — man hörte es an der Melodie . . . .

Auf dem weiten Platze vor der Kirche, wo die Bäume stehen und der Brunnen und wo an schönen Sommertagen die alten Leute der Vorstadt sitzen und sich an der Sonnenwärme laben, da hielt ich an und blickte um mich. Ich stand an einem Kreuzwege, zur Rechten und zur Linken und gerade vor mir lagen drei Gassen und sie waren alle gleich still und in jeder lag der Mondschein auf den Dächern und machte das Pflaster blank und schimmernd. Ich wandte mich zur Linken, weil sich dahin der Mond zu neigen schien und ging wieder langsam die Häuser entlang. Jener wilde jähe Schmerz, der mich in meiner Stube erfaßt und hinausgetrieben, war mir allmählig in der Brust eingeschlafen, ich empfand nur noch ein leises, sehnsüchtiges Drängen. Auch jenes seltsame Bild von dem Garten und den Blumen schwebte mir noch immer vor und einmal hörte ich mich laut vor mich hin sagen: „Wo nur die Rosen sind?“ . . . .

Aber davon war nichts zu sehen, nur Häuser und Häuser und dann wieder eine Kirche. Sie stand auf einer Anhöhe, eine schmale Treppe führte empor und über dieser Treppe zitterte ein Lämpchen, welches mühsam ankämpfte gegen den Luftzug und das Mondlicht. Ich kannte die Kirche nicht und wußte nicht, wo ich war, bis ich beim Rückblick auf den Weg, den ich gekommen, ein großes weißes Haus gewahrte mit einem sonderbaren Thurmbau. Das war die Sternwarte und ich befand mich also am Erdberg, einem sehr entlegenen Theile dieser entlegenen Vorstadt.

Das focht mich nicht an, ich empfand keine Müdigkeit, kein Begehren nach Schlaf. Wohl ward mein Herz immer ruhiger, aber jene leise Sehnsucht

wachte in mir und lenkte meine Schritte nach vorwärts. So bog ich wieder in eine Gasse zur Linken ein und dann in die nächste, stets dem Monde nach, der sich immer mehr nach dieser Richtung senkte. Ich ging langsam und gleichmüthig, Schritt für Schritt und nur, wenn irgendwo noch ein einsames Licht wachte, hielt ich einen Augenblick und malte mir aus, wie es vielleicht eine Mutter bescheine, die sich in Todesangst über den kranken Liebling beuge, oder einen armen Menschen, den die Sorge nicht schlafen lasse und der nun, aufgerichtet auf seinem Lager, in traurigem Sinnen in das Licht starre.

Dann wurden die Häuser immer seltener und alle Spur des Lebens blieb hinter mir und ich ging zwischen Gärten dahin

Plötzlich fuhr ich empor und blieb stehen. Ich wußte nicht, wie lange ich so gegangen war und in welcher Richtung. Nur eine schlanke, einzeln stehende Pappel war mir erinnerlich, an der mußte ich vorbeigekommen sein. Ich blieb stehen, weil es plötzlich dunkel um mich geworden — ganz dunkel. Ich blickte zum Himmel empor, ich suchte den Mond, er war nicht zu sehen. Ich blickte um mich — ich stand in einem Gäßchen, rechts und links Gartenmauern und über ihnen hoch emporragendes Laubwerk, tiefschwarz sich abhebend von dem lichteren Himmel. Ein Windstoß kam durch die Luft gebraust und die Bäume rauschten umheimlich auf in der Dunkelheit. Mich überlief ein Schauer . . . .

Wo war ich? Wohin mich wenden? Rings kein Licht, kein Haus, keine Spur der Menschen. Wieder blickte ich bang zum Monde empor. Aber da oben war kein Licht zu sehen — nur einige blasse Sterne schimmerten hier und da durch zerrissenes Gewölk — die leuchtende Sichel, die mich hinausgelockt und hierhergeleitet, barg sich unter schwerer Wolkendecke.

Ich ging weiter, zögernd, halben Schritts, unabläſſig rechts und links und vor mich hin spähend und zuweilen scheu zurückblickend. So kam ich an eine Biegung der Gasse und hier hielt ich wieder an — unwillkührlich. Am Wege lag, wenige Schritte vor mir, ein kleines Haus. Matt und undeutlich schimmerten die weißen Mauern zu mir herüber. Es war sehr dunkel . . .

Mir war's, als rege sich etwas Helles an dem Hause und beuge sich weit heraus, mir entgegen. Ich blickte starr darauf hin, mein Herz begann plötzlich laut und heftig zu klopfen.

Es trieb mich näher; ich wollte nicht — ich mußte.

In der Luft schwamm ein Duft von Rosen. Sie standen dicht neben mir, dicht an dem Hause, sie standen in voller Blüthe. Es war ein schwerer, betäubender Duft.

Noch einen Schritt näher zog es mich.

Da — da regte es sich wirklich. Aus dem Fenster beugte es sich — es war eine weiße Frauengestalt — sie wandte mir ihr Antlitz zu, ihr Antlitz,

weiß wie ihr Gewand . . . . Mein Haar sträubte sich, aber ich blieb wie angewurzelt stehen.

Eine bange Sekunde. Alles still. . . .

Da horch! — ein Brausen und Stöhnen! Wieder kam der Wind geflogen und durchwühlte das Laub der Bäume, daß sie mächtig aufrauschten, und zerriß die Wolkendecke am Himmel und die Sichel des Mondes trat hervor und ergoß wieder ihr Licht über die Erde.

Nun sah ich Alles klar und wollte fliehen und konnte nicht.

Ich stand vor einem kleinen, weißen, ebenerdigen Häuschen, welches dicht an der Gasse lag und ringsum ein Garten, in dem unzählige Rosen blühten, weiß und roth. Das Häuschen hatte fünf Fenster, vier davon waren geschlossen und verhangen und in dem fünften, offenen, dem Fenster in der Mitte lehnte im weißen Nachtgewande ein blasses Mädchen und blickte mich an. Ich sah es deutlich: Vor ihm stand auf der Fensterbrüstung ein Glas und in dem Glase war eine weiße Rose. Auch das Antlitz des Mädchens sah ich genau — es gemahnte mich an die Marmorbilder der Alten, so ernst war es, so bleich, so ruhig und so rein. Nur war auch ein Zug großer Güte darin und eine Spur großen Leides und dies findet man nicht an den Bildern der Götter. Das Mädchen mußte krank sein, sehr krank, so überaus zart war die Gestalt, so todtenblaß das Antlitz. Leuchtendes üppiges Goldhaar lag um dieses Antlitz und fiel in schweren Ringen auf den Nacken. Es schien, als wäre der Nacken zu schwach, die Last des Haares zu tragen, denn das Mädchen trug das Haupt etwas vorgebeugt.

Dies Alles sah ich und ich sah, wie mich die großen Augen anblickten, ernst und freundlich, ohne Furcht und ohne Erstaunen und so sehe ich dies mondbeschienene Antlitz noch heute, Zug um Zug, obwohl ich es damals wohl kaum einige Sekunden lang angeschaut. Denn jäh und plötzlich kam wieder der Wind und trieb die Wolken über den Mond und das blasse Antlitz blickte mich nun undeutlich an aus der Dunkelheit. Da überwältigte mich das Grauen und ich entfloh.

Ueber die nächste Stunde weiß ich nichts Genaues. Ich weiß nur, daß ich die Gasse zurücklief, die ich gekommen, und weiter und an der einzelnen Pappel vorüber und immer zwischen Gärten hin und daß ich endlich in freies Feld kam und da lange umherirrte.

Im Morgengrauen fand ich mich vor dem Linienthore zu St. Marx. Ich mußte einen ungeheueren Umweg um die ganze Vorstadt gemacht haben.

Der Wind wehte kalt, am Himmel zogen graue Wolken. Todtmüde schleppte ich mich die ewig lange Hauptstraße hinab und kam bei dämmerigem Tageslichte vor meinem Hausthore an. Ein feiner Regen begann eben niederzurieseln.

Fröstelnd schlich ich die Treppe empor und in meine Stube und fiel, kaum daß ich mich ausgekleidet, in schweren, traumlosen Schlaf.

Es war ein peinliches Erwachen.

Ich fuhr auf, weil mir Glockenklang ins Ohr dröhnte. Mein Kopf schmerzte mich, ich empfand in den Schläfen ein ungewohntes, quälendes Stechen und vor den Augen schwamm es mir, wie rothe Nebel. Ich richtete mich jäh auf und starrte um mich.

Das Fenster meiner Stube war weit geöffnet und unverhangen; der kleine Raum war voll von Sonnenglanz und drückender Hitze. Auf den Stühlen und auf der Erde lagen die staubigen Kleider umher, die ich im Morgengrauen hastig abgeworfen. In der Luft schwamm schwerer, ekler Dunst, — der Docht der Lampe, die ich zu löschen vergessen, war langsam verkohlt. Ich griff nach meiner Uhr, sie stand still — ich pflegte sie sonst immer Morgens um die siebente Stunde aufzuziehen und das hatte ich ja diesmal unterlassen. Aber die Sonne stand senkrecht über dem Hofe und die Glocken dröhnten noch immer — das war das Mittagsläuten.

Mich ergriff ein Gefühl peinlichsten Mißbehagens — rasch wollte ich mich ankleiden, aber es fehlte an Allem, auch das Waschbecken war leer. Als ich unwillig nach der Thüre ging, die Magd zu rufen, erkannte ich freilich, daß dies nicht ihre Schuld war. Ich hatte heute, was sonst nie meine Gewohnheit, die Thüre hinter mir verschlossen — wohl unwillkührlich, um sicher und allein zu sein, ganz allein.

Die Magd entschuldigte sich weitläufig, wie sie oft geklopft, aber immer vergeblich. Und weil Solches bei mir unerhört, habe sie und die Hausfrau sich sehr geängstigt und sie sei schließlich sogar um einen Schlosser gelaufen. Aber die Tini habe sie beruhigt: das sei natürlich, da ich ja eben erst im Morgengrauen heimgekommen und . . .

Sie hielt inne, blickte mich forschend an, und kicherte dabei. Ich warf einen Blick in den Spiegel und sah, daß ich bleich und wüst aussah. Darauf fragte ich, was denn des Hausmeisters Tochter noch gesagt.

Und daß ich, gestand die Magd zögernd, dabei geschwankt wie ein Trunkener.

Das Blut schoß mir in die Wangen, ich wandte mich unwillig ab. Dann kleidete ich mich hastig an und ging in das kleine Gasthaus, wo ich mein Mittagbrod zu nehmen pflegte — ich weiß nicht, ob es noch heute besteht, es hieß zum „weißen Lamm" und lag gleichfalls in der Gärtnergasse. Aber auch da fügte es sich mir schief: ich konnte, solcher Lebensweise ungewohnt, nur wenige Bissen hinunterwürgen, und als ich wieder auf die Gasse trat, war mein Kopfschmerz noch größer. Darum gab ich es auf, zu meinen Büchern heimzugehen, und schlenderte langsam in den Prater. Hier setzte ich mich an den Rand einer einsamen Wiese, auf der es im Sonnenschein so recht blühte und summte. Ich war ganz allein, nur manchmal klang Musikschall zu mir herüber oder die Riesenstimme eines Ausrufers vor den Schaubuden.

Hier saß ich lange und gab mich meinen Gedanken hin. Eigentlich ist Letzteres nicht richtig — ich kämpfte gegen meine Gedanken an und mein Wille war schwächer als sie und sie kamen allmächtig über mich.

Ich kämpfte gegen sie an — sag' ich. Ich wollte mich meiner sehnsüchtigen Stimmungen nicht erinnern, nicht jener räthselhaften Mädchengestalt. Ich fühlte, daß das Erlebniß der verflossenen Nacht fremd, unheimlich, allem bisherigen unvergleichlich in meinem Leben stand, ich fühlte, daß ich es nicht erklären konnte. Und darum nahm ich all' meine Kraft zusammen, es zu vergessen und weiter zu gehen auf meinen schlichten, sicheren Wegen, als wäre nichts geschehen. Aber ich konnte nicht. Keine Willenskraft, kein Sonnenschein, kein Vogelsang schützte mich vor den Gespenstern der Mondnacht. Ich hielt die Augen weit offen, aber ich sah nicht die Wiese und die Falter darauf, sondern jenes Häuschen stand vor mir und das Mondlicht lag hell darauf und das blasse Mädchen blickte mich an, ernst und freundlich . . . Ich war wach, aber in mein Ohr klang nicht der Schall der Musik und der Ruf der Gaukler, sondern ich lauschte, wie jenes Mädchen zu mir sprach — den Sinn der Worte faßte ich nicht, aber den Ton der Stimme, die weich, tief, metallen war, wie ferner Glockenklang . . .

Ich fuhr auf und rüttelte mich wach und schalt auf mich ein, heftig und immer heftiger. Aber dabei erlebte ich an mir selbst, was wir sonst an Anderen zu erleben pflegen. In der Heftigkeit des Scheltens werden wir maßlos und ungerecht und darum bleibt unsere Mühe nutzlos: der Getadelte vergißt über dem Gefühl unverdienter Kränkung, was wir ihm etwa mit Recht vorgeworfen. So ging's auch mir. Vielleicht war ich von einiger Schwäche und Nachgiebigkeit gegen jene räthselhaften Einflüsse nicht freizusprechen. Aber ich sagte mir geradezu: „Du bist das anständige Leben satt, siehst, wie Anderen das Lumpenleben schmeckt, und möchtest dich nun selbst in die Lumperei hineinlügen, in das Nachtschwärmen und Verlieben!“ Darauf mußt' ich mir natürlich ebenso deutlich erwiedern, daß dies Unsinn, daß mir sicherlich am Liebsten wäre, könnt' ich ruhig über meinen Büchern sitzen!

Aber warum konnt' ich dies nicht, obwohl ich wollte?!

Und darauf fiel mir nun plötzlich eine Antwort ein, so passend, einfach und richtig, daß ich kaum begriff, wie ich nicht schon früher darauf gekommen! Ich war k r a n k — gewiß! — das war Alles! „Ich fiebere“, sprach ich zu mir, „dazu der Kopfschmerz — es kann ja nichts Anderes sein! Der kranke Körper reißt auch die Psyche mit hinein in Krankheit und Wirrniß! Ich muß zu einem Arzte — wer weiß, was bei mir im Anzuge ist“. Und rasch stand ich auf und ging eiligen Schrittes durch den Park, der Stadt zu.

So seltsam es klingen mag — ich fühlte mich von dem Gedanken eines bevorstehenden körperlichen Leidens nicht im Geringsten beunruhigt. Im Gegentheil — mir war's, als wäre mir ein Alp von der Brust gefallen. Nun war mir ja die fremde Macht, die plötzlich über meine Seele gekommen,

nicht mehr räthselhaft und ich hatte die Handhabe gefunden, sie zu bekämpfen.

Am Ausgang des Parks, am Praterstern, hielt ich still und überlegte, wohin ich gehen sollte. Mein Landsmann fiel mir ein, der Mediziner Hanns Leber. Er stand nun im letzten Jahrgang, hatte seine Studienzeit gut angewandt und kannte meine Natur — dem konnte ich mich wohl anvertrauen. Stracks machte ich mich auf den Weg zu ihm. Es war ein gut Stück, quer durch die ganze riesige Stadt — er wohnte damals in dem Mariannengäßlein in der Alservorstadt, hinter dem großen Krankenhause. Aber die Weile ward mir nicht lang, während ich so dahinging — ich malte mir aus, wie ich dem Freunde allmählig und klar Alles auseinandersetzen wollte, und empfand eine heimliche Freude, Jemand Anderem über meinen Zustand unparteiisch berichten zu können. In meine Gedanken vertieft, merkte ich nicht, wie sich der Himmel allmählig umzogen und ein feiner, lauer Regen niederrieselte. Erst als ich — die Dämmerung war bereits dicht hereingebrochen — unter dem Thorwege des Hauses stand, welches ich suchte, wurde ich gewahr, daß ich ganz naß geworden. Fröstelnd tastete ich die vier hohen und steilen Treppen des alten Bauwerks empor und pochte an die Thür des Freundes.

Er war daheim und saß an seinem Tische, beim Lichte einer dürftigen Lampe über ein dickes, abgegriffenes Buch gebeugt — es war Hyrtl's Anatomie. Ferner lag noch vor ihm ein Todtenschädel und dann, auf einem alten Zeitungsblatte ausgebreitet, Brot und ein Stücklein Wurst. Bei meinem Eintritt erhob er sich erstaunt und rief, ehe ich ihm noch den Guten Abend bieten konnte: „Wie siehst Du aus? Bist Du krank?“

„Ja!“ erwiederte ich und drückte seine Hand, „ich bin krank, Hanns, vielleicht sehr krank und komme zu Dir um Deine Hülfe“. Und dann wartete ich nicht erst ab, was er mir erwiedern würde, sondern setzte mich hin und begann zu berichten, was mir widerfahren — Alles, ausführlich, der Wahrheit gemäß.

Er setzte sich mir gegenüber und sah mich fortwährend an mit seinen kalten, grauen Augen. In dem hageren, ernsten, leidenschaftslosen Gesichte zuckte kein Muskel. Auch jenes Lächeln ward nicht sichtbar, vor dem ich mich immer insgeheim sehr fürchtete, jenes bittere, skeptische Lächeln, welches so häufig seine dünnen Lippen kräuselte.

Er unterbrach mich nicht und schwieg auch, nachdem ich geendet, noch eine lange Weile. Dann trat er an mich heran, zog seine alte plumpe Taschenuhr mit dem Horngehäuse hervor und zählte die Schläge meines Pulses. „Du fieberst“, sagte er. Dann nahm er wieder seinen Platz ein und schwieg abermals.

„Nun — was meinst Du?“ fragte ich beängstigt. „Meine Krankheit ist wohl gefährlich?“

„Gefährlich? erwiederte er langsam, und nun zuerst erschien jenes Lächeln um seine Lippen. „Nein — gefährlich nicht, oder wenn gefährlich, so doch mindestens sicherlich nicht in dem Sinne, in dem Du es meinst“.

„Aber ich fühle es ja!“ rief ich, „es ist doch ein körperliches Leiden?!“

„Nun ja“, erwiederte er, „Du hast auch Fieber — Hitze und Kopfweh. Das kommt von der durchwachten Nacht, vielleicht auch von einer leichten Erkältung und kann schon morgen vorüber sein, ohne eine andere Spur zurückzulassen, als einen tüchtigen Schnupfen . . .“

„Gottlob!“

„Ja — aber das, was eben Deine Krankheit ist, ist morgen wahrscheinlich noch stärker als heute. Es ist aber im Grunde keine Krankheit, sondern nur eine Anspannung und Erschütterung der Nerven, die bei Jedermann einmal im Leben eintritt. Bei dem Einen früher, bei dem Andern später, — je später, desto gewaltsamer. Es gibt kein Mittel dagegen — man muß sie eben ausklingen lassen. Was willst Du thun?! — ein Naturgesetz . . .“

„Und hast Du es auch schon an Dir selbst erfahren?“

„Nein!“ erwiederte er leise und gedrückt und tastete an dem Todtenschädel umher, „bisher noch nicht. Aber es wird wohl noch kommen. Ich — ich fürchte mich fast davor . . .“

Ich sah ihn erstaunt an. „Hanns“, rief ich, „Du klarster, sicherster Mensch! — Du und fürchten! Ich kanns nicht glauben! Aber wie heißt man jene Erschütterung?“

„Man gibt ihr verschiedene Namen?“ Er lächelte wieder, aber sein Lächeln erschien mir recht gezwungen. „Besonders die Herren Dichter sind unermüdlich, ihre Nomenclatur zu vermehren, und vertrauen diesbezüglich dem geduldigen Papier in Schrift und Druck Vieles an. Gewöhnlich aber nennt man sie Sehnsucht oder Liebe . . .“

„Hanns!“ rief ich erzürnt und sprang auf. „Du verkennst mich oder willst mich verspotten. Du hältst mich also für so einen Schwärmer, für ein’ verliebten Phantasten. Aber ich versichere Dich: Du thust mir Unrecht! Ich kann ja nichts dafür. Ich empfinde keine Gefühle, sondern körperliche Schmerzen. Es ist eine Krankheit, die vom Körper ausgeht und im Körper steckt. Ich weiß nicht, wie sie über mich gekommen ist, vielleicht durch den Mond . . .“

Aber er schüttelte den Kopf. „Was Ihr Seele und Gefühle nennt“, sprach er langsam und scharf, „sind Nerven- und Nervenfunctionen, und die Nerven stecken allerdings im Körper. Du hast also formell Recht, aber in der Hauptsache Unrecht. Daher kann ich Dir auch bezüglich des Mondes natürlich nicht Recht geben. Was bei Dir eingetreten, ist ja gar keine Krankheit, sondern, wie erwähnt, eine naturgemäße Erregung. Hier ist der Mond höchstens Mittel, aber nicht Ursache. Was Dich hinausgetrieben, war nicht

die Mondsichel, sondern der Gedanke an jenen Garten voll Rosen. Freilich kann der Mond auch Krankheiten hervorrufen, speciell Nervenkrankheiten, so leidet z. B. das Mädchen, welches Du gesehen, vielleicht an einem solchen Uebel . . .“

„Du glaubst also, eine Mondsüchtige—“

„Was weiß ich! Vielleicht! Oder —“ Das böse Lächeln erschien wieder um seine Lippen.

„Nein! nein!“ rief ich empört, entsetzt.

Er zuckte die Achseln. „Und was räthst Du mir?“ fragte ich nach einer Pause.

„Hm! — was ich Dir rathe?! Heimzugehen, Dir einen tüchtigen Thee kochen zu lassen und gehörig zu schwitzen, um morgen mindestens das Fieber los zu sein“.

„Und bezüglich — bezüglich jener Erregung?“

„Hiefür gibt's keinen Rath! Ich könnte Dir da nur sagen, was Du Dir selbst viel besser und gründlicher predigen kannst. Nimm Deine Willenskraft zusammen, denk' an Deine Staatsprüfung, arbeite fort, thu' als wäre nichts geschehen! Wie weit Du aber damit kommst, kann ich Dir natürlich noch minder prophezeien als Du selber!“

„Mir ist so bang“, sagte ich vor mich hin und drückte meine Hände an die glühenden Schläfen, „so entsetzlich bang—“

Er griff nach seinem Hute, trat dann zu mir, und legte mir die Hand auf die Schulter. Sein Gesicht hatte dabei einen Ausdruck, wie ich ihn bei diesem harten Menschen nie für möglich gehalten hätte. „Komm, mein Junge“, sagte er fast weich, „ich will Dich heimbegleiten. Und im Uebrigen: Kopf auf! . . . Vielleicht war es auch nicht klug von Dir, daß Du mich um Rath gefragt. Was weiß ich von solchen Dingen, ich einsamer liebeleerer Mensch, der sich auch nicht nach Liebe sehnt. Denn Liebe ist Furcht vor dem Alleinsein. Ich aber fürchte vor der Zeit, wo ich das Alleinsein nicht mehr werde ertragen können . . .“

Wir gingen.

Zwei Tage und Nächte lang ging Alles leidlich, ich konnte wiede studiren, ich glaubte mich genesen. Aber da irrte ich; ich hatte meine Seelenruhe und meinen fieberfreien Zustand nur dem Umstande zu danken, daß es fortwährend regnete und der Mond umhüllt blieb.

Aber als er in der dritten Nacht wieder voll, klar, gewaltig am Himmel stand, da trieb es mich wieder hinaus, jenem Häuschen zu und jenem Mädchen.

Ich habe sie in selbiger Nacht wieder gesehen und zum ersten Male mit ihr gesprochen . . .

Schlußwort des Autors:

„. . und zum ersten Male mit ihr gesprochen". An dieser Stelle habe ich an einem Sommerabend des Jahres 1868 die Feder aus der Hand gelegt, mit dem festen Vorsatz, am nächsten Tage weiter zu schreiben, wie sich die sonderbare Krankheits- und Liebeshistorie des Studiosus Franz Xaver Stadelmayer des ferneren gefügt. Aber ich habe keine Zeile mehr daran geschrieben, weder an jenem Tage, noch in der Folge. Nicht etwa, weil sie mir unlieb geworden. Im Gegentheil! Keine andere meiner Arbeiten ist mir so werth wie diese, und über keine andere habe ich so viel nachgedacht. Und just darum ist diese Geschichte ein Fragment geblieben, und muß es bleiben.

Das wird Niemand wundern, der das Vorliegende gelesen und überdacht. Dann wird er erkennen, daß der anscheinend so überaus winzige Stoff in Wahrheit ein ungeheurer, gar nicht, oder doch kaum zu überwältigender ist. Denn man wird sich nicht durch die Zuthaten täuschen lassen dürfen, so wenig sich der wackere Hanns Leber hiedurch täuschen ließ. Man wird erkennen, daß es einzig meine Absicht war, darzulegen, und zwar, so weit mir die schwache Kraft reichte, mit der Genauigkeit des Anatomen, mit der Präcision des Naturforschers darzulegen, wie die Sehnsucht und die Liebe über ein junges, hülfloses Herz kommen, es überwältigen, grausam darüber herrschen, und erst langsam, langsam davon lassen kann, ohne daß freilich je wieder gänzlich ihr Bann sich löst. Hätte ich dies so ausführen wollen, wie es mir vorschwebt, oder auch nur so, wie ich begonnen, dann hätte es, was die Zeit betrifft, mehrerer Jahre bedurft, was den Raum betrifft, mehrerer Bände, was mich betrifft, einer sehr genauen Kenntniß des Menschenherzens, und was den Leser betrifft, einer ungemeinen Geduld — Bedingungen, die theils gar nicht, theils schwer sich erfüllen konnten. Wäre ich nicht so jung gewesen, als ich diese Geschichte niederzuschreiben begann, ich hätte mir gleich sagen können, daß es ein eitler Traum sei, jemals ihre Beendigung erhoffen zu können.

Aber ich war sehr jung, und schrieb aus eigenthümlichen Verhältnissen heraus, und dies ist der zweite Grund, warum ich nicht zu Ende kam. Wer in eigenartiger oder gar absonderlicher geistiger Atmosphäre schreibt, wird entweder in einem Zuge fertig oder gar nie. Was eine seltene Stimmung geboren, wird in anderer Stimmung nicht reifen. Ich war selbst Student zu Wien, da ich diese Geschichte schrieb, und wohnte in selbiger Gärtnergasse, Nummer Vierundzwanzig und — was sollt' ich's hehlen? — es kamen Mondnächte, da es mir erging, wie dem Franz Xaver Stadelmayer. Da fiel einmal ein Mondstrahl in mein einsames Herz und wirkte, wie jener Wundertropfen, der in den Nil fällt; er machte es mächtig gähren — und

überschäumen. So litt ich des Nachts, süß-schauerliche Schmerzen, und trieb wehmüthig-tolle Allotria, des Tages aber zwang ich mich zur Nüchternheit und preßte jene Gluthen in eine kühle, sehr philisterhafte Form. Vor Allem wollt' ich mich selbst befreien. Und als dies nicht mehr nöthig war, da war auch eine Fortsetzung unmöglich.

So entstand die Geschichte „Im Mondlicht" und darum blieb sie ein Fragment. Daß ich sie trotzdem drucken lasse, dafür kann mich vielleicht ihres Inhalts wegen ein Vorwurf treffen, aber kaum deßhalb, weil sie eben nur ein Bruchstück ist. Was man nicht vollenden will, soll man nicht als Fragment erscheinen lassen, weil dies eine Rücksichtslosigkeit gegen den Leser wäre. Eine Arbeit jedoch, die naturnothwendig ein Bruchstück ist, hat man nur die Wahl, entweder so oder gar nicht drucken zu lassen. Ich habe mich für das Letztere entscheiden zu dürfen geglaubt.

Allerdings hat auch ein äußerlicher Grund eingewirkt. Ich hatte dem verehrten Herausgeber dieses Jahrbuchs eine Novelle für den laufenden Jahrgang zugesagt, und war dann, statt sie zu schreiben, nach leidiger Gewohnheit in vieler Herren Länder spazieren gegangen. Als ich zurückkam, ward ich erinnert, daß ich mein Versprechen nun auch halten müsse. Da holte ich diese vergülbten Blätter hervor, deren Veröffentlichung ich längst geplant, meine seltsamste Arbeit und zugleich jene, die mir am theuersten ist.

Darum habe ich sie hier auch so vorsichtig verclausulirt und im Voraus defendirt, als wäre ich selbst Franz Xaver Stadelmayer, der Doktor beider Rechte!

Wien, Ende October 1875.

Auf dem Aventin.

Von

Friedrich Marx.

Mondnacht im Lenz! Als goldne Königsschlange,
Die alle Kronen einst der Welt getragen,
Den Völkern rings das Herzblut ausgetrunken,
Und nun in tausendjähr'gen Schlaf versank,
In wüsten Traum von Größe, Untergang —
Zieht durch die Siebenhügelstadt die Tiber.
Als düst're Greisin, deren Riesensöhne
Im Wahnwitz sich gemordet, oder die
Der Blitz erschlug, bewachst du Schutt und Leichen,
Erhabnes Rom! Wo ist das Siegsgespann,
Vor dessen Räderdonner einst die Welt
Gebebt! Wo deine Adler und Standarten,
Lictorenbeile, wo der Lanzenwald
Bei Tubaklang heimkehrender Legionen —
Wo die Kurul'schen Stühle, sprich, auf denen
Das Recht du einst dem Erdenkreis gesprochen,
Als Tod und Leben hing an deinen Lippen?
Wo ist das Volk von Kön'gen, dein Senat,
Der finstre Brutus und der rauhe Cato,
Wo deine Fabier, Gracchen, Scipionen,
Vom ewgen Ruhm umstrahlt der Bürgergröße,
Am Pflug, am Forum und im Schlachtgewühl?
Wo sind die Würger Marius und Sulla,
Pompejus' Glanz und Cäsars Majestät,
August, das Vorbild aller Fürstenkunst,
Und Hadrian, Trajan, die Antonine?
Der Prätorianer machtberauschte Schaar,
Die lachend einst das Kaiserloos geworfen
Aus goldner Helme Rund? — Wo schwand er hin,
Der Götterreigen, der dich einst bewohnt,
Dein Jupiter, Quirin, die Mutter Tellus,
Die Hoheit Junos und der Venus Liebreiz,

Der strahlende Apoll, der wilde Mars,
Des Janus Doppelantlitz, Ceres, Vesta,
Mit ihrer Priesterinen Taubenschaar?
Osiris, Isis, Mithras und die braune
Astarte? Sieh, ein ganzes Volk von Göttern!
Denn gastlich warst du allen und sie haben
Zu deinen Siegesmahlen sich gefunden,
An deiner Opfer Dufte sich gelabt.
Nun aber herrscht der Leidensgott am Kreuze,
Und riesig ragt er aus dem Colosseum
Im Mondlicht auf mit seiner Arme Schatten.
Sie waren alle dein, die dort geblutet
In der Arena Sand, von Löwen, Tigern,
Von Bären einst zerfleischt beim Lustgeheule
Der Hunderttausend rings im Quadernbau,
Von Purpurbaldachinen überspannt,
Von duftenden Fontainen sanft gekühlt,
Du bleicher Gott des Leidens und des Sterbens!
Der Götter prangendes Gewimmel floh
Vor dem Vandalensturm in alle Winde,
Geraubt, zerstückt, verbrannt — im Funkenregen
Schmolz ihre Hoheit und ihr Reiz hinweg,
Wie tief in Erdennacht sich vor dem Elend
Manch weißes Götterbild verbarg, worauf
Der späte Enkel nur mit Schauder stößt.
Das ist nicht mehr das kaiserliche Rom,
Das goldne Rom mit seinem Kapitol,
Mit seinen Bergpalästen, Kuppeln, Giebeln,
Portiken, Tempeln, Thermen, Mausoleen,
Den Kaisergärten, Rosen und Cypressen,
Den Silberseen, voll spielender Muränen,
Dem Statuenwald, den Riesenkolonaden,
Mit seinen Aquäducten, Gräberstraßen —
Das unermeßlich Thal und Hügel deckt,
Bis zu den Bergen durcheinanderwogend
Im Marmorglanz und Grün und goldner Pracht!
Geschwärzte Trümmer sind nun die Paläste,
Wo Elfenbein, Cristall und Goldtapeten
Die Wände strahlend oder Schildereien,

Des Bodens Marmorfliesen bunt bedeckt.
Wo ist der Schlemmer Schaar, bekränzt mit Rosen,
An Citrustischen rings auf Purpurpfühlen,
Von tanzenden Mänaden wild umgaukelt
Bei Cymbalklang und Phrygierflötenschall?
Ein Bacchanal und ein lucullisch Mahl
Hast du der Welt Jahrhunderte gebothen,
Die es mit ihrer Freiheit, ihren Schätzen,
Den Früchten aller Zonen dir's bezahlt —
Hast ihren Reichthum du verpraßt! . . . Ruinen,
Die Schedelstätte einer Welt, so blickt
Dein Antlitz nun zum Jünglingspaar herauf,
Das aus der Kaiserpfalz des Aventin's
Vom ragenden Balkon dich überschaut!

*

Ein fürstlich Paar, die Arme traut verschränkt!
Wie Morgenröthe lacht des Einen Antlitz,
Vom blonden Haar umrahmt und adlergleich,
So kühn und freudig, blitzt sein Augenpaar.
Die hohe Stirn, das sanftgeschwellte Kinn,
Der Mund zu streng für Küsse fast und Scherz,
Der Hünenbau der wohlgestalten Glieder —
Antinous fürwahr in der Soutane,
Die weiß und schimmernd seinen Leib umfließt.
Auf seiner Brust das apostol'sche Kreuz,
An seinem Finger blitzt der Fischerring,
Im goldnen Mondesstrahl. Das ist die Hand,
Die Christi Segen urbi et orbi spendet,
Und nun des Kaiserjünglings Hand ergreift,
Der sich in goldverbrämter Purpurtoga,
Daran des Reiches schwarzer Aar zu schaun,
An seinen Vetter schmiegt, Bruno von Kärnten,
Gregor den Fünften heut auf Petri Stuhle,
Und traumversunken, wie des Freunds vergessend,
Die Trümmerwelt da unten überfliegt. —

„Wie lieb' ich dich in deinem Witwenschleier,
Den dir der Mond aus bleichen Dünsten spinnt,

Erhabnes Rom, du Mutter der Cäsaren?
Ein neu Jahrtausend klopft an deine Pforten
Durch meine Hand, ein andrer Cäsar steigt
Zur Krönung auf das Kapitol! Ersteh'
Aus deinen Trümmern in verjüngter Pracht
Und schmücke dich als Braut zu meinem Feste!
Germaniens Helden sollen dich bevölkern,
Den Helm vertauschen mit dem Lorberzweige,
Den Harnisch mit der Toga und das Schwert
Mit aller Künste friedlichem Geräth,
Um dann um deiner Frauen Reiz zu werben,
Bis aus dem Bund des Nordens mit dem Süden,
Ital'schen Feuers mit der deutschen Kraft,
Ein jung Geschlecht von Welterobrern blüht.
Der Herrschaft Zügel, Rom, wirst du ergreifen,
Die Erde soll dein Adler überschatten,
Die ganze Menschheit zollen dir Tribut!
In hundert Sprachen preist man deine Macht,
Ein Rath von Königen ist mein Senat,
Die uns mit Eifer und Gehorsam dienen.
Vom Indus bis zu der Atlantis Wogen
Und von der Ostseeküste bis zum Nil
Verleihen dir, wie einst, Allgegenwart
Der Legionen wallgeschützte Lager
Und hundert Flotten stattlicher Triremen,
Die deines Namens Glorie und Schrecken
Durch alle Meere tragen. Wie der Blitz
Vom Aufgang bis zum Niedergange zuckt,
So fliegt dein Herrscherwort von einem Ende
Der Welt zum andern — deinen Herzschlag fühlt
Das Riesenreich in jeder Stunde mit.
Und wenn sie deine Hoheit all erkannt,
Dann wollen Frieden wir den Völkern schenken,
Vom Fluch die Erde lösen, Licht verbreiten,
Ein Gottesreich der Liebe erst begründen,
Auf das der Herr mit Wohlgefallen schaut.
Du aber, Roma, bist die Gottesstadt,
Die der Apostel einst im Traume sah,
Von Gold die Straßen, Jaspis deine Mauern,

Und Perlen deine Thore, Licht verströmend.
Und du, mein Bruno, sei der Hohepriester,
Der nur zum Segen seine Hand erhebt,
Und himmelwärts die Geisterschaaren führt!" —

Otto, der Dritte, sprach's! Sein Odem flog,
Von Kraft und Muth die stolze Brust geschwellt,
Das dunkle Auge und das edle Antlitz,
Die Lippe kaum vom ersten Flaum beschattet,
Das schöne Haupt in dunkler Lockenfülle,
Im Schmuck des Lorberzweigs emporgewandt,
Als wär' die Sternenwelt sein Diadem!
Da schlug die Nachtigall, die Tiber rauschte
Dem Fürstenpaare leisen Gruß herauf.
Und draußen auf dem Säulenkorridor
Erscholl des deutschen Söldners Schritt und dumpf
Der Wachen Ruf dort von der Engelsburg.
Und Thürme, Kuppeln, Bogen, Säulen glänzten
Nochmals so hell im Strahl der Mondesscheibe,
Die geisterhaft im Dunstgewölk' verschwand!

*

War es der Wolke Schatten, der sich düster,
Verfinsternd auf das Antlitz Bruno's legte?
Aus seines Vetters Arm, des trunknen Schwärmers,
Sich lösend, blickt er fest ihm in das Auge,
Und tiefe Wehmuth zuckt um seinen Mund.
„Mein kaiserlicher Schutzherr, Freund und Bruder", —
Begann er mit gepreßtem Laut — „wie schön,
Wie groß ist deiner Herrscherseele Schwung,
Als trüg' ein Aar die Welt in seinen Fängen
Zum Sonnentempel der Vollendung auf!
Und wie Byzanz an deiner Wiege stand,
Des Griechenkaisers Tochter dich geboren,
Du Jüngster der Ottonen, deine Stirne
Die röm'sche Kaiserkrone schmückt, so möge
In dir das Morgen- und das Abendland,
Ital'sche Anmuth sich und deutsche Kraft
Mit Griechenkunst, Araberweisheit paaren!

Weltwunder nennt die Völkerzunge dich,
Wie keines man auf Thronen noch geschaut —
O mögest du so groß als glücklich sein,
Wie Carol weise und wie Otto stark!
Fast scheint ein Traum, was mich nach Rom geführt,
Aus meines Vaters Herzogsburg in Kärnten
Auf Petri Stuhl, was mit der Kaiserkrone
Des Freundes Haupt mich schmücken ließ! Noch schwankt
Mein Fuß, noch sucht das Aug verwirrt, geblendet
Der Heimat Alpen und das gute Volk,
Das unserm Römerzuge zugejauchzt.
Unsicher ist der Boden, der uns trägt,
Und Flammen züngeln warnend um uns auf,
Als sollt' es stündlich furchtbar sich entladen.
So laß uns groß durch unsern Willen sein,
Wenn das Gelingen unsrer That versagt.
Denn kein Gedanke kann verloren gehen
Im Reich der Geister, und Jahrhunderte
Vollführen einst, was unserm Haupt entsprang:
Die neue Kirche und das neue Reich!"

*

Da neigte sich ein marmorbleiches Antlitz
Zu Häupten Otto's aus dem Erker vor —
Der Rachegöttin gleich ein Frauenbild
Zum Fürstenpaare ungeseh'n herab.
Dämonisch blitzt ihr dunkles Augenpaar
Verderben und Triumph, und höhnisch bog
Der Mund in bösen Falten sich empor,
Als ob er spräch': Ihr Träumer und ihr Thoren,
Die ihr die Welt zu lenken meint und Rom
Zum Schemel eurer Füße auserseh'n,
Hier diese Hand führt dich am Narrenseil,
Scheinkaiser du von meiner Römer Gnade,
So lang mir noch dies Gaukelspiel gefällt!
Nur einen Mann gab's, den du plump gemordet,
Geblendet erst, verstümmelt und geschleift,
Als er von Petri Stuhl, den er vergab,
Den deutschen Kapellan verjagt.

Frohlocke noch in kurzer Herrlichkeit —
Die Buhle, meinst du, ruh' in deinem Arm,
Doch Rache ist ihr Lächeln, Mord ihr Kuß,
Und schrecklich wird dein letzt' Erwachen sein.
Verdirb, doch kehre die Verrätherhand
Erst gegen ihn, der dich zum Kaiser salbte,
Und meines Gatten Mord geschehen ließ.
Verzweifle dann an deines Gottes Gnade
Und stirb entehrt, verflucht, in deinem Fall
Für immerdar den Kaisertraum begrabend.
So sprach die Witwe des Crescentius
Und tauchte in die Finsterniß zurück,
Die, schien es, solch ein Schreckenbild gebar!

*

Der Morgen graute schon, die Glocke scholl
Vom Lateran, und des Soracte's Gipfel
Begann in Rosenschleiern zu erglüh'n.
Da regte sich das Riesenungethüm
Zu beider Fuß auf seinen sieben Hügeln.
Vom Hochrand der Sabinerberge her
Auf Thurm' und Zinnen schoß ein Feuerstrom,
Die ew'ge Stadt in Gold und Purpur tauchend.
Aus hundert Glockenlauten scholl ein Lied
Dem Maientag entgegen im Azur.
Zerronnen schien der Kaisertraum der Nacht,
Und wieder war's das priesterliche Rom,
Das dort aus Schutt und aus Ruinen stieg,
Gehüllt in's Kleid der Demuth und der Buße,
Gelagert rings zu der Apostel Füßen,
Wo dir auch bald die Gruft sich aufthun wird,
Du hoher Jüngling dort mit der Tiara,
Blutzeuge deines heil'gen, großen Sinns,
Vom tiefen Fall die Kirche zu erheben,
Du deutsches Herz voll Redlichkeit und Strenge!
Wehmuth umflort dein Antlitz? Ahnest du,
Daß jene Hand, die du zum Scheiden fassest,
Des Vetters und Gespielen deiner Jugend,
Dem Mörderdolch, auf dich gezückt, nicht wehrt,

Ja wol dich selbst dem Untergange weiht?
Zwar — eine Trauer blieb dir so erspart! —
Den Cäsar solltest du als Mönch nicht seh'n,
Im härenen Gewand, die Geißel schwingend,
Ein bleicher Schatten seine Blutschuld büßend,
Von Rom verhöhnt, das er so heiß geliebt,
Bis die herabgebrannte Trauerkerze
Des jungen Lebens, das so groß begann,
Unrühmlich still verlosch! — —
Geheim nur, in der tapfern Faust das Schwert,
Bereit im Tod ihn noch herauszuhauen,
So flüchten seinen Leichnam die Getreuen
Nach Deutschland, dem du Träumer dich entfremdet
Auf deinem Sonnenflug des Ikarus,
Das aber dich als deutschen Wesens Abbild,
Als seinen liebsten Herzenssohn erkannt.
Noch aber prangt der schöne Wunderknabe
In Gold und Purpur — noch ist Roma sein,
Und tausendstimmiger Jubel schallt herauf,
Als sich zum Morgengruß die Hände reichen
Hoch auf dem Söller dort des Aventins
Der römische Kaiser und der deutsche Pabst.

Fremde Dichtungen.

I.

Der Herbst.

(Nach Lamartine.)

Von

A. Boczek.

Ihr herbstlich düstren Haine,
Mit letztem Grün geziert,
Vergilbtes Laub, auf Raine
Und Rasen rings entführt,
Ich grüße Euch, ihr Tage
Der sterbenden Natur,
Ihr stimmt zu meiner Klage,
Mein Herz füllt Trauer nur.

Mit träumerischen Schritten
Geh' ich, zum Tod bereit,
Es hallt von meinen Tritten
Die Waldeseinsamkeit.
Will schau'n zum letztenmale
Der Abendsonne Licht,
Die mit gedämpftem Strahle
Kaum durch die Waldnacht bricht.

Des Herbstes sanften Blicken
Entstrahlet hell'rer Glanz
Und reich're Farben schmücken
Den letzten Blumenkranz —
Wie lächelnd noch, voll Liebe
Ein Freund uns scheidend grüßt
Mit Augen, matt und trübe,
Die bald der Tod ihm schließt.

Auch ich, bereit zu scheiden,
Ich wende meinen Blick
Auf längst verrauschte Freuden
Voll Sehnsucht noch zurück.
Von neuem Reiz umgeben,
Tritt vor die Seele klar
Das karge Glück im Leben,
Das mir beschieden war.

Du Thal in deiner Schöne,
Du hüglig Rebenland,
Euch schuld' ich eine Thräne
An meines Grabes Rand.
Rings Glanz und Duft hienieden,
Das Licht, die Luft so rein,
Rings Glück und Ruh', rings Frieden,
Rings gold'ner Sonnenschein.

Möcht leeren noch den Becher
Des Lebens bis zum Grund,
Der stets enttäuscht den Zecher,
Nur Wermuth bot dem Mund.
Noch einmal möcht' ich nippen
Von seiner Neige jetzt,
Ob nicht die durst'gen Lippen
Ein Tropfen Nektars letzt.

Vielleicht wird zugemessen
Auch mir ein Erdenglück,
Ersehnt, doch nie besessen,
Versagt dem Thränenblick:
Daß noch im Weltgewühle
Ach! eine Seele weilt,
Die meiner Brust Gefühle,
Die meine Freuden theilt.

Wenn Rosen welken, sterben,
Füllt noch ihr süßer Duft,
Um den Zephyre werben,
Als Abschiedsgruß die Luft —
Ich sterbe, doch mein Leben
Wird, kaum daß es entfloh'n,
Verhauchen und verschweben,
Ein leiser Klageton.

II.

Trauer.

(Nach Charles Fournet.)

Von

A. Boczek.

Im Osten Gluthen,
Der Morgen graut,
Auf Land und Fluthen
Wirds wieder laut.

Die Lerchen schmettern
In blauer Luft,
Aus Blumen, Blättern
Strömt süßer Duft.

Es summen Immen
Um Feld und Rain
Und tausend Stimmen
Erschallen drein.

Und bei dem Singen
Das aus der Nacht
Mit hellem Klingen
Ringsum erwacht,

Möcht' ich nur flehen
Nur ich allein:
„O könnt' ich gehen
Zur Ruhe ein!"

III.

Heimgekehrt.

(Frei nach dem Japanischen des Kinotzra-Yuki.)

Von

Karl Graf Zaluski.

In's Vaterland, nach langen Wanderjahren,
Heut' kehr' ich heim, da Niemand mehr mich kennt.
Mein Herz, das kühn oft trotzte den Gefahren,
Manch' Namen jetzt bewegt und ängstlich nennt;
Doch ringsum schweigt's und nur die duft'gen Flieder
Am trauten Ort wie dereinst find' ich wieder.

Die Lieben all', die zogen rasch von dannen,
Wo sie nicht mehr erreicht des Wand'rers Fuß,
Es blieben nur die alten, harz'gen Tannen,
Entgegen weht mir noch ihr kühler Gruß;
Und was ich selbst in treuer Seele trage,
Erinn'rung ist's an frohe Kindestage.

„Zu spät", so rauscht es düster in den Bäumen,
„Zu spät", so hallt es nach mir im Gemüth!
Fortreißen ließ ich mich von wilden Träumen,
Da mir das Glück im Hause war erblüht.
Verduftet nun, verrauschet ist mein Leben,
Und du, Natur, kannst Mitleid nur mir geben.

Rumänische Volkspoesie.

Von

Dr. Adolf Dux.

An einer Stelle der flachen Theißufer ist ein langes Floß angebunden. Es gehört Marmaroser Rumänen, welche aus den längs der oberen Theiß befindlichen Bergwerken Salz herabbringen, um es an die ärarischen Magazine in Szolnok und Szegedin abzuliefern. Die Salzflosse bestehen aus 60 bis 80 Fuß langen Fichtenstämmen, deren 12 bis 20 in primitiver Weise miteinander verbunden sind. Ruder und Segel ersetzt die Strömung des Flußes; nur je ein Steuerruder am obern und untern Ende des ungeschlachten Fahrzeuges bildet den gesammten Apparat, mittelst dessen dasselbe in Bewegung gesetzt oder vielmehr gelenkt wird. Eine zeltförmige Hütte auf dem Floß, aus ungehobelten Bretern gezimmert, bietet den Fährleuten Schutz gegen Sonne und Regen, und enthält das Gepäck derselben: einige Säcke Maismehl, einige Mäntel aus Kotzen, eine Pfanne, eine umfangreiche „Tschutora“ (Wein- oder Branntweinflasche) aus Holz geschnitzt, Aexte und hölzerne Löffel. Die Mittagssonne brennt und unsere Argonauten machen Halt, um ihr „Málé“ (Maismehlfladen) zu backen, und ein paar Fische, die auf der Theißfahrt leicht zu beschaffen sind, am Rost zu braten. Haben sie ihr frugales Mahl verzehrt, so fahren sie, melancholische Lieder singend, weiter, und an ihrem Bestimmungsort angelangt, liefern sie die Fracht ab, verkaufen das Floß und wandern zu Fuß nach Hause, oder legen eine große Strecke des Heimweges auf der Eisenbahn, „vierte Classe“, zurück, um daheim wieder zu arbeiten, ihre Lieder zu singen und die Schauer der Nähe jener Geister zu fühlen, welche auf Bergeshöhen und im Waldesdunkel hausen sollen. In den Bergen, so auch in den Marmaroser Bergen sind Mythen des sagenreichen Volkes localisirt, gleichsam versteinert. Riesen, Zauberer, Räuber haben mehr als einem Felsgipfel, in welchen sie verwandelt worden sind, den Namen gegeben.

In lebendigere, durch beiderseitige Intelligenz geförderte gegenseitige Berührung, als in der Marmaros, kommen das magyarische und das rumänische Element in Siebenbürgen, wenn gleich da manche schmerzhafte Erinnerung sich geltend macht. Reist man im siebenbürgischen Goldland, im Hunyader, Unteralbenser und Zaránder Comitat, so begegnet man manchem Denkmal blutiger Zusammenstöße zwischen beiden Nationalitäten.

Im griechisch-orientalischen Friedhofe zu Körösbánya steht der „Hora-Baum", eine riesige Eiche, in deren Schatten der Plan zu der berühmten Hora-Verschwörung entworfen wurde. In der Nähe dieses Baumes liegt Abraham Janku, eine der von den 1848er Ereignissen her bekannten rumänischen Volksgestalten, begraben. Und auf Fahrten in jener Gegend trifft man hie und da noch Spuren der damals wild entflammten Volksleidenschaft, Trümmer, die von dem in jener Zeit vollbrachten Zerstörungswerk herrühren. Ja selbst im freundlichen Verkehr zwischen intelligenten Männern beider Nationalitäten klingt zuweilen ein Ton unausgleichbarer politischer Meinungsverschiedenheit durch. „Die rumänische Nation steht außerhalb des Rahmens des ungarischen Staates", hörte unser ungarischer Gewährsmann rumänische Männer sagen, bei welchen er gleichwohl herzliche Gastfreundschaft genossen hat.

Aber mächtiger, als all' diese Widerhaarigkeiten ist der Reiz, welchen die großartige Natur in jener Gegend und die Poesie des dieselbe bewohnenden Volkes auf Jeden ausübt, der dort sich umzusehen Gelegenheit hat und die Sprache des Volkes versteht. Rumänen, die ungarisch schreiben, und Ungarn, die mit Sprache und Sitte jener vertraut sind, lassen sich gern vernehmen über das, was in dem von Rumänen bewohnten Gebirgsland zu sehen und zu hören ist, und so kommt es, daß uns in zerstreuten, ungarisch geschriebenen touristischen Aufzeichnungen und Abhandlungen die Kenntniß rumänischer Sitten und Volkspoesie oft in berufenster, auf unmittelbarer Anschauung beruhender Weise vermittelt wird. Aus solchen Quellen sind auch folgende Mittheilungen über Mythe und Sage des rumänischen Volkes geschöpft. —

Zwei ewig junge Geister — „Ursita" — erscheinen am siebenten Tage nach der Geburt eines jeden Kindes an einem Fenster des Hauses und entscheiden über die Zukunft des Neugebornen, wie lange es leben, ob es glücklich oder unglücklich sein soll. Man stellt für sie in einem Teller Mehl und in einem Gefäß Oel auf den Tisch, denn die Ursita's stehen beim Volk in großem Ansehen, und die erwähnten Opfer sind Zeichen der Verehrung, die ihnen gezollt wird.

Ueber den Ursprung dieser Geister kennt man im Fogaraser District folgende Sage!

Als Alexander der Große bis zum Paradiese vordrang, traf er einen König, Namens Johann, der auf einem Thron sitzend, seine Füße im Wasser aus einer warmen Quelle badete. Alexander fragte nach der Ursache dieses

Bades und Johann antwortete, daß das Wasser dieser Quelle ewige Jugend und Weisheit sichere. Alexander der Große begehrte nun von diesem Wasser, aber zwei Mädchen, die in seinem Dienste standen, stahlen es für sich und leben seitdem in ewiger Jugend; sie wissen die Geheimnisse der Zukunft und bestimmen das Schicksal der Neugebornen. Das sind die Ursita's.

In der Hátszeger Gegend lebt eine hieran anklingende Sage im Munde des Volkes.

In der Zeit, in welcher der Hauptmann Dán in dieser Gegend als Fürst herrschte, erschienen die Ursita's am Fenster und prophezeiten über die Zukunft des Töchterchens, welches dem Fürsten sieben Tage vorher geboren worden war, daß, wenn dieses Kind das zwölfte Jahr zurückgelegt haben wird, der König der Riesen kommen werde, um es zu rauben und in seinen Palast zu bringen. Wenn der Vater seine Tochter Relia (Aurelia) retten wolle, so müsse er auf dem höchsten Berggipfel ein Schloß erbauen lassen, und darin seine Tochter vor den Augen der Welt verbergen, um sie erst dann wieder herauskommen zu lassen, wenn der König der Riesen vom vielen Suchen ermüdet, als Mönch verkleidet, vor den Thoren des Schlosses erscheinen wird.

Hauptmann Dán ließ auf dem Gipfel des Berges bei Hátszeg ein Schloß erbauen und sperrte die kleine Aurelia dort ein. Vor das Thor des Schlosses stellte er die zwei tapfersten Männer, denen er die Wache anvertraute. Als nun das Kind sein zwölftes Lebensjahr zurückgelegt hatte, kam der Beherrscher der Riesen. Er fand das Thor der Burg geschlossen, und die zwei tapfersten Männer der Welt hielten davor die Wache. Der Riese geräth hierüber in Wuth, steigt auf den Retyezat und schleudert von dort seine Keule gegen die Mauer des Schlosses. Die beiden Wächter halten ihre Hände vor, fangen die sausende Keule auf, schleudern sie zurück und treten dann auch selbst angreifend auf, indem sie ihre Spieße mit übermenschlicher Kraft auf den Riesen schleudern. Getroffen, brüllt dieser wie ein Löwe, sinkt von dem hohen Gipfel und verwandelt sich in einen Bach (es ist der Strigy), der pfeilschnell von Fels zu Fels stürzt, bis er an den Fuß des Orelia-Berges gelangt, den er mit Macht angreift. Der Berg soll nach langem Unterwaschen einsinken, worauf der Riese Aurelia rauben will. So bespült der Strigy bis zum heutigen Tage die Wand des Berges Orelia, das schöne Mädchen aber wohnt auf dem Gipfel, und wird dort bleiben, bis der Fürst der Riesen, als Mönch gekleidet, zum Thor des Schlosses kömmt.

An die neun Musen erinnern die „Frumosole“ oder „Maestrele“ genannten neun schönen Mädchen, die in der Nacht die Gipfel der Berge, ihre ewigen Wohnsitze, verlassen, bei Mondschein auf dem Rasen tanzen, dann sich in die Lüfte erheben, und mit bezauberndem Gesang über die Dörfer hinfliegen. Auf diesen nächtlichen Flügen leitet sie ein Führer, gewöhnlich ein Musiker oder Sänger. Neun Jahre lang steht er im Dienst der „schönen Fräulein“, singt ihnen vor, und nimmt an allen ihren Liebesabenteuern

Theil. Einer jeden dient er ein Jahr, und nach Ablauf der neun Jahre bekommt er eine Geige zum Geschenk, und erhält die Macht durch Musik zu bezaubern, oder wird ein berühmter Sänger. Daher sagt das Volk von seinen ausgezeichneten Sängern, daß sie „Führer der Schönen" gewesen seien, und von ihnen ihre Begabung erhalten haben. Diese „Frumosole" waren, wie das Volk glaubt, ursprünglich in der Gesellschaft Alexanders des Großen, und geleiteten ihn zu der Quelle des ewigen Lebens.

Unter der Bezeichnung „Ventosele" kennt das rumänische Volk 99 Geister, die auf Alpen, in Büschen, Wäldern, Höhlen verborgen wohnen, und sämmtlich unter der Macht und dem Einfluß der „Mama paduri" (Waldmutter) und des Alpengreises: „Mosiu codriloru" stehen. Die Ventosele sind häßliche, böse Geister, kommen Nachts aus ihren Schlupfwinkeln, fliegen zankend und heulend über Berge und Wälder und fügen den Menschen allerlei Schaden zu. Der rumänisch-ungarische Schriftsteller Gregor Moldovan kannte einst einen leidenschaftlichen Jäger, der oft genöthigt war bei Nacht im Walde zu weilen und in einer Baumhöhle zuzubringen. Eines Morgens fanden die Leute diesen Mann am Fuße einer Eiche liegen, unfähig zu sprechen oder sich zu regen. Er blieb auch weiter stumm und unbeweglich und das Volk sagte, daß die Ventoselen es dem unglücklichen Jäger angethan haben.

In der Einsamkeit des Urwaldes steigt aus der sprudelnden Quelle der das Schicksal verkündende Geist, der gefürchtete „Marcze Zare" empor; und beim Mondlicht tanzen die reizenden Feenmädchen „Tetje jokolatore" auf dem grünen Rasen verführerische Tänze.

Es gibt keine Erzader, keine gähnende Kluft, keine größere Mauer, keine alte Kirche, die nicht ihre Sage, ihre Legende hätte.

Wenn man von Déva nach Sólymos durch das Kájan-Thal reist, gelangt man zu dem Markt Boicza, wo eines der ältesten, schon durch die Römer ausgebeuteten Bergwerke Siebenbürgens sich befindet. Aus dem daselbst gewonnenen Metall wurden in Zalathna, Auraria Parva, römische Münzen geschlagen. Dieses Bergwerk nun ist, wie die Sage kündet, auf folgende Art entdeckt worden.

Drei betrunkene Männer, die sich im Walde verirrt hatten, übernachteten auf einem Berge bei Boicza, und da träumten alle drei einen und denselben Traum. Das Innere des Berges erschloß sich vor ihren Blicken; lange Erzadern, von Gold und Silber strahlend, liefen nach allen Seiten hin, und so blendend, daß die Augen der Träumenden den Glanz nicht aushalten konnten. Als sie erwachten, theilten sie sich gegenseitig ihre Träume mit, und erfuhren staunend, daß sie alle drei dasselbe gesehen haben. Unter der Bedingung, daß ihnen ein Lohn zugesichert werde, setzten sie die städtische Behörde von ihrem Traum in Kenntniß, und diese entdeckte, indem sie den Berg untersuchen ließ, die ersten Spuren des heute noch cultivirten Bergwerks.

Die Goldbergwerke von Abrudbánya sind gleichfalls sehr alt, doch bildet die Entdeckung der dortigen Erzadern nicht den Gegenstand einer Sage. Dafür sind andere Sagen aus der Ferne hinzugetragen worden. Diese Bergwerke wurden nämlich lange Zeit durch Deutsche bearbeitet, welche der König Mathias Corvinus aus dem Harzgebirge hieher berufen hatte. Daher kommt es, daß die Sagen der Bergleute von Abrudbánya, die längst nicht mehr Deutsche und vollständig romanisirt sind, mit denen der Harzbewohner einige Aehnlichkeit haben. So z. B. ist der Berggeist, welcher in den Sagen von Abrudbánya eine so große Rolle spielt, dasselbe geheimnißvolle Wesen, welches bei den Harzbewohnern den Namen „Meister Hämmerling“ führt. Dieser gefürchtete Geist, dessen Haupt in eine schwarze Kapuze gehüllt ist, besucht jeden Freitag alle Bergwerke Siebenbürgens und verübt allerlei Streiche zum Schaden der Bergleute. Er leert die vollen Eimer aus, verlöscht die Lampen, zerbricht die Werkzeuge, und tödtet mit seinem Hauche alle Diejenigen, die es wagen, sich über seine Tyrannei zu beklagen. Der Berggeist ist übrigens ein sehr launenhaftes Wesen. Er wirft sich auch zum Beschützer der Bergarbeiter auf, und bestraft die Aufseher, wenn sie jene verfolgen und unterdrücken. So drehte er einmal einem ungerechten Aufseher in Vöröspatak den Hals um, einen andern stieß er vom Berg Detonato in die Tiefe, und an einem Dritten, der ihm trotzen wollte, rächte er sich in noch schrecklicherer Weise; als nämlich derselbe aus dem Bráder Schacht empor kam, zerbrach ihm der oben auf ihn wartende Berggeist mit den Knieen den Schädel.

Die Bergleute erzählen Wundergeschichten von verschütteten oder verirrten Arbeitern, welchen der Berggeist Hilfe bot, indem er in ihre halb erloschene Lampe Oel goß und sie von der Gefahr errettete. Aber alle Diejenigen, die ihm ihre Rettung zu verdanken hatten, verunglückten, wenn sie trotz dem Verbote des Berggeistes das Geschehene ausplauderten. Diejenigen Bergarbeiter hingegen, die in ähnlichen Gefahren sich an die heilige Jungfrau oder an ihren Schutzpatron um Hilfe wandten, wurden oft wunderbar errettet, und fielen auch später keinem Mißgeschick zum Opfer.

Außer dem Berggeiste gibt es in den Gruben auch noch viele Zwerge, von den Rumänen: „voamini mikucz“ genannt. Sie haben einen langen grauen Bart, gehen wie die Bergleute gekleidet, und tragen Haue und Lampe in den Händen. Den Grubenarbeitern thun sie nichts zu Leide, aber untereinander zanken und streiten sie bis zur Erbitterung. Bei solchen Conflicten stürzen sie aus allen Klüften und Spalten hervor und aufeinander los, schneiden zornige Gesichter, werfen einander Hauen und Lampen an den Kopf, blasen ins Horn, so daß ihrer immer mehr herbeieilen und in der Hitze des Gefechtes wackeln sie überaus lächerlich mit den Köpfen.

Wenn die Frau eines Gebirgsbewohners um Mitternacht dreimal an die Thüre pochen hört, so steht sie weinend auf und legt sich in dieser Nacht

nicht mehr nieder, denn es hat ihr einer von den voamini mikucz den Tod ihres Mannes angekündigt.

Der böse wilde Mensch, uom reu, der im Hátszeger Gebirge haust, macht sich gewöhnlich nur im Winter bemerkbar, ist aber auch während dieser kurzen Zeit bei Jägern und Hirten ein Gegenstand des größten Entsetzens. Frauen und Kinder entfernen sich nicht gern vom Hause, und wer im Winter in einen Graben fällt, aus dem Wagen stürzt oder von sonst einem Unglücksfall im Freien betroffen wird, ist — ein Opfer des „uom reu“. Die Hirten, die zufällig nahe an seiner Höhle vorübergehen, sind vor seiner Rache ebensowenig sicher, wie die Jäger, die sich erkühnen, seine Rehe und Wildschweine zu jagen. Solche stoßt er in tiefe Abgründe, oder erschlägt sie mit Felsstücken, die er in seinem Zorn abbricht und von der Höhe auf sie hinabrollen läßt.

Die „Marczara“, die Diana der Rumänen, jagt mit dem Wurfspieß in der Hand, bei schönem und häßlichem Wetter, in Berg und Thal; vom Geheul ihrer Meute erzittert die Luft. Zuweilen fährt sie in einem mit vier schwarzen Hengsten bespannten Wagen und dann vernimmt man mitten im Heulen des Windes deutlich das Wiehern ihrer Pferde. Der rumänische Landmann versäumt es nie, vor seine Thüre eine Handvoll Hafer für diese Thiere zu legen und einen Topf Milch hinzustellen, damit die schöne „Marczara“ nach den Mühen der Jagd aus dem erfrischenden Getränke ihren Durst lösche und zum Dank für diese Aufmerksamkeit die Saaten des Landmannes verschone.

Die Mutter der Wälder, Mama Padure, die wir oben bereits erwähnt haben, hält sich in der waldigen Gegend des Arader Comitates auf, kommt aber zuweilen auch nach Siebenbürgen. Manche halten sie für eine alte Frau, Andere wieder behaupten, es sei ein schönes, junges Mädchen. Sie ist vom Scheitel bis zur Sohle dicht verhüllt, hat die Kapuze über das Gesicht gezogen, und nur die Augen blicken daraus starr hervor. In Mondscheinnächten pflegt sie an schattigen Stellen plötzlich aufzutauchen. Durch das Rauschen der Wipfel und das Säuseln der Blätter hindurch hört man ihre Stimme, — wunderbar hingehauchte Töne. Oft, wenn den Wanderer Gefahr bedroht, erscheint sie theilnahmsvoll. Wenn aber Jemand sich ihr nähern will, so schlüpft sie davon, und das Rascheln fallender Blätter deutet die leisen, schnellen Schritte der sich Entfernenden an.

Es gibt auch Sagen christlich-religiöser Natur, wie z. B. die von der alten Maria, „Catrina Marincza“, die in den romantischen Gegenden des Zaránder Comitats eine Rolle spielt. Es war einmal, so erzählt die Volkssage, eine reiche kinderlose Witwe, die ihr Vermögen frommen Zwecken widmete und daher eine Kirche erbaute. Als das Gotteshaus fertig war, fand sie es so schön, daß sie von der heiligen Jungfrau eine Belohnung erbitten und hoffen zu dürfen glaubte, und bat um das Glück, so lange zu leben, als die Kirche stehen würde. Ihre Bitte wurde erhört. Der

Tod ging an ihrem Hause stets vorbei, ohne sich um sie zu kümmern; ihre Nachbarn, Freunde, Verwandten nahm er alle mit sich fort, aber gegen sie wandte er nie die Spitze seiner Sense; sie überlebte alle Kriegsgefahren und Pestilenzen, welche das Land heimsuchten. Sie lebte so lange, daß sie schon keinen einzigen Freund mehr hatte, mit welchem sie zur Kurzweile ein Gespräch hätte führen können; auch redete sie die Sprache längst vergangener Zeiten, so daß Niemand sie mehr verstehen konnte. Sie hatte wohl um langes Leben gebeten, aber vergessen, auch um fortwährend dauernde Jugend zu bitten; es wurde ihr darum auch nur gewährt, was sie selbst gewünscht hatte, und so ward die arme Frau immer älter, immer älter, bis sie all' ihre Kraft und endlich auch den Gebrauch ihres Verstandes verlor. Dann ließ sie sich in einen Sarg legen und in die Kirche tragen. Alljährlich am Weihnachtsfest war sie eine Stunde lang bei Sinnen, und dann erhob sie sich und fragte den Geistlichen, ob ihre Kirche noch stehe. Auf die bejahende Antwort seufzte sie tief auf, legte sich wieder nieder, und der Deckel des Sarges schloß sich über ihr. So ging es fort lange Zeiten hindurch. Einmal aber brachen über das Land die Schrecken eines furchtbaren Krieges herein, und selbst die friedlichen Bewohner der entlegenen Gebirgsgegenden blieben nicht verschont. Räuberhorden überfielen auch das arme Dörfchen und legten es sammt der Kirche in Asche. Hoch auf dem Berge stehen noch Trümmer dieser Kirche, mit den kahlen, schwärzlichen Mauern an die traurigen Ereignisse der Vergangenheit erinnernd. In dunkeln Nächten jedoch hört man vermengt mit dem Schreien der Fledermäuse und Nachteulen das gespenstische Trauerlied der Catrina Marincza, in welchem sie klagt, daß die Räuber ihre Kirche in Trümmer gelegt und ihr Grab entweiht haben. Um solche Zeit nähert der Rumäne, sich bekreuzend und für das Seelenheil der alten Maria ein Vaterunser betend, sich nur angstvoll den, am Fuße des Berges stehenden Kalköfen, und wagt nicht in die Höhe zu blicken.

In eben jener Gegend befindet sich die „berühmte Quelle“ — fontina buna — deren Wasser der rumänische Volksglauben die Kraft zuschreibt, die hinfallende Krankheit zu heilen. Die Leidenden unterwerfen sich hier vielen Ceremonien. Nachdem sie in der Quelle gebadet und zu irgend einem wohlthätigen Zweck, gewöhnlich zum Baue einer Kirche, gewisse Geldbeträge erlegt haben, müssen sie dreimal um die Quelle herumgehen und dabei drei Vaterunser sprechen. Dies darf aber nicht vor Sonnenuntergang geschehen. Ist ein Mann krank, so gibt er einen Hahn, wenn eine Frau, so gibt sie eine Henne; das Thier wird in einem Korb erst um die Quelle herumgetragen, und dann in die Kirche gebracht, wo ein Vaterunser gebetet wird; hierauf bringt man den Kranken selbst in die Kirche, legt ihm eine Bibel auf den Kopf, deckt ihn mit Kotzen und Pelzen zu und läßt ihn bis zum Morgen liegen. Wenn bis dahin der Hahn oder die Henne verendet oder krank wird, so glaubt man, daß die Krankheit auf den Vogel übergegangen sei und der Mensch sicher gesunden werde.

Natürlich fehlt es bei dem für jeden Aberglauben so empfänglichen rumänischen Landvolke nicht auch an einer ganzen Menge der verschiedensten Teufel, Kobolde, bösen Geistern und Hexen. In der ersten Nacht des Mai hält eine große Schaar von bösen Geistern und Hexen in tiefer Waldeinsamkeit eine Zusammenkunft unter dem Vorsitze der bösen Zauberin Gana, die in alten Zeiten, noch vor der Einführung des Christenthums, eine Fürstin von Siebenbürgen war, und deren Blutdurst zahlreiche Menschen zum Opfer fielen. Wie schön ihr Aeußeres, so häßlich ist ihre schwarze Seele. Ein Kind des Todes ist, wer sich durch ihre Schönheit und ihre Schmeichelreden verführen läßt, und aus ihrem mit Meth gefüllten Büffelhorn trinkt. Die Rumänen erzählen von ihr viele Wundergeschichten, und eine der charakteristischesten derselben handelt vom „schönen Moldovan“, „Frumoz Moldovan“, dem volksthümlichen Helden zahlreicher rumänischer Sagen. Als Dieser einmal von seiner Braut zurückkehrend nach Hause ritt, stellte sich ihm Gana in ihrer ganzen verführerischen Schönheit in den Weg, und geblendet von ihren Reizen, vermochte er der einschmeichelnden Aufforderung nicht zu widerstehen, und trank aus dem verhängnißvollen Horn. Aber als er in sein Schloß zurückkam, war sein Gesicht blaß, sein ganzer Körper krank und matt, und als am frühen Morgen seine Mutter in das Zimmer trat, war der bis dahin so heitere, lebhafte schöne Moldovan todt.

Die meisten dieser Mythen und Sagen sind im Volksmunde durch zahllose Lieder auch heute noch erhalten, und bei der jukata — dem Tanz, der in jedem rumänischen Dorfe an Sonntags-Nachmittagen gebräuchlich ist — hört man diese Lieder in Begleitung der Zigeunermusik singen. Denn auch in diesen entlegenen Gegenden sind die braunen Nachkommen der indischen Paria's zu finden, die als Musikanten, Schmiede, Kesselflicker oder auch auf unerlaubten Wegen ihren Lebensunterhalt erwerben. Der Rumäne blickt aber mit stolzer Geringschätzung auf sie herab und nennt sie „vinutare“, Fremdlinge, ja auch Heiden. Denn der echte Zigeuner geht nicht in die Kirche, und denkt nicht daran, sich mit Religionsfragen zu beschäftigen, glaubt indeß dennoch an eine bessere Zukunft. Wenn die Zigeuner einmal wissen werden, so lautet eine alte Tradition, welche Tage des Jahres man feiern müsse, so wird der Tag des Glücks und der Freude auch für sie anbrechen. — „Zigeuner, wann ist bei Euch Feiertag?“ fragte einmal ein Reisender einen alten Zigeuner, der vor seinem rauchgeschwärzten Zelte lag und sich mit „Mandro“ und „Habartchy“, Schwarzbrot und Branntwein, gütlich that. — „Doloi debach! — o mein Gott!“ — antwortete der Alte — „wenn wir das wüßten, guter Herr! so wären wir dieses traurige und schwere Leben bald los, und hätten auch in der anderen Welt ein prächtiges, seliges Leben!“

Den Inhalt der rumänischen Volkspoesie bilden übrigens bei weitem nicht bloß Sage und Märchen; auch rein lyrische Töne sind darin im reichen Maße vertreten. In Allem aber, was das rumänische Volk singt, gibt sich

eine innige Liebe zur Natur kund. Besser könnte sich die rumänische Volkspoesie in dieser Beziehung nicht selbst charakterisiren, als durch ein vom rumänischen Volke gesungenes Liedchen, das in unserer Uebersetzung lautet:

„Weh'n die weichen Frühlingslüfte —
Singt mein Lied der Fluren Düfte,
Spielt es mit den Blüthenblättern,
Schallt es, wie der Lerche Schmettern;
Bringt der Winter Frost und Sorgen,
Sing' ich im Gemach geborgen,
Hab' ich doch zu allen Stunden
Trost im Liede stets gefunden;

Fängt der Wald dann an zu grünen,
Sing' ich von den starken Hünen;
Fällt das Laub im Herbstesschauer,
Wird mein Lied ein Sang der Trauer.
Mag ich seufzen, nach Frohlocken,
Kommt mein Singen nie in's Stocken;
Laut und leises Lieder-Singen
Muß mein Leben ganz durchklingen."

Wäre der Reichthum der rumänischen Volkspoesie nicht schon durch verschiedene Sammlungen, Uebersetzungen und Besprechungen bekannt, so könnte ihn schon das eine mitgetheilte Lied ahnen lassen; denn das Volkslied prahlt nicht, und verdient vollen Glauben, wenn es sich selbst seiner Innigkeit und Vielseitigkeit rühmt. Michelet hat darum gewiß Recht, wenn er im Hinblick auf die von Basil Alexandri veröffentlichte Sammlung rumänischer Volkspoesien — in „Légendes du Nord" — sagt: „So wie Du Alexandri's Sammlung der Volkspoesien öffnest, erfüllt Dir ein ungewohnter Strom, zum Theil berauschender Düfte, Kopf und Herz. Du weißt nicht, warum, aber Du weinst, süße Wehmuth erfaßt Dich. Doch die Wolke ist nicht so dicht, daß nicht ein Sonnenstrahl sie durchdringe".

Der tolle Sepp.

Von

Alfred Berger.

Den tollen Sepp, wer kennt ihn nicht,
Den Alten im zerriss'nen Hemde,
Mit ledergelbem Angesicht?
Reicht ihm doch willig jeder Fremde
Als Weggeld einen Kreuzer dar,
Sieht er am Wegsaum dort ihn sitzen,
Mit seinem langen, weißen Haar
Im Strahl der Julisonne schwitzen.

Der Mann hat manchen Schmerz getragen,
Sein Antlitz sagt's; doch spricht er nie.
Er hat auf alles Drängen, Fragen
Die Antwort nur: Hä hä, hi hi!
Stopf' ihm die Pfeife mit Tabak,
So wird er brummend sich bequemen,
Des Fremdlings leichten Reisesack
Auf seinem Rücken mitzunehmen,
Auch zeigt er dir den Weg zur See;
Doch stör' ihn nicht mit vielen Fragen;
Die Antwort bleibt: Hi hi, hä hä!
„Könnt ihr den Namen jener Spitze sagen,
Vom Schneefeld links?" — „„Hi hi, hi hi!"" —
„Doch jene dort, wie nennt man sie;
Gleich einer Nadel seh' ich hoch sie ragen?" —
Er rafft sich auf aus blöder Ruh':
„„Dort ward ein Mann vom Blitz erschlagen
In alter Zeit — hu hu, hu hu!"" —
Dann schweigt er still. —

Heut' ist er krank,
Liegt stöhnend auf der Ofenbank
Beim Gosauschmied; vier Uhr ist kaum vorüber,
Schon funkelt hell der Morgenstern,
Der Vollmond schimmert bleicher stets und trüber,
Ein Vöglein singt; die Sonn' ist nimmer fern!

Er hebt den Kopf. — „Willst Wasser trinken?"
Die Wirthin fragt's: sein Leiden thut ihr weh'.
Er schlägt ein Kreuz, die Frau versteht sein Winken:
„Lauf' schnell zum Pfarrer, Leni, geh'!" —
Die Dirne rennt. — Bald tritt der Pfarrer ein:
„Gelobt sei Jesus Christ — laßt uns allein!" —

Der Kranke richtet sich empor,
Die Lippe bebt, die Augen leuchten,
Und mühsam preßt er dann hervor:
„Es geht zu Ende — beichten will ich — beichten —"

Der greise Pfarrer, milden Blicks,
Reicht ihm zum Kuß das Crucifix;
Mit seinen Lippen ohne Blut
Berührt er's kaum; in düstrer Gluth
Brennt ihm das Aug'; sein Angesicht,
Sonst unbeweglich, schlaff und blöde,
Zuckt flammend auf, er stöhnt, er spricht —
Wild und bewegt ist seine Rede:

„Der tolle Sepp war auch vor Jahren
Ein hübscher Bursch' mit braunen Haaren
Und hellem Aug'; kühn und gewandt,
Mit flinkem Fuß und starker Hand;
Ein Mädchen stach mir mächtig in die Augen:
„Die", dacht' ich, „hat der Himmel dir beschert,
Die soll dir einst zur Hausfrau taugen". —
Bald hielt auch sie mich lieb und werth.
Doch eh' der Spaß ein Jährchen noch gedauert,
Hat, wie's ja oft zu kommen pflegt,
Der böse Feind, der stets im Dunkeln lauert,

Auch in mein Nest ein Ei gelegt.
Hochsommer war's; die Felder standen
Im schönsten Gelb. Ein Fremder kam,
Vornehm und reich, aus fernen Landen —
Der war es, der das Schaaf des Armen nahm.
Mit Einem Wort: er sah die Dirne gern,
Und sie — ihn auch. Die reichen Herrn,
Die wissen stets gar hübsch zu schwätzen —
Der Witz der Weiber ist gering —
Auch er verstand's, dem eitlen Ding
Verrückte Grillen in den Kopf zu setzen.
Das stahl mir alle Lebenslust;
Still wuchs der Zorn in meiner Brust.
Es kam ein schwüler Nachmittag,
Da rief's in mir: Du sollst die Dirne fragen,
Sie soll, ob sie zum Mann dich mag,
Dir selbst mit klaren Worten sagen. —
Gedacht, gethan! — Die Dirne spricht:
„Mußt von der Graswand mich herunterholen." —
Ich seh' ihr schönes Angesicht —
Sie hatt' es einem Engel abgestohlen —
Und werde warm; mit sanftem Kosen
Sprech' ich zu ihr: „„Dort im Gestein,
Mein Schatz, gibt's keine Alpenrosen;
Dort kannst du nicht zu holen sein!""
Die Dirne d'rauf: „Stolz und allein
Steht eine Zirbel auf den höchsten Zinnen;
Die bring' mir her, so bin ich dein —
Ein Mensch mit scharfen, klaren Sinnen
Kann sie an hellen Tagen sehn
Hoch auf der Felsennadel ste'hn." —
„„Das ist ein böser Zeitvertreib,
Hoffärtig Mägdlein laß dir sagen,
Denn solch' ein Spaß heißt nicht den Leib,
Heißt auch die Seel' um eine Zirbel wagen!"" —
Die Dirne dreht sich um und lacht:
„Der andre hat sich nicht so lang' bedacht!" —
„„Der andre — Wer? —"" „Der fremde Mann" —
Aufschäumt mein Blut im Herzensgrunde:

„„Der Fremde ist gegangen? Wann?““ —
„Nicht länger ist's als eine halbe Stunde“. —
Da fahr ich auf in wilder Wuth!
„„Das wag' ich auch, was jener thut!““
Nehm' rasch den Alpenstock zur Hand:
Mit Gottes Hilfe soll's mir glücken!
Zwei schwere Stunden — und ich stand
Rechts von der Graswand auf dem Felsenrücken.

Im Busen fühlt' ich's mächtig klopfen,
Auf meiner Stirne stand der Schweiß,
Ich trocknete die hellen Tropfen
Und sah zurück, vom Steigen heiß.
Rings alles farblos, trüb und fahl,
Kein Laut durchtönt die Felsenmassen,
Die Lüfte schwül; ein Sonnenstrahl
Glänzt friedlich drüben auf dem Plassen.
Ich sah mich um: Die Sonne sank
In eine graue Wolkenbank.
Fern an den Tauern regte sich
Sekundenlang ein mattes Glimmen;
Rasch brach ich auf und wandte mich,
Die Felsennadel zu erklimmen,
Nachdem ich Gott noch im Gebet
Um seinen Beistand angefleht.

Vor meinen Augen, kühngezackt,
Zog aufwärts eine Klippenschneide
Empor zum Gipfel, steil und nackt —
Selbst eine Ziege fände keine Weide!
Nur Riff an Riff! Die Gemse zagt,
Eh' sie hinanzuklettern wagt.

Da gilt's das Leben — Einerlei!
Was thut man nicht, ein Mädchen zu erringen?
Bist ja noch jung und sorgenfrei;
Nur frisch gewagt, so wird's gelingen!
Mit einer Hand den Fels gepackt,
Den Bergstock kräftig eingehackt!

Nach aufwärts einen kecken Schwung,
Dann auf die Klippe einen Sprung! —
Noch einmal so! Rutscht unter deinem Schuh
Auch das Geröll — blick' nicht hinunter!
Nur immer aufwärts ohne Ruh',
Ob deine Hand auch blutet, aufwärts munter!
Nun packe fest den Leckernstrauch!
Schwing' dich herum! Nun auf den Bauch!
Mag's meilentief auf beiden Seiten gähnen,
Dein Fuß ist fest, der Stein ist hart —
Gelungen ist's! Vergebens harrt
Der Rachen mit den spitzen Zähnen! —
Das Wetter stieg; doch höher gieng's,
Ich sah nicht rechts, ich sah nicht links,
Nur immer vor! Mit kühnem Griff
Schwing ich mich um das letzte Riff,
Noch einen Wagesprung — ich stand
Hoch auf der Zinne ohne Grauen,
That einen Jauchzer, Herr, und — fand —
Die Zirbelkiefer — abgehauen! —

Das fuhr mir schütternd durch's Gebein,
Mein Herzblut kocht, die Pulse toben,
Den Bergstock schlug ich an's Gestein,
Daß sprühend rings die Funken stoben.
Klar stand vor mir mein Mißgeschick:
Der Fremde hat die Braut mir weggestohlen!
Ich schrie hinab mit wildem Blick:
„Hab' meine Seele und mein Glück
Vor einer Stunde Gott befohlen,
Der mich betrog, — ich nehm's zurück:
Mag meine Seel' der Teufel holen!“ —
Dann lacht' ich auf — mein Lachen klang
Gar schaurig das Gebirg' entlang,
Ein Geier schrie, mit hellem Pfiff
Sprang eine Gems' um's nächste Riff,
Dann tiefe Ruh'; fern hört' ich Rasseln
Noch das Geröll in wilder Kluft;
Ein fahler Schein — ein fernes Prasseln —

Ein leises Rauschen durch die Luft —
Ein kühler Hauch — ich sah mich um:
Rings alles grau und trüb und stumm.
Erloschen war der Sonnenschein
Auch trüben längst am Plassenstein.
Grau schien des Dachstein's Gletscherschnee,
Umstarrt von wetterbleichen Zinken,
Tief unten lag der Gosausee,
Als wollt' er mir hinunterwinken,
Dort stand das Gemsfeld dunstig grau,
Dort das Gebirg' von Abtenau,
Der Watzmann dort. —Am Himmel stand
Im Westen eine dunkle Wand,
Am Horizont ein fahles Wolkenmeer
Umbrandete die Glocknerspitze,
Und immer düst'rer ward's umher,
Und immer greller züngelten die Blitze.

Laut schrie ich auf in Zorn und Pein
Und sprang hinab von Stein zu Stein,
Von Riff zu Riff; hinab, hinauf
Gieng es nun fort in tollem Lauf;
Auf einer Schneide scharf und schroff,
Indeß von Schweiß die Stirne troff,
Hielt ich dann Rast, auf meinen Stock gebückt,
Umgeben rings von Schrecken und Gefahren —
Wer rechts und links hinunter blickt,
Den packt der Schwindel jählings bei den Haaren.
Kaum sichtbar fern am Himmelsrand
Lag sonnighell das flache Land,
Doch düster rings das Gosauthal,
Gewölk' umzog die Thorsteinspitze,
Die Gletscher drunten, weißlich fahl;
Hoch hinter mir aus einer Felsenritze
Quoll's nun herein, wie weißer Dampf,
Und senkte sich herab in wilden Wirbeln;
Erst tiefe Ruh', wie vor dem Kampf —
Dann fuhr ein Windstoß heulend durch die Zirbeln,
Dann wieder Stille. — Dumpf und bang

Hör' ich die Wälder in der Tiefe klagen
Und drüben an dem Bergeshang
Seh' ich die Wolken sturmbeflügelt jagen. —
Nun wird es dunkel. — Plötzlich klang
Ein schwerer Schritt die Schneid entlang;
Ich späh' hinan, so scharf ich kann,
Die Schritte schallen näher stets und tiefer —
Er ist's! Er ist's! Der fremde Mann,
Der Fremde mit der Zirbelkiefer! —
Nun pfeilgeschwind emporgeschnellt
Und breit und plump den Weg verstellt!
Laut pocht mein Herz in raschen Schlägen,
Nun tritt der Fremde mir entgegen,
Die Zirbel tragend, kreidebleich,
Die Stirn' umrahmt von schwarzen, wirren Locken;
Fast schien er mir dem Teufel gleich;
Er starrt mich an, zu Tod erschrocken. —

Du kennst sie nicht, die höchste Wuth,
Die sieden macht des Lammes Blut,
Die glühend uns den Geist betäubt
Und uns das Haar zu Berge sträubt!

Mein Odem keucht, mein Herz schlägt schwer;
Ich schrei' ihn an: „Die Zirbel her!" —
„„Der Baum ist mein nach Recht und Fug;
Der Weg ist schmal — laß' mich vorüber!"" —
„Er ist für Einen breit genug!" —
Durch meine Glieder läuft's wie Fieber. —
„„Gib Raum, mein Freund, der Weg ist schmal"". —
„Stirb oder gib die Zirbel! Wähle!"
„„Weich' aus, ich sag's zum letzten Mal!"" —
„Du gibst sie nicht? — Dem Teufel Deine Seele!" —
Ich pack' ihn an mit voller Wucht —
Ein wilder Kampf von zwei Sekunden —
Wir taumeln an den Rand der Schlucht —
Ein Stoß — er wankt — ein Schrei — er ist verschwunden.
Laut schrei' ich noch: „Die Zirbel her!"
Er reißt sie mit — da gieng der Nebel nieder.

Ich klomm hinab, mein Suchen half nichts mehr:
Die Zirbel sah ich niemals wieder!

In wilder Angst, in Reu und Qual
Spreng' ich hinab in's Gosauthal;
Schon ist es Nacht — ich stürm' hinein
In ihr Gemach, sie ist allein.
Ihr blaßes Angesicht verklärt
Der rothe Feuerglanz vom Herd. —
„Die Zirbel hab' ich nicht gebracht,
Hab' im Gebirge sie verloren
In Nacht und Sturm". — Die Dirne lacht —
Noch klingt ihr Lachen schrill mir in die Ohren! —
„„Ich sprach: Wer mir die Zirbel bringt,
Nur der ist's, der die Braut erringt; —
Der Fremde bringt sie mir gewiß!"" —
„Der Fremde, Dirn!? Der Fremde klettert
Wohl jetzt noch durch die Finsterniß,
Wenn nicht — ein Blitz ihn lange schon zerschmettert".
Dann lacht' ich auf und schoß hinaus
Und bot mein Haupt dem Wettergraus. —

Gestorben ist schon längst die Dirn'
Ich aber wurde krank im Hirn.
Der fremde Herr — Gott schenk ihm sein Erbarmen —
Ihm ward sein Recht: er stahl das Schaaf des Armen!
Das Eine nur begreif' ich nie,
Daß Gott der Herr — hi hi — hi hi —"

Er sinkt zurück, ein Stöhnen, er ist todt. —
Durch's Fenster glüht das Morgenroth,
Bestrahlt mit seinem milden Licht
Des Alten bleiches Angesicht.

„Paradise lost“.

An der Stelle des einstigen Wiener „Paradies“-Gartens.

Von

Emil W.

So bist Du aus der Welt verschwunden
Nun ohne Sang und ohne Klang,
Du Paradies glückse'ger Stunden
So viele Menschenalter lang!

Verwundert späht nach jener Stelle
Der ernste Mann mit grauem Haar,
Ob fortgespühlt sie wohl die Welle,
Indeß er in der Fremde war?

Da sprang einst an der Lieblingsstätte,
Des Lebens Wirrsal ahnend kaum,
Der Knabe um die Blumenbeete,
Dem noch die Welt ein Zukunftstraum.

Versunken sind die trauten Räume,
Wo er auf sicher'm Boden stand;
Dahin die Blumen und die Bäume —
Zurückgekehrt in's Mährchenland!

Wenn längst geschlossen jede Pforte,
Wenn Alles ruht, sein Herz nur wacht;
Dann wallt er zu dem lieben Orte
Bei Mondeslicht in tiefer Nacht.

Da huscht dort eine Schattenmenge,
Ein Zug von Elfen durch die Luft;
Da flüstern leise Zauberklänge,
Wie wenn ein Geist den Geistern ruft;

Es hallt wie Jubel, tönt wie Lieder,
Froh schlingen sich die bunten Reih'n:
Es fällt wie Blüthenstaub hernieder
Vom luft'gen Tanz im Silberschein;

Da feiern in der nächt'gen Stunde
Die Hingegangenen ihr Fest;
Es rauscht aus and'rer Welt die Kunde,
Daß man von dort ihn grüßen läßt!

Da winkt ihm manche der Gestalten,
Er glaubt sie zu erkennen auch —
Doch faßt er nach der Hand, der kalten,
Zerfließt das Bild im Morgenhauch!

Wohl netzt sein Auge sich mit Thränen,
Denkt er an jene Zeit zurück,
Kein Weh', kein noch so tiefes Sehnen
Bringt wieder ihm der Kindheit Glück;

Die Unschuld mit den gold'nen Locken,
Längst zog sie zu den Sternen ab;
Erkenntniß streut die eis'gen Flocken
Als Leichentuch ihr auf das Grab.

Doch jede Zeit will ihre Rechte,
Zieht unaufhaltsam ihren Pfad,
Und manches Gute, manches Echte
Muß weichen, wenn das Schicksal naht.

Ob auch erfüllt das Herz von Wehe,
Was theuer, sinken so zu seh'n —
Damit das Große frei erstehe,
Muß oft das Kleinere vergeh'n.

Doch eh' von all', von all' den Leuten
Die letzten bald geschieden sind,
Die einst sich da als Kinder freuten —
Weiht Dir den Kranz ein Wienerkind.

Gedichte.

Von

Wilh. Ritt. v. Ratzenhofer.

1.

Schlummer-Lied.

Schon breitet mild die Sommernacht
Den Sternenmantel aus,
Es hält die ernste Kirche Wacht
An deinem kleinen Haus.

Den Wipfel wiegt im blauen Wind
Der treue Lindenbaum:
O schlumm're sanft du bleiches Kind,
Und träume süßen Traum!

Verschlafe nur den Glockenschlag,
Verträume manche Stund,
Es wecke dich der lichte Tag
Und küsse dich gesund!

2.

Abendlied.

Die Sonne sinkt zu Thale,
Die Aveglocke schallt,
Beim letzten gold'nen Strale
Ihr milder Ton verhallt:

Das ist die Zeit, geweihet
Für Bräutigam und Braut,
Die Jedem Trost verleihet,
Deß' Aug' in Thränen thaut!

Und veilchenblaue Schleier
Sie weh'n wie Opferrauch,
Es flammen bald zur Feier
Die Himmelskerzen auch.

Es schweigt des Tags Getriebe!
O Herz! was pochst nur du?
Und winkt dir nicht die Liebe,
So winkt dir doch die Ruh'!

Franz Hermann von Hermannsthal.

(Geboren zu Wien am 14. August 1799, gestorben ebenda am 24. Juni 1875.)

Skizze eines Menschen- und Dichterlebens.

Von

Faust Pachler.

In Franz von Hermannsthal, der auch den „Dioskuren" manch schönen Beitrag gewidmet hat, verlor die ältere Wiener Dichterschule eine der begabtesten Kräfte, gleich hervorragend an Geist wie an Charakter.

„Daß er gleichwohl so gut wie unbekannt geblieben ist, erklärt sich aus der tragischen Stellung, in der", wie Herr von Wurzbach im 30. Bande seines biographischen Lexicons bei dem Namen des Freiherrn Franz von Schlechta-Wschehrd sagt, „all jene „älteren Wiener Poeten" sich befanden, „welche über dem Soldaten-, Beamten- oder Priesterrocke das Band mit „der Lyra trugen, um ja nicht zu vergessen, daß sie nicht mehr Poeten sein „dürfen, als es ihnen eben ihr officielles Kleid gestattete. — Hätten diese „Herren, wenigstens die Mehrzahl von ihnen, frisch von der Leber weg „singen dürfen, die Literatur besäße ganz andere Arbeiten, als die es sind, „denen sie einen Platz in der Literatur verdanken".

Das „Ausland", wie man das gegenwärtige Deutschland dazumal hieß, war nur zu geneigt, jedem geistigen Streben, das von österreichischer Censur beaufsichtigt war, Mißtrauen und Abneigung entgegenzubringen. Und das heutige Deutsch-Oesterreich hält sich für berechtigt, über beinahe alle kleineren Poeten des Zeitraumes den Stab zu brechen und sie als „vaterländische Dichter" zu verhöhnen.

Damit aber geschah und geschieht diesen Talenten, die mitunter von bedeutenden Anlagen waren und tiefgehende, gründliche Bildung besaßen, großes Unrecht. Wenn auch ihre Werke formell Manches zu wünschen übrig lassen und ihre Verfasser daher nicht zu den Meistern gezählt werden können, so sind sie doch immer anerkennenswerte Beweise unausgesetzten und selbstbewußten Kampfes gegen die Ungunst der Verhältnisse. Und keiner von jenen Wiener Dichtern, die im angezogenen Artikel Wurzbachs genannt werden, hat in Wien und unter den Augen der Censur so offen wie

Hermannsthal die höchsten Güter des Menschen, voran die Freiheit, gepriesen. Es ist unbegreiflich, daß weder die damaligen Aufpasser, noch selbst das so rasch auffassende Wiener Publicum durch die zwar leise, aber doch immerhin mutig gesprochenen Worte des Sängers auf ihn aufmerksam wurden.

Nur zu natürlich war es daher, daß auch die nach dem Jahre 1848 in die Oeffentlichkeit getretenen Schöpfungen Hermannsthals nicht jene Beachtung erfuhren, welche dieselben in ruhigeren, beschaulicheren Zeiten sicher gefunden hätten. Möge die vorliegende literarische Grabrede nicht ungehört verhallen, und, indem sie versucht für Oesterreich die Erinnerung an diesen edlen Geist und diesen vornehmen Charakter aufzufrischen, zugleich den Blick Deutschlands auf ein Bändchen Ghaselen hinlenken, das nicht nur das Schönste und Reichste aus des Dichters Mappe enthält, sondern überhaupt zu dem Besten gehört, das unsere Literatur in dieser Form aufweisen kann.

Franz von Hermannsthal war der Sohn des Vicehofbuchhalters beim k. k. Hofkriegsrate, Ferdinand von H., eines tüchtigen Beamten, welchen um seiner Verdienste willen Kaiser Franz durch die Erhebung in den Adelsstand auszeichnete. Zwei jüngere Brüder, begabte, lebensfrohe junge Leute, die den Militärstand als Beruf wählten, doch früh starben, und eine Schwester, die, an einen Ungarn verheiratet, dem Dichter nur um anderthalb Jahre im Tode voranging, belebten den häuslichen Kreis.

In der Todtenklage, die er im „Illyrischen Blatt“ vom J. 1835 dem Bruder Thaddäus widmete, findet sich das schmerzlich tiefe Wort:

— — „Du reiches Kind, willst Du kein Bettler werden,
So stirb geschwind und wache ja nicht auf.
Zwei schlimme Feinde drohn der Lieb' auf Erden:
Die Einsicht lauert und der Tod darauf“.

Pries auch Franz H. seine schöne, feine und sanfte Mutter, die er jedoch schon in seinem 17. oder 18. Lebensjahre zu verlieren das Unglück hatte, so hing er gleichwohl bei weitem inniger an seinem würdigen, herzensguten Vater, der erst im J. 1849 starb, und den er, entgegen dem Brauch der meisten Dichter, die gewöhnlich ihre Mütter verherrlichen, öfters in seinen Versen gefeiert hat.

Schon in den Jünglingsjahren verband das Wesen Franz H's. mit der angebornen Heiterkeit des Geistes auch ernsten Sinn; er gab ihr durch die Breite und Tiefe seiner Studien zugleich Beständigkeit und Weihe. Unverkennbar dabei sind die Einflüsse seiner Professoren, des Philologen Stein, der ihn als einen Lieblingsschüler behandelte, und des Philosophen Rembold, dessen großer Verehrer H. zeitlebens blieb. Bis an den Tod beschäftigte sich H. mit den alten Classikern und mit philosophischen Fragen. Am liebsten wäre er Professor der Philologie geworden; allein der Wunsch seines Vaters und wohl auch die Hoffnung, schneller selbstständig zu werden,

führten ihn der Themis in die Arme. Er studirte jura, und zwar an der Wiener Universität von 1818 bis 1822.

Schon in den sogenannten „philosophischen Jahrgängen", die dem Rechtsstudium vorhergingen, konnte es H. nicht fehlen, auf gleichgestimmte Jünglinge zu treffen, die, wie er für die Poesie erglühten und Verse machten; ja, die sich wechselseitig Aufgaben stellten, ihre Arbeiten vorlasen und die endlich auch da oder dort etwas drucken ließen.

Unter diesen Studenten befand sich der bereits genannte Freiherr Franz von Schlechta, der durch ein paar solcher Gedichte auf H. aufmerksam geworden war und, selbst ein Dichter, den Gleichstrebenden eines Tages aufsuchte. Er lud ihn zu Versammlungen ein, welche in einem abgelegenen, zur Winterszeit ungeheizten Zimmer des Universitätsgebäudes stattfanden, wo man sich nach der Messe und Predigt (der sogenannten Exhorte, in die jeder Student zu gehen verpflichtet war, wenn er nicht eine schlechte Sittenclasse bekommen wollte) über Literatur und Kunst unterhielt und dadurch gegenseitig anregte.

Freiherr von Schlechta, ebenfalls ein Wiener, war am 20. October 1796 geboren, also um ein paar „Jahrgänge" in den Studien voraus. Und das Leben fügte es, daß er späterhin den entscheidendsten und wohlthätigsten Einfluß auf die Geschicke H's. nehmen konnte und nahm.

Die Freundschaft der beiden Jünglinge hatte vor der Hand nur ein literarisches Ergebniß. Sie vereinigten sich mit noch fünfzehn Altersgenossen, worunter Freiherr E. von Badenfeld, Deinhardstein, Fr. Gräffer, Chr. Kuffner, um im J. 1821 den 322 Seiten starken ersten Band einer Sammlung poetischer und prosaischer Arbeiten unter dem Titel „Eichenblätter" erscheinen zu lassen, der in Wien bei Leopold Grund verlegt und „der Gesellschaft adeliger Frauen zur Beförderung des Guten und Nützlichen" gewidmet wurde. Das mit einem Titelkupfer von S. Langer und Steegmeyer und mit einer Liedcomposition von Tomaschek, „Tonsetzer bey dem Grafen Bouquoy", ganz hübsch ausgestattete Buch verspricht in einer vom 17. Juni datirten Nachschrift der Herausgeber einen zweiten Band, der zu Ende October desselben Jahres erscheinen sollte, und zwar mit einer Composition von Fr. Schubert. Doch kam es nicht zu dieser Fortsetzung, denn die Censurbehörde strich so gewaltig, daß den freidenkenden Feuerköpfen die ganze Sache gründlich verleidet wurde.

In diesen „Eichenblättern" ist H. unter dem Namen Franz Eduard von Hermann mit einer hübschen Schilderung „Wanderung von Maria-Zell nach dem Hochschwab", einem Balladenkranz: „Ottmar und Mathilde", einer Ballade „Des Feindes Grab" und einem lyrischen Gedichte „Die Sprache der Liebe" vertreten.

Es ist anzunehmen, daß der Dichter und seine Genossen die vier mitgetheilten Arbeiten als seine damals besten auswählten. Jedenfalls sind sie für sein ganzes Wesen so charakteristisch, daß hier mehr davon zu sagen ist,

als ihr wirklicher Wert bedingt. Das Gedicht möchte ein Lied sein, ist aber keines; denn der beschauliche Zug, der dem Poeten bis zuletzt eigen war und sich in den Ghaselen am reinsten zeigte, tritt schon hier auf. Die Ballade weist durch die Wahl des Stoffes auf die markige, edle Natur des Sängers hin, läßt aber in der Handhabung der Form alle die Mängel bedauern, von denen sich H. niemals ganz frei gemacht hat. Der Balladenkranz, wie mißlungen auch in epischer Hinsicht, läßt bereits in den Worten:

„In seinem Fall riß er, der Schuldbedeckte,
Die Reine mit, die keine Schuld befleckte".

den künftigen Tragödiendichter ahnen. Die Reiseschilderung, die recht anschaulich und zugleich poetisch die Bergwanderung beschreibt, ist in gutem Style geschrieben und spricht bereits deutlich die große Liebe zur Natur aus, von der H. stets beseelt geblieben ist. Sie schließt mit den sinnigen Worten: „Leben ist Reisen, und Reisen ist Leben!"

Schon drei Jahre darauf, am 27. Nov. 1824, trat H. mit dem einactigen Drama „Die Blutrache" vor das Publicum des Hofburgtheaters. Es hatte das Glück vorzüglicher Besetzung und Darstellung. Es gefiel; doch machte sich die „Theaterzeitung" über den Umstand lustig, daß der Stoff einer Erzählung von Karoline Pichler entnommen war, die ihrerseits denselben aus einer Reisebeschreibung entlehnt hatte. Nach fast vierzig Jahren geriet das kleine Stück in Frau Rettich's Hände. Die große Künstlerin verhoffte sich Erfolg davon und wollte auf einer Gastspielreise die einst von Sophie Schröder gespielte Rolle der Illina übernehmen; aber ihre Todeskrankheit vereitelte den Plan.

Für H's. hohe sittliche Anschauung ist „Die Blutrache" ein glänzender Beweis. Das Stück protestirt in Durchführung wie Lösung ebenso feurig wie siegreich gegen alle veralteten national-religiösen Vorurtheile; es ist ein Protest, dessen Stärke der Censur vollkommen entging. Und gerade, daß H. den in der Erzählung tragischen Ausgang in einen befriedigend guten umänderte, zeugt für den dramatischen Blick des jugendlichen Autors; aber die Kritik hob das nicht hervor, wie sie gesollt hätte.

Erst im Jahre 1831 erschien das Stück gedruckt; u. z. im 1. Jahrgange des bekannten Taschenbuches „Vesta". Es sind wunderschöne Züge von Kraft und Größe in dem kleinen Drama, und der Gegensatz der gesunden Vernunft und Empfindung, welcher durch die Gattin und den Sohn vertreten wird, zu der gewohnheitsmäßigen Befangenheit des Gatten und des bluträchenden Königs ist sehr wirksam zur Anschauung gebracht.

Dasselbe Taschenbuch brachte in den zwei folgenden Jahrgängen eine lange Reihe von allerliebsten Vierzeilen unter dem Titel „Liebesaphorismen", worin sich die Schalkhaftigkeit eines jungen Mannes ausspricht, der in den heiteren Wienerkreisen von Blume zu Blume geflattert, aber von keiner noch gefesselt ist. Als flotter Tänzer und geistreicher Gesell-

schafter war H. ein Liebling der jungen Damenwelt gewesen, und wohl mag ihn Mancher um sein Talent, zu gefallen, beneidet haben.

Er selbst aber singt lustig in die Welt hinein:

„Man fragte sie, wer ihr aus allen
Am allermeisten hat mißfallen.
Sie nannte mich. So ist es unterschrieben,
Sie liebt mich, oder wird alsbald mich lieben“.

„Andre möcht' ich gar kein Wort mehr fragen,
Wie die Antwort laute, wär' zu wetten.
Sie weiß immer etwas darauf zu sagen.
Was wir Alle nicht ersonnen hätten“.

„Wornach ich ermessen des Menschen Wert?
Zwei Grade des Wertes es gibt.
Ein Würdiger ist, wer Suleicha verehrt,
Der Würdigste der, den sie liebt“.

„Den Duft der Rose weiß man auswendig,
Doch riecht man gern immer wieder zu ihr.
So weiß ich, Du liebst mich treu und beständig,
Doch hör' ichs gern immer wieder von Dir“.

Und in diesem heitern Tone geht es fort.

Noch im Jahre der ersten Aufführung seines ersten Stückes widmete sich H. jener Laufbahn, welche damals von den Abkömmlingen alten wie neuen Adels, namentlich von den Beamtensöhnen mit Vorliebe gewählt wurde: der politischen. H. trat beim n. öst. Kreisamte ein und kam später zur n. öst. Landesregierung. In beiden Aemtern fühlte er sich sehr wohl und seiner Natur gemäß; besonders beim Kreisamte, wo er der gesetzliche Vertreter des Bauers (des damaligen Unterthans) gegen den Gutsherrn war, aber durch gesunden Mutterwitz die halsstörrigen Leute oft von böswilligen Schritten abhielt, sie zur Versöhnlichkeit stimmte und ihnen auch wohl guten Rat gab, wie sie diese oder jene Verdrießlichkeit vermeiden könnten.

Unverdiente Uebergehung beim Avancement jedoch erbitterte ihn so sehr, daß er die bisherige Laufbahn gänzlich aufgab und sich nun dem sogenannten „Camerale“ zuwandte, dem er fortan treu blieb. So trat er denn im J. 1831 bei der Cameral-Gefällen-Verwaltung in Laibach ein, wo bald ein ebenso wichtiger Wendepunkt für sein *inneres* Leben kommen sollte.

Bevor er seine Vaterstadt verließ, gab er — noch im J. 1830 — bei Carl Gerold in Wien einen Band „*Gedichte*“ heraus, die an Sinnigkeit, Manneserust und selbst an Kraft zu den besten gehören, die damals innerhalb Oesterreichs erschienen; zu den besten, wenn auch in Bezug auf Reinheit der Reime, Glätte der Verse und Schönheit der Sprache die letzte Feile schmerzlich vermißt wird. Doch hingen diese Mängel, wie man auch in künstlerischer Beziehung darüber urtheilen mag, mit einem edlen Grundzuge

seines Wesens zusammen. Durch nachträgliches Verschönern des Ausdruckes glaubte er der Wahrhaftigkeit desselben Abbruch zu thun, und fast nie wollte er sich zu solchen Umänderungen verstehen. Das mag auch wohl einer der Gründe gewesen sein, weßhalb H. nicht so durchgedrungen ist, wie andere seiner Zeitgenossen, die sich in gefälligerer Form zu zeigen Talent und Willen hatten, ihm aber an eigentlich poetischer Begabung weit nachstanden.

Die 179 Seiten starke Sammlung zeichnet sich vor Allem durch die Einführung des Ghasels in Oesterreich aus, auf welche Dichtungsform H. durch Rückerts und Platens Beispiel aufmerksam geworden war und von der er gleich in diesem Bändchen 73 Proben gibt. Er spielt hiebei mit den schwierigsten Reimen, freilich oft darin das feinere Ohr beleidigend; doch nahm man es in jener Zeit damit fast nirgends genau, am wenigsten in des Dichters Vaterland. Da jedoch H. diese Ghaselen, bedeutend vermehrt, nach mehr als vierzig Jahren wieder herausgab, so soll erst später von ihnen die Rede seyn.

Charakteristisch ist jedenfalls, daß dem Dichter jetzt wie zu allen Zeiten jene Gedichte am besten gelingen, die Goethe als „antiker Form sich nähernd" bezeichnet und Jean Paul „Streckverse" genannt hat. Es sind kurze und lange Zeilen, denen die rhythmisch aber nicht metrisch geordnete Sprache Schwung und Zauber gibt, und in denen sich H's. Muse am glücklichsten bewegt. So z. B. schließt der „Gesang der Erinnyen" wahrhaft groß:

Wir schliefen im Nebel,
Du hast uns gewecket.
Wir kommen! Wir kommen!
Wir müssen Dich halten!
Thu' auf Deine Seele,
Wir ziehen hinein!

Eine schöne Stelle findet man in dem Lied „Vom Berge":

Wärst Du, Geliebte,
Du Herrliche hier!
Hier an Deiner Hand zu stehen,
Hier an Deiner Brust zu ruhen,
Hoch über den andern,
Welche nicht lieben! — — —

Ergreifend tief empfunden und ausgedrückt ist „Die Köhlerhütte", wo er das Loos des Köhlers, „der, ach, vielleicht keinen Gedanken gedacht" mit seinem eigenen vergleicht, er, von dessen „Lippen klinget des Liedes Zauber", und der dann zuletzt halb stolz, halb demütig ausruft:

„Er — und ich!
Bruder Köhler,
Wie komm' ich dazu?

Und fast noch liebevoller für den,

> „Der im Dunklen wandelt,
> Und es erkennt als unbezwingbar“

spricht sich H. in dem schönen Gedichte „Das Glück“ aus.

Die Canzonen und Sonette dieses Bändchens enthalten manches Gute, können sich aber weder mit den vorgenannten freieren Rhythmen, noch mit den Ghaselen messen. Ebenso die übrigen Gedichte, obgleich ein und das andere liebliche Stellen aufweist, wie z. B. „Fügung“, wo er von der Geliebten singt:

> „Kein Reich nenn' ich mein eigen,
> Kein Feld, auch noch so klein;
> Doch kann ich sie gewinnen,
> So ist der Himmel mein“.

oder ein Motiv ausarbeiten, das voll und ganz das warme Gemüt des Dichters zeigt, wie z. B. das eigentümliche Gedicht „Traum“, wo ihm träumt, er sähe sich selber todt und erblicke die Seinen, die weinend den Sarg umstehen; es schließt mit den Worten:

> „Die Thräne, die darauf im Auge
> Mit an der eignen Bahre stand,
> Sie galt den trauernden Geliebten,
> Die ich voll Liebesthränen fand“.

Episches findet sich fast nichts in diesem Bande, und dieses Wenige beweist, daß er dafür nicht mehr Talent als Lust hatte.

Im Ganzen war er jedoch durch seine Gedichte vortheilhaft bekannt, als er an seinen neuen Bestimmungsort, nach der krainerischen Hauptstadt kam.

Laibach hatte damals den Vortheil der kleinen Städte, daß sich die Gebildeten leicht auf demselben Boden begegnen, und insbesonders vereinigte das Haus des wohlhabenden Advokaten Dr. Oblak die gewählteste Gesellschaft. Auch H. sollte dort eingeführt werden, allein die Freunde hatten ihm zu voreilig die eine, eben von Wien gekommene Tochter Amalie gerühmt, eine Schülerin Kuppelwieser's in der Malerei, K. v. Boklet's im Clavierspiel und der ersten Lehrer in den Sprachen. Der Wink „das wär' eine Frau für den Dichter und verwöhnten Wiener“ erfüllte H. mit allen möglichen Vorurtheilen, und der feinfühlende junge Mann lehnte jede Vermittlung ab.

Allein auch er konnte seinem Schicksale nicht entgehen. In einem Concertsaale wo Amalie Oblak als Mitglied einer geschlossenen musikalischen Gesellschaft ein schwieriges Concert von Hummel wundervoll spielte, hörte und sah und erkannte der Dichter dasjenige Wesen, dessen Besitz ihm zu seinem Glücke notwendig sei. Ihr Vortrag war voll Seele, voll Ver-

ständniß; ihre Erscheinung hatte die ganze Frische von 18 Jahren und war zugleich höchst anmutig; ihre Bildung zeigte sich reich und echt. Wars Wunder, daß H. den Tag seiner Aufführung im Hause Oblak kaum mehr erwarten konnte und nicht ruhte, bis er — schon im folgenden Jahre 1832 am 3. September das holde Mädchen zum Altar führen durfte.

Der junge Hausstand, bald mit zwei Töchtern gesegnet, davon die ältere Dorothea, die jüngere Theodora getauft wurde, mußte jedoch bereits im J. 1836 übersiedeln. Der außerordentlich fleißige und geschickte H. wurde durch den Unverstand seines Chefs so sehr mit Arbeit belastet, daß ihm die Kraft versagte, sie zu bewältigen. Seine Gesundheit war gänzlich zerrüttet und die Aerzte geboten aufs dringendste, daß er einen längeren Aufenthalte im Gebirge nehme und sich jeder regelmäßigen Thätigkeit enthalte. Auf Grundlage ihrer Zeugnisse suchte H. für ein Jahr um Urlaub, und später um Quiescirung an. Beide wurden ihm bewilligt.

Zum Aufenthalte wählte er den Ort Admont in Obersteiermark. Zwanzig Monate lebte er dort, d. i. zwei Winter und einen Sommer, mit Ausnahme von sechs Wochen, die er in einer noch höher gelegenen Gebirgsgegend oberhalb Admonts und zwar in einem Bauernhause zubrachte.

Der Umgang mit den gelehrten Benedictinern des Stiftes mußte ihn für das Entbehren der eigentlichen Geselligkeit entschädigen. Er trieb mit den geistlichen Herren gemeinsame Lectüre, wobei meist die alten Classiker herhalten mußten, in denen H. immer gut Bescheid wußte bis in seine letzten Tage.

Im Jahre 1838 überwältigte ihn jedoch wieder die Sehnsucht nach dem anregenden Kreise, den er hatte verlassen müssen; und die große, wilde Natur, in der zu leben und sich zu erholen er sich so sehr gewünscht, wurde ihm drückend. Es drängte ihn nach einer freundlicheren Umgebung und zurück zu Menschen, unter denen er sich so wohl gefühlt hatte. Er zog daher wieder nach Laibach, wo er sein Hauswesen mit dem seines gütigen Schwiegervaters vereinigte. Schon im folgenden Jahre beschenkte ihn seine Amalie mit einem Töchterchen, das Maria genannt wurde.

Doch schon vor seiner Rückkehr nach Laibach hatte H. seine neueren Gedichte gesammelt und bei Fr. Wagner zu Freiburg im Breisgau unter dem etwas seltsamen Titel „Mein Lebenslauf in der Fremde“ herausgegeben. Da er in jener Zeit nicht getrennt von seiner Familie und auch nicht auf Reisen war, so bezieht sich dieser Titel offenbar nur auf seine Entfernung von Wien, seiner geliebten Vaterstadt.

Auch in dieser zweiten Sammlung zeigt sich ein hoher edler Geist und ein mitfühlendes Menschenherz; doch ist sie im Ganzen etwas eintönig und die epischen Versuche erscheinen abermals — nur eben Versuche. Von den eigentlich lyrischen Gedichten sind einige wieder vorzüglich im Gedanken und zugleich charakteristisch für sein ganzes Wesen; aber die Form hat sich noch

immer nicht gebessert. Ein Beleg für diese Behauptung, nach allen drei Richtungen hin, ist das Gedicht „Drei arme Todte".

„Als seines Vaterlandes Freiheit fiel,
Gab Cato seinem Dolch sein Herz zum Ziel.

Als Romeo die Braut gestorben glaubt,
Ist's seine Hand, die ihm das Daseyn raubt.

Es suchte Timon, da geleert sein Schatz,
Für seine Leich' im dicht'sten Wald den Platz. —

Wie arm war Timon, der nicht mehr besaß
Als seiner Schätze goldnes Uebermaß!

Wie arm war Romeo, der so verdarb,
Weil all sein Gut in seinem Weib ihm starb!

Wie arm war Cato der nichts sein genannt,
Nichts sein als ein verblichnes Vaterland!"

Welche Härten in Sprache und Vers! Und doch wie trefflich, wie kraftvoll der Gedanke! Dieses kleine Gedicht gibt den ganzen Hermannsthal, der stets von jedem Menschen verlangte, er solle klagelos Dulden können und Herz und Geist nicht an ein einziges Gut, an einen einzigen Wunsch hängen. Ja, H., ein Deutscher an Gesinnung, ein Grieche an Bildung, war ein Römer an Charakter; und Allen, denen er nahe kam, mutete er die gleiche Schweigsamkeit über eigenes Leid oder Leiden zu, wie er zu üben sich angewöhnt hatte.

Seine volle Innigkeit zeigt er in der ersten und dritten Abtheilung dieses 218 Seiten starken Bändchens. Jene ist „Sehnsucht nach der Heimat", diese „Heimat in der Fremde" betitelt. Er liebte Laibach, aber Wien konnte er nicht verschmerzen, und nur seine Frau und seine Familie machten ihm die Fremde zur Heimat. Er singt in dem Gedicht „an Amalie":

— — Ich schritt ja nur aus Nacht der Nacht entgegen — —
Da geht ein Stern, den erst ich nicht gesehn,
Du gehst mir auf, und alles ist verwandelt — —

Er hörte sie einst „in junger Liebeswonne" sprechen: „Ich bin sehr glücklich!" und singt dann:

„Wie selig muß ich mich empfinden,
Zu schaun Dein reines leuchtendes Entzücken,
Und mir zu sagen, daß von mir es stamme!"

oder:

„Wie selig ich, der ich dazu berufen,
Die schönste Kunst, das allerhöchste Wissen,
Die Liebe Dich, Geliebteste, zu lehren!"

oder:

„Vorüber, Tag, mit Arbeit und Getöse,
Der Du zum Dienst tyrannisch mich begehrest — —
Du, Abend, nahst mit süßer Freiheit immer,
Und um sogleich mich völlig zu verschenken,
Erlaubst Du mir, mir selber zu gehören“.

oder:

„Du Kind! — Wie so? — Dies Wissen und Erkennen! —
So kann kein Kind die Schrift des Ew'gen lesen. —
Du Weise denn!“ — —

Man wird erraten, daß die meisten hier angeführten Stellen aus Sonetten sind. Er überschrieb diese zwanzig Sonetten, von denen das 17. und 19. eigentlich ganz abgeschrieben werden sollten, weil sie zureizend sind: „Liebebriefe“, in der Weglassung des s hier wie auch anderswo Jean Paul nachfolgend.

Sehr schön ist der Schlußgedanke in „Des Kindes Lächeln“:

„Das Lächeln ist göttlich geboren
Und rühret mit göttlicher Macht;
Verzweifelnde lachen und Thoren,
Ein gefallener Engel, der lacht“.

und in „Dorothea“ die Anspielung auf diesen Namen seiner ältesten Tochter:

„Dorothea — Gottesgabe — —
Sagt Dir doch Dein bloßer Name,
Liebes Kind, was Du uns bist“.

Zu erwähnen ist noch „Fernsicht“, mit den Worten:

„Nun stehen die Berge der Heimat
So blau vor mir und fern;
Wie säh' ich doch in der Nähe,
Wie säh' ich sie grün so gern!“

auch „Genügsamkeit“, namentlich aber „der Adler“, dessen Gefangenschaft er beklagt und dem er „rasch mit Retterhand das dicht geflochtene Gitter“ geöffnet hatte:

„Der Adler aber auf seinem Stein
Blieb traurig und ohne Regung.
Ich wandte mich weg und ließ ihn allein
In seltsam trüber Bewegung“.

ferner „Gespensterfurcht“, dann „Dichtertrieb“ mit dem hübschen Anfange:

„Nie treibt's mich Abends mehr zum Dichten,
Als wenn ich recht viel Albernheit
Gehört, gesehn, wohl auch verrichtet,
In eines Tages langer Zeit“.

ferner „Geselligkeit“ mit dem reizenden Schluß:

— Aber die Götter sind und die himmlische Freud' ist gesellig;
Oeffne den Gästen das Haus, rufe, so sind sie bei Dir.

ferner das vortreffliche „An die Götter“ mit der herrlichen Stelle:

„Eins nur möcht' ich euch bitten:
Wehret mit mächtigen Händen — —
Daß ich undankbar empfange,
Was ihr verleihet,
Oder murrend beklage,
Was ihr weise versagt“.

endlich das höchst originelle „Experiment“ mit den zwei Wassertropfen; einem aus dem Teiche, einem aus dem Fluße, die dann in einander rinnen und die er durch das Mikroskop betrachtet. Da sieht er die Thierchen beider Tropfen sich eine Schlacht liefern.

„Und bald war's klar, des seltnen Kampfes Ende — —
Sei nur im Untergang des einen Theiles,
Des angegriffnen, schwächeren zu finden.
Da faßt' auch mich, nicht wußt' ich ihn zu zügeln,
Ein tiefer Grimm — — —
Mit kräft'gem Finger fuhr ich durch den Tropfen,
Da war denn freilich hergestellt die Ruhe“. —

Ein Feind der Ungerechtigkeit, der Ueberhebung ist H. sein ganzes Leben hindurch gewesen; er sah daher auch bei diesem Kampf „in engem Raume das Elend eines Weltalls wiederholt“. Und wenn er sich auch je über den mörderischen Sieg einer gerechten Sache freute oder über die blutige Niederlage derselben betrübte: für Kriegsruhm hatte er keine Sympathie; ihm ging die Humanität über Alles.

Die seiner Rückkehr nach Laibach folgende Zeit widmete H. vorzugsweise literarischen Bestrebungen und Arbeiten. Er durchstöberte einige Schloßarchive krainerischer Aristocraten und wurde ein thätiges Mitglied des historischen Vereines; er gründete die „vaterländische“ Zeitschrift „Carniolia“, ein Wochenblatt, wozu ihm hauptsächlich seine Wiener Freunde, darunter Namen vom besten Klange Beiträge zusagten. Das Blatt hatte jedoch ein nur kurzes Leben, denn den Versprechungen folgten keine Thaten, und H. hätte schließlich die Spalten seiner „Carniolia“ allein füllen müssen.

Viel zu thun gab ihm die Gründung und Leitung eines Lesevereines, was natürlich zu einem regen Verkehre mit Buchhändlern führte, die ihm alles, was neu und lesenswert war, liefern mußten; besonders aus dem Gebiete der schönen Literatur. Es war ihm noch in den spätesten Tagen eine Freude, seine Bekannten auf ein gutes Buch aufmerksam zu machen oder ihnen daraus vorlesen zu dürfen. So wirkte er theils anregend, theils bildend nach allen Seiten hin; aber das größte Vergnügen war es — und

blieb es — ihm, mit Gleichgestimmten über irgend ein bedeutendes Werk eingehende Gespräche zu führen. Daß er, der begeisterte Anhänger politischer wie religiöser Freiheit, häufigen, ja dazumal innigen Umgang mit Anastasius Grün hatte, dessen Gast auf Schloß Thurn am Hart er wiederholt war, ist beinahe selbstverständlich.

Aber auch schaffend oder nachschaffend war er fleißig. Die Uebersetzungen von Shakespeare's „Timon von Athen" und von „Titus Andronicus" in der zu Wien erschienenen Sollinger'schen Ausgabe stammen von ihm. Von den beiden Trauerspielen, mit denen er später in Wien vor das Publikum trat, wurde „Ziani und seine Braut" noch in Laibach ganz, „Der letzte Ravenswood" beinahe vollendet. Auch für die von Osiander und Schwab besorgte Ausgabe von Uebersetzungen griechischer und lateinischer Classiker bot er sich an. Aber es scheint seine diesfällige Anfrage an Schwab diesem nicht zugekommen zu sein, oder ihm dessen Antwort nicht. Doch gab er deßhalb seine Beschäftigung mit den Alten in der Ursprache nicht auf, und stets setzte er etwas darein, die oder jene für schwierig oder unübertragbar gehaltene Stelle getreu in klares, lesbares Deutsch zu übertragen. Es ist Schade, daß seine so große Fähigkeit, Geist und Wort des Originals wiederzugeben, keine Aufmunterung fand. H's Verständniß und Gewissenhaftigkeit hätten der Literatur bedeutende Dienste leisten können.

So vergingen acht Jahre. Da machte sich denn doch, außer der Sehnsucht nach der Heimat und einem regeren, reicheren, geistigen Verkehre, auch die äußere Notwendigkeit geltend und er begab sich wieder auf das Feld amtlicher Thätigkeit. Er trat in seine frühere Eigenschaft als Cameralsecretär bei der Cameral-Gefällenverwaltung in Wien ein, kam aber durch Ironie des Zufalls unter denselben Chef, der ihn schon in Laibach halb zu Grunde gerichtet hatte. Natürlich strebte er von ihm fortzukommen, und es gelang bald darauf den Bemühungen eines Freundes, ihn zu erlösen; er wurde zur Dienstleistung bei der k. k. allgemeinen Hofkammer (dem jetzigen Finanzministerium) berufen und sogar — Besseres konnte er nicht wünschen — in das Bureau seines Freundes, des Freiherrn von Schlechta, eingetheilt, wo er bis zu seiner im Jahre 1857 erfolgten Ernennung zum Sectionsrate, verblieb.

Kaum über ein Jahr in Wien, gelang es ihm sein Trauerspiel „Ziani und seine Braut" auf die maßgebendste deutsche Bühne zu bringen, nämlich die des Burgtheaters, wo Heinrich Anschütz, dessen Tochter, die schöne talentvolle Frau Koberwein, und Ludwig Löwe mit den Hauptrollen betraut wurden. Das Stück behandelt den Kampf des gesunden Menschenverstandes und der naturgemäßen Empfindung gegen die Vorurtheile mißverstandener politischer Pflicht und adeliger Würde. Die Scene nun, wo der Titelheld vor den Pregadi's sein Recht vertheidigt, zu heiraten, die er liebe, und seine Pflicht, nicht von der Braut zu lassen,

der er Treue geschworen — diese Scene fand einen seit vielen Jahren in den Räumen der Hofbühne nicht erlebten Beifall. Minutenlang unterbrach anhaltendes Klatschen das Spiel, und zwar um so lebhafter, als der Beginn einer Ratsversammlung auf dem Theater, der das Publicum meist in Unbehaglichkeit versetzt, bereits verstimmend zu wirken angefangen. Löwe sprach aber auch seine schöne Rede wunderbar. Der Sturm wiederholte sich in einer späteren Scene, wo Ziani die Bürger für sich gewinnen will und gewinnt, beinahe in gleicher Weise. Trotz einiger Schwächen im letzten Acte hielt sich dieses Trauerspiel H's. eine ziemliche Weile in gleicher Gunst beim Publicum, und Löwe zählte die Rolle des Ziani zu seinen liebsten; sie wurde sein Steckenpferd. Als jedoch schon nach einigen Jahren Laube Director des Burgtheaters wurde, dem weder Löwe's romantische Spielweise noch überhaupt der damalige Wiener Geschmack an vorzugsweise poetischen Stücken zusagte, wurde „Ziani" zwar noch immer in das Wochenrepertoire gestellt, aber nicht mehr gegeben. Darüber ergrimmte H. dermaßen, daß er sich ein für alle Mal „die Fopperei" verbat und das Stück für immer zurücknahm.

Von jetzt ab schien es, als ob sich H. gänzlich von der Poesie zurückziehe. Aber es schien nur so. Er veröffentlichte zwar nur selten mehr ein oder das andere Gedicht, aber er machte doch noch welche, und seine poetische Lebendigkeit und Frische wirkten anregend auf die jüngeren Talente, mit denen er gern Umgang pflog. Er strömte Poesie aus; in seiner Aufmunterung, in seiner Kritik, und vor Allem durch seine jugendliche Begeisterung für alle hohen Güter des Lebens. Er war so bezaubernd im Verkehr, daß die jungen Leute oft noch um Mitternacht, wenn sie aus einer Gesellschaft kamen, ihn in einem Kaffehause aufsuchten, wo sie ihn wußten. Da setzten sie sich zu ihm und erquickten sich das Herz an seiner Wärme und bereicherten ihren Geist durch seine Bildung; während er, wie sie, sein Täßchen schwarzen Kaffee, sein Gläschen Punsch trank, erzählte, stritt, belehrte, scherzte, und gleich der an seinen Blicken und Worten hängenden Umgebung die Zeit vergaß. Er war ein in seiner Art einziger Mann; ein Mann, auf den sich jeder freute und den keiner verließ, ohne innerlich reicher oder besser geworden zu sein.

Und dabei hatte H. viele Eigentümlichkeiten, die berücksichtigt, die geschont werden wollten. Noch aus der alten Schule gesellschaftlicher Höflichkeit, verlangte er artiges, tactvolles Benehmen von Allen, die sich ihm nahten. Er fand sich mit der Etikette ab wie ein Dichter mit dem Sonette: in der Beschränkung zeigte er den Meister, und die gute Sitte war ihm eben so sehr Gewohnheit als Bedürfniß. Und trotz der Vertraulichkeit, trotz der Freiheit, die er den jungen Leuten um sich willig gestattete, wagte es doch selten einer, die schmale Grenze der Schicklichkeit zu überschreiten. Geschah es dennoch von ihnen oder sonst Jemanden, dann konnte H. unangenehm, sehr unangenehm werden. So z. B. blitzte er einmal, ohne ein Wort zu sagen, einen ihm unbekannten Kaffeehausgast, der ihm beim Schachspiel

unaufgefordert guten Rat ertheilte, förmlich mit seinen grimmigen Blicken zur Thüre hinaus.

Niemand war empfindlicher gegen gewisse üble Angewöhnungen in Sprache und Bewegung als H. Er hatte zu lang in feinen Gesellschaften gelebt, mit Hochgestellten verkehrt, um nicht überall „guten Ton" zu verlangen. Und mancher, der den vortrefflichen Mann liebte, litt im Stillen arge Qualen, wenn irgend eine sonst wackere Seele sich durch Außerachtlassung dieser Formen um die gebührende Schätzung brachte. Nicht, daß H. deßhalb ungerecht geworden wäre; er fuhr fort an einem solchen Menschen das Achtungswerte zu achten; aber er mochte nicht mehr persönlich mit ihm verkehren.

Diese Einseitigkeit hat ihm vielfache Verkennung zugezogen, wie er denn häufig genug zu einer solchen aufforderte.

Schon die Lebhaftigkeit seiner Begeisterung schadete ihm, da die Meisten einen älteren Mann nicht ruhig genug sehen können. Und der Witz, den einmal Jemand auf H. — den damaligen Hofsecretär — machte, indem er ihn den „Hofsecretär des Enthusiasmus" nannte, zeichnete ihn eben so richtig, als er ihn von der liebenswürdigsten Seite auffaßte. Wie oft aber ward sie nicht so gutmütig belächelt, diese schöne Fähigkeit über Alles in seiner Art Vollkommene — und wenn es auch nur die zu einer bewunderns-werten Fertigkeit gebrachte Taschenspielerei „Professor" Hermanns war — in Extase auszubrechen.

Auch die enge Freundschaft mit seinem Vorgesetzten, dem Freiherrn von Schlechta wurde ihm übel genommen.

Der Freiherr war eine ziemlich unpopuläre Persönlichkeit in Wien und mancher wollte H. nicht für aufrichtig und ehrlich anerkennen, wenn H's. Worte mit dem, was man als das innerste Wesen Schlechta's ansah, im Widerspruche standen. Man that beiden Unrecht. Mochte H. freiheitlicher gesinnt sein; er verläugnete das auch vor Schlechta nicht. Und dieser ehrte und liebte jenen immer mit gleicher Wärme. Mochte Schlechta streng in der Anschauung amtlicher Pflichten, und namentlich gegen die Vergeudungen aus schwachherziger Humanität reden und handeln; sein Untergebener wußte zu gut, daß die scheinbare Härte nicht aus wirklicher entsprang, und erzählte bis in die letzten Tage nur Gutes und Rühmenswertes von seinem Chef. Aber H. selbst war nicht minder streng in Erfüllung seiner Amts-pflichten, wenn auch von minder schroffen Formen. Ja, er war mehr als gewissenhaft; er that ein Uebriges. Er, der in der Vorstadt wohnte, blieb oft über Mittag in der Stadt und speiste im Gasthofe, da er gleich nach Tisch wieder in's Amt ging und dort bis gegen sieben Uhr Abends und länger verweilte. Wie oft mußten ihn seine Freunde dort abholen!

Zu diesem Fleiße trieb ihn aber nicht bloß sein Pflichteifer, sondern auch die Dankbarkeit gegen den befreundeten Chef. Er wußte wie viel er diesem zu verdanken habe, und ahnte, wie viel er ihm noch zu danken haben

werde. Anderseits freilich verstand es dieser, die so ersprießlich verwendbare Kraft gehörig auszunützen.

Einige Jahre hindurch vereinigten die beiden Herren allwöchentlich einen kleinen Kreis von jüngeren Männern um sich, die ihnen weder an Rang noch sonstwie gleichkamen; und da zeigte sich neben der liebenswürdigen Beweglichkeit H's. der freundliche Ernst des Freiherrn nicht minder angenehm; die geistige Anmut des einen und der scharfe Verstand des andern, verbunden mit gleich großer Belesenheit und gleich regem Interesse für Kunst und Literatur, verliehen trotz oder vielmehr wegen der mancherlei Verschiedenheiten in Charakter und Anschauung diesen Zusammenkünften am Gasthaustische einen hohen Reiz. Es kam nie etwas Persönliches oder Gewöhnliches, nur immer Allgemeines und Bedeutendes zur Sprache.

Eine gewisse Ausschließlichkeit — um nicht das fremdländische Wort „Exclusivität“ zu gebrauchen — war allerdings beiden Herren eigen. Sie wählten sich ihre Leute und hielten sie in der ihnen genehmen Entfernung. Dazu trug nichts mehr bei, als eben die vornehme Angewöhnung, nie von sich zu sprechen, auch nicht im traulichsten Verkehr. Sie beide jedoch unter sich hatten keinen Hehl vor einander.

Freiherr von Schlechta hielt ein offenes Haus, darin seine wohlwollende Gemalin und zwei aufblühende Töchter es verstanden, den reichen Kreis immer reicher zu machen. H. war die Seele desselben. Durch Stellung, Alter, Geist der Erste nach dem Hausherrn, durch schalkhafte Laune und Feinheit des Benehmens nach allen Seiten hin willkommen, wußte er aus den Herren wie aus den Damen gerade das hervorzulocken, wodurch sie am vortheilhaftesten erschienen. Indem er so die Jugend belebte und anspornte, ihr Bestes zu zeigen, hielt er als Zuseher und als Theilnehmer alle wie an einem unsichtbaren Bande. Sie vergötterten ihn aber auch alle; die jungen Mädchen und die jungen Männer.

H. selbst machte kein Haus. Theils gestatteten ihm dies seine Mittel nicht, theils lebte seine Gattin aus Gesundheitsgründen nicht immer in Wien, sondern längere Zeit in Laibach. Aber selbst abgesehen davon, wäre es kaum möglich gewesen, da Frau v. H. fast ganz in der Erziehung ihrer drei Töchterchen aufging, die in keinem Gegenstande des Wissens, der Kunst oder der Haushaltung jemals eine andere Lehrerin hatten als sie. Dadurch, so wie durch die fortwährende Uebung in dem eigenen Kunststreben — wie denn Frau v. H. mehrere sehr gelungene Copien nach berühmten Gemälden gemacht hat — war sie so ganz in Anspruch genommen, daß es geradezu auffiel, wenn sie einmal das Theater besuchte, wie z. B. bei den Vorstellungen der Rachel, oder gar in einer Gesellschaft erschien. Und so erfuhr mancher nur durch Zufall, daß H. verheiratet sei, daß er Kinder habe. Er selbst sprach nur selten, nur mit den Wenigsten von Frau und Töchtern; gehörten sie doch auch zu dem „Persönlichen“, über das er stets eine keusche Verschwiegenheit bewahrte. Nur ab und zu äußerte er sich, doch jederzeit mit großer Wärme,

über die geistige Bedeutendheit und umfassende Bildung seiner Gemalin oder verriet seine zärtliche Liebe zu den Kindern. Frau v. H. beschränkte sich auf den kleinsten Kreis — etwa zwei, drei Familien — und lebte so zurückgezogen, als sie nur vermochte. Welch große, starke Seele sie hatte, davon soll bald ein entscheidender Zug erzählt werden.

Im Jahre 1856 traf beide Gatten der herbe Kummer, ihre jüngste Tochter Maria an Luftröhrenschwindsucht hinsiechen und sterben zu sehen. Alle Pflege, alle Opfer hatten nichts genützt. Weder die streng religiöse Mutter noch der philosophisch geschulte Vater konnten diesen Verlust je verwinden.

Doch eben jenen Zeiten, wo H. unter dem gemeinsamen Drucke der amtlichen Bürde und der düsteren Angst vor dem drohenden Verlust seines Kindes litt, verdanken wir einige seiner schönsten, ja, wahrhaft schönen Gedichte. Sie erschienen in dem bei Tendler in Wien herausgegebenen „Aurora-Album", das aus dem Inhalte der Mappe des lang bestandenen, seither eingegangenen Künstlervereines Aurora zusammengestellt wurde. Sie sind vielleicht die charakteristischesten, die H. jemals schrieb.

Drei davon sind in jenen freien Rhythmen gehalten, die H. immer so wohl gelangen, und unter dem Titel „Trilogie" zusammengehalten. Jedes hat ein bezeichnendes Motto, wovon gleich das erste: „Mutato nomine de te fabula narratur" zeigt, daß hier der Dichter ausspreche, was der Mensch zu klagen sich nie erlaubt haben würde.

Das erste hat den Titel: „Sisyphos", und enthält folgende prachtvolle Stelle:

„Götter — — lenken
Des Menschen Loos,
So wie der Menschheit Geschick,
Die ihren Stein wälzt wie du . . . . .
. . . Sie erleichtern
Weise zögernd, doch gern
Die Mühen des strebsamen Daseins
Und halten rüstigen Ringern,
Büßenden, so wie Schaffenden
Duftige Kränze bereit".

Das zweite ist überschrieben „Atlas", und bringt folgende großartig gedachten Verse:

„Aber vollends jubeln macht mich Eins.
. . . . Schon seh' ich kommen den Tag,
Wo . . ich dich lachend (eherne Riesenwölbung!)
Leicht, als wärst du ein Federball,
Deinem Eigner schleudre
Vor die wolkenbeschreitenden Füße
Und mich ergötze an der
Eben durch ihn gewonnenen
Hundertfachen Titanenkraft."

Das dritte mit dem Titel „Hiob“ hat folgende zwei herrliche Stellen am Schlusse:

„Und hättest du nicht wieder mich gesegnet
Mit reicherem irdischen Gut
Und frischerer Lebenskraft
Denn je zuvor,
Doch dankt' ich dir dreifach, o Herr,
Für schwere Heimsuchung,
Drin ich ermessen gelernt
Deine Kraft und die meine,
Drin ich gelernt
In preisender Demut genießen,
Was ich nun entbehren könnte
In preisender Demut“.

Und vorher:

„Denn in der Armut
Hast du gesprochen zu mir .....
Da ich verzweifelte an dir
Und pochend auf meines Wandels
Makellos erprobte Reinheit
Ungerecht, ungerecht nannte
Was du verhängt über mich,
Gotteslästerisch selber darin“.

Das andere Gedicht H's. in diesem Bande betitelt sich „Die zehnte Muse“. Da singt er:

„Die Muse, die ich meine,
Ich nenne die Zehnte sie:
Sie gab Dir inn'ges Verständniß
Für Kunst und Poesie.
.... Und wem die zehnte Muse
Nicht Aug' und Ohr erschloß
.... Ein Bettler ... ein Schwächling ... unwissend ist er“ ....

Dieses Gedicht enthält das Glaubensbekenntniß des „für Kunst und Poesie“ begeisterten und begeisternden Mannes.

Der Sommer des J. 1857 sah ihn bei einem seiner Freunde, Herrn von Schickh, in Pottenstein, in dessen Umgang, in dessen Haus er sich so oft wohl befunden hatte. H. sprach stets mit innigster Wärme von dieser Familie und beinahe nur allein von dieser und der des Freiherrn von Schlechta. Wohlstand, Kunstsinn, Bildung, Talent, Familienleben, — Alles vereinigte sich dort zu einem harmonisch abgerundeten Ganzen. Zu dem Allen kam noch für einen Naturfreund wie H. die schöne Umgebung; es ist daher nichts natürlicher, als daß er auf seinen Streifereien durch die Wälder auch Gedichte machte, die er dann unter dem Gesammttitel „Aus den Bergen“ in dem

Jahrgange 1858 des früher erwähnten Aurora-Albums mittheilte. Das dritte davon ist „Waldwanderung“ überschrieben und lautet:

„Im Wald verzweigen gar vielfach sich
Und verwirren sich vielfach die Pfade;
Anweisungen führen nicht leicht ans Ziel,
Ich merkte das nachgerade.

Da macht' ich's denn, wie ich es sonst gemacht
Auf des Lebens verworrenen Wegen:
Ich ward mein eigener Führer und kam
Stets glücklich dem Ziel entgegen.

Und kostet es wohl einen Umweg auch,
Es kostete keine Stunden,
Und es vergnügte mich, daß ich an's Ziel
Mich selber zu richten gefunden.

Du brauchst dir selber die Richtung nur
Recht gegenwärtig zu halten,
Dann hast du auch Sonne und Sterne für dich
Und unsichtbare Gewalten“.

Bald darauf ging er wieder an sein Stück „Der letzte Ravenswood“, das er fast fertig von Laibach mitgebracht, seither um höchstens zwei Scenen weiter geführt hatte und endlich nach vollen fünfzehn Jahren umarbeitete und rasch vollendete. Auch diese Arbeit war ein Protest der gesunden Vernunft, und zwar diesmal gegen die Vorurtheile des Familienhasses und gegen die Berechnungen ehrgeiziger Familienpolitik. Das Stück wurde im Jänner 1860 im Burgtheater gegeben, konnte sich aber trotz Anschütz, Frau Rettich, Joseph Wagner und Fräulein Bognar nicht lange halten. Der Stoff, dem Walter Scott'schen Romane „Die Braut von Lammermoor“ entnommen, war theils daraus, theils noch mehr aus Donizetti's Oper Lucia bekannt; seine Verwendbarkeit zu einem Operntexte zeigte sich erst recht in den vielen schönen lyrischen Stellen des Trauerspieles; sein geringes dramatisches Interesse in dem Mangel an Spannung und an der freundlich-kühlen Aufnahme von Seiten des Publicums. H's. Kraft reichte für das Drama nicht aus und er selbst stammte aus einer Zeit, wo noch die Rhetorik viel galt und das Publicum mehr auf den poetischen und sittlichen Gehalt als auf starke theatralische Wirkungen sah. H. selbst, der von jedem großen dramatischen Talent behauptete, es müsse zugleich fruchtbar sein, nannte damit sich, der bloß drei Stücke geschrieben, nur ein kleines. Doch erkannten selbst die strengsten Beurtheilungen dieses Trauerspieles willig an, daß H. ein Dichter sei und es verschmähe, durch grobe und gemeine Mittel auf Gemüt und Geist der Zuseher zu wirken.

Kaum war „Ravenswood“ gegeben, als Frau v. H., die deßhalb wieder einmal das Theater besucht hatte, ihrem nichts ahnenden Gemale sagte, daß sie sich einer lebensgefährlichen Operation unterziehen müsse. Des

„Römers“ war seine Gattin würdig: sie hatte ihm Jahre lang das heranschleichende, sich weiter verbreitende, qualvolle Uebel schonend verschwiegen; gleich liebevoll wie groß. Nur wegen Aufführung des Stückes hatte sie die Vornahme der Operation um einige Tage verschoben; aber ihre Natur war zu zart und bereits vollständig durch die lange Krankheit erschöpft, und so starb die fromme heldenmütige Dulderin schon zu Ende des folgenden Monats.

H's. Schmerz war im Anfange maßlos. Und es ist ein bezeichnender Zug dafür, daß er in den Stunden der ersten, heftigsten Erschütterung einem seiner jungen Freunde, der ihn früher nie besucht hatte und eben jetzt voll warmer Theilnahme bei ihm einsprach, um den Hals fiel und ihn mit dem brüderlichen Du begrüßte, gleich als wolle er für die entrissene Seele eine andere fest an sich ketten.

Der Tod seiner Gattin brachte nur geringe Veränderung in sein stilles Leben; die ältere Tochter übernahm nunmehr das Amt der Hausfrau, die jüngere aber widmete sich vollends der Malerkunst; H. selbst jedoch zog sich mehr und mehr aus dem gesellschaftlichen Verkehre zurück.

Endlich fand er sich mit Rücksicht auf seine Gesundheit bewogen, im Jahre 1864 um Versetzung in bleibenden Ruhestand anzusuchen, die ihm auch auf Schlechta's Verwendung in der erwünschten Weise gewährt wurde.

Von nun an lebte er ganz seinen Töchtern, der Gesundheit der einen, der Ausbildung der anderen, das ihm schwerste Opfer zeitweiliger Trennung bringend. Er öffnete seine Zelle nur sehr wenigen Freunden und ging nur mehr zu zwei Familien in's Haus. Doch je verschlossener er sich der Welt gegenüber hielt, desto mittheilsamer wurde er jetzt im engsten Kreise; aber auch im Alter hielt er an seiner Gewohnheit fest, so selten als möglich von sich selbst zu reden, und er wies auch bei anderen das Grübeln und Wühlen in Vergangenheit oder Gegenwart eben so standhaft ab, wie das Vorhersagen und Vorahnen dieser oder jener Zukunft. Im Grunde hatte er bloß für allgemeine Interessen noch Empfänglichkeit, für Kunst, für Wissenschaft und Politik; Persönliches wurde ihm immer gleichgiltiger. Und es mag gleich hier gesagt werden, daß er von dem Dutzend Photographien, die er in der letzten Zeit seines Lebens von sich machen lassen mußte, nur sieben vertheilte; er fände nicht mehr Leute dafür, behauptete er.

Während er von jetzt ab in seinem ästhetischen Geschmacke gleichsam stehen blieb, ja mitunter zu sehr der Lobredner vergangener Größen wurde, schritt er in Allem, was die Entwicklung der Wissenschaft und den Gang der modernen Politik anbelangt, rüstig und freudig mit seiner Zeit vorwärts. Mit ununterbrochenem Eifer studierte er namentlich die religiösen Fragen und las die einschlägigen Bücher. Sein Haß gegen alle Tyrannei wurde nur von dem gegen das „Pfaffenthum“ übertroffen; hierin konnte er fast fanatisch sich äußern, wie z. B. nach dem Siege des österreichischen Reichstages über das Concordat, an dem noch der greise Grillparzer so rühmlich thätigen Antheil genommen hat. Da stürzte er außer sich vor Jubel zu einem seiner

Freunde, bei dem er auf gleiche Freude zu rechnen Grund hatte. Mit Unwillen aber bemerkte er, daß in dessen Arbeitszimmer sich keine Lichtlein am Fenster zeigten und daß der Freund keineswegs in gehobener Stimmung war. Schmerzlich enttäuscht rügte er beides und wollte die Erklärung des Hausherrn, daß nur physisches Leiden an dem geringen Enthusiasmus und nur eine kaum überstandene Augenentzündung an der mangelnden Beleuchtung Schuld trage, durchaus nicht für giltig ansehen. „Bei einer solchen Gelegenheit", sagte er, „vergißt man Alles, was Einem weh thut".

In seiner Ruhe beglückt, ließ er sich im Juli 1867 durch Friedrich Halm, der eben General-Intendant der beiden Hoftheater geworden war, bereden, bei dem neuen Amte als provisorischer Kanzleidirector einzutreten. Widerwillig sagte er zu und eben nur dem Manne „zu Liebe", der ihn darum als um einen persönlichen Freundschaftsdienst ersuchte. Es war für ihn, der sich eben eines erquickenden Landaufenthaltes erfreute, ein großes Opfer.

Daß Halm bei der Organisation der General-Intendanz auf die Mithilfe H's. verfiel, war natürlich, da dieser als Beamter das Referat über die Hofanstalten gehabt hatte und daher in das betreffende Actenwesen und die bestehenden Verhältnisse gründlich eingeweiht war.

Daß H. erwartete, vielfach nützen zu können und auch einigen dramaturgischen Einfluß zu gewinnen, war begreiflich. Bald jedoch wurde er seines Irrtums inne und ihn, der sich dann gar nicht mehr an seinem Platze fühlte, erfaßte eine so arge Verstimmung, wie er in seinem Leben kaum eine gehabt haben mag. Schon nach einem Jahre strebte er, aus der falschen und unbehaglichen Stellung herauszukommen, in die er geraten war, erbat sich mehrmals mündlich und erhielt endlich auf sein schriftliches Ansuchen die Entlassung. Und so unangenehm waren seine Empfindungen hinsichtlich jener Zeit, daß er sowohl das Decret, welches ihn berufen, wie das, welches ihm seine Freiheit zurückgegeben, vernichtet hat.

Philosoph indeß, wie er war, wußte er sich durch seine Bücher und seine Muse zu trösten. Frischen Geistes geblieben mehrte er seinen inzwischen ziemlich angewachsenen Ghaselen-Schatz und dichtete erst jetzt einige der besten und gediegensten davon. Alle, die sie kennen lernten, fühlten sich von der darin herrschenden Innigkeit, Heiterkeit und Lebensweisheit angezogen, wenn sie gleich sich gestehen mußten, daß die schon mehrmals erwähnten Vergehen gegen die Reinheit der Sprache und der Form noch immer wiederkehrten.

Trotz alles Zuredens konnte er sich lange nicht zur Herausgabe, ja nicht einmal zu einer an Verleger mittheilbaren Abschrift entschließen. Unablässigem Bitten eines Freundes gelang es endlich und dieser versprach auch dem Greise, ihm die weitere Suche zu ersparen. Es währte gar nicht lang, und H's. „Ghaselen" erschienen 1872 als 371. Bändchen der Reclam'schen Universal-Bibliothek.

Sie sind nach der Zeit ihrer Abfassung geordnet. Der „Frühling" enthält die bereits aus den beiden Gedichtsammlungen bekannten; der

„Sommer“ und der „Herbst“ die des reifenden und des gereiften Mannesalters.

Leider sind die deutschen Leser dieser im Grunde sehr primitiven, d. h. ursprünglichen und einfachen Form nie gerecht geworden, und finden sie eine ermüdende Reimspielerei. Sie wenden sich daher meist von vorne herein ab von einer Dichtungsart, die in ihrer Weise eben so reizvoll ist wie jede andere und nebenbei gerade so viele Kunst und Virtuosität zuläßt als vormals die Strophen des Troubadours und der Minnesänger entwickelten. Und so schadet dieses, wie es scheint, unüberwindbare Vorurtheil der Menge der Aufnahme dieses wertvollen Büchleins, in dem sich eine Fülle schöner und großer Gedanken birgt, und aus dem eine den Dichter charakterisirende Blütenlese zu geben, hier wohl am Platze sein dürfte.

Nachdem er im „Prologe“ ausgerufen:

„Nicht bloß zum Spiel für Liebe, Scherz und Witz
Hat Ostens Tiefsinn diese Form erdacht:
So klein das Schifflein ist, Ghasel genannt,
Belad' es kühn, es trägt auch schwerste Fracht“.

spricht er:

z. B. im „Frühling.“

5.

„Die Wolke thaut, sie stärket und belebt
Die Blumen sonder Zahl und weiß es nicht —
So ist Suleika edel, schön und gut
Und ist es ohne Wahl und weiß es nicht“.

16.

„Der Welt soll ich verschweigen,
Daß du mir ganz zu eigen.
Mich dünkt, sie muß es hören
An unserm heil'gen Schweigen . . .“

42.

„O sagt nicht, unser Aerger sei vom Zopfthum,
Ist feine Sitte doch nicht leerer Flimmer.
Wie gut ein Mensch auch sei, geistreich und edel,
Erhöht doch feine Sitte seinen Schimmer“.

56.

„Ihr Thoren, die ihr rüst'ge Zeit verachtet,
Ihr blöden Thoren, selber seid verachtet . . .
Was pralt ihr mit der Liebe zu dem Gestern!
Der liebt kein Gestern, wer das Heut verachtet“.

„An einen Freund".

12.

„Der Frühling muß Blumen erziehen,
Der Winter beeisen, wer hemmt es? . . .
Muß Alles nach seiner Natur sich
Nun einmal erweisen, wer hemmt es?"

Im „Sommer".

14.

„Nicht bloß im Krieg ist Tapferkeit zu finden,
Ist doch im Leben überall Streit zu finden.
Und schlimmere Feinde noch als die Kanonen
Sind auf der Erde weit und breit zu finden.
Wer nur das Rechte will — kampflust'ger Gegner
Sei er auf jedem Schritt bereit, zu finden . . ."

22.

„Ein guter Mann, wie man so sagen kann!"
Ja, weil man ungestraft ihn plagen kann.
„Ein gutes Buch!" Ja, weil den Geist darin
Derwisch und Bonze auch vertragen kann.
„Ein gutes Volk!" Der Herr befiehlt, es folgt,
Und fordert nichts, was er versagen kann.

25.

— „Wie arg das Alles, gibt es doch ein Aergstes,
Davon ich könnt' in heil'gem Grimme platzen.
Wenn Sclavenmäuler goldne Freiheit lästern
Und Heuchlerzungen erdverachtend schwatzen".

26.

„Es gleicht die Zeit dem Diebe,
Läßt sie dir, was da bliebe? . . .
Nur, ob mit Titanskeulen
Sie Alles rings zerhiebe,
Bewährt vor ihr sich ewig
Dein Wissen, deine Liebe".

27.

„Mein schönster Heldenstolz ist der,
In Fülle rings, doch mein zu sein".

28.

„Ich liebe diese Erde, meine Heimat,
Mit aller ihrer Lust und ihren Plagen . . ."

Im „Herbst".

5.

„Schicksalsschläge tapfer ausgehalten
Machen mehr, als Schwertschlag, uns zu Rittern".

9.

„Indem sie schrei'n: Der Staat ist in Gefahr!
Spricht Heuchelei nur allzuoffenbar.
Was kümmert sie der Staat, dies heil'ge Werk!
Vor ihrem Pergament steht ihr Altar".

12.

„Wir wissen nicht, ob je bei den Chinesen . . .
Weltschmerz gehörte zu der Dichter Thesen.
Bei Römern doch und Griechen, die wir kennen,
Ist dies Gericht niemals servirt gewesen".

17.

„. . . Doch dich verdamm' ich, gifterfüllter Heuchler,
Der du in weltbethör'ndem Frevelmuthe
Von hoher Stelle goldne Freiheit predigst
Und doch durch Thaten wirst für Stock und Knute".

23.

„Die Rose kann dir nicht gefallen recht,
Bist du dem schlichten Grashalm ungerecht . . ."

25.

„Zerknirschteste sind deßhalb nicht die Besten".

26.

„Ein zu kleines Fenster hat die Zelle,
Reichlich strömt nicht ein des Tages Helle . . ."

28.

„Die Nichts lernen und die Nichts vergessen,
Zwingen möchten sie uns, blöd vermessen,
Alles zu vergessen, nichts zu lernen . . ."

33.

„Frevelnd wie nicht bald ein Frevler, reizte der die Nemesis,
Zögernden, doch festen Trittes schritt ihm her die Nemesis . . .
Er sprach: „Dir die Schwingen stutzen will ich, kecker deutscher Aar!"
Doch es sprach: „Sein Flug wird rauschen doppelt hehr!" die Nemesis . . ."

Endlich geht er mit den Worten:

. . . „Dürften ganze Formen von Gedichten
Nicht sich mit Erzählungsstoff vermälen? —
Und so kann ich nicht mich überreden,
Daß verpönt, erzählen in Ghaselen".

zu schön angelegten und durchgeführten Kunststücken über; er kleidet Anecdoten und Parabeln in Ghaselenform, wobei die knappe und doch erschöpfende Sprache höchlich zu bewundern ist.

Der Anblick der endlich gedruckten Ghaselen erfreute ihn ungemein und wie verjüngt dichtete er für eine mögliche zweite Ausgabe neue hinzu, als vierte Abtheilung „Winter". Sie sind großentheils noch besser und auch formreiner als die früheren.

Nebenbei legte er ein Heft Aphorismen an, wie denn überhaupt das Betrachtende und Beschauliche die Haupteigenschaft seines Wesens und seiner Dichtung war. Und von der Ansicht Goethes durchdrungen, daß jedes große Werk fremder Sprache einmal auch in Prosa dargestellt werden müsse, kehrte er im letzten Jahre seines Lebens zu seinem geliebten Byron zurück und übersetzte nach jenem Grundsatze den „Kain" und „Himmel und Erde". Es wäre zu bedauern, wenn diese mit dem sorgsamsten Fleiße gemachten Arbeiten unbekannt bleiben sollten.

Auf so edle Weise füllte er die Stunden aus, in denen ihn nicht jene furchtbare Krankheit marterte, welcher auch Fr. Halm erlegen war und an der auch der Freiherr von Schlechta litt. Und kaum hatte H. im letzten Winter einen seiner ältesten Freunde verloren, als ihm der Tod, gerade drei Monate vor dem eigenen Hingange, seinen liebsten, den ebengenannten raubte. Bald trat das fast tragische Verhängniß ein, daß derselbe Mann, der sein Leben lang darauf gehalten, Schmerzen zu verbergen, nun nicht mehr die volle Kraft über sich selbst besaß. Schon bei der ersten Wiederholung des schrecklichen Anfalles, hatte er den Gedanken des Selbstmordes niederzuringen. Es war großartig, wie er einem besuchenden Freunde den Drang und den Kampf beschrieb und ihm die Gründe aufzählte, wodurch er endlich den Sieg erlangt hatte und die Standhaftigkeit, noch weiter zu dulden. Bei der zweiten Wiederholung litt er so unbeschreiblich, daß man sein Stöhnen, sein Schreien vom dritten Stock hinunter bis in den Hausgarten vernahm. Und wie erschütternd war dies für diejenigen, die wußten, daß er das Leben liebe, daß er noch in den letzten Monaten gesagt hatte: „Wenn ich nur wieder ganz gesund würde!"

Er starb, vermutlich ohne Ahnung des kommenden Endes, das nunmehr von seiner Familie, wie von seinen Freunden als eine Erlösung betrachtet werden mußte. An vierzehn Stunden lang, mit der Schwester abwechselnd, hielt ihn seine Tochter Theodora in den Armen, bis er den letzten Seufzer that; sie, eine talentvolle vormalige Schülerin des Professors Blaas, war, um in des geliebten, sich nach ihr sehnenden Vaters nächster Nähe zu sein, eben im Begriffe gewesen, ihre Selbstständigkeit in München aufzugeben, wo sie seit einigen Jahren sich angesiedelt. Die drei bis vier Jahre vorher aber war er schon von seiner „Gottesgabe" auf das liebevollste und sorgsamste gepflegt worden, seine Tochter Dorothea, die bald nach der ersten schweren Erkrankung des Vaters sich mit einem Jugendfreunde

verlobt und vermält hatte, dem Ministerial-Secretär, Herrn Johann Schulz von Straßnicki; ein Ereigniß, das den alten Herrn mit so großer Freude erfüllte, daß er einem der vertrautern Freude gestand, diese Verbindung sei das größte Glück seines Lebens. Er hatte zwar anfänglich dem jungen Hausstand nicht als Dritter angehören wollen, um denselben nicht durch all die nötigen Rücksichten auf seine Gesundheit, Bequemlichkeit u. s. w. zu stören. Aber die Liebes- und Vernunftgründe seiner Dorothea und ihres Gemahles besiegten ihn. Er blieb, und erfuhr alle Aufmerksamkeit auf seine Wünsche, alle Schonung seiner vielen Eigentümlichkeiten und Gewohnheiten, wie sie nur die zärtlichste Hingebung und die aufrichtigste Verehrung äußern können.

Nun ruht der liebenswürdige Poet auf dem unpoetischen Centralfriedhofe. Vielleicht findet sich einmal Gelegenheit, ihm durch eine Sammlung seiner Schriften ein literarisches Denkmal zu errichten. Man würde dann erkennen, daß der treue Freund seiner Freunde, der feurige Empfinder und Verkünder alles Guten, Schönen, Großen, der unerbittliche Feind alles Niedrigen und Gemeinen, aller Lüge und alles Truges, nicht bloß als edler Mensch, sondern auch als Dichter ein ehrendes Gedächtniß verdient.

Sonette.

Von

Ludw. Aug. Frankl.

Tragische Dichter.

I.

Der Götter und Heroen schön geschildert,
Blind zog Homeros hin durch Hellas Lande.
Ist Tassos Geist, umwallt vom Liebesbrande,
In grauenhaftem Wahnsinn nicht verwildert?

Ein Flüchtling war, dem Vaterland zur Schande,
Der Höll' und Paradies uns vorgebildert;
Ein Sklave hat Camoëns Noth gemildert,
Cervantes trug des Sklaven schwere Bande.

Es lebte Persiens Dichter im Exile,
Und da man heim ihn zum Triumphe holte,
Kam ihnen still sein Leichenzug entgegen.

Und Byrons Ruhm, erreichten ihn, wie Viele?
Erst als im Freiheitsbrand sein Geist verkolte,
Ward ihm Unsterblichkeit als später Segen!

II.

Wahnsinn'gen Blickes schaust Du auf mich nieder
Faust-, Don Juan- und Albigenserdichter —
Es ist die Welt kein mitleidvoller Richter
Für Träumende auf des Gesangs Gefieder.

Unsterblich sind sie nicht allein durch Lieder,
Ein tragisches Geschick muß als Vernichter
An ihre Geister hängen die Gewichter;
Des Genius Symbol ist eine Hyder.

Genügten des Alkid's Heroenthaten?
Ihm hat Unsterblichkeit sich erst verbündet,
Als Dejanirens Giftkleid ihn verrathen,

Bis er wahnsinnig auf des Oeta Spitze
Sich hat den Scheiterhaufen angezündet,
Und zum Olymp ihn trugen goldne Blitze!

Plaudite!

Ich habe alles Drangsal schon erfahren,
Auch kam das Glück zu mir auf leisen Solen,
Ich strebte mir zu deuten in Symbolen
Des Lebens Widerspruch seit manchen Jahren.

Wär's besser nicht sich rasch den Todten scharen,
So lang noch purpurn glüh'n des Lebens Kolen?
Es kann das alte Spiel nur wiederholen
Das Dasein, mir nichts Neues offenbaren.

Wozu des Alters Last und Schwächen tragen?
Um der Gemeinheit zu entgehn, dem Spotte,
Will auf der Bühne sich ein Held erschlagen,

Klatscht Beifall ihr gerührt dem trag'schen Gotte;
Doch will im Leben Einer Gleiches wagen,
Verdreht die Augen fromm die blöde Rotte.

Friedhof-Szene.

Ich habe tiefsten Lebensschmerz gesehen
In Thränen sprechen und in Lauten klagen,
Verzweifelnd lachen und mit Schweigen sagen,
Wie einem Menschenherzen weh geschehen.

Ein Bild wird nie vor meinem Blick verwehen:
Der Vater half gebeugt die Bahre tragen,
Drauf mit dem Sohn des Lebens Freuden lagen,
Er bethete und weinte still im Gehen.

Ein letzter Trost schien ihm die Last des Kindes,
Genommen jetzt von dem gebeugten Nacken
Schien erst der herbste Jammer ihn zu packen;

Das letzte Erdenglück geht vor ihm unter
Und Schollen warf er schonend sanft hinunter,
Es flog sein graues Haar im Hauch des Windes!

Auferstehung.

Von Quellen hörtet ihr, die fröhlich fließend
Verschüttet und vergessen oft versiegen,
Nach Jahren plötzlich wieder sich ergießend,
In hellem Stral zum Sonnenlichte stiegen.

Der Liederquell, als Silbergarbe sprießend
Steigt wieder auf, wie lang hat er geschwiegen —
Und einen neuen, jungen Lenz genießend,
Auf süßem Wohllaut fühl' ich sanft mich wiegen.

Als Engel zu dem Patriarchen kamen,
Den Sohn verkündend in des Herren Namen,
Und Sara lauschte mit verschämten Wangen,

Still fallen ließ sie des Gezeltes Borden
Und sprach „Ich bin, o Herr, so alt geworden
Und sollte jetzt noch Süßigkeit empfangen?“

Gedichte.

Von

Marie von Najmajer.

1.

Muse, hör' ich Deinen Schritt?

Muse, hör' ich Deinen Schritt
Durch des Waldes Rauschen?
Theilst Du mir ein Räthsel mit,
Darf ich es erlauschen?

Ja, Du bist's! es gibt Dich kund
Mir ein süßes Beben —
Doch ich seh' Dich auf den Mund
Deinen Finger heben.

Leis' berührt mich Dein Gewand
Im Vorüberschweifen,
Und ich fühle Deine Hand
Ueber's Haupt mir streifen.

Und ich bin zu dieser Stund'
Still beglückt Dein eigen,
Kann auch lächeln nur mein Mund,
Lächeln nur — und schweigen.

2.

Wiederkehr.

Hier ist's, am waldigen Bergeshang,
Die kühle, felsige Schlucht entlang,
Wo halbverschleiert von Zweigen,
Noch schöner die Lande sich zeigen.

Hier war's, wo in lieblicher Einsamkeit
Die Stunden mir in entschwundener Zeit,
Im duftigen Dämmer der Tannen,
In Sinnen und Schaffen verrannen.

O seid mir gegrüßt, Gesträuch und Gestein!
Will wieder von Euch umfangen sein,
Sollt freundlich den Blick beschränken,
Zurück in das Herz ihn lenken.

Schon flüstert und rauscht von Baum zu Baum
Hernieder auf mich der einstige Traum,
Und läßt unterbroch'ne Gedanken
Empor an den Aesten sich ranken —

Schon spielt das irrende Sonnengold
Mit Schattengebilden, heimlich und hold,
Ich sehe geträumte Gestalten
Vor mir sich mälig entfalten.

3.

Maria.

Wie Du, tief in Sehnsucht schmachtend
Nach Vollendung, nach dem Licht,
Deinen eig'nen Werth nicht achtend,
Rührend bist — Du weist es nicht.

Steh' ich doch wie auf der Schwelle
Festgehalten fromm und traut,
Einer stillen Waldkapelle,
Seit ich Dir in's Herz geschaut.

Wie die Jungfrau in dem Drange
Ehrfurchtsvoller Zärtlichkeit
Vor das milde, schwermuthbange
Bild Madonna's Blumen streut —

Also ward mein Sinn zu eigen
Deinem Wesen hold und licht,
Muß sich vor der Hoheit neigen,
Die aus Deiner Demuth spricht.

Sonette.

Von

Fr. Jos. Schaffer.

1.

Ich hätt' es nicht für möglich mehr gehalten,
Daß Liebe könnte noch mein Herz bewegen;
Erstorben wähnt' ich längst ihr letztes Regen,
Erstickt im finstern Haß ihr sanftes Walten.

Kalt ließen mich die lieblichsten Gestalten,
Und kamen sie auch huldreich mir entgegen,
Ich floh und hielt sie fern von meinen Wegen,
Stets enger schloß ich meines Herzens Falten.

Doch war es Täuschung, der ich mich ergeben,
Und alle Vorsicht sollte mir nichts frommen,
Denn mächtig fühl' ich neu das Herz erbeben.

Du wähnst den letzten Funken oft verglommen,
Und plötzlich siehst du neu die Glut sich heben! —
So ging es mir, nicht weiß ich, wie's gekommen.

2.

Der Arche gleich, auf endlos hohen Wogen,
Sah ich mein Schifflein hin und her getrieben,
Kein sich'rer Ankerplatz war mir geblieben,
Kein Sternlein glänzte an dem Himmelsbogen!

Und wüthend kam der Sturm daher geflogen,
Die Segel sah ich reißen und zerstieben,
In Splitter war der letzte Mast zerrieben,
Und jeder Kompaß hatte mir gelogen;

Doch wankt' ich nicht! — Und endlich sah ich's tagen
Ich sandt' die Hoffnung aus auf schnellen Schwingen
Und bald mit süßer Kunde kehrt' sie wieder.

Ich sah sie unter frohem Flügelschlagen
Den Oelzweig treuer Liebe heim mir bringen —
Des Friedens Bogen glänzte hell hernieder!

Gedichte.

Von

Adolf Ritter von Tschabuschnigg.

1.

Es geht zu Ende.

Zu Ende geht's, die Rechnung ist geschlossen,
Das nächste Blatt, es bleibt für immer leer,
Das Zünglein schwankt, hier liegt, was wir genossen,
Was wir gelitten, dort: die Schalen sind gleich schwer,

War's mit Verlust, war's günstiges Gewinnen,
Es hebt sich Beides auf, was liegt daran,
Im Schwindel fiel ein Treffer unsern Sinnen,
Drauf wieder kreuzte Unglück unsre Bahn.

Zu Ende geht's, auf Nimmerwiedersehen
Wird flüchtig manche Hand zum Schluß gedrückt,
Mag nah' daran noch manche Blume stehen,
Im Drang' des Abschieds wird sie nicht gepflückt.

Es geht zu Ende! selbst von Leid' und Schmerzen
Reißt sich der Mensch nur zögernd los und schwer,
Sie trieben Wurzeln tief in unsre Herzen,
Ein Nerv zerreißt, der wunde Fleck bleibt leer.

Es geht zu Ende! leis wie Glockenläuten
Verklang die Liebe und des Lebens Traum,
Die Farben werden blasser und entgleiten,
Des Liedes letzte Strofe hört man kaum.

2.

Melusine.

Aus dem Quell im Waldesdunkel
Rauscht und rieselt's leis hervor,
Minnereich im Sterngefunkel
Steigt ein schönes Weib empor.

Reizend lädt der Mund zum Kusse,
Statt der Sonne Mondenlicht —
Schwelg' verzaubert im Genusse,
Und was morgen? frage nicht!

Flammen glühn durch Herz und Sinne,
Ob der Quell auch kühlend sprüht,
Freue dich der schönen Minne,
All des Segens, der dir blüht!

Wird auch morgen halb zum Fische
Der geliebte Leib verkehrt,
Lab' dich heut an seiner Frische,
Während hold das Märchen währt!

Die Sprava.

Eine Federzeichnung aus Oesterreichs Süden.

Von

Theodor Schiff.

Frühlingslüfte wehten draußen.

Die harten stahlgrauen Augen der Contessa ruhten auf ihrer Arbeit. Die schmalen, langen und dürren Finger der Contessa handhabten eine große Häckelnadel mit beinernem Griffe und einer Art bösartigem Widerhaken an der Spitze, was dem ganzen Werkzeuge ein eben so hartes und strenges Aussehen verlieh, als die stahlgrauen Augen dem Gesichte, das darüber gebeugt war. Und der eckige Lehnsessel der Contessa war hart und das alterthümliche mit verschossenem Damaste überzogene Ruhebett und alle Möbel rings umher in dem weiten niederen Gemache. Hart und schmal waren die Lippen der Contessa, hart die Runzeln auf ihrer Stirne, hart und strenge die zwei schlecht gemalten Porträts eines Herrn und einer Dame, die in schwarzen Rahmen an der gegenüberstehenden Wand hingen. Selbst die Luft im Zimmer war hart und kalt, denn die dicken Quadern der Mauern und der aus Steinmosaik gefügte Fußboden bothen der warmen Mailuft Trotz, die draußen über das sonnenglänzende Meer, über die grünschillernde Küste und über die altersgrauen Häuser der Stadt Ragusa wehte. Weil aber die Eingebornen des warmen Dalmatiens alle Einrichtungen mißtrauisch betrachten, die von nordischen „Barbaren“ in das Land gebracht wurden, so sucht man auch in der Wohnung eines richtigen Dalmatiner Conte umsonst einen Ofen. Darum ruhten die Füße der Contessa auf einem messingenen mit heißer Asche gefüllten und einem kunstvoll gearbeiteten Deckel versehenen Gefäße, dem „Scaldino“. Und wenn die Contessa von Zeit zu Zeit in ihrer eckigen harten Häckelarbeit innehielt und die Falten ihres schwarzseidenen Kleides lüftete, so konnte man ihre in schwarzen Stiefelchen eingepreßten Füße sehen — ebenso hart, lang, kalt und eckig, wie ihre Finger, ihre Gestalt, die feinen Runzeln ihres Gesichtes, ihre Häckelnadel, ihr Lehnstuhl und ihre ganze Umgebung.

Die Thüre des Gemaches öffnete sich und ein junges Mädchen, in der kleidsamen Tracht der Landleute aus dem Thale von Breno, trat herein.

Eine Festtagserscheinung. Der reichgefaltete blaue Rock mit rothem Besatze — die schneeweißen Strümpfe und die rothledernen Schuhe — das rothe spitzenbesetzte Mieder über und über mit silbernen Knöpfen geschmückt — die mächtigen dunkelbraunen Zöpfe, die, um den Kopf gewunden, einen ganzen Kranz von silbernen Zitternadeln wiesen — das Alles deutete auf Festtag. Nur das Gesicht des kaum sechzehnjährigen Mädchens zeigte keine Festtagsmienen. Die festgeschlossenen Lippen, die großen, dunkeln halbumflorten Augen und die Blässe, welche die noch halb kindlichen Züge bedeckte, mochten sich nicht wohl reimen zu dem festtäglichen Gewande.

Das Mädchen trat langsam näher und ein bläulich kalter Schimmer schien sich über ihre ganze Erscheinung zu legen. Er kam aus den stahlgrauen Augen der Contessa, die ihre Häckelnadel wie zum Angriffe bereit, in der rechten Hand erhob und die Linke auf die steifen Falten ihres schwarzseidenen Kleides sinken ließ.

„Was bringst Du, Nanica?"

Das Mädchen trat stumm vorwärts bis zu den Füßen der Contessa. Dort ließ sie sich mit der ganzen unbewußten Anmuth, welche den Frauen des Südens in so hohem Grade eigen, auf ein Knie nieder und beugte das blasse Gesicht über die harte Hand der Contessa.

„Verzeihung! o verzeiht mir, Gospoja,* was ich Euch je gethan. Ich bin ein armes Bauernmädchen und wir können nicht so denken, wie die Herrschaften und nicht immer so thun, wie sie es wollen, und sind ungeschickt. Wenn ich oft träge schien, so war es nur Müdigkeit — niemals böser Wille. Wenn ich unachtsam schien, so war es, weil ich es nicht besser verstanden habe. Und Ihr seid immer gut gewesen mit mir, habt mir Essen und Kleider zur Genüge gegeben seit meinem zehnten Jahre. Was ich habe, habe ich von Euch und was ich kann, habt Ihr mich gelehrt. Und wenn Ihr mich zuweilen schlagen mußtet, so war an mir die Schuld, an mir ganz allein. Verzeiht mir, Gospoja, und — — und — — — sendet mich nach Hause! Zu meinen Eltern! Fort von hier, wenn Ihr nicht wollt, daß ich sterbe!"

„Fortgehen? Nach Hause willst Du? Heute, — gerade heute, an dem Tage, an welchem Du die Sprava erhältst? Gut, — ich werde mit Deinem Vater sprechen, der soll entscheiden. Meine Verzeihung hast Du. Gott möge Dich segnen, wie Du es verdienst. Aber das ist die Folge, wenn man mit Euch Bauernvolk zu gut ist, — unsere Alten haben es besser verstanden, mit Euch umzugehen. Ein Glück, ja, ein wahres Glück, daß im nächsten Jahre auch die Pachtzeit Deines Vaters zu Ende ist. Da magst Du Dich um eine andere Frau umsehen, die Dir zu essen gibt und Dich kleidet, und Dein Vater kann sich andere Felder suchen und eine andere Heimath. Ich will keine Undankbaren in meinem Hause".

---

* Frau, Herrin.

Das Mädchen lag noch immer zu den Füßen der Contessa. Ueber ihre Gestalt glitt ein leises Zittern, aber man hörte kein Schluchzen, — nichts — keinen Laut.

„Und jetzt stehe auf. Dein Vater und Deine Verwandten werden bald hier sein und um eilf Uhr liest der Don Giuseppe die Messe auf Deine Intention. Schöne Intention, das! Und früher gehst Du noch hinüber zu meinem Sohn, dem Conte Mome* und bittest ihn um Vergebung, wie es der Brauch ist. Denn er ist der Herr des Hauses, sowie es früher sein Vater war. Und jetzt ist's genug, — stehe auf!"

Die Contessa erhob sich aus ihrem Armstuhl und legte die Arbeit auf das Tischchen zu ihrer Rechten. Es gab wohl noch so manches zu richten und zu schaffen im Hause für das heutige Gastmahl, und die Ragusaner Frauen sind gar tüchtige Hausfrauen, die Etwas halten auf die Ehre ihres Hauses und den Ruf ihrer Gastfreundschaft. Auch das Mädchen hatte sich erhoben. Sie stand todtenbleich und thränenlos vor der Contessa, — unschlüssig und schwankend, als ob sie es nicht vermöchte, Das auszusprechen, was sie so heftig bewegte.

„Gospoja!"

„Nun?"

„Ich kann nicht zum Conte Mome gehen. Ich fürchte mich, es ihm zu sagen, daß ich nach Hause will. Der Conte Mome ist mir immer ein guter und gnädiger Herr gewesen, aber er wird zornig werden, wenn ich es ihm sage".

„Mein Sohn", sagte die Contessa, indem sie ihre schmalen Lippen zu einem verächtlichen Lächeln verzog, „wird ebensowenig zornig werden, als ich es geworden bin. An Mägden ist, Gott sei Dank, kein Mangel. Uebrigens werde ich es ihm selbst sagen und Du kannst ihn um Vergebung bitten, wenn Du von der Messe kommst. Im Hause brauchst Du heute nichts zu arbeiten. Leiste den Deinigen Gesellschaft, wenn sie ankommen. Um ein Uhr wird zu Tische gegangen und — — jetzt geh!"

In dem weiten und vielsprachigen Oesterreich wird es kaum einen Fleck Landes, kaum eine Stadt geben, wo alte Anschauungen und alte Sitten mit solcher Zähigkeit sich erhalten haben, als in Dalmatien überhaupt und im Bereiche der ehemaligen Republik Ragusa insbesondere. Ragusa war ein unabhängiger Freistaat, während das übrige Dalmatien den Königen von Ungarn gehorchte oder der Republik Venedig, — heute noch will kein Eingeborner der Stadt Ragusa ein Dalmatiner sein. Ein Oesterreicher wohl, aber kein Dalmatiner.

Vor Hunderten von Jahren hatte einmal ein hochweiser Rath anbefohlen, daß es nur unter den Dachräumen der Häuser gestattet sein solle zu kochen. Warum diese Verfügung erging, weiß heute Niemand mehr, aber — man befolgt sie noch, wie damals, und heute, wie dazumal

* Hieronymus.

befinden sich die Küchen der Ragusaner Familien auf den Dachböden der Häuser. So lange der Freistaat Ragusa bestand — und er bestand durch nahezu 1000 Jahre — waren es nur die Patrizier, welchen die Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten zustand, und welche alleinige Besitzer des Grundes und Bodens waren. Die Bauern waren Leibeigene, später Freigelassene, welche gegen Frohndienste und Pachtzins den Boden bebauten. Darum besteht heute noch in Ragusa das Verhältniß zwischen Grundeigenthümer und Pächter, wie es sich im Laufe des letztverflossenen Jahrhundertes herausgebildet hatte. Die Patrizier waren wohlwollende aber gar strenge Gebiether ihrer Bauern und hielten etwas darauf, die Letzteren an Anstand, Sitte und Reinlichkeit zu gewöhnen. Und so sieht man heute noch die Verordnung ausgeführt, welche einst der „kleine Rath" (il consiglio minore) bezüglich der zur Stadt kommenden Landbevölkerung gegeben. Die Stadt ist rein und nett, hieß es, darum dürfen auch die Bauern nur rein und nett gekleidet in die Stadt kommen. Die Stadtsoldaten an den Thoren überwachten den Befehl. — Wenn heute die Bauernmädchen aus dem Brenothale Milch, Eier und Obst nach Ragusa zum Verkaufe bringen, so treten sie in ein altes halbverfallenes Haus ein, das sich vor dem „Porta Ploce" genannten Thore der Stadt befindet. Dort bekleiden sie, die barfuß den weiten Weg von Val di Breno bis Ragusa gemacht, ihre Füße mit blendend weißen Strümpfen und rothledernen Schuhen; eine frischgewaschene Schürze wird aus einem Bündel hervorgeholt und umgebunden, mit Hilfe eines kleinen Spiegels werden die Haare schnell gerichtet, allenfalls ein Band umgebunden, und dann erst ziehen sie in die Stadt ein. Dort stehen sie auf dem Marktplatze still und aufmerksam nach Käufern spähend. Sie plaudern unter sich, wenn sie zur Stadt oder nach Hause ziehen — aber so lange sie ihre Waaren feilbiethen, hört man kaum ein lautes Wort. Und unter den grünen Blättern, auf welchen ihre Feigen und Trauben liegen, breitet sich ein blendendweißes Tuch, die Hände der Verkäuferin sind rein, wie jene einer Dame, und aus dem rothen, mit Silberknöpfen geschmückten Mieder blickt ein Sträußchen. So hat es vor Hunderten von Jahren der „Consiglio minore" angeordnet und so wird es heute noch gehalten, obwohl die Stadtsoldaten unter dem Thore lange schon fortgeweht sind von dem Hauche der Neuzeit und der Infanterist, der jetzt unter Porta Ploce schildert, sich höchstens um das schöne Gesichtchen kümmert, das an ihm vorüberzieht, aber nimmermehr um weiße Strümpfe oder reine Hände.

Eine Magd — das was man nach landläufigen Begriffen unter einer Magd versteht — war bei den alten Ragusaner Familien ein unbekanntes Ding. Von den Kindern eines der Pächter, die ein der Familie gehörendes Bauernhaus in Val di Breno oder sonstwo im Bereiche der Stadt bewohnten und ein Stück der Familie gehörendes Feld bebauten, wurde ein möglichst hübsches und aufgewecktes Kind — immer ein Mädchen — im Alter von etwa zehn oder zwölf Jahren ausgewählt. Das Kind kam

in die Familie, wurde genährt und gekleidet, wurde nicht in die Schule geschickt, weil Lesen und Schreiben ein für Mägde ganz unnützes, ja selbst schädliches Ding ist, und erhielt keinen Lohn. Dafür durfte es und mußte es lernen im Hause Dienste zu leisten, und wurde gewöhnlich sehr stolz auf diese Stellung. Desto stolzer, je geachteter und reicher die Familie der Dienstgeber war. Nach einem bestimmten Zeitraume, gewöhnlich nach Ablauf von drei bis fünf Jahren, wurden sämmtliche Verwandte und Freunde der adeligen Familie zu einem Festmahle geladen und jeder Geladene brachte irgend ein Geschenk — Schmuck, Geld, Kleidungsstücke — für die Magd. Dieses Geschenk hieß „Sprava“ und ebenso nannte man und nennt man noch die Feierlichkeit selbst. Die zu beschenkende Magd erfleht am Morgen des bestimmten Tages die Verzeihung der Frau des Hauses und sämmtlicher erwachsenen Familienmitglieder. Dann begiebt sie sich im Festtagsschmucke mit ihren Angehörigen in die Kirche, wo sie beichtet und kommunizirt, und kehrt sodann von denselben begleitet in das Haus der Patrizierfamilie zurück. Dort nehmen Alle, auch die Verwandten der Magd, an dem Festmahle theil, und nach dem Mahle wird das Mädchen wieder auf weitere drei oder fünf Jahre an die Familie verdingt. Das Mädchen selbst wird nicht befragt. Ihre Einwilligung wird vorausgesetzt und sie dient wieder gehorsam, still und willenlos bis zur nächsten „Sprava“.

Es kommt vor, daß eine derlei Magd in der Familie alt wird, ihre ganze Lebenszeit in derselben verbringt und allgemach dahin kommt, sich selbst als eine Art niederen Familiengliedes anzusehen. Wenn sie dann einmal stirbt, so vermacht sie die Schätze, welche sie gelegentlich der verschiedenen „Sprava's“ erhalten, irgend einem Mitgliede der Patrizierfamilie. Ihrer eigenen Familie ist sie fremd geworden. Und ihre eigene Familie spricht von ihr als einem höheren einflußreichen Wesen, denn: sie ist Magd in der Familie des Grundherrn.

Das eben beschriebene Verhältniß ist nach und nach seltener geworden, aber es besteht noch. Ein oder das andere der Landmädchen von Val di Breno mag heute schon seinen eigenen Willen haben, mag vielleicht nach der zweiten oder dritten „Sprava“ erklären, lieber heimkehren oder heirathen zu wollen, als ihr ganzes Leben lang der Familie So und So zu dienen, aber im allgemeinen wurden die Landbewohner der ehemaligen Republik von den Patriziern der Stadt zu gut gedrillt, als daß ihnen nicht die strenge Zucht in's Blut übergegangen wäre, und wie vor hundert und aberhundert Jahren schätzen sich heute noch die Bauern glücklich, eine ihrer Töchter als lebenslängliche Magd in irgend einer herabgekommenen Patrizierfamilie „versorgt“ zu wissen. — — —

Das Festmahl war vorüber. Ob die Nanica die Verzeihung ihres jungen Gebiethers, des Conte Mome, erbethen und erlangt hatte, war unbekannt geblieben. Sie saß am unteren Ende der langen Tafel blaß und einsilbig zwischen ihrem Vater und ihrer Muhme, die mit Letzterem zur

Stadt gekommen war. Auch Vater und Muhme sprachen nicht viel, denn die Gegenwart so vieler hoher Tischgenossen wirkte bedrückend auf sie. Der Vater wagte es kaum zu essen oder sein Glas mit dem feurigen Dalmatiner Wein an den Mund zu heben, außer, wenn die Frau des Hauses oder der Conte Mome ihn dazu aufforderte. Sonst hielt er seine linke Hand auf den Pistolen in seinem Gürtel oder spielte selbstgefällig mit den silbernen Knöpfen, die seine blaue Jacke schmückten. Und die Muhme gar, die hatte nur Sinn für die Pracht des Gemaches und der Gerichte, die auf die Tafel kamen. Dann nestelte sie von Zeit zu Zeit an dem Halstuche oder dem Kopfschmucke der Nanica herum, gerade nur um ihre Verlegenheit zu verbergen, und ließ dann wieder ihre Augen über die „Sprava" gleiten, über die Geschenke, welche die Nanica heute erhalten und die auf einem Tische prunkvoll ausgebreitet waren.

Als aber die Tafel aufgehoben wurde und sich die Gäste entfernt hatten, da wurde der Spiro, Nanica's Vater, in das Arbeitszimmer der Contessa beschieden, um über das Verbleiben oder Nichtverbleiben der Nanica zu unterhandeln. Der Conte Mome, welcher der Nanica eine Börse mit drei blanken Thalern zum Geschenke gemacht hatte, verabschiedete sich sehr gnädig vom Vater Spiro und der Muhme um auszugehen. Die Muhme machte sich in der Küche zu schaffen und die Nanica verschwand. Sie mochte zu einer Freundin in eines der Nachbarhäuser gegangen sein. Darum hatte sie heute ihre „Sprava" und war frei.

Frei. Im Westen von Ragusa dehnt sich längs der meerbespülten Uferfelsen eine Reihe sanft aufsteigender Hügel. Der Oehlbaum wirft dort seinen düstern Schatten, der Feigenbaum reift seine köstlichen Früchte, die Rebe windet sich hinauf an dem Geländе. Aloën sproßen dort und ihre fleischigen Riesenblätter umkränzen die Stämme schlanker Palmen. Darüber hin blaut der sonnige Himmel des Südens und die Wogen, die sich an den Uferfelsen brechen, singen ihr tausendjähriges Schlummerlied dazu. Dort, zwischen jenen schönen Hügeln, die bis zum Omblathale sich erstrecken, an ihren schöngeschwungenen Abhängen oder auf ihren Gipfeln stehen die Villen der Ragusaner Patrizierfamilien. Sie standen einst dort — heute sind sie Ruinen. Russen und Montenegriner haben sie in den ersten Jahren dieses Jahrhunderts niedergebrannt, ausgeraubt, verwüstet. In die leeren Räume lacht jetzt der wolkenlose Himmel hinein und an den Mauern wuchert Ginster, der Kapernstrauch mit seinen wunderschönen Blüthenkelchen und der wilde Feigenbaum. Und in dem Hofe einer der zerstörten Villen saß die Nanica.

Durch die mächtige Mauer des Gebäudes war ein Loch gebrochen, das die Aussicht weit über das Meer und die fernliegenden Inseln gestattete. Es war ein lebendes und bewegtes Bild in dem Rahmen von Epheu, der sich um die zerbröckelnden Steine gerankt hatte. Fischerbarken lagen draußen schier unbeweglich und ein großes Schiff mit ausgesetzten weißglänzenden Segeln zog langsam vorüber — der Sonne entgegen.

Die Nanica saß aber auf einem Steine, blaß und unbeweglich, wie sie heute Morgens vor der Contessa gestanden war. Sie hatte ihre Kniee mit den Armen umfaßt und sah hinaus auf das sonnenglänzende leichtbewegte Meer. Was sie wohl träumen mochte? Ob sie an die kalten, stahlgrauen Augen der Contessa dachte? Oder an die „Sprava“ und die hübschen Schmucksachen, die sie heute zum Angebinde erhalten? Oder vielleicht gar an die Börse mit den drei glänzenden Thalern, die ihr der Conte Mome geschenkt?

Oder harrte sie vielleicht der Schritte, die jetzt auf den losen Steinen unter dem Eingange des Thorweges hörbar wurden?

Hören und nicht hören. Die Schritte näherten sich rasch, aber Nanica starrte noch immer theilnahmslos hinaus durch die epheuumrankte Maueröffnung. Da legte sich eine Hand auf ihre Schulter.

„Nanica!“

„Ich bin hier, Conte Mome“. Aber sie drehte sich nicht um und erhob die Augen nicht zu dem jungen Manne, der zu ihr getreten war.

„Hast Du mit meiner Mutter gesprochen?“

„Ja, Conte Mome, aber ich habe nur gesagt, daß ich nach Hause will — sonst nichts“.

„Und meine Mutter — willigte sie ein?“ Der junge Mann hatte sich neben Nanica auf den Stein gesetzt und wollte ihre Hüfte umfassen. Das Mädchen sprang aber wie von einer Viper gestochen auf und stürzte gleich darauf vor dem Conte auf die Kniee nieder.

„Sie hat mir befohlen auch Euch um Vergebung zu bitten und hier bin ich, um es zu thun. Habt Ihr mir etwas zu vergeben, Conte Mome, so thut es jetzt. Jetzt gleich — denn die Gelegenheit kommt nicht wieder. Bei Euch im Hause wartet mein Vater, der bereits gehört haben wird, daß ich fort will aus Euerem Hause, aber er kennt das Geheimniß noch nicht. Und so verzeiht mir nun, Conte Mome, so wie Ihr einst Verzeihung erhofft um Christi willen und — — und sagt mir, daß Ihr es nicht in böser Absicht gethan — daß Ihr nicht geflissentlich ein armes Mädchen verderben wolltet, das Euch und den Eurigen redlich gedient. Vielleicht thut es Euch einst wohl, Euch zu erinnern, daß wir uns Beide verziehen haben!“

Zwischen den Fingern des Mädchens, die es vor das Gesicht gedrückt hatte, tropften schwere Thränen auf das Knie des Conte.

„Du stellst Dir Alles gleich zu fürchterlich vor“, sagte der Conte, der mit verlegener Miene das Mädchen aufzurichten suchte. „Stehe auf und trachte ruhig zu werden. Ich habe bereits darüber nachgedacht, wie man die Geschichte am besten in Ordnung bringt. Vorderhand bleibst Du bei uns. In zwei oder drei Monaten, wenn Du — —“ hier stockte er — „nach einigen Monaten werde ich Mittel und Wege finden, Dich zu einer Frau in Cattaro in's Haus zu bringen, wo Du unbemerkt einige Zeit verbleibst. Bezüglich meiner Mutter lasse mich sorgen — Du weißt, daß sie schließlich thut, was

ich will. Und jetzt gieb mir einen Kuß und laß mich vorausgehen, damit uns Niemand zusammen auf der Straße sehe“.

Die Nanica hat ihm keinen Kuß gegeben. Sie war, als er sich von dem Steine erhoben hatte, mit dem Kopfe tiefer gesunken und hatte die Stirn auf den Stein gedrückt, als ob sie dort Kühlung suchte. Sie ist auch nicht nach Hause gekommen, wo der Vater und die Muhme auf sie warteten, um Abschied zu nehmen, weil die Contessa und der Vater verabredet hatten daß sie weitere drei Jahre in dem Patrizierhause zu verbleiben habe. Und die Contessa, die wieder bei ihrer eckigen Häckelarbeit in dem kalten Zimmer und auf dem harten Lehnstuhle saß, blitzte umsonst mit ihren stahlgrauen harten Augen auf, so oft die Thüre sich öffnete, denn keiner der Boten, die man ausgesendet hatte, um die Nanica zu suchen, wollte sie gesehen haben.

Schließlich hat man sie doch gefunden. In einer der kleinen Buchten, die das ruhelose Meer mit seinem tausendjährigen Spiel in die Uferfelsen gewaschen, sahen einige Tage darauf die Fischer etwas Rothes glänzen, das von den Wellen in rhythmischer Bewegung geschaukelt wurde. Es war ihr Mieder, das so roth geglänzt hatte. Sie selbst war todt. Eine Verletzung hatte sie nirgends am Leibe. Sie mußte in's Meer gefallen und dort ertrunken sein. Wie das kam, hat man natürlich nicht erfahren. Und die spielenden Wellen des stillen Oceans hätten ihr Geheimniß gewiß auch getreulich gehütet, wäre nicht die geschwätzige Zunge der Menschen an demselben zum Verräther geworden — und Conte Mome war es, der es im Vertrauen seinen Freunden erzählte, als sie vor dem Kaffeehause bei Porta Pille unter dem Schatten einer riesigen Platane saßen. Als Nanica ertrunken, hatten zwei Leben aufgehört zu athmen. „Es war auch besser so“, bemerkte mit ruhigem Lächeln der Erzähler, „denn sie war die Tochter einer anständigen Familie, aber sie war leichtsinnig. Ihr Vater ist einer unserer Pächter und ihre Vorfahren waren es seit zweihundert Jahren. Es ist besser so, wie es gekommen. So hat sie ihrer Familie und auch der unserigen, in der sie diente, die Schande erspart“. —

Die Contessa mit den stahlgrauen harten Augen hat später ein anderes Mädchen aus einer anderen Familie in ihr Haus als Magd genommen. Das Kind lernte dienen und gehorsam sein, wie es früher die Nanica gelernt. Es mußte auch immer und immer wieder die Geschichte der todten Nanica von der Contessa anhören, um sich an derselben ein abschreckendes Beispiel zu nehmen. Anfangs hat es dieselbe nicht recht verstanden, aber Dalmatiner Mädchen sind früh reif und heute dürfte sie dieselbe schon begreifen.

Sonst spricht heute Niemand mehr von der Nanica, nur die milde, stille Mailuft streicht liebkosend über den grünschimmernden Grabeshügel der armen Kleinen, die den Todeskuß der Wellen der glänzenden Schande vorgezogen hatte.

Kindesthränen.

Von

Ferdinand von Saar.

Willst du den Jammer dieser Erde
Und all ihr tiefes Weh verstehn,
Mußt du mit scheuer Gramgeberde
Ein Kind im Stillen weinen sehn.

Ein Kind, das leise fortgewichen
Aus fröhlicher Gespielen Kreis
Und nun, vom ersten Schmerz beschlichen,
In Thränen ausbricht, stumm und heiß.

Du weißt nicht, was das kleine Wesen
Im Tiefsten plötzlich angefaßt;
Doch ist's in seinem Blick zu lesen,
Wie es schon fühlt des Daseins Last;

Wie es sich bang und immer bänger
Zurück schon in sein Inn'res zieht,
Weil es Bedränger auf Bedränger
Mit leisem Schaudern kommen sieht. —

Willst du den Jammer dieser Erde
Und all ihr tiefes Weh verstehn:
Mußt du mit scheuer Gramgeberde
Ein Kind im Stillen weinen sehn.

Ein Leben in Liedern.

Von

Cajetan Cerri.

Carmen nunc triste, quod olim erat jucundum.

An den Ufern des Po.

(1841.)

Sei mir gesegnet, Fluth zu meinen Füßen,
Eridanos, du selbst der Heimath Segen!
Ich möchte jede deiner Wellen küssen,
Und Lust und Lieb' in deine Tiefen legen;
In deine Tiefen, wo die Thränen fließen
Phaëtons, der gewagt was zu verwegen,
Wo noch des Schwanes Kyknos Lieder grüßen,
Wo sich der Heliaden Seufzer regen.
Oh, daß dein Volk geglaubt je dem Gedanken,
Der uns im Kampf Erlösung zeigt auf Erden,
Und Landesgrenzen macht zu Neigungsschranken —!
Fließ' milder einst, du blutgetränkte Welle,
Und lehr' die Völker einmal einig werden,
Und Leben saugen aus des Friedens Quelle.

Frühling im Dorfe.

O Frühlingszeit, o Frühlingszeit,
Wie weckst du Licht und Freudigkeit
Im vollen reichen Leben:
Die Erde grün, der Himmel blau,
Der Vögel Sang auf Berg und Au —
Man könnte fliegen, schweben.

O Sonnenschein, o Sonnenschein,
Wie dringst du warm ins Herz hinein,
Wo tausend Glocken klingen:
Die Pulse flieh'n, die Augen sprüh'n,
Ein allbeglückendes Erblüh'n —
Die Brust möcht' schier zerspringen.

O Dorfesruh, o Dorfesruh,
Wie lachst du zaubervoll dazu
Mit süßem Lenzhauch-Fächeln:
Es lacht das Feld, der See, die Flur —
Die ganze herrliche Natur
Ein mildes Gotteslächeln!

Unter Paduaner Studenten.

Lustig, Ihr Brüder! erhebt die Pokale,
Laßt weit erklingen das Lied!
Seht, wie sie winket und blinket die Schale,
Seht, wie sie schäumet und glüht.

Rausche, verrausche, du goldne Quelle,
Rolle, du feuriges Blut!
Bis in das Herz ergieß' dich, o Welle,
Wecke dort flammenden Muth.

Wecke der Freiheit lichten Gedanken,
Wecke des Menschenglücks Traum —
Weg mit des Alltags hemmenden Schranken,
Raum der Begeisterung, Raum!

Schlürfet vom duftigen Nectar der Reben,
Brüder, bis jung noch die Brust —
Wie seine Perlen verrinnt ja das Leben,
Und nur die Jugend ist Lust!

Auf deutschem Boden.

(1846.)

Komm', deutscher Schwärmer! reiche mir die Hand,
Und schwöre laut, ein Unrecht noch zu sühnen:
Du wirst das Land, wo Dante's Wiege stand,
Nicht schmäh'n — es schmähn' die sich des Spotts bedienen.

Italien, wiß', nicht „Welschland" heißt das Land
Der großen, ehrfurchtheischenden Ruinen;
Schien's auch „ein Grab mit Blumen an dem Rand",
Umschwebt blieb's doch vom alten Geist, dem kühnen.

Und wär's heut' noch „ein Grab" — aus diesem Grabe
Ging Tasso, Raphael, Bellini hervor;
Laß' uns dem Genius danken für die Gabe.

Du darfst es, Deutscher, ohne Scham und Röthe!
Blick' zum Olymp, dem Göttersitz, empor:
Von dort winkt, selbst ein Gott, Dir lächelnd Goethe.

Vision.

Oh, wer bist Du, lichtstrahlende Ahnung,
Die Du mild vor die Seele mir dringst,
Und im Traum meine fiebernde Stirne
Sanft mit kühlenden Rosen umschlingst?
Wie ein duftiges Märchen der Kindheit
Grüßt mich lächelnd Dein zauberisch' Bild,
Bald im Hauche der flüsternden Lüfte,
Bald im Abendstern, träumerisch mild.
Da durchzuckt mich ein wonniges Sehnen,
Ein Empfinden unsterblicher Macht:
Schon umfaßt Dich mein Arm — doch vergebens,
Mich umschwirrt nur ein Irrlicht der Nacht!
Oh, wer bist Du? — daß fromm zu Dir bethen
Könn' mein Herz, wenn ein Seraph Du bist,
Daß mein Aug' in Dein Aug' sich versenke,
Wenn Dein Loos nur ein irdisches ist!

An Franz Grillparzer. *

Ich weiß, es sollten einer Schwalbe Klagen
Es kaum versuchen, sich zu Dir zu heben,
Denn sonnenhoch ihr stolzes Herz zu tragen
Ist stolzen Adlern nur allein gegeben.

Doch sieh': der Sturm, der an dem Blätterrauschen
Der Eichen nur gewöhnt, er mag's doch leiden,
Soll er auch einmal dem Geflüster lauschen,
Das ihm entgegentönt vom Blatt der Haiden.

So zürn' auch Du dem Lied nicht, das sich leise
Zu Dir erschwingt, Du mächt'ger Sangesstreiter;
Denk' an des Hirtenknaben schlichte Weise:
Du hörst ihr zu — und gehst dann lächelnd weiter.

---

* An den Altmeister als Widmungsgedicht meiner ersten deutschen Liedersammlung („Glühende Liebe") gerichtet.

Wie ein Blümchen hold und mild!

Zart gewebt von Blumengeistern,
Selbst ein duftig' Blumenbild,
Bleibe immer, süßes Mädchen,
Wie ein Blümchen, hold und mild!

Wenn des Glückes goldene Sonne
Dich mit Glanz und Licht umspielt,
Lächle dankbar ihr entgegen,
Wie ein Blümchen, hold und mild!

Aber auch wenn eine Thräne,
Trüb wie Thau, Dein Auge füllt,
Trag's geduldig und ergeben,
Wie ein Blümchen, hold und mild!

Und wenn's dann, nach vielen Lenzen,
Einst dem Sturm zu weichen gilt,
Neig' Dein Köpfchen still, und ende —
Wie ein Blümchen, hold und mild!

Der hohen Braut: Elisabeth von Baiern.

(Aus dem „Österreichischen Frühlingsalbum". 1854.)

Als ich zuerst Dein lächelnd' Bild gesehen,
Hold wie ein Traum, gewebt aus Licht und Duft,
Fühlt' ich süßkosend meine Stirn umwehen
Wie junge, frische, sanfte Frühlingsluft.

Ich sah sich Amoretten selig wiegen
Auf Mund und Aug' und Haar, wie Seide weich,
Und frug mich selbst: was spricht aus diesen Zügen
So anmuthvoll, so lieblich, wonnereich?

Ist's eine Fee, dem Zauberbann entsprungen,
Ist's einer Rose freudetrunk'ner Geist,
Ist es ein Stern, zum Staub herabgedrungen,
Ein guter Stern, der uns nun mild umkreist?

Da rief's in mir mit jubelndem Entzücken:
„Nicht doch — sie ist's, die holde Poesie,
Die, um ein edles Dasein zu beglücken,
Sich selbst die Formen eines Mädchens lieh!"

Das Frauenherz. *

Frauenherz und Frauenliebe,
Wie so tief, ach! wie so innig,
Wie so duldend und ergeben,
Wie so heilig, wie so sinnig!
Ewig hoffend und vertrauend,
Ewig schaffend, ewig wagend,
Ewig labend, nie versiegend,
Ewig tragend, nie verzagend:

Bist ein Genius, mild und lächelnd,
Der die Menschheit segnend grüßet,
Der sie hütet und sie tröstet,
Ihr vom Aug' die Thränen küsset;
Bist das Meer, das unergründlich
Ewig wogt und ewig fluthet,
Bist der Pelikan, der rettend
Sich verwundet und verblutet.

Werden auch im Kampf des Lebens
Treulos Menschen sonst auf Erden,
Wird auch Alles, Alles wankend —
Frauenherz wird's nimmer werden!

Am Scheideweg.

. . . .
Dort eine Zeit, die, alt und todgeweiht,
Verzweifelnd stirbt, und zuckend noch sich hält
An einst'gen Glanz. Denn schön war diese Zeit,
Und stolz, und froh, und tüchtig ihre Welt.
Hier aber ein Gespenst, das, fremdgestaltet,
Unheimlich, mühsam, sich aus Nacht erhebt;
Es kann so schnell nicht vorwärts, als es strebt,
Es kann zurück nicht, denn sein Fatum waltet.
Das Haupt verhüllt, nach Zielen krampfhaft zeigend,
Die fern abliegend sind, und unbekannt
So taucht es auf, geheimnißvoll und schweigend —
Das Räthsel ist's „die neue Zeit" genannt.
Dazwischen liegt das Heute, leiden wir
(Zum schweren Fluch der Halbheit auserkoren)
An Unhaltbarem dort, Unfert'gem hier —
Weh' uns, die wir zu solcher Frist geboren!

---

* Aus: „Gottlieb. Ein Stillleben." Leipzig, Engelmann 1870.

Die beiden Pole.

Wo Licht, auch Schatten — so, wo Lieb', auch Haß!
Vereint nur sind sie echt, wie Ernst und Scherz;
Was die zwei Pole für Magnete, Das
Sind Lieben, Hassen für das Menschenherz.

Nur sei die Liebe für das Wahre wahr,
Nur sei der Haß für das ganz Schlechte ganz;
Der Allerwelt-Scheinfreunde große Schaar
Nahm ja dem Lieben, Hassen allen Glanz.

Wie lieb' ich sie, die Ernsten, Echten, Kleinen,
Des Unrechts Opfer ungerechter Zeit!
Ob auch geschmäht vom Cliquenthum, Ihr Reinen,
Sind Eures Herzens „Fetzen" doch geweiht.
Wie haß' ich sie, die Schwätzer, Falschen, Frechen,
Der Lüge Helden, die mit blinder Wuth,
Aus eitler Selbstsucht, Wirrniß und Verbrechen
Streu'n in der Menschheit helle, reine Fluth!
Doch Lieb' und Haß demselben Quell entfließen,
Der tief im Busen rauscht: Gerechtigkeit;
Dir, Gott, Dir leg' ich beide sie zu Füßen:
Entscheide, richte Du — ich bin bereit.

Gebet.

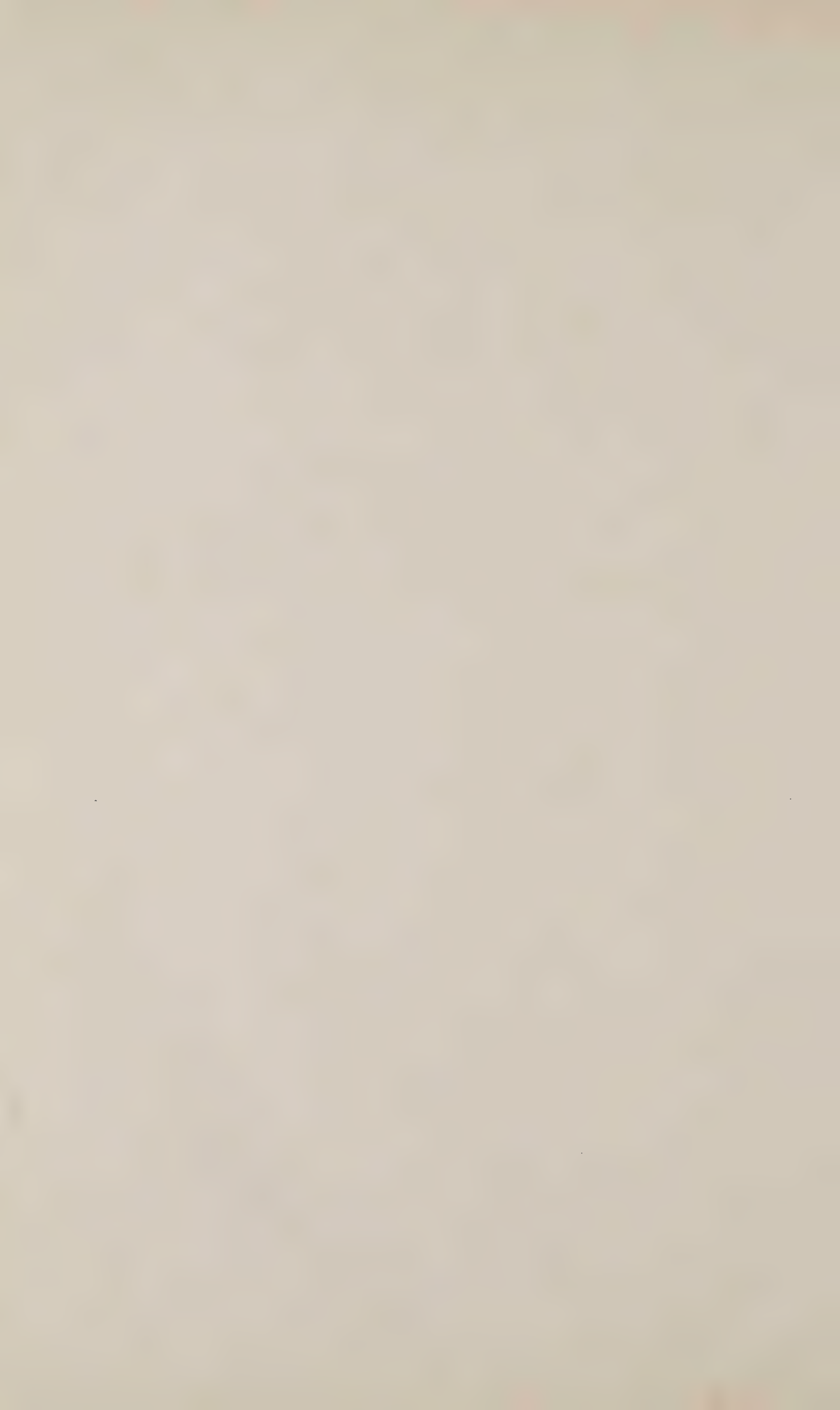
Von

Carl Beck.

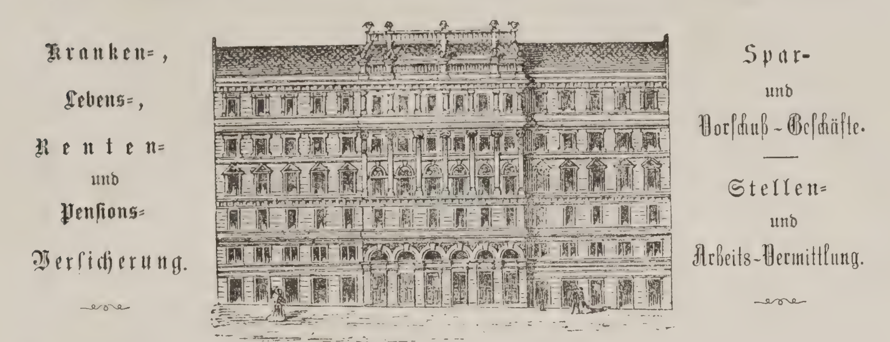
Gebet! Wie Heimweh in der Fremde geht
Der fromme Trieb uns nach zu guter Stunde;
Zum Wiedersehenskuß wird das Gebet,
Mit dem du hangen bleibst am Vatermunde.
Gebet erscheint mit seliger Bedrängniß
In unbefleckter Brust als Gottempfängniß,
Am reinsten, wenn es staunend ob der Pracht
Des Weltalls vor Entzücken weint und lacht,
Als Gnadenspruch vom Richterstuhle tönt,
Als Händedruck dem Gegner dich versöhnt,
Am Herd des Armen als Erbarmen weilet,
Als Wissenschaft des Volkes Wahn zertheilet,
In Farben, Lied und Marmor leibt und lebt,
Als erste Liebe dir im Busen webt.

Auch mir ist Beten Drang, Erholung, Pflicht,
Doch mein Gebet bedarf der Zeichen nicht;
Ich heische Nichts, ich danke stumm für Alles;
Bedarf des Priesters nicht, des Glockenschalles;
Bin nie gegangen auf die bange Suche
Nach meinem Herrn in einem Psalmenbuche.
Ich bete nur auf eigenes Geheiß,
Ich ahne Gott, ich glaube nicht, ich weiß,
Sieh, Ahnung ist bereits ein dunkles Wissen;
Ich fühle Gott als Haupt in seinem Haus,
Ich thue recht, der Läuterung beflissen,
Ich schaffe, lebe mich harmonisch aus,
Ich bete so! Die Worte kann ich missen,
Zum Kerne gehts, die Schalen sind zerrissen.





Erster allgem. Beamten-Verein der österr. ungar. Monarchie.



Vereinshaus in Wien, Kolingasse Nr. 15 — 17, nächst dem Schottenring.

Zweck des Vereines.

Wahrung und Förderung der materiellen, geistigen und socialen Interessen des Beamtenstandes nach den Grundsätzen der Gegenseitigkeit und Selbsthilfe.

Vereins-Wirksamkeit (seit dem Jahre 1865).

Versicherung von Krankengeldern und ärztlicher Pflege. — Versicherung von Capitalien und Renten auf den Lebens- und Todesfall. — Versicherung von Invaliditäts-Pensionen. — Spar- und Vorschuß-geschäfte. — Beschaffung von Dienst-Cautionen. — Vermittlung von Dienststellen. — Vertretung des Beamtenstandes in seinen dienstlichen und bürgerlichen Interessen. — Stipendien-Vertheilung für Töchter und Waisen mittelloser Beamten. — Unterstützung der vom Unglück betroffenen Standesgenossen.

Ergebnisse (Ende October 1875)

Zahl der beigetretenen Mitglieder 43.525
Vereins-Filialen mit gewählten Localausschüssen 112
Zahl der Vereinsärzte, Bevollmächtigten und Agenten 1.825
In Kraft stehende Versicherungen . . . . 23,858.676 fl.
Ausgezahlte Versicherungssummen seit Bestehen des Vereins . . . . 1,026.555 fl.
Eingezahlte Antheilseinlagen in 70 Vorschuß-Consortien (Ende Juni 1875) . . . . 2,062.995 fl.
Ertheilte Vorschüsse im Jahre 1874 . . . . 2,502.516 fl.
Erbauung eines großen Vereinshauses als Capitals-Anlage der Versicherungs-Prämienreserve im Werthe von . . . . 570.000 fl
Erwirkung einer neuen Rang- und Gehaltsregulirung der österreichischen Staatsbeamten nach den in den Denkschriften des Vereines entwickelten Grundsätzen.
Herausgabe einer Zeitschrift zur Vertretung der Beamten-Interessen.
Herausgabe eines literarischen Jahrbuches „Die Dioskuren“.

Vereins-Vermögen.

Prämien-Reservefond der Versicherungsabtheilungen (Ende October 1875) circa . . . . 1,521.000 fl.
Vermögen der autonomen Vorschuß-Consortien . . . . 2,108.000 fl.
Unterrichtsfond circa . . . . 15.700 fl.
Witwen- und Waisenhaus-Stiftung . . . . 100.000 fl.
Die Vereinsfonde sind angelegt: im Vereinshause, in Pfandbriefen, Prioritäten sowie in Darlehen auf Hypotheken und an die Consortien. Sämmtliche Effecten sind bei der k. k. Nationalbank in Aufbewahrung.

Vereins-Umfang.

Das ganze Gebiet der österreichisch-ungarischen Monarchie.

Sämmtliche Staats-, Landes-, Gemeinde-, Industrie-, Verkehrs- und Herrschaftsbeamte, Officiere, Seelsorger, Advocaten, Lehrer, Notare, Aerzte können dem Vereine gegen eine Eintrittsgebühr von 2 fl. beitreten. Als Theilnehmer an den Versicherungsabtheilungen werden auch andere Personen angenommen. — Die Prämientarife sind niedriger als bei allen anderen Versicherungsanstalten.

Vereins-Verwaltung.

Durch die Generalversammlung sämmtlicher Mitglieder. — Durch den von dieser gewählten Verwaltungsrath und ständigen Ueberwachungsausschuß in Wien. — Durch die Local- (Consortial-) Versammlungen und Ausschüsse der Mitgliedergruppen. Alle diese Functionen sind Ehrenämter und unentgeltlich.

Berichtigung.

Seite 163, Zeile 3 von oben: Statt Friedrich Ritter von Heintl, richtig Friedrich Ritter von Hentl.



